

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XXXIII.

(October — November — December 1882.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Aiden, Karl Hilberg. — Basel, Chr. Meyer. — Brüssel, E. Buquard's Hofbuchhandlung. — Breslau, E. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Ayres, S. Jacobsen & Co. — Bularch, Eitschel & Co. — Caspelt, J. D. Hofe. — Herrmann Michaelis. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. — E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorenz & Keil. — Kopenhagen, Kbh. Fred. Høst & Sohn. — Wilm. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Schell. — London, Dulau & Co. — D. Nutt. — A. Siegle. — Krakauer & Co. — Williams & Korgate. — Luzern, Deleschal's Buchhandlung. — Lyon, G. Seroy. — Mailand, Ulrich Hoepfl. — Ritten, Fr. Lucas. — Montevideo, S. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. — Alexander Lang. — Entsch'sche Buchhandlung. — Neapel, Detten & Koch. — U. Hoepfl's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stecher. — E. Steiger & Co. — Odeffa, Emil Berndt's Buchhandlung. — J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. — Haas & Steinert. — F. Wieseg. — Petersburg, Aug. Deubner. — Carl Ritter. — D. Schmidt's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Horati. — Vifa, Ulrich Hoepfl. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Rio. — J. Deubner. — R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, G. Zaemmerl & Co. — Rom, Loefcher & Co. — Rotterdam, van Dengel & Gelfel. — San Francisco, Fr. Will. & D. Hartmann. — Stockholm, Samson & Wallin. — Lannada (Süd-Australien), F. Bayebow. — Tiflis, G. Baerenkam. — Valparaiso. — G. F. Riemeyer. — Warschau, E. Mendel & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. — Wilhelm Fric. — D. Manz. — Odessa, G. Meyers & Co. — Zürich, C. M. Ebél.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unter sagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiunddreißigsten Bande (October — December 1882).

	Seite
I. Page Seubelfing. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer	1
II. Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrs- wesen. Von E. Hoffmann	30
III. Elba. Eine Studie von E. Reyer . I. Portoferraio. — II. Ost- Elba	57
IV. Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Von Ernst Haeckel	69
V. Zur Geschichte der römischen Frage und des Garantien- gesetzes. Von Flaminio	93
VI. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officers. I. II.	118
VII. Der Abend vor der Hochzeit. Novelle von Ch. Richard	142
VIII. Politische Rundschau	162
IX. Neuere philosophische Literatur	170
X. Mr. Griswold's Autoren- und Sachregister der „Deut- schen Rundschau“	173
XI. Literarische Notizen	174
XII. Bibliographie	175
XIII. Das Maler-Majorle. Novelle von Gustav zu Putlitz . I.	177
XIV. Indische Reisebriefe von Ernst Haeckel . VII. Die Kaffee- Districte des Hochlandes. — Aurellia. — Am Ende der Welt. — Der schwarze Fluß. — Heimwärts über Aegypten	215
XV. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officers. III. IV.	251
XVI. Elba. Studie von E. Reyer . III. Älteste Geschichte von Elba. — IV. West-Elba. — V. Marciana: Land und Leute	274
XVII. Die zweiundfünfzigste Versammlung der britischen Naturforscher. Von E. du Bois-Reymond	290

(Fortsetzung umkehrend.)

	Seite
XVIII. Individualismus in den Vereinigten Staaten. Eine Stimme aus Amerika	308
XIX. Politische Rundschau	315
XX. Neue Faust-Commentare. Von Wilhelm Scherer	321
XXI. Der Walujew'sche Roman	325
XXII. Presber's „Rheinische Novellen“	328
XXIII. Literarische Notizen	331
XXIV. Bibliographie	335
XXV. Das Maler-Majorle. Novelle von Gustav zu Putlitz . II. (Schluß.)	337
XXVI. Der Islâm. Von Prof. Ch. Nöldeke in Straßburg	378
XXVII. Die Anfänge der Universitätsverfassung. Von Professor Dr. Behrend	403
XXVIII. Aus dem Gebiete der Social-Physiologie. Von L. K. v. Neumann-Spallart	417
XXIX. Henry Thomas Buckle. Von Julius Rodenberg	440
XXX. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. V. VI.	455
XXXI. Die Hamilton'sche Sammlung	479
XXXII. Politische Rundschau	482
XXXIII. Weihnachtsliteratur	490
XXXIV. Literarische Notizen	494
XXXV. Bibliographie	495

Page Leubelsing.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

I.

In dem Contor eines unweit St. Lorenz gelegenen Nürnbergischen Patrizierhauses saßen sich Vater und Sohn an einem geräumigen Schreibtische gegenüber, der Abwicklung eines bedeutenden Geschäftes mit gespanntester Aufmerksamkeit obliegend. Beide, jeder für sich auf seinem Stücke Papier, summirten sie dieselbe lange Reihe von Posten, um dann zu wünschbarer Sicherheit die beiden Ergebnisse zu vergleichen. Der schwächliche Jüngling, der dem Vater aus den Augen geschnitten war, erhob die spitze Nase zuerst von seinen zierlich geschriebenen Zahlen. Seine Addition war beendigt und er wartete auf den bedächtigeren Vater nicht ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit in dem schmalen sorgenhaften Gesichte — als ein Diener eintrat und ein Schreiben in großem Format mit einem schweren Siegel überreichte. Ein Cornett von den schwedischen Carabinieren habe es gebracht. Er beschaue sich jetzt nebenan den Rathssaal mit den weltberühmten Schildereien und werde pünktlich in einer Stunde sich wieder einfinden. Der Handelsherr erkannte auf den ersten Blick die kühnen Schriftzüge der Majestät des schwedischen Königs Gustav Adolf und erschrak ein wenig über die große Ehre des eigenhändigen Schreibens. Die Befürchtung lag nahe, der König, den er in seinem neuerbauten Hause, dem schönsten von Nürnberg, bewirthe und gefeiert hatte, möchte bei seinem patriotischen Gastfreunde ein Anleihen machen. Da er aber unermesslich begütert war, und die Gewissenhaftigkeit der schwedischen Rentkammer zu schätzen wußte, erbrach er das königliche Siegel ohne sonderliche Besorgniß und sogar mit dem Anfange eines prahlerischen Lächelns. Kaum aber hatte er die wenigen Zeilen des in königlicher Kürze verfaßten Schreibens überflogen, wurde er bleich wie über ihm die Stuccatur der Decke, welche in hervorquellenden Massen und aufdringlicher Gruppe die Opferung Isaaks durch den eigenen Vater Abraham darstellte. Und sein guter Sohn, der ihn beobachtete, erlebichte ebenfalls, aus der plötzlichen Entfärbung des vertrockneten

Gefichtes auf ein großes Unheil rathend. Seine Bestürzung wuchs, als ihn der Alte über das Blatt weg mit einem wehmüthigen Ausdrucke väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. „Um Gottes willen,“ stotterte der Jüngling, „was ist es, Vater?“ Der alte Teubelfing, denn diesem vornehmen Handelsgeschlechte gehörten die Beiden an, bot ihm das Blatt mit zitternder Hand. Der Jüngling las:

„Lieber Herr!

Wissend und Uns wohl erinnernd, daß der Sohn des Herrn den Wunsch in sich nährt, als Page bei Uns einzutreten, melden hiermit, daß dieses heute geschehen und völlig werden mag, bieweil Unser voriger Page, der Max Beheim seliger † (mit nachträglicher Ehrenmeldung des vorvorigen, Uken Stromers seligen † und des fürdervorigen, Göhen Luchers seligen †) heute bei währendem Sturme nach beiden ihme von einer Stückugel abgerissenen Beinen in Unsern Armen gottselig entschlafen ist. Es wird Uns zu besonderer Genußthuung gereichen, wieder Einen aus der evangelischen Reichsstadt Nürnberg, welcher Stadt Wir fürnehmlich gewogen sind, in Unsern nahen Dienst zu nehmen. Eines guten Unterhaltes und täglicher christlicher Vermahnung seines Sohnes kann der Herr gewiß sein.

Des Herrn wohl affectionirter

Gustavus Adolphus Rex.“

„O du meine Güte,“ jammerte der Sohn, ohne sein zages Herz vor dem Vater zu verbergen, „jetzt trage ich meinen Todtenschein in der Tasche und Ihr, Vater — mit dem schuldigen Respect gesprochen — seid der Ursacher meines frühen Hinschieds, denn wer als Ihr könnte dem Könige eine so irrthümliche Meinung von meinem Wünschen und Begehren beigebracht haben? Daß Gott erbarm!“ und er richtete seinen Blick aufwärts zu dem gerade über ihm schwebenden Messer des gypfenen Erzvaters.

„Kind, Du brichst mir das Herz!“ versetzte der Alte mit einer kargen Thräne. „Vermaledeit sei das Glas Tokayer, das ich zuviel getrunken —“

„Vater,“ unterbrach ihn der Sohn, der mitten im Glend den Kopf wo nicht oben, doch klar behielt, „Vater, berichtet mir, wie sich das Unglück ereignet hat.“ „August,“ beichtete der Alte mit Berkürschung, „Du weißt die große Gasterei, die ich dem Könige bei seinem ersten Einzuge gab. Sie kam mich theuer zu stehen —“

„Dreihundertneunundneunzig Gulden elf Kreuzer, Vater, und ich habe nichts davon gekostet,“ bemerkte der Junge niedergeschlagen, „denn ich hütete die Kammer mit einer nassen Bausche über dem Auge.“ Er wies auf sein rechtes. „Die Gustel, der Wildfang, halb unsinnig und närrisch vor Freude, den König zu sehen, hatte mir den Federball in's Auge geschmissen, da gerade ein Trompetenstoß schmetterte und sie glauben ließ, der Schwede halte Einzug. Aber redet, Vater —“

„Nach abgetragendem Essen bei den Früchten und Relchen erging ein Sturm von Jubel oben durch den Saal und unten über den Platz durch das Kopf an Kopf versammelte Volk. Alle wollten sie den König sehen. Humpen dröhnten, Gesundheit wurden bei offenen Fenstern ausgebracht und oben und unten bejauchzt. Dazwischen schreit eine klare, durchbringende Stimme: „Hoch Gustav

König von Deutschland!" Jetzt wurde es mäuschenstill, denn das war ein starkes Ding. Der König spitzte die Ohren und strich sich den Zwickel. „Solches darf ich nicht hören," sagte er. „Ich bringe ein Hoch der evangelischen Reichsstadt Nürnberg!" Nun bricht erst der ganze Jubel aus. Stücke werden auf dem Plaze gelöst, Alles geht drüber und drunter! Nach einer Weile drückt mich die Majestät von ungefähr in eine Ecke. „Wer hat den König von Deutschland hoch leben lassen, Leubelfing?" fragte er mich unter der Stimme. Nun sticht mich alten betrunkenen Esel die Prachlsucht" — Leubelfing schlug sich vor die Stirn, als klage er sie an, ihn nicht besser berathen zu haben — „und ich antworte: „Majestät, das that mein Sohn, der August. Dieser spannt Tag und Nacht darauf, als Page in Euren Dienst zu treten." Trotz meines Rausches wußte ich, daß der König drei andere Nürnberger im Pagendienst habe und dieser überzählig besetzt sei. Ich sagte es auch nur, um hinter meinen Nachbarn, dem alten Lucher und dem Großmaul, dem Beheim, nicht zurückzubleiben. Wer konnte denken, daß der König die ganze Nürnberger Waare in Bayern verbrauchen würde —"

„Aber, hätte der König mich mit meinem blauen Auge holen lassen?"

„Auch das war vorbedacht, August! Der verschmißte Spitzbube, der Charnacs, lärmte im Vorzimmer. Schon dreimal hatte er sich melden lassen und war nicht mehr abzutreiben. Der König bat ihn dann einzutreten und hat den Ambassadeur vor uns Patriziern gehubelt, daß es für einen deutschen Mann ein Ergötzen und eine Erbauung war. Nichts von alledem hatte ich in der Geschwindigkeit unertwogen gelassen —"

„So viel und so wenig Weisheit, Vater!" klagte der Junge philosophisch.

Dann steckten die Beiden die Köpfe zusammen, um eine Remedur zu suchen, wie sie es nannten, jetzt unter der Stimme flüsternd, welche sie vorher in ihrer Aufregung, uneingedenk der im Nebenzimmer hantirenden Angestellten und Lehrlinge, zu dämpfen vergessen hatten. Aber sie fanden keinen Rath und ihre Geberden wurden immer ängstlicher und peinlicher, als im Gange draußen ein marktiger Alt das Leiblieb Gustav Adolfs anstimmte:

„Verzage nicht, du Häuslein klein,
Ob auch die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören!"

und ein tannenschlankes Mädchen mit kurzgeschnittenen Haaren, knabenhaften Formen und ziemlich reitermäßigen Manieren eintrat.

„Willst Du uns die Ohren zersprengen, Base?" zankten die beiden Leubelfinge. Sie, das trübseelige Paar musternd, erwiderte: „Ich komme Euch zum Essen zu rufen. Was hat's gegeben, Herr Ohm und Herr Better? Ihr habt ja Beide ganz bleiche Nasenspitzen!" Der zwischen den Hilflosen liegende Brief, den das Mädchen ohne Weiteres ergriff, und als sie die kräftig hingeworfene Unterschrift des Königs gelesen, mit leidenschaftlichen Augen verschlang, erklärte ihr den Schrecken. „Zu Tische, Herren!" sagte sie und schritt den Beiden voran in das Speisezimmer. Hier aber ging es dem gutherzigen Mädchen selber nahe, wie den Leubelfingen jeder Bissen im Munde quoll. Sie ließ abtragen, setzte ihren Stuhl zurück, kreuzte die Arme, schlug unter ihrem blauen Rocke, an

dessen Gurt die Tasche und der Schlüsselbund hing, ein schlankes Bein über das andere und ließ sich, horchend und nachdenkend, den ganzen verhänglichen Handel vortragen; denn sie schien vollständig zum Hause zu gehören und sich darin mit ihrem festen Wesen eine entschiedene Stellung erobert zu haben.

Die Leubelfinge erzählten. „Wenn ich denke,“ sagte dann das Mädchen muthig, „wer es war, der das Hoch auf den König ausbrachte!“

„Wer denn?“ fragten die Leubelfinge, und sie antwortete: „Niemand anders als ich.“

„Hol' Dich der Henker, Mädchen!“ grollte der Alte. „Gewiß hast Du den blauen schwedischen Soldatenrock, den Du Dir im Schrank hinter Deinen Schürzen aufhebst, angezogen und Dich in den Speisesaal an Deinen Götzen hinangeschlichen, statt Dich züchtig unter den Weibern zu halten.“

„Sie hätten mir den hintersten Platz gegeben,“ versetzte das Mädchen zornig, „die kleine Hallerin, die große Holzschuherin, die hochmüthige Ebnerin, die schiefe Geuderin, die alberne Greßerin, tutte quante, die dem Könige das Geschenk unsrer Stadt, die beiden silbernen Trinkschalen, die Himmelstugel und die Erdtugel, überreichen durften.“

„Wie kann ein schamhaftes Mädchen, und das bist Du, Gustel, es nur über sich bringen, Männertracht zu tragen!“ maulte der zimperliche Jüngling.

„Das heißt,“ erwiderte das Mädchen ernst, „die Tracht meines Vaters, wo noch neben der Brusttasche das gestopfte Loch sichtbar ist, das der Degen des Polen gerissen hat. Ich brauche nur einen schrägen Blick zu thun“ — sie that ihn, als trüge sie die väterliche Tracht —, „so sehe ich den Riß und es wirkte wie eine Predigt. Dann,“ schloß sie, aus dem Ernst nach ihrer Art in ein Lachen überspringend, „wollen mir die Weiberröcke auch gar nicht sitzen. Kein Wunder, daß sie mich schlecht kleiden, bin ich doch bis fast in mein sechzehntes Jahr mit der Mutter in kurzem Habit zu Rosse gefessen.“

„Liebe Base,“ jammerte der junge Leubelfing nicht ohne eine Mischung von Zärtlichkeit, „seit dem Tode des Vaters bist Du hier wie das Kind des Hauses gehalten, und nun hast Du mir das eingebrockt! Du lieferst Deinen leibhaftigen Vetter wie ein Lamm auf die Schlachtbank! Der Hß wurde durch die Stirn geschossen, der Gök durch den Hals!“ Ihn überlief eine Gänsehaut. „Wenn Du mir wenigstens einen guten Rath wüßtest, Base!“

„Einen guten Rath,“ sagte sie nachdrücklich, „den will ich Dir geben: halte Dich als ein Mann, als ein Leubelfing!“

„Ein Leubelfing!“ gistelte der alte Herr. „Muß denn jeder Leubelfing ein Kaufbold sein, wie der Rupert, Dein Vater, Gott hab' ihn selig, der mich, den Aeltern, er ein Zehnjähriger, auf einem Leitertwagen entführte, umwarf, heil blieb und mir zwei Rippen brach? Welche Laufbahn! Mit Fünfzehn zu den Schweden durchgegangen, mit Siebzehn eine Fünfzehnjährige vor der Trommel geheirathet, mit Neunzehn in einem Kaufhandel das Zeitliche gesegnet!“

„Das heißt,“ sagte das Mädchen, „er fiel für die Ehre meiner Mutter —“

„Weißt Du mir keinen Rath, Guste?“ drängte der junge Leubelfing. „Du kennst das Lager, den Krieg, die militärischen Gebräuche. Auf was kann ich mich bei dem Könige gültig ausreden?“

Sie brach in ein tolles Gelächter aus. „Wir wollen Dich,“ sagte sie, „wie den jungen Achill im Bildwerk am Ofen dort unter die Mädchen stecken, und wenn der listige Ulysses vor ihnen das Kriegszeug ausbreitet, wirfst Du nicht auf ein Schwert losspringen.“

„Weißt Du was,“ versetzte der Jüngling geärgert, „gehe Du als Page zu dem König! Er wird, bubenhaft wie Du ausiehst und Dich beträgst, das Mädchen in Dir ebenso wenig vermuthen, als der Ulysses am Ofen, von dem Du fabelst, in mir den Buben errathen hätte! Mach' Dich auf zu Deinem Abgott und bet' ihn an! Am Ende,“ fuhr er fort, „wer weiß, ob Du das nicht schon lange in Dir trägst? Träumest Du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem Du als Kind in der Welt herumgefahren bist, wachend und schlafend. Als ich vorgestern auf meine Kammer ging, an der Deinigen vorüber, hörte ich Deine Traumstimme schon von weitem. Ich brauchte wahrlich mein Ohr nicht an's Schlüffeloch zu halten. „Der König! Wache heraus! Präsentirt Gewehr!“ Er ahmte das Commando mit schriller Stimme nach.

Die Jungfrau wandte sich ab. Eine Purpurröthe war ihr in Wangen und Stirne geschossen. Dann zeigte sie wieder die warmen lichtbraunen Augen und sprach: „Nimm Dich in Acht! Es könnte dahin kommen, wäre es nur, damit der Name Leubelfing nicht von lauter Memmen getragen wird!“

Das Wort war ausgesprochen und ein kindischer Traum hatte Gestalt gewonnen als ein dreistes aber nicht unmögliches Abenteuer. Das väterliche Blut lockte. Des Muthes und der Berwegenheit war ein Ueberfluß. Aber die maidliche Scham und Zucht — der Vetter hatte wahrhaftes Zeugniß abgelegt — und die Ehrfurcht vor dem Könige thaten Einspruch. Da ergriff sie der Strudel des Geschehens und riß sie mit sich fort.

Der schwedische Cornett, welcher das Schreiben des Königs gebracht hatte und den neuen Pagen in's Lager führen sollte, meldete sich. Statt in die grauen Mauerbilder Meister Abrecht's hatte er sich in eine lustige Weinstube und in einen goldgefüllten grünen Römer vertieft, ohne jedoch den Glockenschlag zu überhören. Der alte Leubelfing, in Todesangst um seinen Sohn und um seine Firma, machte eine Bewegung, die Kniee seiner Nichte zu umfassen, nicht anders als um den Körper seines Sohnes bittend der greise Priamus die Kniee Achill's umarmte, während der junge Leubelfing an allen Gliedern zu schlottern und mit den Zähnen zu klappern begann. Das Mädchen machte sich mit einem krampfhaften Gelächter los und entsprang durch eine Seitenthür gerade einen Augenblick ehe sporenklirrend der Cornett eindrang, ein Jüngling, dem der Muthwille und das Lebensfeuer aus den Augen spritzte, obwohl er in der strengen Zucht seines Königs stand.

Auguste Leubelfing wirthschaftete hastvoll, wie berauscht in ihrer Kammer, packte einen Mantelsack, warf sich eifertig in die Kleider ihres Vaters, die ihrem schlanken und knappen Wuchs wie angegossen saßen, und dann auf die Kniee zu einem kurzen Stoßseufzer, um Vergebung und Begünstigung des Abenteuers betend.

Als sie wieder den untern Saal betrat, rief ihr der Cornett entgegen: „Rasch, Herr Kamerad! Es eilt! Die Kasse scharren! Der König erwartet

uns! Nehmt Abschied von Vater und Vetter!" und er schüttelte mit einem Zug den Inhalt des ihm vorgesezten Römers hinter seinen feinen Spitzentragen.

Der in schwedische Uniform gekleidete Scheinjüngling neigte sich über die vertrocknete Hand des Alten, küßte sie zweimal mit Rührung und wurde von ihm dankbar gesegnet; dann aber plötzlich in eine unbändige Lustigkeit übergehend, ergriff der Page die Rechte des jungen Reubelsing, schwang sie hin und her und rief: „Lebt wohl, Jungfer Base!“ Der Cornett schüttelte sich vor Lachen: „Hol' mich, straf' mich — was der Herr Kamerad für Späße vorbringt! Mit Gunst und Verlaub, mir fiel es gleich ein: das reine alte Weib, der Herr Vetter! in jedem Zug, in jeder Geberde, wie sie bei uns in Finnland singen:

Ein altes Weib auf einer Ofengabel ritt —

„Hol' mich, straf' mich!“ Er entführte mit einem raschen Handgriff dem aufwartenden Stubenmädchen das Häubchen und stülpte es dem jungen Reubelsing auf den von sparfamen Flachshaaren umhangenen Schädel. Die spitzige Nase und das rückwärts fliehende Kinn vollendeten das Profil eines alten Weibes.

Jetzt legte der leichtbezechte Cornett seinen Arm vertraulich in den des Pagen. Dieser aber trat einen Schritt zurück und sprach, die Hand auf dem Knopfe des Degens: „Herr Kamerad! Ich bin ein Freund der Reserve und ein Feind naher Berührung!“

„Boß!“ sagte dieser, stellte sich aber seitwärts und gab dem Pagen mit einer höflichen Handbewegung den Vortritt. Die zwei Wildfänge raffelten die Treppe hinunter.

Lange noch rathschlagten die Reubelsing. Daß für den jungen, welcher seine Identität eingebüßt hatte, des Bleibens in Nürnberg nicht länger sei, war einleuchtend. Schließlich wurden Vater und Sohn einig. Dieser sollte einen Zweig des Geschäftes nach Kurfachsen, und zwar nach der aufblühenden Stadt Leipzig verpflanzen, nicht unter dem verschärzten patrizischen Namen, sondern unter dem plebejischen „Laubfinger“, nur auf kurze Zeit, bis der jehige August von Reubelsing neben dem Könige vom Roß auf ein Schlachtfeld und in den Tod gestürzt sei, welches Ende nicht werde auf sich warten lassen.

Als nach einer langen Sitzung der Vertauschte sich erhob und seinem Bild im Spiegel begegnete, trug er über seinen verstorbenen Zügen noch das Häubchen, welches ihm der schwedische Taugenichts aufgesetzt hatte.

II.

„Höre, Page Reubelsing! Ich habe ein Hühnchen mit Dir zu pflücken. Wenn Du mit Deinen flinken Fingern in den dringendsten Fällen dem Könige meinem Herrn eine aufgehende Naht seines Rockes zunähen oder einen fehlenden Knopf ersetzen würdest, vergäbest Du Deiner Pagenwürde nicht das Geringste. Hast Du denn in Nürnberg Mütterchen oder Schwesterchen nie über die Schulter auf das Nähstiffen geschaut? Ist es doch eine leichte Kunst, welche Dich jeder schwedische Soldat lehren kann. Du rümpfst die Stirne, Unfreundlicher? Sei artig und folgsam! Sieh' da mein eigenes Besteck! Ich schenk' es Dir.“

Und die Brandenburgerin, die Königin von Schweden reichte dem Pagen Reubelsing ein Besteck von englischer Arbeit mit Zwirn, Fingerhut, Nadel und

Scheere. Dem Könige aus eifersüchtiger Zärtlichkeit überallhin nachreisend, hatte sie ihn mitten in seinem unseligen Lager bei Nürnberg, wo er einen in dasselbe eingeschlossenen, vom Kriege halb verwüsteten Edelsitz bewohnte, mit ihrem kurzen Besuche überrascht. In den widerstrebenden Händen des Pagen öffnete sie das Etui, enthob ihm den silbernen Fingerhut und steckte denselben dem Pagen an mit den holdseligen Worten: „Ich binde Dir's auf's Gewissen, Teubelfing, daß mein Herr und König stets propre und vollständig einhergehe.“

„Den Teufel scher' ich mich um Nähte und Knöpfe, Majestät,“ erwiderte Teubelfing unmuthig erröthend, aber mit einer so drolligen Miene und einer so angenehmen markigen Stimme, daß die Königin sich keineswegs beleidigt fühlte, sondern mit einem herablassenden Gelächter den Pagen in die Wange kniff. Diesem tönte das Lachen hohl und albern, und der Reizbare empfand einen Widerwillen gegen die erlauchte Fürstin, von welchem diese gutmüthige Frau keine Ahnung hatte.

Doch auch der König, welcher auf der Schwelle des Gemaches den Auftritt belauscht hatte, brach jetzt in ein herzliches Gelächter aus, da er seinen Pagen mit dem Raufbege an der linken Hüfte und einem Fingerhut an der rechten Hand erblickte. „Aber Gust,“ sagte er dann, „Du schwörst ja wie ein Papißt oder ein Heide! Ich werde an Dir zu erziehen haben.“

In der That achtete Gustav Adolf es nicht für einen Raub, die Krone zu tragen. Wie hätte er, welcher — ohne Abbruch der militärischen Strenge — jeden seiner Leute, auch den Geringsten, mit menschlichem Wohlwollen behandelte, dieses einem gutgearteten Jüngling von angenehmer Erscheinung versagt, der unter seinen Augen lebte und nicht von seiner Seite weichen durfte. Auch vergaß er es dem jungen Nürnberger nicht, daß dieser an jenem folgenschweren Bankett ihn als den „König von Deutschland“ hatte hoch leben lassen, den möglichen ruhmreichen Ausgang seines heroischen Abenteurers in eine kühne prophetische Formel fassend.

Eine zärtliche und wilde, selige und ängstliche Fabel hatte der Page schon neben seinem Helden gelebt, ohne daß der arglose König eine Ahnung dieses verstoffenen Glückes gehabt hätte. Berauschte Stunden, gerade nach vollendeten achtzehn unmündigen Jahren beginnend und diese auslöschend wie die Sonne einen Schatten! Eine Jagd, eine Flucht süßer und stolzer Gefühle, quälender Befürchtungen, verhehlter Wonnen, klopfender Pulse, beschleunigter Athemzüge, soviel nur eine junge Brust fassen und ein leichtsinniges Herz genießen kann in der Vorstunde einer tödtenden Kugel oder am Vorabend einer beschämenden Enttarnung!

An dem Abende, da der nürnbergische Junker August Teubelfing von dem Cornett dem Könige vorgestellt worden war, hatte der Beschäftigte kaum einen Augenblick gefunden, seinen neuen Pagen flüchtig in's Auge zu fassen. So wurde dieser einer frechen Rüge überhoben. Gustav Adolf war im Begriff, sich auf sein Leibroß zu schwingen, um den zweiten fruchtlosen Sturm auf die uneinnehmbare Stellung des Friedländers vorzubereiten. Er hieß den Pagen folgen und dieser warf sich ohne Zaudern auf den ihm vorgeführten Fuchs, denn er war von jung an im Sattel heimisch und hatte von seinem Vater, dem weiland wildesten Reiter im schwedischen Heere, einen schlanken und ritterlichen Körper geerbt. Wenn der König,

nach einer Weile sich umwendend, den Pagen tödtlich erblaffen sah, so thaten es nicht die feurigen Sprünge des Fuchses und die Ungewohnheit des Sattels, sondern es war, weil Leubelfing in einiger Entfernung eine ertappte Dirne erblickte, die mit entblößtem Rücken aus dem schwedischen Lager gepeitscht wurde und ihn das nackte Schauspiel ekelte.

Tag um Tag — denn der König ermüdete nicht, den abgeschlagenen Sturm mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit zu wiederholen — ritt der Page ohne ein Gefühl der Furcht an seiner Seite. Jeder Augenblick konnte es bringen, daß er den tödtlich Getroffenen in seinen Armen vom Kofse hob oder selbst tödtlich verwundet in den Armen Gustav Adolfs ausathmete. Wann sie dann ohne Erfolg zurücktritten, der König mit verdüsterter Stirn, so täuschte oder verbarg dieser seine Sorge, indem er den Neuling aufzog, daß er den Bügel verloren und die Mähne seines Thieres gepackt hätte. Oder er tabelte auch im Gegentheil seine Waghalsigkeit und schalt ihn einen Cassé-Cou, wie der Lagerausdruck lautete.

Ueberhaupt ließ er es sich nicht verbrießen, seinem Pagen gute väterliche Lehre zu geben und ihm gelegentlich ein wenig Christenthum beizubringen.

Der König hatte die löbliche und gesunde Gewohnheit, nach beendigtem Tagewerke die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu verändeln und allerhand Allotria zu treiben, jede Sorge mit geübter Willenskraft hinter sich werfend, um sie dann im ersten Frühlicht an derselben Stelle wieder aufzuheben. Und diese Gewohnheit hielt er auch jetzt und um so mehr fest, als die vereitelten Stürme und die geopfertten Menschenleben seine Pläne zerstörten, seinen Stolz beleidigten und seinem christlichen Gewissen zu schaffen machten. In dieser späten Freistunde saß er dann behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben. Da wurde Dame gezogen oder Schach gespielt und im Bretspiele schlug der Page zuweilen den König. Oder dieser, wenn er sehr guter Laune war, erzählte harmlose Dinge, wie sie eben in seinem Gedächtnisse obenauf lagen. Zum Beispiel von der pompösen Predigt, welche er weiland auf seiner Brautfahrt nach Berlin in der Hofkirche gehört. Sie habe das Leben einer Bühne verglichen: mit den Menschen als Schauspielern, den Engeln als Zuschauern, dem den Vorhang senkenden Tode als Regisseur. Oder auch die unglaubliche Geschichte, wie man ihm, dem Könige, nach der Geburt seines Kindes anfänglich einen Sohn verkündigt und er selbst eine Weile sich habe betrogen lassen, oder von Festen und Costümen, seltsamerweise meistens Geschichten, die ein Mädchen ebenso sehr oder mehr als einen Jüngling belustigen konnten, als empfände der getäuschte König, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Wirkung des Betrugs, welchen der Page an ihm verübte, und kostete unwissend den unter dem Scheinbilde eines gutgearteten Jünglings spielenden Reiz eines lauschenden Weibes. Darüber befahl auch wohl den Pagen eine plötzliche Angst. Er vertiefte seine Altstimme und wagte irgend eine männliche Geberde. Aber ein nicht zu mißdeutendes Wort oder eine kurzsichtige Bewegung des Königs gab dem Erschrockten die Gewißheit zurück, Gustav unterliege demselben Blendwerk wie bei der Geburt seiner Christel. Dann gerieth der wieder sicher Gewordene wohl in eine übermüthige Stimmung und gab etwas so Ver-

wegenes und Persönliches zum Besten, daß er sich eine Züchtigung zuzog. Wie jenes Mal, da er nach einem warmen ehelichen Lobe der Königin im Munde Gustav's die feste Frage hinwarf: wie denn die Gräfin Eva Brahe eigentlich ausgesehen habe? Diese Jugendgeliebte Gustav's und spätere Gemahlin De la Gardie's, welchen sie, da ihr der tapferste Mann des Jahrhunderts ent-schlüpft war, als den zweittapfersten heirathete, besaß dunkles Haar, schwarze Augen und scharfe Züge. Das erfuhr aber der neugierige Page nicht, sondern erhielt einen ziemlich derben Schlag mit der flachen Hand auf den vorlauten Mund, in dessen Winkeln Gustav die Lust zu einem muthwilligen Gelächter wahr-zunehmen glaubte.

Es begab sich eines Tages, daß der König seiner Christel das Geschenk eines ersten Siegelringes machte. Auf den edeln Stein desselben sollte der Mode gemäß ein Denkpruch eingegraben werden, eine Devise, wie man es hieß, welche — im Unterschiede mit dem ererbten Wappenspruche — etwas dem Besitzer des Siegels persönlich Eigenes, eine Maxime seines Kopfes, einen Wunsch seines Herzens, in nachdrücklicher Kürze aussprechen mußte, wie z. B. das ehrgeizige „Nondum“ des jungen Karl's V. Gustav hätte wohl seinem Kinde selbst einen Leibspruch erfunden, aber, wieder der Mode gemäß, mußte dieser lateinisch, italienisch oder französisch lauten.

So suchte er denn, tief auf einen Quartband gebückt, unter den tausend darin verzeichneten Sinnsprüchen berühmter oder witziger Leute mit seinen licht-gefüllten, doch kurzsichtigen Augen nach demjenigen, welchen er seiner erst sieben-jährigen, aber frühreifen Christel bescheeren wollte. Er belustigte sich an den lakonischen Sätzen, welche das Wesen ihrer Erfinder — meistens theils geschichtlicher Persönlichkeiten — oft richtig, ja schlagend ausdrückten, oft aber auch, gemäß der menschlichen Selbsttäuschung und Prahlerei, das gerade Gegentheil.

Jetzt wies ein feiner Finger mit einem scharfen schwarzen Schatten auf das hellbeleuchtete Blatt und eine Devise von unbekanntem Ursprung. Es war der über die Schultern des Königs guckende Page, die Devise aber lautete: „Courtois et bonne!“ Das heißt: Soll ich mir ein Leben wählen, so sei es ein kurzes und genußvolles! Der König las, sann einen Augenblick, schüttelte bedenklich den Kopf und zupfte über sich greifend seines Pagen wohlgebildeten Ohrlappen. Dann drückte er Leubelfing auf seinen Schemel nieder, in der Absicht, ihm eine kleine Predigt zu halten. „Gust Leubelfing,“ begann er lehrhaft behaglich, den Kopf rückwärts in das Polster gedrückt, sodaß das volle Kinn mit dem goldhaarigen Zwickel vorsprang und das schalkhafte Licht der halbgeschlossenen Augen auf das laufend gehobene Antlitz des Pagen niederbligte, „Gust Leubelfing, mein Sohn! Ich vermuthete, diesen fragwürdigen Spruch hat ein Weltkind erfunden, ein „Epiturer“, wie Doctor Luther solche Leute nennt. Unser Leben ist Gottes. So dürfen wir es weder lang noch kurz wünschen, sondern wir nehmen es, wie Er es gibt. Und gut? Freilich gut, das ist schlicht und recht. Aber nicht voll Rausches und Laumels wie der französische Spruch hier unzweifelhaft bedeutet. Oder wie hast Du ihn verstanden, mein lieber Sohn?“

Leubelfing antwortete erst schüchtern und befangen, dann aber mit jeder Silbe freudiger und entschlossener: „Solchergestalt, mein gnädiger Herr: Ich

wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in ein Flammenbündel und in den Raum einer Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entstände, um dann zu löschen wie ein zuckender Blitz.“ Sie hielt inne. Dem Könige schien dieser Styl und dieser „zuckende Blitz“ nicht zu gefallen, obgleich es die Lieblingsmetapher des Jahrhunderts war. Er kräufelte spottend die feinen Lippen. Aber das noch ungeprochene rügende Wort unterbrechend, leidenschaftlich hingerissen, rief der Page aus: „Ja, so möcht' ich! Courte et bonne!“ Dann befann er sich plötzlich und fügte demüthig bei: „Lieber Herr! Möglichertweise mißversteh' ich den Spruch. Er ist vielbeutig, wie die meisten hier im Buche. Eines aber weiß ich und das ist die lautere Wahrheit: wenn Dich, mein liebster Herr, die Kugel, welche Dich heute streifte“ — er verschluckte das Wort — „Courte et bonne! hätte es geheißt, denn Du bist ein Jüngling zugleich und ein Mann — und Dein Leben ist ein gutes!“

Der König schloß die Augen und verfiel dann, tagesmüde wie er war, in den Schlummer, den er erst heuchelte, um die Schmeichelei des Pagen nicht gehört zu haben oder wenigstens nicht zu beantworten.

So spielte der Löwe mit dem Hündchen und auch das Hündchen mit dem Löwen. Und als ob ein nechtisches oder verderbliches Schicksal es darauf absehe, dem verliebten Kinde seinen vergötterten Helden aufs Innigste zu verbinden, ihm denselben in immer neuer Gestalt und in seinen tiefsten Empfindungen zeigend, ließ es den Pagen mit seinem Herrn auch den herbsten Schmerz theilen, welchen es giebt, den väterlichen.

Der König bediente sich Leubelfing's, dem er das unbedingteste Vertrauen bewies, um die regelmäßig aus Stockholm anlangenden Briefe der Hofmeisterin seines Prinzeßchens sich vorlesen und dann auch beantworten zu lassen. Diese Dame schrieb einen kräftigen, schmalen Buchstaben und einen breiten, gründlichen Styl, sodaß Gustav ihre umständlichen Schreiben meist gleich dem Pagen zuschob, dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe. Eines Tages bemerkte Leubelfing in der Ecke des Briefumschlages das große S, womit man damals wichtige oder secreta Schreiben zu bezeichnen pflegte, damit sie der Empfänger persönlich öffne und lese. Die Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit überwogen. Leubelfing brach das Siegel und eine wunderliche Geschichte kam zum Vorschein. Die Hofmeisterin des Prinzeßchens hatte — gemäß dem vom Könige selbst verfaßten und frühe Erlernung der Sprachen vorschreibenden Studienplane — an der Zeit gefunden, der Christel einen Lehrer des Italienischen zu bestellen. Die mit Umsicht vorgenommene Wahl schien geglückt. Der noch junge Mann, ein Schwede von guter Abkunft, welcher sich auf langen Reisen weit in der Welt umgesehen hatte, vereinigte alle Vorzüge der Erscheinung und des Geistes, einen edelschlanken Körperbau, einnehmende Gesichtszüge, eine feingewölbte Stirn, ein gefälliges Betragen, eine befestigte Sittlichkeit, gleich weit entfernt von finsterner Strenge und lächerlicher Pedanterie, adeliges Ehrgefühl, christliche Demuth. Und die Hauptsache: ein echtes Luthertum, welches, wie er selbst bekannte, erst in der

modernen Babylon angefihts der römischen Greuel aus einer erlernten Sache ihm zu einer selbständigen und unerschütterlichen Ueberzeugung geworden sei. Die kühle und verständige Hofmeisterin wiederholte in jedem ihrer Briefe, dieser Jüngling habe es ihr angethan. Auch die junge Prinzess lernte frisch drauf los mit ihrem aufgeweckten Kopf und unter einem solchen Lehrer. Da ertappte die Hofmeisterin eines Tages die gelehrige und phantasiereiche Christel, wie sie, in einen Winkel gekniet, sich im Stillen damit vergnügte, die Kugeln eines Rosenkranzes von wohlduftendem Cedernholz herunterzubeten, an denen sie von Zeit zu Zeit mit schnupperndem Näschen roch. „Ich schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und wurde zur weißen Bildsäule,“ schrieb die brave Hofmeisterin mit fünf Ausrufungszeichen.

Auch Gustav Adolf erlebte, im Tiefsten erschüttert, und seine großen blauen Augen starrten in die Zukunft. Er kannte die Gesellschaft Jesu.

Der Jesuit war ins Gefängniß gewandert, und ihm stand, nach dem drakonischen schwedischen Gesetze, eine Halsstrafe bevor, wenn der König nicht Gnade vor Recht ergehen ließ. Dieser aber befahl dem Pagen umgehend an die Hofmeisterin zu schreiben: Mit dem Mädchen seien nicht viel Worte zu machen, die Sache als eine Kinderei zu behandeln; den Jesuiten schaffe man ohne Geschrei und Aufsehen über die Grenze, „denn“ — so dictirte er Reubelfing — „ich will keinen Märtyrer machen. Der verblendete Jüngling mit seinem gefälschten Gewissen ließe sich schlankweg köpfen, um in die Purpurwolke der Blutzengen aufgenommen zu werden und gen Himmel zu fahren mitsammt seiner geheimen bösen Luft, das bildsames Gehirn meines Kindes mißhandelt zu haben.“

Aber mehrere Tage lang ließ ihn „das Unglück und das Verbrechen“ — so nannte er das Attentat auf die Seele seines Kindes — nicht mehr los und er erging sich in Gegenwart seines Lieblings, weit über Mitternacht, bis zum Erlöschen seiner Ampel, rastlos auf und niederschreitend, freilich eher im Selbst- als im Zwiegespräche, über die Lüge, die Sophistik und die Verlarvungen der frommen Väter, während sich der im Halbdunkel sitzende Page entsetzt und zerknirscht an die klopfende junge Brust schlug und die leisen beschämenden Worte sich jurief: „Auch du bist eine Lügnerin, eine Sophistin, eine Verlarvte!“

Seit jenen nächtigen Stunden ängstigte sich der Page furchtbar, bis zur Zerrüttung, über seine Larve und sein Geschlecht. Der wichtigste Umstand konnte die Entdeckung herbeiführen. Dieser Schande zu entgehen, beschloß der Aermste zehnmal im Abenddunkel oder in der Morgenfrühe, sein Roß zu satteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unschuldige Lieblosung des Königs, der keine Ahnung hatte, daß ein Weib um ihn war. Leicht zu Muthe wurde ihm nur im Pulverdampfe. Da blickten seine Augen und fröhlich ritt er der tödtlichen Kugel entgegen, welche er herausforderte, seinen bangen Traum zu endigen. Und wann der König hernach in seiner Abendstunde beim trauten Lichtschein seinen Pagen über einer Dummheit oder Unwissenheit ertappte, beim Kopfe kriegte und ihm mit einem ehrlichen Gelächter durch das krause Haar fuhr, sagte sich dieser in herzlichster Lust und Angst erbebend: „Es ist das letztemal!“

So fristete er sich und genoß das höchste Leben mit der Hülfe des Todes.

Es war seltsam. Leubelfing fühlte es: auch der König lebte mit dem Tode auf einem vertrauten Fuße. Der Friedländer hatte den Angriff an sich gerissen und den Eroberer in die unerträgliche Lage eines Weichenden, beinahe Flüchtigen gebracht. So legte der christliche Held sein Schicksal täglich, ja stündlich und fast herausfordernd in die Hände seines Gottes. Den Brustharnisch, welchen ihm der Pagen zu bieten pflegte, wies er beharrlich zurück unter dem Vorwand einer Schulterwunde, welche der anliegende Stahl drückte. Ein schmiegames feines Panzerhemde wie die Klugen und Vorsichtigen sie auf bloßem Leibe trugen, ein Meisterstück niederländischer Schmiedekunst, langte an und die Königin schrieb dazu, sie hätte erfahren, der Friedländer trage ein solches, ihr Herr und Gemahl dürfe nicht schlechter beschirmt in den Kampf gehen. Dies seine Geschmiede warf Gustav als eine Feigheit verächtlich in einen Winkel.

Einmal in der Stille der Nacht hörte Leubelfing, dessen Haupt von demjenigen des Königs nur durch die Wand getrennt war, sich dicht an dieselbe drückend, wie Gustav inbrünstig betete und seinen Gott bestürmte, ihn in seinem Bollwerthe hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnütziger oder Unmögliches werde. Zuerst quollen dem Lauscher die Thränen, dann erfüllte ihn eine selbstfüchtige Freude, ein verstoffener Jubel, ein Sieg, ein Triumph über die Ähnlichkeit seines kleinen mit diesem großen Vooße, der dann mit dem albernen Kindergedanken, dieselbe Silbe beginne den Namen des Königs und beendige seinen eigenen, sich in Schlummer verlor.

Aber der Pagen träumte schlecht, denn er träumte mit seinem Gewissen. In den richtenden Bildern, welche vor seinen Traumaugen aufstiegen, geschah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurtheilender Geberde von sich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Besenstiel und den derbsten Scheltworten, wie die gebildete Frau solche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche sie wohl gar nicht kannte.

Einmal träumte dem Pagen, seine Fuchsstute gehe mit ihm durch und rase durch eine nackte von einer zornigen Spätgluth geröthete Gegend einer Schlucht zu, der König sehe ihm nach, er aber stürze vor den Augen seines Retters oder Verfolgers in die zerschmetternde Tiefe, von einem höllischen Gelächter umklungen.

III.

Leubelfing erwachte mit einem jähen Schrei. Der Morgen dämmerte und der Pagen fand seinen König, der sich in einem Zuge kühl und hell geschlafen hatte, in der gelassensten und leutseligsten Laune von der Welt. Ein Brief der Königin langte an, der aber nichts Dringliches enthielt, wenn nicht die Nachschrift, worin sie ihren Gemahl bat, zum Rechten zu sehen in einem Fall und in einer Nothe, welche der hilfreichen Frau nahe ging. Der Herzog von Lauenburg, ein unfittlicher Mensch, der vor kaum ein paar Monaten eine der vielen Vasen der Königin aus politischen Gründen geheirathet hatte, gab öffentliches Aergerniß, indem er, von den blonden Flechten und wasserblauen Augen seines Weibes gelangweilt, seine Flitterwochen abgekürzt hatte und, in das schwedische Lager zurückgeilt, eine blutjunge Slabonierin neben sich hielt. Diese hatte er, als ein Wegelagerer der er war, aus der Mitte einer niedergerittenen friedländischen Escorte weggefangen. Nun ersuchte die Königin ihren Gemahl, diesem

prahlerischen Ehebruch ein rasches Ende zu machen; denn der Lauenburger, den Blicken nur des Königs ausweichend, prunkte vor seinen Standesgenossen mit der hübschen Beute, und gönnte sich, als einem Reichsfürsten, die Sünde und den Skandal dazu. Gustav Adolf faßte die Sache als eine einfache Pflichterfüllung auf und gab kurzweg den Befehl, die Slavonierin — man nannte sie die Corinna — zu ergreifen und ihm vorzuführen in der achten Stunde, wo er von einem kurzen Recognoscirungsritte zurück zu sein glaubte. Streng und menschlich zugleich, dachte er das Mädchen, dem er, den Lauenburger kennend, den kleinern Theil der Schuld beimaß, zu ermahnen und dann ihrem Vater in das wallensteinische Lager zuzusenden. Er vertritt, den Pagen Reubelfing zurücklassend mit der Weisung, die Königin brieflich zu beruhigen; er werde eine eigenhändige Zeile beifügen. Acht Uhr verstrich und der König war noch nicht wieder angelangt, wohl aber die Corinna, von ein paar grimmigen schwedischen Pitenern begleitet, welche sie dem Pagen, der im Vorzimmer über seinem Briefe saß, Degen und Pistolen neben sich auf den Tisch gelegt, überlieferten. Vor dem Thore des Schloßchens stand ja eine Wache.

Neugierig schickte der Page einen Blick über seine Buchstaben hinweg nach der Gefangenen, die er sich setzen hieß, und erstaunte über ihre Schönheit. Nur von mittlerer Größe, trug sie über vollen Schultern auf einem feinen Hals ein wohlgebildetes kleines Haupt. Wenig fehlte, stillere Augen, freiere Stirn, ruhigere Naslöcher und Mundwinkel, so war es das süße Haupt einer Muse, wie un-musenhaft die Corinna sein mochte. Pechschwarze Flechten und dunkeldrohende Augen bleichten das fesselnde Gesicht. Die in Unordnung gerathene buntfarbige Kleidung, von keinem südlich leuchtenden Himmel gedämpft, erschien unter einem nordischen grell und aufdringlich. Der Busen klopfte sichtbar.

Das Schweigen wurde dem Mädchen unerträglich. „Wo ist der König, Junker?“ fragte sie mit einer hohen, vor Erregung schreienden Stimme. „Ist verritten. Wird gleich zurück sein!“ antwortete Reubelfing in seiner tiefsten Note.

„Der König bilde sich nur nicht ein, daß ich von dem Herzog lasse,“ fuhr das leidenschaftliche Mädchen mit unbändiger Heftigkeit fort. „Ich liebe ihn zum Sterben. Und wo sollte ich hin? Zu meinem Vater? Der würde mich grausam mißhandeln. Ich bleibe. Der König hat dem Herzog nichts zu befehlen. Mein Herzog ist ein Reichsfürst.“ Offenbar plapperte die Angstvolle dem Lauenburger nach, welcher, ob auch an und für sich ein frevelhafter Mensch, seinen Fürstenmantel, halb im Hohn, halb im Ernst, allen seinen Missethaten umhing.

„Ruht ihm nichts, Jungfer,“ versetzte der Page Gustav Adolfs, „Reichsfürst hin, Reichsfürst her, der König ist sein Kriegsherr, und der Lauenburger hat zu pariren.“

„Der Herzog,“ zankte die Slavonierin, „ist vom alleredelsten Blut, der König aber stammt von einem gemeinen schwedischen Bauer.“ Ihr Freund, der Lauenburger, mochte ihr das aus dem Bauerkleide Gustav Wasa's entstandene Märchen vorgefabelt haben. Reubelfing erhob sich beleidigt und schritt bolzgerade auf die Corinna zu, machte dicht vor ihr Halt und fragte gestreng: „Was jagst?“ Auch das Mädchen hatte sich ängstlich erhoben und fiel jetzt mit plötzlich verändertem Ausdruck dem Pagen um den Hals: „Theurer Herr! Schöner Herr!

Helfet mir! Ihr müßt mir helfen! Ich liebe den Lauenburger und lasse nicht von ihm! Niemals!" So rief und flehte sie und küßte und herzte und drückte den Pagen, dann aber wich sie in unfäglicher Verblüffung einen Schritt zurück und das seltsamste Lächeln der Welt irrte um ihren spöttisch verzogenen Mund.

Der Page wurde bleich und fahl. „Schwesterchen," lispelte die Corinna mit einem schlauen Blick, „wenn Du Deinen Einfluß" — in demselben Momente hatte sie Leubelsing mit kräftiger Linken am Arme gepackt, auf die Kniee niedergedrückt und den Lauf seines rasch ergriffenen Pistols der Schläfe des kleinen Kopfes genähert. „Drück' los," rief die Corinna halb wahnsinnig, „und der Lust und des Glends sei ein Ende!" wich aber doch dem Lauf mit den behendesten und gelenkigsten Drehungen und Wendungen ihres Hälschens aus.

Jetzt setzte ihr Leubelsing den kalten Ring des Eisens mitten auf die Stirn und sprach todtbleich, aber ruhig: „Der König weiß nichts davon, bei meiner Seligkeit." Ein ungläubiges Lächeln war die Antwort. „Der König weiß nichts davon," wiederholte der Page, „und Du schwörst mir bei diesem Kreuz" — er hatte es ihr an einem goldenen Kettchen aus dem Busen gezerzt — „von wem hast Du das? von Deiner Mutter, sagst Du? — Du schwörst mir bei diesem Kreuz, daß auch Du nichts davon weißt! Mach schnell, oder ich schieße!"

Aber der Page senkte seine Waffe, denn er vernahm Hoßgestampf, das Gerassel des militärischen Saluts und die treppansteigenden schweren Tritte des Königs. Er warf noch einen Blick auf die sich von den Knieen erhebende Corinna, einen stehenden Blick, in welchem zu lesen war, was er nie ausgesprochen hätte: „Sei barmherzig! Ich bin in Deiner Gewalt! Verrathe mich nicht! Ich liebe den König!"

Dieser trat ein, ein anderer Mann, als er vor zwei Stunden verritten war, streng wie ein Richter in Israel, in heiliger Entrüstung, in loderndem Zorn, wie ein biblischer Held, der ein himmelschreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe. Er hatte einem empörenden Auftritt, einer ekeleerregenden Scene beigewohnt: der Beraubung eines vor dem Friedländer in das schwedische Lager flüchtenden Haufens deutscher Bauern durch deutschen Adel unter Führung eines deutschen Fürsten.

Die Herren hatten im Gezelt eines der Ihrigen bis zur Morgendämmerung gezechet, gewürfelt, gekartet. Ein Abenteuerer zweifelhaftester Art, der Bank hielt, hatte sie Alle ausgebeutelt. Den muthmaßlich falschen Spieler ließen sie nach einem kurzen Wortwechsel — er war von Adel — als einen Mann ihrer Gattung unangefochten ziehen, brachen dagegen, gereizt und übermächtig zu ihren Zelten kehrend, in ein Gewirr schwer beladener Wagen ein, das sich in einer Lagergasse staute. Der Lauenburger, der im Vorbereiten sein Zelt öffnend das Nest leer gefunden und seinen Verdacht ohne Weiteres auf den König geworfen hatte, kam ihnen nachgesprengt und feuerte ihre Raubgier zu einer That an, von welcher er wußte, daß sie, von dem Könige vernommen, Gustav Adolf in das Herz schneiden würde.

Aber dieser sollte den Frevel mit Augen sehen. Mitten in den Tumult — Risten und Kasten wurden erbrochen, Kasse niedergestochen oder geraubt, Wehrlose mißhandelt, sich zur Wehre Setzende verwundet — ritt der König hinein, zu welchem sich flehende Arme, Gebete, Flüche, Bervünschungen erhoben, nicht

anders als zum Throne Gottes. Der König beherrschte und verschob seinen Zorn. Zuerst gab er Befehl für die mißhandelten Flüchtlinge zu sorgen, dann befahl er die ganze adelige Sippe zu sich auf die neunte Stunde. Heimreitend, hielt er vor dem Zelt des Generalgewaltigen, hieß ihn seinen rothen Mantel umwerfen und ihm — in einiger Entfernung — folgen.

In dieser Stimmung befand sich König Gustav, als er die Weihälterin des Lauenburgers erblickte. Er maß das Mädchen, deren wilde Schönheit ihm mißfiel und deren grelle Tracht seine klaren Augen beleidigte.

„Wer sind Deine Eltern?“ begann er, es verschmähend sich nach ihrem eigenen Namen oder Schicksal zu erkundigen.

„Ein Hauptmann von den Croaten; die Mutter starb früh weg,“ erwiderte das Mädchen, mit ihren dunkeln feinen hellen Augen ausweichend.

„Ich werde Dich Deinem Vater zurücksenden,“ sagte er.

„Nein,“ antwortete sie, „er würde mich erstechen.“

Eine mitleidige Regung milderte die Strenge des Königs. Er suchte für das Mädchen einen geringen Straffall. „Du hast Dich im Lager in Männerkleidern umgetrieben, dieses ist verboten,“ beschuldigte er sie.

„Niemals,“ widersprach die Corinna aufrichtig entrüstet, „nie beging ich diese Zuchtlosigkeit.“

„Aber,“ fuhr der König fort, „Du brichst die Ehe und machst eine edle junge Fürstin unglücklich.“

Eine rasende Eifersucht loderte in den Augen der Slavonierin. „Wenn er nun mich mehr, mich allein liebt, was kann ich dafür? was kümmert mich die Andere?“ trockte sie wegwerfend. Der König betrachtete sie mit einem erstaunten Blicke, als frage er sich, ob sie je in eine christliche Kinderlehre gegangen sei.

„Ich werde für Dich sorgen,“ sagte er dann. „Jetzt befehle ich Dir: Du lässest von dem Lauenburger auf immer und ewig. Deine Liebe ist eine Todsfünde. Wirst Du gehorchen?“ Sie hielt erst mit zwei lodernnden Fackeln, dann mit einem festen starren Blick den des Königs aus und schüttelte das Haupt. Dieser wendete sich gegen den Generalgewaltigen, der unter der Thüre stand.

„Was soll Der mit mir?“ frug das Mädchen schauernd. „Ist's der Henker? Wird er mich richten?“

„Er wird Dir die Haare scheeren, dann bringt Dich der nächste Transport nach Schweden, wo Du in einem Besserungshause bleibst, bis Du ein evangelisches Weib geworden bist.“

Ein heftiger Stoß von wunderlichen Befürchtungen und unbekanntem Schrecken warf das kleine Gehirn über den Haufen. Ein geschorenes Schädelchen, welche entehrendere, beschämendere Entblößung konnte es geben! Schweden, das eisige Land mit seiner Winternacht, von welchem sie hatte fabeln hören, dort sei der Eingang zum Reiche der Larven und Gespenster! Besserung? Welche ausgesuchte, grausame Folter bedeutete dieses ihr unbekanntes Wort? Ein evangelisches Weib? Was war das, wenn nicht eine Kezerin? Und so sollte sie zu alledem noch ihres bescheidenen himmlischen Theiles verlustig gehen? Sie, die keine Fasten brach und keine fromme Übung versäumte! Sie ergriff das Kreuz, das an dem zer-rissenen Ketten niederhing, und küßte es inbrünstig.

Dann ließ sie die irren Augen im Kreise laufen. Diese blieben auf dem Pagen

haften und Rachelust flammte darin auf. Sie öffnete den Mund, um den König, welcher sie des Ehebruchs geziehen, gleichertweise einen Ehebrecher zu schelten. Dieser stand ruhig bei Seite. Er hatte den Brief des Bagen in die Hand genommen und durchflog denselben mit nahen Blicken. Seine aufmerksamen Züge, deren aus Gerechtigkeit und Milde gemischter Ausdruck etwas Majestätisches und Göttliches hatte, erschreckten die Corinna; sie fürchtete sich davor als vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig beurtheilte, ohne davor zu erschrecken, wurde aus dieser veredelten menschlichen Miene nicht klug. Sie mochte den König nicht länger ansehen. „Am Ende,“ dachte sie, „ist der Schneekönig ein gefrorener Mensch, der die Nähe des Weibes und die ihn heimlich umschleichende Liebe nicht spürt. Ich könnte das junge Blut verderben! Wozu aber auch? Und dann — sie liebt ihn.“

Jetzt trat der Profosß einen Schritt vorwärts und streckte die Hand nach der Slavonierin aus. Diese gab sich verloren. Blizschnell richtete sie sich an dem Bagen auf und wisperte ihm in's Ohr: „Laß mir zehn Messen lesen, Schwesterchen! von den theuren! Du bist mir eine dicke Kerze schuldig! Nun, Eine hat das Glück, die Andere“ — sie fuhr in die Tasche, zog einen Dolch heraus, schleuderte die Scheide ab und zerschnitt sich in einem kunstfertigen Zug die Halsader wie einem Läubchen. So mochte sie es in einer Feldküche gelernt und geübt haben.

Der Generalgewaltige spreitete seinen rothen Mantel, legte sie der Länge nach darauf, hüllte sie ein und trug sie wie ein schlafendes Kind auf beiden Armen durch eine Seitenthüre hinweg.

Jetzt wurde es im Nebenzimmer lebendig von allerhand ungebührlich laut geführten Unterhaltungen und mit dem Schläge neun trat der König, welchem Deubelfing die Flügelthür öffnete, unter die versammelten deutschen Fürsten und Herren.

Sie bildeten in dem engen Raume einen dichtgedrängten Kreis und mochten ihrer fünfzig oder sechzig sein. Die Herrschaften hielten sich nicht allzu ehrerbietig, manche sogar nachlässig, als ob sie ebensowenig die Farbe der Scham als die Farbe der Furcht könnten: schlaue neben vertwegenen, ehrgeizige neben beschränkten, fromme neben frechen Köpfen; die Mehrzahl Leute, die ihren Mann stellten und mit denen gerechnet werden mußte. Links vom Könige hielt sich in bescheidener Haltung der Hauptmann Erlach, der eigentlich hier nichts zu suchen hatte. Dieser Kriegsmann war unter die Fahnen Gustav Adolfs getreten, als des gottesfürchtigsten Helden seiner Zeit, und hatte dem Könige oft bekannt, ihn jammere der Sünden, die er hier außen im Reiche sehen müsse: Undank, Mäste, Fallstrick, Intrigue, Cabale, verdecktes Spiel, vertheilte Rollen, verwischte Spuren, Bestechung, Länderverkauf, Verrath, lauter in seinen helvetischen Bergen vollständig unbekannte und unmögliche Dinge. Er hatte sich hier eingefunden, vielleicht um seinem intimen Freunde, dem französischen Gesandten, welcher sich von seiner Sitteneinfalt angezogen fühlte, etwas Neues erzählen zu können, worauf die Franzosen brennen, wie sie einmal sind; vielleicht auch nur, um zur Erbauung seiner Seele einem Siege der Tugend über das Laster beizuwohnen. Er kniff seelenruhig die Augen und wirbelte die Daumen der gefalteten

Hände. Diesem Tugendbilde gegenüber, rechts vom Könige, stand die freche Sünde: der Lauenburger, mit unruhigen Füßen in seiner reichsten Tracht und seinem kostbarsten Spitzenkragen, dämonisch lächelnd und die Augen rollend. Er war einem Knecht des Gewaltigen begegnet, welchem dieser seinen Mantel übergeben hatte. Unter dessen Falten hatte er eine Menschengestalt erkannt, war hinzugetreten und hatte das Tuch aufgeschlagen.

Gustav maß die Versammlung mit einem verdammenden Blick. Dann brauste der Sturm. Seltsam — der König, gereizt durch den Widerspruch dieser stolzen Gesichter, dieser übermüthigen Haltungen, dieser prunkenden Rüstungen mit dem Unadel der darunter schlagenden Herzen, bediente sich, um den Hochmuth zu erniedrigen und das Verbrechen zu brandmarken, absichtlich einer groben, ja bäurischen Rede, wie sie ihm sonst nicht eigen war.

„Räuber und Diebe seid ihr vom Ersten zum Letzten! Schande über euch! Ihr bestehlet eure Landsleute und Glaubensgenossen! Pfui! Mir eckelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für eure Freiheit habe ich meinen Schatz erschöpft — vierzig Tonnen Goldes — und nicht soviel von euch genommen, um mir eine Reithose machen zu lassen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus deutschem Gute zu bekleiden! Euch schenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweinestall hab' ich für mich behalten!“

Mit so derben und harten Worten beschimpfte der König diesen Adel.

Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: „Tapfer seid ihr, ja, das seid ihr! Ueber euer Reiten und Fechten ist nicht zu klagen!“ ließ dann aber einen zweiten noch heftigeren Zorn aufflammen: „Rebellirt ihr gegen mich,“ forderte er sie heraus, „so will ich mich an der Spitze meiner Finnen und Schweden mit euch herumhauen, daß die Fejen fliegen!“

Er schloß dann mit einer christlichen Vermahnung und der Bitte, die empfangene Lehre zu beherzigen. Herr Erlach trocknete sich mit der Hand eine Thräne. Die Herren gaben sich die Miene, es fechte sie nicht sonderlich an, aber ihre Haltung war sichtlich eine bescheidenere geworden. Einige schienen ergriffen, ja gerührt. Das deutsche Gemüth erträgt eine grobe, redliche Schelte besser, als eine lahme Predigt oder einen feinen schneidenden Hohn.

Insoweit wäre es nun gut und in der Ordnung gewesen. Da ließ der Lauenburger, halb gegen den König, halb gegen seine Standesgenossen gewendet, in nackter Frechheit ein ruchloses Wort fallen:

„Wie mag Majestät über einen Dreck zürnen? Was haben wir Herren verbrochen? Unsere Unterthanen erleichtert!“

Gustav erbleichte. Er winkte dem Generalgewaltigen, der hinter der Thüre lehnte.

„Lege diesem Herrn Deine Hand auf die Schulter,“ befahl er ihm. Der Prosok trat heran, wagte aber nicht zu gehorchen; denn der Fürst hatte den Degen aus der Scheide gerissen und ein gefährliches Gemurmel lief durch den Kreis.

Gustav entwaffnete den Lauenburger, stemmte die Klinge gegen den Fuß und ließ sie in Stücke springen. Dann ergriff er die breite behaarte Hand des

Gewaltigen, legte und drückte selbst sie auf die Schulter des Lauenburgers, der wie gelähmt war, und hielt sie dort eine gute Weile fest, sprechend: „Du bist ein Reichsfürst, Dube, Dir darf ich nicht an den Kragen, aber die Hand des Henters bleibe über Dir!“

Dann wandte er sich und ging. Der Profosß folgte ihm mit gemessenen Schritten.

Den Pagen Deubelsing, welchen die enge stehenden Herrschaften in eine Fensterische gedrängt hatten, vor der eine schwere Damastdecke mit riesigen Quasten niederhing, hatte der Vorgang bis zu einem krampfhaften Lachen ergötzt. Nach dem blutigen Untergange der Corinna, der ihn zugleich erschüttert und erleichtert hatte, waren ihm die von seinem Helden heruntergemachten Fürsten wie die Personen einer Comödie erschienen, ungefähr wie ein Knabe mit Vergnügen und unterdrücktem Gelächter seinen Vater, in dessen Hut er sich weiß und dessen Ansehen und Macht er bewundert, einen pflichtvergessenen Knecht schelten hört. Bei der ersten Silbe aber, welche der Lauenburger aussprach, war er zusammengesproden über die unheimliche Aehnlichkeit, welche die Stimme dieses Menschen mit der seinigen hatte. Derselbe Klang, dasselbe Mark und Metall. Und dieser Schreck wurde zum Grauen, als jetzt, nachdem König Gustav sich entfernt hatte, der Lauenburger eine erkünstelte Lache aufschlug und in die gellenden Worte ausbrach: „Er hat wie ein Stallknecht geschimpft, der schwedische Bauer! Donnerwetter, haben wir Den heute gärgert! Pereat Gustavus! Es lebe die deutsche Libertät! Machen wir ein Spielchen, Herr Bruder, in meinem Zelt? Ich lasse ein Fäßchen Würzburger anzapfen!“ und er legte seinen rechten Arm in den linken der Fürstlichkeit, die ihm zunächst stand. Dieser Herr aber zog seinen linken Arm höflich zurück und antwortete mit einer gemessenen Verbeugung: „Bedaure, Euer Liebden. Bin schon versagt.“

Sich an einen Andern wendend, den Raugrafen, lud der Lauenburger ihn mit noch lustigeren und bringlicheren Worten: „Du darfst es mir nicht abschlagen, Kamerad! Du bist mir noch Revanche schuldig!“ Der Raugraf aber, ein kurz angebundener Herr, wandte ihm ohne Weiteres den Rücken. So oft er seine Versuche wiederholte, so oft wurde er, und immer kürzer und derber abgewiesen. Vor seinen Schritten und Geberden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.

Jetzt stand er allein in der Mitte des von Allen verlassenen Gemaches. Ihm wurde deutlich, daß er fortan von Seinesgleichen streng werde gemieden werden. Sein Gesicht verzerrte sich. Wüthend ballte der Gebrandmarke die Faust und drohte, sie erhebend, dem Schicksal oder dem Könige. Was er murmelte, verstand der Page nicht, aber der Ausdruck des vornehmen Kopfes war ein so teuflischer, daß der Lauscher einer Ohnmacht nahe war.

IV.

In der Dämmerstunde desselben ereignißvollen Tages wurde dem Könige ein mit einem richtig befundenen Salvoconduct versehener friedländischer Hauptmann gemeldet. Es mochte sich um die Bestattung der in dem letzten Zusammenstoße Gefallenen oder sonst um ein Abkommen handeln, wie sie zwischen sich gegenüberliegenden Heeren getroffen werden.

Page Reubelfing führte den Hauptmann in das eben leere Empfangszimmer, ihn hier zu verziehen bittend; er werde ihn ansagen. Der Wallensteiner aber, ein hagerer Mann mit einem gelben verschlossenen Gesichte, hielt ihn zurück: er ruhe gerne einen Augenblick nach seinem raschen Ritte. Nachlässig warf er sich auf einen Stuhl und verwickelte den Pagen, der vor ihm stehen geblieben war, in ein gleichgültiges Gespräch.

„Mir ist,“ sagte er leichtthin, „die Stimme wäre mir bekannt. Ich bitte um den Namen des Herrn.“ Reubelfing, der gewiß war, diese kalte und dictatorische Geberde nie in seinem Leben mit Augen gesehen zu haben, erwiderte unbefangen: „Ich bin des Königs Page, Reubelfing von Nürnberg, Gnaden zu dienen.“

„Eine kunstfertige Stadt,“ bemerkte der Andere gleichgültig. „Thue mir der junge Herr den Gefallen, diesen Handschuh — es ist ein linker — zu probiren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jesuiten, wo ich erzogen wurde, die demüthige und dienstfertige Gewohnheit eingeprägt, die sich jetzt für meine Hauptmannschaft nicht mehr recht schicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenstände aufzuheben. Das ist mir nun so geblieben.“ Er zog einen lebernen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen seinen Nähten gesprengt hätten. „Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe.“

Reubelfing, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas gestoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog sich denselben über die schlanken Finger. Er saß wie angegossen. Der Hauptmann lächelte zweideutig. „Er ist der Curige,“ sagte er.

„Nein, Hauptmann,“ erwiderte der Page bekremdet, „ich trage kein so feines Leder.“ „So gebt mir ihn zurück!“ und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich.

Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser that einige Schritte mit wachsendem Erstaunen und seine stark-gewölbten strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: „Ihr hier, Herr Herzog?“ Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigenthümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte. Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit: „Ich grüße die Hoheit, und stehe zu Diensten. Was wollet Ihr von mir, Herzog?“ Er winkte den Pagen mit einer Geberde weg.

Reubelfing flüchtete sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Riemen, zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angst als von Neugierde getrieben, öffnete er leise einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es gesagt werden muß — durch eine Wandspalte den König schon einmal — nur einmal — belauscht hatte, um ihn ungestört und nach Herzenslust zu betrachten. Daß sein Auge und abwechselnd sein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr verließ, dafür sorgte der seltsame Inhalt des belauschten Gespräches.

Die sich gegenüber Sitzenden schwiegen eine Weile, sich betrachtend, ohne sich zu fixiren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schicksal Deutschlands bestimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und sich auf allen Feldern verwickelt hatte, vor der entscheidenden, eine neue Lage der Dinge schaffenden Schlacht das unterhandelnde Wort nicht am Platze und ein Uebereinkommen unmöglich sei. Diesem Gefühle gab der Friedländer Ausdruck. „Majestät,“ sagte er, „ich komme in einer persönlichen Angelegenheit.“ Gustav lächelte kühl und verbindlich. Der Friedländer aber begann:

„Ich pflege im Bette zu lesen, wann mich der Schlaf meidet. Gestern oder heute früh fand ich in einem französischen Memoirentwerte eine unterhaltende Geschichte. Eine wahrhaftige Geschichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Deposition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny, den ich als Feldherrn zu schätzen weiß. Ich erzähle sie mit der Erlaubniß der Majestät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partisan ein, Poltro oder wie der Mensch hieß. Wie ein halb Wahnsinniger warf er sich auf einen Stuhl und begann ein Selbstgespräch; worin er sich über den politischen und militärischen Gegner des Admirals, Franz Guise, leidenschaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu schaffen. Es war, wie gesagt, das Selbstgespräch eines Geistesabwesenden und es stand bei dem Admiral, welchen Werth er darauf legen wollte — ich möchte die Scene einem Dramatiker empfehlen, sie wäre wirksam. Der Admiral schwieg, da er das Gerede des Menschen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guise fiel, von einer Kugel —“

„Hat Coligny so gehandelt,“ unterbrach der König, „so table ich ihn. Er that unmenſchlich und unchristlich.“

„Und unritterlich,“ höhnte der Friedländer kalt.

„Zur Sache, Hoheit,“ bat der König.

„Majestät, etwas Aehnliches ist mir heute begegnet, nur hat der zum Mord sich Erbietende eine noch künstlichere Scene in's Werk gesetzt. Einer der Eurigen wurde gemeldet, und da ich eben beschäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagstunde eingeschlummert und sprach heftig im Traume. Nur wenige gestammelte Worte, aber der Zusammenhang ließ sich errathen. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tödtlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genöthigt, den König von Schweden umzubringen um jeden Preis, oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichem Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehr fragte. Es handelte sich um Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Bescheid und entließ den Listigen.

Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugniß abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre unthunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen."

"Freilich," stimmte der König bei.

"Majestät," sprach der Friedländer jede Silbe schwer betonend, "Du bist gewarnt!"

Gustav sann. "Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüth nicht damit vergiften," sagte er, "so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indicien?"

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. "Mein Ohr und diesen Rappen da! Ich vergaß der Majestät zu sagen, daß der Träumer schlank war und ein ganz charakterloses, nichts sagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Farben trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder tiefer Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und sein Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegen blieb, sitzt selbigem Herrn wie angegossen."

Der König lachte herzlich. "Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen," betheuerte er.

"Auch ich," erwiderte der Friedländer, "kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes ehrliches Gesicht, daselbe feste Buben Gesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauermädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich büрге für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen und — täuschte es nicht — ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers, und dessen Hand daselbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängniß. Das kann verderben."

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Emporkömmling jetzt, da er durch seinen ungeheuerlichen Pact mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren und Chimärischen betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den innern Widerspruch durchschauend zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzichtigen Geberde, daß sie dem scharf blickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte.

"Ich sehe mit Vergnügen," scherzte der König, den Friedländer gegen die Thüre begleitend, "daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist."

"Wie sollt' ich nicht?" erwiderte dieser. "Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich" — der Herzog wich höflich einem „wir“ aus — „dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne den

Andern und" — scherzte er seinerseits — „stürzte die Majestät oder ich von dem einen Ende der Weltshaukel, schlänge das andere unsanft zu Boden.“

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermuthung, irgend eine himmlische Conjectur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verstockten Schritten und verhülltem Haupte. Seltamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustecken beginne und er that wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

„Die Majestät,“ endete der Friedländer fast gemüthlich seinen Besuch, „sollte sich wenigstens ihrem Kinde erhalten. Die Prinzess lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Das liegt in der Natur. Ich bin auch so ein Familienpapa!“ Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in seine Kammer zurückwankend, warf er sich neben seinem Lager nieder, den Himmel um die Bewahrung seines Helden anflehend, dem seine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann — ein geheimnißvolles Unheil bereiten konnte. „Was es mich koste,“ gelobte sich der Verzweifelte, „ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe.“

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum Könige in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größern Hälfte in gleichgültigem Gespräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: „Wo hast Du Dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelsing? Ich rief Dich und Du fehltest.“ Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß: er habe mit dem Bedürfniß, nach den erschütternden Scenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Ross geworfen und es in der Richtung des wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen, getummelt. Er wollte sich einen freundlichen Beweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten Geberde den Handschuh aus der Tasche und ihn betrachtend sagte er: „Dieser ist nicht der meinige. Hast Du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen!“ Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. „Er sitzt,“ sagte er.

Der Page aber warf sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und überströmte sie mit Thränen. „Lebe wohl,“ schluchzte er, „mein Herr, mein Alles! Dich behüte Gott und seine Scharen!“ Dann plötzlich sich erhebend, stürzte er hinaus wie ein Unsinniger. Gustav erhob sich, rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und — seltsam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforschungen über die Flucht und das Verbleiben seines Pagen anstellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu thun; denn er hatte beschlossen, das Lager bei Nürnberg aufzuheben.

Leubelfing hatte den gestreckten Lauf seines Thieres nicht angehalten, dieser ermüdete von selbst am äußersten Lagerende. Da beruhigten sich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond schien taghell und das Roß ging im Schritt. Bei klarerer Ueberlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er nicht gesehen, wie der Gebrandmarckte die Faust gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Besaß der Gefratte nicht den Scheinlang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleüchung seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und löste sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Thränen. Eine schwedische Wacht, ein Musketier mit schon ergreüstem Anebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmüthig: „Sinnt der junge Herr nach Hause?“ Leubelfing nahm sich zusammen und langsam weiterreitend entschloß er sich mit jener Reckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. „Der König wird es abbrechen,“ sagte er sich; „ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht.“

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abtritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödtlichen Duell secundirt hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam. „Entweder ich irre mich,“ begann er dann, „oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblau und schwermüthig ausschaut.“ Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: „Seid Ihr ein Nürnberger,“ fuhr er fort, „und mit dem seligen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleichet ihm zum Erschrecken, oder eigentlich seinem Kinde, dem Wildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trügt und hezt. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt.“ Und er übergab sein Roß und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesichte, welcher seinen Gebieter mit einem gutmüthigen stupiden Lächeln empfing.

„Mache sich's der Herr bequem,“ lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Feldstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Ceremonie mit seiner breiten ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte aber tiefeingeschnittene Narbe sichtbar. „Gustel, Du Narre,“ brach er los, „meinst,

ich hätt's vergessen, wie Dich das ungrische Fohlen, die Hinterhufen aufwerfend, über seinen Starrkopf schleuderte, daß Du durch die Luft flogest und wir Dreie Dich für todt auflassen, die heulende Mutter, der Vater blaß wie ein Geist und ich selber herzlich erschrocken? Ein perfecter Soldat, der selige Leubelfing, mein bester Hauptmann und mein Herzensfreund! Nur ein bißchen toll, wie Du es auch sein wirst, Gustel! Alle Wetter, Kind, wie lange schon treibst Du Dein Wesen um den König? Schauts übrigens accurat wie ein Bube! Hast Dir das blonde Kraushaar im Nacken wegrasirt, Kobold?" und er zupfte sie. „Mach Dir nur nicht vor, Du seiest das einzige Weibsbild im Lager! Sieh Dir mal den Jakob Erichson an, meinen Kerl!" Der Bursche trat eben mit Flaschen und Gläsern ein. „Ein Mann wie Du! Keine Angst, Gustel! Er hat nicht ein deutsches Wort erlernen können. Dazu ist er viel zu dumm. Aber ein kreuzbraves, gottesfürchtiges Weib! Und gartig! Uebrigens die einfachste Geschichte von der Welt, Gustel: Sieben Schreihälse, der Ernährer ausgehoben, sein Weib für ihn eintretend. Der denkbar beste Kerl! Ich könnte ihn nur gar nicht mehr entbehren!"

Der Page betrachtete das brave Geschöpf mit entschiedenem Widertwillen, während der Oberst weiter polterte. „Alle Wege ein starkes Stück, Gustel, neben dem Könige Dich einzunisten, der die Weibsen in Mannstracht verabscheut! Hast eine Fabel gespielt, was sie auf den Bänken von Upsala ein Monodrama nennen, wenn eine Person für sich mutterseelenallein jubelt, fürchtet, verzagt, empfindet, tragirt, imaginirt! Und hast Dir Gott weiß wie viel darauf eingebildet, ohne daß eine sterbliche Seele etwas davon wußte oder sich einen Deut darum bekümmerte. Du blickst unmuthig? Halsgefährlich, Kind, war es gerade nicht! Würdest Du entlarvt: „Paß Dich, dummes Ding!" hätte er Dich gescholten und den nächsten Augenblick an etwas Anderes gedacht. Ja, wenn Dich die Königin demastirt hätte! Puh! Nun sag' ich: man soll die Kinder nicht küssen! So'n Ruß schläft und lodert wieder auf, wann die Lippen wachsen und schwellen. Und wahr ist's und bleibt's, der König hat Dich mir einmal von den Armen genommen, Pathchen, und hat Dich geherzt und abgeküßt, daß es nur so klatschte! Denn Du warest ein leckes und hübsches Kind." Der Page wußte nichts mehr von dem Ruß, aber er empfand ihn wild erröthend.

„Und nun, Wildfang, was soll werden?" Er sann einen Augenblick. „Kurz und gut, ich trete Dir mein zweites Zelt ab! Du wirst mein Galopin, gibst mir Dein Ehrenwort nicht auszureißen und reitest mit mir bis zum Frieden. Dann führ' ich Dich heim nach Schweden in mein Gehöft bei Geseborg. Ich bin einzeln. Nur ein Sohn lebt mir in Falun, ein Diener am Wort mit einer fetten Pfründe. Da hast Du dann die Wahl zwischen uns Weiden." Page Leubelfing gelobte seinem Pathen, was er sich selbst schon gelobt hatte, und erzählte ihm darauf sein vollständiges Abenteuer mit jenem Wahrheitsbedürfniß, das sich nach lange getragener Larve so gebieterisch meldet, wie Hunger und Durst nach langem Fasten.

Der Alte dachte sich seine Sache und erlustigte sich dann besonders an dem Wetter Leubelfing, von dem er nicht mehr loskam.

Von Sommerende bis nach beendigter Lese und bis an einem frostigen Morgen die ersten dünnen Flocken über der Heerstraße wirbelten, ritt Page

Leubelsing in Züchten neben seinem Pathen, dem Obersten Ake Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechselfälle eines Feldzuges mit sich bringen. Dem Hauptquartier und dem Könige begegnete er nicht, da der Oberst meist die Vor- oder Nachhut führte. Aber Gustav Adolf füllte die Augen seines Geistes, wenn auch in verklärter und unnahbarer Gestalt, jetzt da er aufgehört hatte ihm durch die Socken zu fahren und ihn der Page Nachts nicht mehr an seiner Seite, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, sich umwenden und sich räuspern hörte. Da geschah es zufällig, daß Leubelsing seinen König wieder mit Augen sah. Es war auf dem Marktplatz von Raumburg, wo sich der Page eines Einkaufs halber verspätet hatte und eben seinem Obersten nachsprengen wollte, welcher, dieses Mal die Vorhut befehlend, die Stadt schon verlassen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit seinem Roß gegen die Häuser zurückgedrängt, sah er auf dem engen Platze ein Schauspiel, wie ein ähnliches nur erst einmal menschlichen Augen sich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedestifter auf einer Eselin Einzug hielt in Jerusalem. Freilich saß Gustav auf seinem stattlichen Streithengst, von geharnischten Hauptleuten auf muthigen Thieren umringt; aber Hunderte von leidenschaftlichen Gestalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände streckten, um die Rechte Gustav's zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur seine Steigbügel küßten, geringe Leute, die sich vor ihm auf die Kniee warfen, ohne Furcht vor dem Hufschlag seines Thieres, das übrigens sanft und ruhig schritt, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Liebe und der Begeisterung ergriffenen Gruppen umtögte den nordischen König, der ihm seine geistigen Güter gerettet hatte. Dieser, sichtlich gerührt, neigte sich von seinem Roße herab zu dem greisen Ortsgeistlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelsing's die Hand küßte, ohne daß er es abwehren konnte, und sprach überlaut: „Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das ist zu viel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidnischen Göttin Victoria und mit dem christlichen Todesengel!“

Dem Pagen quollen die Thränen. Als er aber gegenüber an einem Fenster die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abschied zuwinkte, schwoll ihm der Busen von einer brennenden Eifersucht.

Raum eine Woche später, als die schwedischen Scharen auf dem blauen Felde von Lützen sich sammelten, marschirte Ake Tott seitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelsing einen Raubvogel, der unter zerrissenen Wolken schwebend auf das Hartnäckigste sich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüsse des Gefolges sich nicht erschrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburger's, ob seine Rache über Gustav Adolf schwebte. Das arme Herz des Pagen ängstigte sich über alles Maß. Wie es fröhe dunkelte, wuchs seine Angst, und da es finster geworden war, gab er, sein Ehrentwort brechend, dem Roße die Sporen und verschwand aus den Augen des ihm „Treubrüchiger Vube!“ nachrufenden Obersten.

In unaufhaltbarem Ritte erreichte er den Wagen des Königs und mischte sich unter das Gefolge, das am Vorabende der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu kümmern schien. Der König gedachte dann die Nacht in seinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die

Kälte genöthigt, auszusteißen und in einem bescheidenen Bauerhause ein Unterkommen zu suchen. Mit Tagesanbruch drängten sich in der niedrigen Stube, wo der König schon über seinen Karten saß, die Ordonnanzten. Die Aufstellung der Schweden war beendet. Es begann die der deutschen Regimenter. Page Reubelfing hatte sich, von dem Kammerdiener des Königs, der ihm wohlwollte, erkannt und nicht zur Rede gestellt, den in seinem Gestick das schwedische Wappen tragenden Schemel wieder erobert, auf welchem er sonst neben dem Könige gesessen, und sich in einer Ecke niedergelassen, wo er hinter den wechselnden kriegerischen Gestalten verborgen blieb.

Der König hatte seine letzten Befehle gegeben und war in der wunderbarsten Stimmung. Er erhob sich langsam und wendete sich gegen die Anwesenden, lauter Deutsche, unter ihnen mehr als einer von denjenigen, welche er im Lager bei Nürnberg mit so harten Worten geächtigt hatte. Ob ihn schon die Wahrheit und die Barmherzigkeit jenes Reiches berührte, dem er sich nahe glaubte? Er winkte mit der Hand und sprach leise, fast wie träumend, mehr mit den geisterhaften Augen als mit dem kaum bewegten Munde:

„Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht' ich Euch mein Testament hinterlassen. Nicht für den Krieg sorgend — da mögen die Lebenden zusehen. Sondern — neben meiner Seligkeit — für mein Gedächtniß unter Euch! Ich bin über Meer gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Victorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiser einen läßlichen Frieden vorschreiben und nach gesichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubthier zwischen meine schwedischen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutschen Dinge. Nicht ohne ein Gelüst nach Eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich, Doch Ihr denket und sprecht: ein fremder König herrsche nicht über uns! Und Ihr habet Recht. Denn es steht geschrieben: der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte leztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen . . .“ Sein leises Reden wurde überwältigt von dem stürmischen Gesänge eines thüringischen Reiterregimentes, das, vor dem Quartier des Königs vorbeiziehend, mit Begeisterung die Worte betonte:

„Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen schon . . .“

Der König lauschte und ohne seine Rede zu beendigen, sagte er: „Es ist genug, Alles ist in Ordnung,“ und entließ die Herren. Dann sank er auf das Knie und betete.

Da sah der Page Reubelfing mit einem rasenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er sich in kriechender und zerknirschter Haltung und rechte die Hände stehend gegen den König aus, der sich langsam erhob. Jetzt warf er sich vor ihm nieder, umfing seine Kniee, schluchzte und schrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir!“ und wiederum: „Ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir, ich bin hinfort

nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße!" und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und schloß ihn in seine Arme.

Vor den entsetzten Augen des Pagen schwammen die sich umschlungen Haltenden wie in einem Nebel. „War das, konnte das die Wahrheit sein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine satanische Larve? Mißbrauchte der ruchloseste der Heuchler die Worte des reinsten Mundes?“ So zweifelte sie mit ihren Sinnen und pochenden Schläfen. Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet und der König rief nach seinem Ledertwams. Der Kammerdiener erschien, in der Linken den verlangten Gegenstand, in der Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harnisch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfesten Panzer und machte Miene, dem König behülfslich zu sein, denselben anzulegen. Dieser aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erstaunt zu sein, weigerte sich mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick und fuhr Reubelfing durch das krause Stirnhaar, wie er zu thun pflegte. „Gust," sagte er, „das geht nicht. Er drückt. Gib das Wams.“

Kurz nachher sprengte der König davon, links und rechts hinter sich den Lauenburger und seinen Pagen Reubelfing.

V.

In der Pfarre des hinter der schwedischen Schlachtlinie liegenden Dorfes Meuchen saß gegen Mitternacht der verwittwete Magister Todänuß hinter seiner Foliobibel und las seiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwittweten Person, die Bußpsalmen David's vor. Der Magister — übrigens ein wehrhafter Mann mit einem derben, grauen Anebelbarte, der ein paar Jugendjahre unter den Waffen verlebt — betete dann inbrünstig mit Frau Ida für die Erhaltung des protestantischen Feldes, der eben jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hofthor und die geistergläubige Frau Ida errieth, daß sich ein Sterbender melde.

Es war so. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Mensch entgegen, bleich wie der Tod, mit weit geöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein Anderer einen Todten vom Pferde, einen schweren Mann. In diesem erkannte der Pfarrer trotz der entstellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen gesehen und dessen wohlgetroffener Holzschnitt hier in seinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er sich das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In fieberischer Geschäftigkeit und mit hastiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß sein König im Chor der anstoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerst aber forderte er laues Wasser und einen Schwamm, um das Haupt voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hilfe des Gefährten den Todten, welcher seinen Armen zu schwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, sank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vorwärts auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, sah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Brustwunde. Durch einen frischen

Niß im Nocke neben einem über dem Herzen liegenden gestickten Riße sickerte Blut. Das Gewand seines Kameraden vorsichtig öffnend, traute der schwedische Cornett seinen Augen nicht. „Hol' mich! straf' mich!“ stotterte er, und Frau Ida, welche die Schüssel mit dem Wasser hielt, erröthete über und über.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und der Oberst Ake Lott trat herein. In Proviantfachen rückwärts gesendet, war er nach verrichtetem Geschäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfstraße, vor dem Krüge ein Glas Branntwein stürzend, die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Todten vor sich auf dem Pferde gehalten.

„Ist es wahr, ist es möglich?“ schrie er und stürzte auf seinen König zu, dessen Hand er ergriff und mit Thränen benetzte. Nach einer Weile sich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnstessel ausgestreckt lag, seiner Sinne unmächtig. „Alle Teufel,“ rief er zornig, „so hat sich die Gustel doch wieder an den König gehängt!“

„Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden,“ bemerkte der Cornett vorsichtig, „wie er, den todten König vor sich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!“

„Nein, für mich!“ unterbrach ihn ein langer Mensch mit einem Altweiber- gesicht. Es war der Kaufherr Laubfinger. Um einen bösen Schuldner zu verhaften, hatte er der Nähe des Schlachtfeldes getrozt, war in die von Gepäc- twagen gestaute Dorfstraße gerathen und dem Obersten nachgegangen, ihn um eine salva guardia zu ersuchen. In einem überströmenden Gefühle von Dankbarkeit und von Erleichterung erzählte er jetzt den Anwesenden umständlich die Geschichte seiner Familie. „Gustel, Gustel,“ weinte er, „kennst Du noch Dein leibliches Betterchen? Wie kann ich Dir's bezahlen, was Du für mich gethan hast?“

„Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet!“ fuhr ihn der Oberst an.

Der Pfarrer aber trat in das Mittel und sprach mit ruhigem Ernst: „Herr- schaften, Ihr kennt diese Welt. Sie ist voller Lästerung.“ Frau Ida seufzte. „Und da am meisten, wo ein großer und reiner Mensch eine große und reine Sache vertritt. Würde der leiseste Argwohn dieses Andenken trüben“ — er zeigte den stillen König — „welches Fabelgeschöpf würde nicht die papistische Verleumdung aus dieser armen Mücke machen,“ und er deutete auf den ohn- mächtigen Pagen, „die sich die Flügel an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat. Ich bin wie von meinem Dasein überzeugt, daß der selige König von diesem Mädchen nichts wußte.“

„Einverstanden, geistlicher Herr,“ schwur der Oberst, „auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit, nicht durch die Werke, sondern durch den Glauben, überzeugt.“

„Sicherlich,“ bestätigte Laubfinger, „sonst hätte der König sie heimgeschickt und auf mich gefahndet.“

„Hol' mich, straf' mich!“ betheuerte der Cornett und Frau Ida seufzte.

„Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberst, Ihr, Cornett, seid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vortheil, Herr Laub- finger, für Frau Ida büрге ich: wir schweigen.“

Jetzt öffnete der Page die sterbenden Augen. Sie irrten angstvoll umher

und blieben auf Ake Tott haften: „Pathe, ich habe Dir nicht gehoramt, ich konnte nicht — ich bin eine große Sünderin.“

„Ein großer Sünder,“ unterbrach sie der Pfarrer streng. „Ihr redet irre! Ihr seid der Page August Leubelfing, ehelicher Sohn des nürnbergischen Patriziers und Handelsherrn Arbogast Leubelfing, geboren den und den, Todes verblühen den siebenten November Eintausend sechshundert zweiunddreißig an seinen Tages vorher in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden, pugnans cum rege Gustavo Adolpho.“

„Fortiter pugnans!“ ergänzte der Cornett begeistert.

„Und ich?“ fragte der Better verblüfft, „lehre ich nicht in den Besitz meines Namens zurück?“

„Ihr bleibet ein Laubfinger,“ entschied der Prediger. „Ihr habt Euer höchstes Gut gerettet, das liebe Leben, damit begnüget Euch!“ Und sich wieder zu dem Sterbenden wendend: „So will ich auf Euern Grabstein setzen! Jetzt aber machet Euern Frieden mit Gott! Euer Stündlein ist gekommen.“ Er sagte das nicht ohne Härte, denn er konnte seinen Unmuth gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf seines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es schon in den letzten Zügen lag.

„Ich kann jetzt noch nicht sterben, ich habe noch viel zu reden!“ röchelte der Page. „Der König . . . im Nebel . . . die Kugel des Lauenburgers —“ der Tod schloß ihr den Mund, aber er konnte sie nicht hindern, mit einer letzten Anstrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu suchen.

Jeder der Anwesenden zog seinen Schluß und ergänzte den Satz nach seiner Weise. Der geistesgegenwärtige Pfarrer aber, dessen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutschlands und der protestantischen Sache — für ihn dasselbe — von einem deutschen Fürsten sich gemeuchelt zu denken, ermahnte sie Alle eindringlich, dieses Bruchstück einer durch den Tod zertrümmerten Rede mit dem Page zu begraben.

Die Kirche wurde gegen den Andrang der zuströmenden Menge gesperrt und verriegelt; denn das Gerücht hatte sich rasch verbreitet, hier liege der König. Die Todten wurden dann gewaschen und im Chöre aufgebahrt. Ueber alledem war es helle geworden. Als die Kirchthore den mit ungeduligen Geberden, aber chrfürchtigen Mienen Eindringenden sich öffneten, lagen die Beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger, und in umgekehrter Richtung, sodas sein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgensonne — dem gestrigen Rebelltage war ein blauer wolkenloser gefolgt — glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Helbenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.

Ein Stück nationaler Arbeit im deutschen Verkehrswesen.

~~~~~  
Von  
E. Hoffmann.  
~~~~~

Unter den unzähligen Wohlthaten fortschreitender Wissenschaft sind wenige wichtiger, als die Verkehrserleichterungen. Duale, Geschichte der Civilisation. Cap. 4. S. 189.

Wohin sich auch der Blick richtet, um die Elemente der geistigen und wirthschaftlichen Entwicklung der Menschheit in unserem Jahrhundert zu erforschen: wir können uns fast keinen Erscheinungskreis im öffentlichen Leben der Jetztzeit vergegenwärtigen, in welchem wir nicht auf den durchdringenden und verbindenden Einfluß des Verkehrswesens stoßen. In der That ist neben den auf die Erfolge der neueren Naturforschung gestützten Fortschritten der Technik und im Bunde hiermit kein Zug in der Physiognomie unseres Zeitalters lebhafter ausgeprägt, als das Streben und die Erfolge auf dem Gebiete der Verkehrserleichterungen. Zielpunkte von bisher ungeahnter Bedeutung sind hineingezogen in den Kreis der lebendigen Verbindung; und noch immer kann man sagen, daß die Verkehrserleichterung für unsere Zeit ebenso sehr Denkmal des Errungenen, als Magnet der Bestrebungen ist.

Für uns Deutsche, welche so lange der mangelnden Initiative in wirthschaftlichen Dingen geziehen wurden, ist es ein erhebendes Bewußtsein, daß wir in der Organisation der Verkehrsanstalten jetzt seit einer Reihe von Jahren an der Spitze der Bewegung stehen. Am meisten ist diese Ueberlegenheit der deutschen Verkehrseinrichtungen bei der staatlichen Organisation des Post- und Telegraphenwesens hervorgetreten. Gefördert durch eine glückliche staatsrechtliche Entwicklung und durch eine oberste Leitung von seltener Kraft und Intelligenz ist diesem Verkehrsinstitute unter der Reichsverwaltung ein Aufschwung zu Theil geworden, welcher dasselbe in Deutschland zu einer der volksthümlichsten öffentlichen Anstalten gemacht und ihm im Auslande den Ruf der Mustergültigkeit erworben hat.

Bei der Bedeutung der Reformen im Post- und Telegraphenwesen für die wirtschaftliche und geistige Cultur gewährt es für Jeden, der an den Culturbestrebungen unserer Zeit Antheil nimmt, ein unmittelbares Interesse, nicht nur die vor Aller Blicken liegenden Ergebnisse der Verwaltung der Reichsverkehrsanstalten zu verfolgen, sondern dabei auch den mühevollen Weg sich zu vergegenwärtigen, welcher zurückzulegen war, um zu den vorliegenden glänzenden Erfolgen zu gelangen.

Wenn es beabsichtigt wird, von diesem Gesichtspunkte aus die seit der Errichtung des Reichs eingetretenen Fortschritte in der Thätigkeit der Reichsverkehrsanstalten in allgemeinen Zügen vor Augen zu führen, so ist es zur Erhaltung des geschichtlichen Zusammenhangs nöthig, zuvor noch einen kurzen Blick auf den Stand des vaterländischen Post- und Telegraphenwesens in der Zeit vor der Wiederherstellung der politischen Einheit zu richten, und auf die Vorgänge zurückzugehen, durch welche die Entwicklung dieser Anstalten am Schlusse dieser Zeit-epoche hauptsächlich bestimmt war.

I.

Bersehen wir uns in das fünfte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zurück, so finden wir in Deutschland noch immer die beträchtliche Anzahl von siebenzehn selbständigen Territorial-Postanstalten, welche innerhalb ihrer Gebiete den Verkehr nach selbständigen, unter sich zum Theil erheblich abweichenden Regeln ordneten. Die Grundsätze für den Austausch der Postsendungen unter den verschiedenen Verwaltungen wurden durch Postverträge festgesetzt, welche zwischen den einzelnen Regierungen je nach Bedürfniß abgeschlossen, von Zeit zu Zeit durch Zusatzacte ergänzt, oder wiederum durch neue Verträge ersetzt wurden, wenn die Grundlagen der früheren sich verschoben hatten, oder dem Bedürfniß nicht mehr entsprachen.

Unter wie mannigfachen Schwierigkeiten der Abschluß solcher Verträge oftmals zu leiden hatte, wie viel Zeit und Anstrengung es erforderte, zwischen den verschiedenen Systemen der Tarification und Portoberechnung, den widerstreitenden Ansprüchen in Bezug auf Portotheilung und Transitgebühren eine Einigung herbeizuführen, wie dabei eine in das Kleinliche gehende Abwägung der Verhältnisse, ein stetes Markten um den Werth der gegenseitigen Leistungen, ein Ringen nach finanziellen Vortheilen zur Gewohnheit wurde: dies Alles ist aus der Postgeschichte jener Zeit hinreichend bekannt. Ist es doch vorgekommen, daß es zwischen großen Postgebieten zeitweise an jeder vertragsmäßigen Grundlage für den Correspondenztausch fehlte, weil man sich über die Bedingungen nicht einigen konnte. Die Gesamtheit der Bestimmungen für den inneren Postverkehr und der Festsetzungen der nach den verschiedensten Grundsätzen abgeschlossenen Verträge, deren Zahl zeitweise mehr als hundert betrug, stellte ein Chaos der mannigfachsten Betriebs- und Verwaltungs-Grundsätze dar, welche, für die Beamten fast unentwirrbar, vollends dem verkehrstreibenden Publicum einen Ueberblick über die Versendungsbestimmungen unmöglich machten.

Unter den damaligen Verhältnissen war es schon als ein großer Fortschritt zu erachten, daß es gelang, zunächst den Verkehr der selbständigen Postverwaltungen unter sich nach gemeinsamen Bestimmungen zu ordnen. Dieses erste Ziel

wurde durch die 1850 erfolgte Errichtung des deutsch-österreichischen Postvereins erreicht, eine Schöpfung, welche, wie der Zollverein und die Einigung über die Münz- und Handelsrechtsverhältnisse, aus der unter dem Einflusse des Verkehrsaufschwungs immer mehr über die Grenzen der Einzelstaaten hinausgewachsenen Annäherung und Verbindung der deutschen Staatsangehörigen entstanden war, und zu jener Zeit die Idee der Verkehrsgemeinschaft der deutschen Staaten, nächst dem Zollverein, wohl am sichtbarsten zum Ausdruck brachte.

Wie im früheren Zollverein, so setzten auch im Postverein die Abänderungen der Vereinsbestimmungen Einstimmigkeit aller betheiligten Verwaltungen voraus. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Reformen hinter den steigenden und sich vervielfältigenden Bedürfnissen des Verkehrs noch weit zurückblieben, und daß die Klagen über mannigfache Schäden des deutschen Postwesens in Bezug auf Organisation, Haftpflicht und Portotaxe eine stehende Rubrik in den Handelskammerberichten und auf den Tagesordnungen der Handelstage wurden.

Namentlich war es die Thurn- und Taxis'sche Lehnspost, die, noch bis in die neueste Zeit hinein in elf Staaten Mittel- und Süddeutschlands die Postrechte ausübend, dem Fortschritte nicht selten unüberwindliche Hemmnisse entgegensetzte. Dieses durch den Luneviller Frieden (1801) und den Reichs-Deputationshauptschluß (1803) in seinem Besitze staatsrechtlich gesicherte Lehnsinstitut, welches zwar in früheren Jahrhunderten ein wichtiges Bindemittel im damaligen Verkehrsleben der Nation gebildet hatte, jetzt aber noch wie ein feudaler Rest des Mittelalters in die Neuzeit hineinragte, setzte dem Andringen neuer Ideen mit beharrlicher Consequenz einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Nur gezwungen dem Verbande des deutsch-österreichischen Postvereins beigetreten, wies es, ausschließlich von dem in der privatwirthschaftlichen Natur seines Betriebs liegenden Grundsätze der Erzielung eines möglichst hohen Reinertrags geleitet, jede Mitwirkung bei der Vornahme durchgreifenderer Verkehrsvereicherungen von der Hand, und bildete so eine unüberwindliche Schranke gegen die zweckmäßige Umgestaltung der deutschen Posteinrichtungen.

Zweimal in diesem Jahrhundert, in wichtigen Momenten der deutschen Geschichte, 1815 und 1848, war die Beseitigung des Taxis'schen Postwesens vergeblich versucht worden. Erst die folgenreichen Ereignisse des Jahres 1866, welche den unwiderstehlichen Zug der deutschen Nation nach politischer Einheit endlich dem Ziele nahe brachten, sollten die Lösung auch dieser aus der Zersplitterung Deutschlands rückständig gebliebenen Frage herbeiführen.

Mußte schon die auf den Friedensschluß folgende Einverleibung von Nassau und Frankfurt, wo das Haus Thurn und Taxis das Postregal ausübte, bezüglich dieser Gebietstheile die Uebernahme der Posten in eigene Verwaltung des preussischen Staates nahe legen, so steckte die preussische Regierung über dieses Ziel hinaus gleich nach dem Eintritt der kriegerischen Ereignisse ihren Entschlüssen nach dieser Richtung ein weiteres, den Interessen des Vaterlandes förderliches Ziel: die vollständige Beseitigung des Thurn- und Taxis'schen Postwesens in ganz Deutschland.

Wie eine bedeutungsvolle Fügung erscheint es, daß die Verwirklichung dieses Planes dem nachmaligen Leiter des Reichspostwesens vorbehalten war. Aus seiner

damaligen Stellung als vortragender Rath im preußischen General-Postamte wurde der jetzige Staatssecretär Dr. Stephan als Beauftragter der preußischen Regierung nach Frankfurt am Main entsandt, um das Laxis'sche Postwesen in den occupirten Gebietsztheilen der preußischen Verwaltung zu unterstellen. Den in die mittel-deutsche Handelsmetropole eingerückten Truppen auf dem Fuße folgend, nahm derselbe die dort befindliche Laxis'sche General-Postdirection unter preußische Administration, um seine Verwaltungsthätigkeit bereits nach wenigen Tagen mit Zustimmung der betheiligten Regierungen auf den gesammten Thurn- und Laxis'schen Postbezirk auszudehnen.

Unter dem Eindruck dieser Maßregel ließ der Fürst von Thurn und Laxis schon im August 1866 seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in Unterhandlungen wegen Abtretung seines gesammten Postwesens an die Krone Preußen erklären. Ungeachtet aller Schwierigkeiten — waren doch zur Beurtheilung des zu überlassenden Vermögensobjects nicht weniger als zweiundzwanzig von dem Hause Thurn und Laxis über die Postgerechtfame geschlossene, ihrem Rechtsinhalte nach zum Theil streitige Staatsverträge nach ihrem finanziellen Werthe zu prüfen — wußte der preußische Bevollmächtigte sich der ihm zugefallenen Aufgabe mit solchem Nachdruck zu entledigen, daß schon unter dem 28. Januar 1867 ein Vertrag zu Stande kam, auf Grund dessen der Fürst von Thurn und Laxis sich dazu verstand, sein Postwesen in ganz Deutschland mit allen zu demselben gehörigen Rechten und zugleich mit dem gesammten beweglichen und unbeweglichen Inventar, vom 1. Juli 1867 ab, gegen eine Abfindungssumme von neun Millionen Mark an die preußische Regierung zu übertragen.

So wurde denn der großen Privat-Postanstalt, welche nach Jahrhunderte langem Bestehen ihre Zeit längst überlebt hatte, für immer ein Ende bereitet.

Auch nach anderer Seite hin brachten die kriegerischen Ereignisse das Verlangen des deutschen Volkes nach einheitlicher Leitung des Verkehrswesens um mehrere wichtige Etappen dem Ziele näher. Durch die Befreiung Schleswig-Holsteins von der dänischen Herrschaft war der letzte Schritt zur Ausschließung fremdländischer Einflüsse von der deutschen Verkehrsverwaltung gethan. Die dänischen und schwedischen Postanstalten in den Hansestädten, ein unrühmliches Zeugniß der früheren politischen und wirthschaftlichen Zerrissenheit Deutschlands, wurden beseitigt. Durch die Annexionen Hannovers und Kurheffens wurde die Zahl der particularen Post- und Telegraphen-Verwaltungen um zwei durch ihre geographische Lage besonders wichtige Glieder vermindert; und der Zuwachs, welchen das preußische Verkehrsgebiet hierdurch erfuhr, wurde noch durch die Friedensschlüsse erweitert, in denen Sachsen die Ausübung der Telegraphie und Hessen die Verwaltung der Posten und Telegraphen an Preußen übertrug.

Bei der Begründung des Norddeutschen Bundes befanden sich daher die verbündeten Regierungen in Folge der umsichtigen Verkehrspolitik Preußens dem Post- und Telegraphenwesen gegenüber in einer durchaus günstigen Lage. Post und Telegraphie waren ausschließlich in den Händen weniger Staatsverwaltungen; und die Particular-Post- und Telegraphenanstalten hatten in ihren Verwaltungseinrichtungen durch das gemeinsame Band des Postvereins und des nach dessen Vorbilde geschlossenen deutsch-österreichischen Telegraphenvereins schon eine gegen-

seitige Annäherung erfahren, welche in gewissem Grade auf die inneren Verkehrs-Einrichtungen nivellirend eingewirkt hatte. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes konnte daher ohne Schwierigkeiten die weiteren Folgerungen dieses Entwicklungsganges ziehen, indem sie das Post- und Telegraphenwesen für Rechnung des Bundes als einheitliche Staats-Verkehrsanstalten einrichtete und beiden Instituten eine staatsrechtliche Grundlage gab, welche sich vor derjenigen aller anderen Verwaltungsressorts des Landes durch Fernhaltung particularer Sonder-einrichtungen auszeichnete.

Wie nach der durch den glorreichen Krieg 1870 und 1871 errungenen Wieder-aufrichtung des Deutschen Reichs die organischen Einrichtungen des Norddeutschen Bundes zur Aufnahme der neu hinzugetretenen Glieder keiner Umgestaltung, sondern nur einer entsprechenden Erweiterung bedurften, so ist auch die Stellung der Verkehrsanstalten bei dem Uebergang von dem Norddeutschen Bund auf das Deutsche Reich im Wesentlichen unverändert geblieben. Durch den Hinzutritt von Baden und Elsaß-Lothringen wurde das Postgebiet des früheren Norddeutschen Bundes zu dem „Reichs-Postgebiet“ erweitert. Nur in Bezug auf das Verhältniß zu Bayern und Württemberg hatte die Verfassung besondere Bestimmungen in sich aufzunehmen, indem sie zwar in den grundsätzlichen Fragen, welche die Gesetzgebung, das Tarifwesen im Verkehr zwischen den Bundesstaaten und die Vertretung gegenüber dem Auslande betreffen, die Einheit für den ganzen Umfang des Reichs herstellte, dagegen diesen Staaten die selbständige Verwaltung ihres inneren Post- und Telegraphenwesens überließ.

Obwohl die Reservatrechte der beiden süddeutschen Staaten die Fortbildung der gewonnenen Organisation und die Einheit der ferneren Entwicklung im Ganzen nicht zu hemmen vermocht haben, so ist die Aufrechterhaltung dieser Rechte vom Standpunkte der nationalen Verkehrsinteressen aus immerhin zu bedauern. Als ein empfindlicher Uebelstand hat es sich im Laufe der Zeit namentlich geltend gemacht, daß Bayern und Württemberg wegen der gesonderten Verrechnung der Einnahmen aus ihrem innern Postverkehr eigene Freimarken ausgeben, und daß die Briefmarken der Reichspost nicht in Bayern und Württemberg und umgekehrt diejenigen dieser Staaten nicht im Reichspostgebiet Gültigkeit haben. Bei der zunehmenden Innigkeit der Verkehrsbeziehungen zwischen dem Norden und Süden tritt das Verlangen der Verkehrstreibenden nach Beseitigung dieser störenden Verschiedenheiten immer dringender hervor. Wie sich Ideen von praktischer Bedeutung durch eigene, innere Kraft Bahn zu brechen pflegen, so ist zu hoffen und zu erwarten, daß auch die Einsicht von den mit der Einführung einheitlicher deutscher Postwerthzeichen verbundenen wirthschaftlichen Vortheilen immer mehr um sich greifen und zur Abhilfe der in dieser Beziehung unverkennbar bestehenden Mißstände führen wird.

In Folge der durch die politischen Umgestaltungen gewonnenen staatsrechtlichen Organisation hatte die vaterländische Post und Telegraphie nach der Wiedererrichtung des deutschen Reichs eine Entwicklungsfähigkeit erlangt, welche eine mit offenem Verständniß für die Bedürfnisse des Verkehrs begabte, intelligente und thatkräftige Leitung in vorzüglicher Weise in den Stand setzte, durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel reiche Schätze für das Wirthschaftsleben der Nation zu Tage zu fördern.

Wie unserem wiedergeeinten Vaterlande auf so verschiedenen Gebieten der staatlichen Thätigkeit das Glück zu Theil geworden ist, Staatsmänner von weitem Blick und seltener Kraft an den leitenden Stellen zu sehen, so fand das neue deutsche Reich auch zur Lösung der friedlichen Aufgaben, welche seiner auf dem Gebiete des Verkehrs wesens harrten, den rechten Mann an der rechten Stelle vor. Der umfassende Scharfblick des Fürsten-Reichskanzlers erkannte in dem jetzigen Staatssecretär des Reichs-Postamts Dr. Stephan, welcher zu jener Zeit der Zahl der jüngeren Rätthe des Postressorts angehörte, die geeignete Person für die Leitung der Reichsverkehrsanstalt. Unter Hintenansehung ängstlicher Rücksichtnahme auf die Reihenfolge des Dienstalters wurde dessen Berufung an die Spitze der deutschen Post durchgeföhrt.

Die Uebertragung der Geschäfte des Ressorts der Postverwaltung an den Staatssecretär Dr. Stephan fand am 1. Mai 1870 statt. Unter dieser neuen Leitung beginnt nun eine Periode der Entwicklung, wie sie bis jetzt beispiellos in der Geschichte der deutschen Verkehrsanstalten ist. Diese Entwicklungsperiode wird durch eine Reihe von Schöpfungen bezeichnet, welche die beiden mit dem Fortschritt der Cultur so eng verbundenen nationalen Institute nicht nur auf der Höhe der Zeit erhalten, sondern ihnen eine für das Verkehrsleben aller Völker maßgebende Bedeutung verliehen haben.

II.

In ihrer jetzigen Ausdehnung ist die Post und Telegraphie neben der Schule wohl die am meisten ausgebreitete und durch die zahlreichsten Fäden mit dem Leben der Nation verknüpfte Culturanstalt des deutschen Volks. Für die Verwaltung einer Anstalt von solchem Umfange ist die Frage der Organisation von wichtigster Bedeutung. Von der Centralbehörde hat für alle Zweige der Verwaltungsthätigkeit der belebende Einfluß, das regelnde Maß und der befruchtende Gedanke auszugehen. Damit sie diesen Aufgaben in wirksamer Weise nachkommen kann, muß sie aber von allen laufenden und minder wichtigen Geschäften soweit entlastet sein, daß der Ueberblick über das Ganze gewahrt und der freie Blick nicht beeinträchtigt wird.

Zu einer Organisation in diesem Sinne bot die Einrichtung der preußischen Postverwaltung, bei welcher der Schwerpunkt der Betriebsverwaltung schon seit dem Jahre 1848 in den Händen von Provinzialbehörden (Oberpostdirectionen) beruhte, zwar eine wesentliche Stütze dar. Im Laufe der Zeit hatte es sich jedoch fühlbar gemacht, daß der Grundgedanke der Decentralisation, auf welchem diese Organisation beruhte, durch eine Reihe specialisirender Sonderbestimmungen nach und nach in den Hintergrund gedrängt war.

Indem die neue Reichsverwaltung den bewährten Organismus der preußischen Post zur Grundlage nahm, war es daher gleichzeitig eine ihrer ersten Maßregeln, die Theilung der Verwaltungsgeschäfte zwischen der Centralstelle und den Bezirksverwaltungsbehörden einer durchgreifenden Revision zu unterziehen und dabei zur weiteren Entlastung der obersten Behörde die Selbstständigkeit der Oberpostdirectionen soweit zu erhöhen, als dies mit der Natur einer auf straffe und einheitliche Organisation angewiesenen Verkehrsanstalt irgend vereinbar ist. Wesentlich diesen organisatorischen Maßregeln war es

zu verdanken, daß der bedeutende Zuwachs, welchen die preussische Post durch die Erweiterung zur Reichspost erfuhr, mit dem Körper der Verwaltung in sehr kurzer Zeit nicht bloß äußerlich verbunden, sondern auch innerlich vereint wurde.

Im Anschlusse hieran erwies sich auch die Gliederung der Betriebspostanstalten, welche theils den localen Dienst, theils den Eisenbahnpostdienst versehen, als reformbedürftig. Insbesondere hatte der Umstand, daß sämtliche Anstalten ohne Rücksicht auf ihren Geschäftsumfang gleichgeordnet waren, dazu geführt, den Betrieb der kleineren Postanstalten mehr, als nöthig, nach dem Maßstab der größeren einzurichten, wodurch die Betriebskosten erhöht und der Vermehrung der Postanstalten unerwünschte finanzielle Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Zur Beseitigung dieses Mißverhältnisses ist daher vom Jahre 1871 ab, unter gleichzeitiger Vereinfachung der Classeneintheilung der Postämter, eine neue Classe von Postanstalten mit der Bezeichnung „Postagenturen“ gebildet, denen zwar in Bezug auf die Vermittelung des Versendungsverkehrs dieselben Befugnisse, wie den übrigen Postanstalten, beigelegt sind, die aber in geschäftlicher Beziehung von einem benachbarten Postamte abhängen, in Folge dessen einfacher organisirt sind, und mit geringerem Kostenaufwande unterhalten werden. Hierdurch, sowie durch die seit 1881 erfolgte Einrichtung von Postanstalten mit noch einfacheren Geschäftsverhältnissen (Posthilfsstellen), wurden die Mittel gewonnen, durch zahlreiche Neueinrichtung von Postanstalten die Segnungen des regelmäßigen Postdienstes weiten, bisher nicht in das Postcurzneß hineingezogenen Landstrichen zugänglich zu machen.

Noch wichtigere Aufgaben für die Verwaltungsorganisation ergaben sich bald darauf aus der Fürsorge für die telegraphischen Betriebseinrichtungen. Nach dem Vorgange in anderen Staaten war die Telegraphenverwaltung, nachdem sie bisher in der Centralstelle mit der Postverwaltung in Verbindung gestanden hatte, von letzterer losgelöst und seit 1868 einer, der obersten Postverwaltung gleichgeordneten, eigenen Centralbehörde unterstellt. Beide Behörden waren dem Reichskanzleramte zugeteilt, in welchem das Generalpostamt die erste und die Generaldirection der Telegraphen die zweite Abtheilung bildete. Unter der Generaldirection der Telegraphen standen als provinzielle Verwaltungsorgane zwölf Telegraphendirectionen.

Bei dieser, für die damalige Ausbreitung des Telegraphendienstes zu reichlich ausgestatteten, kostspieligen Organisation hatte die Telegraphie ein befriedigendes Gedeihen nicht zu erlangen vermocht. Die Einnahmen blieben hinter den Ausgaben in steigendem Maße zurück, so daß sich schon 1875 ein Deficit von 3,350,000 Mark ergab, welches auf Kosten der Steuerzahler gedeckt werden mußte. War ein solcher Zustand schon vom wirthschaftspolitischen Zustande aus unhaltbar, so kam noch hinzu, daß die Telegraphenverwaltung durch die ungünstige Finanzlage in der weiteren Ausbreitung des telegraphischen Dienstes empfindlich gehemmt war, während die damalige geringe, hinter der Entwicklung in anderen Staaten zurückgebliebene Ausdehnung des deutschen Telegraphennezes gerade dazu aufforderte, mit der Vermehrung der Linien und Stationen energisch vorzugehen.

Der Umstand, daß der weitverzweigte Organismus der Postverwaltung, namentlich bei der großen Zahl der mittleren und kleineren Betriebsstellen, noch einer

erheblich größeren Ausnutzung fähig war, mußte darauf hinweisen, eine Abhilfe in der Anlehnung des Telegraphendienstes an den Postdienst zu suchen. Nach erfolgter Genehmigung eines aus dieser Erwägung hervorgegangenen Organisationsentwurfs durch den Bundesrath und Reichstag wurde die Telegraphenverwaltung demnach vom Beginne des Jahres 1876 ab als selbständiges Ressort aufgehoben und in Haupt und Gliedern mit der Postverwaltung verschmolzen. Die Leistungsfähigkeit der Verwaltungsorganisation der Post bewährte sich hierbei in ihrem ganzen Umfange. Die Oberpostdirectionen konnten auch nach der Aufnahme der Telegraphie in ihrer Verfassung unverändert bleiben und wurden nur durch Zuthellung eines verstärkten Personals in ihrem Geschäftsumfange erweitert. Selbständige Telegraphenämter blieben nur noch in bedeutenderen Verkehrsarten bestehen, während an allen übrigen Orten die Wahrnehmung des Telegraphenbetriebs den Postämtern und den als Filialen der letzteren bestehenden Postagenturen mit übertragen wurde.

Die Vereinigung der Post und Telegraphie hat sich als eine wirthschaftliche Maßregel von größter Bedeutung erwiesen. Nicht nur wurde das frühere Deficit der Telegraphie mit einem Schlage beseitigt, sondern es konnte in Folge der Verminderung der Verwaltungskosten alsbald auch ein der Verzinsung der Betriebsanlagen entsprechender Ueberschuß erzielt werden. Aber die entscheidende Wirkung lag viel weniger auf dem finanziellen Gebiete, als in dem Einflusse auf die Stärkung der Verwaltungsthätigkeit, welcher die Reichstelegraphen befähigte, den Verkehr zu erleichtern und alle Kräfte für ihre wirthschaftlichen Aufgaben zu entwickeln. Wie sehr die Durchführung dieser Aufgaben durch die Anlehnung an den Organismus der Postverwaltung gefördert ist, werden wir später noch näher zu betrachten Gelegenheit haben.

Nach der Aufnahme der Telegraphie hatte die vereinigte Verwaltung einen solchen Umfang gewonnen, daß sie als Abtheilung einer anderen Reichscentralbehörde nicht mehr an der richtigen Stelle erschien. Seit dem 1. Januar 1876 wurde daher die Post- und Telegraphenverwaltung, unter Loslösung aus dem Verbands des Reichskanzleramts, zu einem selbständigen ministeriellen Ressort vereinigt, welchem seit 1880 zur Gleichgestaltung mit den übrigen obersten Reichsbehörden die Bezeichnung „Reichspostamt“ beigelegt ist. Der Chef des Ressorts führt seitdem den Titel eines „Staatssecretärs“. Die Geschäfte des Reichspostamts werden durch drei Abtheilungen geführt, von denen die erste die posttechnischen, die zweite die telegraphentechnischen und die dritte die gemeinsamen Angelegenheiten, je unter Leitung eines Ministerialdirectors, bearbeitet.

Es ist erklärlich, daß so tiefeingreifende Veränderungen in der staatsrechtlichen Stellung und Organisation der Reichsverkehrsanstalten auch die gesetzgeberische Thätigkeit anhaltend in Bewegung erhalten mußten. Handelte es sich doch darum, den rechtlichen Normen, auf welchen die Verkehrsanstalt beruhte, neue Formen und vielfach neuen Inhalt zu geben.

Gegenüber der Verschiedenheit und Unvollständigkeit der Postgesetzgebung, ja selbst dem Mangel einer solchen, in den einzelnen deutschen Staaten kam es zunächst darauf an, an Stelle der verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen auf diesem Gebiete einheitliche Rechtsverhältnisse treten zu lassen. Dies ist durch ein

unter dem 27. October 1871 auf der Grundlage eines älteren Postgesetzes des Norddeutschen Bundes erlassenes „Postgesetz“ geschehen, welches die Rechte und Pflichten der Postanstalt für das ganze Reichsgebiet nach einheitlichen Grundsätzen regelt. Dasselbe hat die zu Gunsten des Staatspostwesens früher festgesetzten Beschränkungen, deren Maß in den verschiedenen Staaten ein sehr verschiedenes war, soweit es nur mit dem kräftigen und wirksamen Fortbestehen der Staatspostanstalt vereinbar erschien, vermindert und überhaupt dem Verkehr jede thünliche Erleichterung verschafft. Das Postregal, welches Jahrhunderte lang den Ausgangspunkt erbittertster Rechtsstreitigkeiten gebildet hatte, ist durch dieses Gesetz seinem früheren Wesen nach aufgehoben; der Begriff der Postgesetzübertretungen wurde eingeschränkt, das Strafmaß gemildert, das Strafverfahren vereinfacht; der Entstehung regelmäßiger Privatpersonenzuhrgelassenheiten wurde Vorschub geleistet. Deutschland besitzt seitdem ein einheitlich codificirtes Postrecht, welches auf einfachen und nach dem Urtheil der Erfahrung gefunden Rechtsgrundsätzen beruht, und den früheren verworrenen Zuständen, welche gerade auf diesem Gebiete herrschten, ein Ende gemacht hat.

Bei den wichtigen Interessen, welche sich für alle Bevölkerungskreise an die Festsetzung der Posttarife knüpfen, hat die deutsche Postverwaltung daran festgehalten, für alle wichtigeren Versendungsclassen das Tarifwesen unter Mitwirkung der Volksvertretung auf gesetzlicher Grundlage zu regeln. Das Tarifwesen der Post ist in dieser Beziehung bei Weitem mehr vorgeschritten, als dasjenige der übrigen staatlichen Verkehrsanstalten, deren Beförderungspreise bis jetzt noch ausnahmslos durch administrative Anordnung festgesetzt werden. Dem bezüglichlichen Grundsätze entsprechend, ist bei der Reformirung der Portotaxen zu wiederholten Malen, in den Jahren 1867, 1871, 1872 und 1873, der Weg der Reichsgesetzgebung beschritten worden.

Ein neues Gebiet der Gesetzgebung wurde endlich durch eine Reihe von Bundesgesetzen betreten, durch welche ein uralter Krebsgeschaden der Postanstalt, das Gebührenfreiheitswesen beseitigt wurde, welches durch administrative Bewilligung von Portofreiheiten an eine Anzahl von Privatvereinen, Gesellschaften und Anstalten zur Beförderung wissenschaftlicher, künstlerischer, religiöser und Wohlthätigkeitszwecke schließlich eine unübersehbare Ausdehnung erlangt hatte. Befreiungen von Portogebühren sind seitdem im Wesentlichen nur für Reichsdienstangelegenheiten aufrecht erhalten. Die Rechtsgrundsätze, welche zur Beschränkung der Portogebührenfreiheiten führten, wurden in ihrer praktischen Anwendung so bewährt befunden, daß im Jahre 1877 dazu übergegangen werden konnte, dieselben in analoger Weise auch auf die Gebührenfreiheit für Telegramme zu übertragen.

III.

Hatten die Maßregeln zur Regelung der Verwaltungsgliederung und der gesetzlichen Grundlagen der Post und Telegraphie einen, auf den Fundamenten des Staatslebens in lebenskräftigen Formen sich aufbauenden Organismus geschaffen, so waren die nach dieser Richtung hin gewonnenen Errungenschaften doch nur vorbereitend für die umfassenden Aufgaben, welche ihrer Lösung noch im Ausbau der inneren Verkehrseinrichtungen harrten. Nicht mit Unrecht

hat man den Post- und Telegraphenverkehr als das Nervensystem des heutigen Culturlebens bezeichnet: denn durch ihn werden alle die zahllosen Fäden verbunden, welche den geistigen Verkehr der Menschheit in Staat und Familie, in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Industrie, in der Verbindung geistiger und wirthschaftlicher Culturbestrebungen nach der Ferne vermitteln. Jede Erleichterung dieser Vermittlung wird daher bei der innigen Wechselwirkung zwischen dem Wirthschaftsleben und der geistigen Cultur zu einem kräftigen Hebel des allgemeinen Wohlstands und des geistigen Fortschritts.

In der Erkenntniß dieser Bedeutung der Vervollkommnung des Verkehrs ist die deutsche Post- und Telegraphenverwaltung zu einer Zeit, in welcher vielfach noch die Grundsätze engherziger Fiscalität bei den Verkehrsverwaltungen vorherrschend waren, mit Erfolg bemüht gewesen, durch eine Reform der Verkehrseinrichtungen überall das allgemeine Interesse in den Vordergrund treten zu lassen.

Schon in den vorangegangenen Betrachtungen ist darauf hingewiesen, daß ein Theil der Reformen auf dem Gebiete der Verwaltungsorganisation, namentlich die Einrichtung der Postagenturen als eine neue Classe von Postanstalten und die Vereinigung der Telegraphie mit der Post, vorwiegend in der Absicht ausgeführt wurde, die Hindernisse zu beseitigen, welche der weiteren Ausdehnung des Post- und Telegraphenbetriebs auf die noch außerhalb des Netzes der Post- und Telegraphenverbindungen liegenden Landstriche entgegenstanden. Nachdem die oberste Verwaltung den Grundsatz in den Vordergrund gestellt hatte, das Post- und Telegraphenwesen nicht als ein Finanzinstitut des Staats, sondern als eine dem öffentlichen Wohl gewidmete Anstalt zu verwalten, mußte es in der That eine ihrer ersten Aufgaben sein, die Verkehrseinrichtungen nicht nur, wie es bisher der Fall war, einer kleineren Anzahl von Staatsangehörigen unter möglichst vortheilhaften Bedingungen, sondern vor Allem einer möglichst großen Zahl von Staatsangehörigen unter den gleichen Bedingungen zugänglich zu machen.

Zur Durchführung dieser Aufgabe wurde die Vermehrung der Post- und Telegraphenanstalten energisch in die Hand genommen. Schon im ersten Jahre nach der Einrichtung der neuen Classification der Postanstalten konnte die Einrichtung von 1500 Postagenturen in's Werk gesetzt werden, und seitdem hat die Vermehrung, zunächst der Postanstalten, alljährlich einen stetigen Fortschritt genommen. Seit dem Beginne des Jahres 1872, zu welcher Zeit 4927 Reichspostanstalten vorhanden waren, sind bis zum Mai 1882 nicht weniger als 4819 Postanstalten neu eingerichtet, so daß deren Zahl zu der angegebenen Zeit 9747, und unter Hinzurechnung der Postbetriebsstellen in den beiden süddeutschen Reservatstaaten etwa 11,700 betrug. In noch größerem Umfange wurde nach der Verschmelzung der Telegraphie mit der Post die Neueinrichtung von Telegraphenanstalten in's Werk gesetzt, wobei es besonders zu Statten kam, daß die Vermehrung der Telegraphenbetriebsstellen durch deren Anlehnung an die Postanstalten mit verhältnißmäßig geringem Aufwande an Betriebskosten zur Ausführung gebracht werden konnte. Seit 1876 konnten sonach über 4000 Reichstelegraphenanstalten eingerichtet werden, eine Zunahme,

welche einer Vermehrung der Telegraphenbetriebsstellen um täglich zwei neue Stellen entspricht. Hierdurch ist die Zahl der Reichstelegraphenanstalten auf 6014 gestiegen. Zählt man zu diesen über das ganze Land sich verzweigenden Anstalten die 3000 Eisenbahntelegraphenstationen, welche vermöge der bestehenden Gesetzgebung verpflichtet sind, dem Publicum in demselben Maße und zu demselben Tarif, wie die Reichstelegraphen, dienstbar zu sein, und ferner die Telegraphenämter in Bayern und Württemberg: so ergibt sich, daß Deutschland jetzt mit über 10,500 Telegraphenanstalten allen Ländern der Welt voransteht.

Diese Vermehrung der Verkehrsanstalten hat die Herstellung eines immer engeren Netzes von Post- und Telegraphenverbindungen zwischen den Ortschaften und Wohnplätzen des Landes zur Folge gehabt, wodurch der Austausch der wirtschaftlichen Erzeugnisse erleichtert und die Unterhaltung der geistigen Beziehungen belebt und erweitert worden ist.

Hand in Hand mit der örtlichen Ausbreitung des Post- und Telegraphendienstes wurde eine durchgreifende Reformirung der Tarife für den Post- und Telegramm-Versendungsverkehr in Angriff genommen. Hierbei war die Verwaltung bemüht, die Taxen unter Aufrechterhaltung eines angemessenen Verhältnisses zwischen Leistung und Zahlung möglichst billig, leicht anwendbar und dem Publicum verständlich zu gestalten.

Ein erster entscheidender Schritt nach dieser Richtung hin geschah schon nach der Errichtung des Norddeutschen Bundes durch eine Reform des Briefportos, indem der bisher in Gültigkeit gewesene mehrstufige Tarif, welcher sich immer noch auf der Höhe von 20 und 30 Pfennig für weitere Entfernungen gehalten hatte, mit einem Schläge beseitigt und für ganz Deutschland und Oesterreich durch einen einheitlichen, von der Entfernung unabhängigen Tarif von 10 Pfennig ersetzt wurde. Gleichzeitig hiermit trat ein einheitlicher Tarif für den Post-Päckerei- und Geldverkehr, sowie für den Zeitungsvertrieb in Kraft, welcher ebenfalls mit erheblichen Ermäßigungen verbunden war.

Der Päckereitarif beruhte aber noch immer auf einer bloßen Verschmelzung der zahlreichen Fahrposttarife, welche bis dahin in den einzelnen Landespostgebieten bestanden hatten, und war hinter der auf anderen Gebieten eingetretenen Entwicklung zurückgeblieben. Auf die Erfahrung gestützt, daß der bei Weitem überwiegende Theil der Post-Päcketsendungen — gegen 80 % — sich unterhalb der Gewichtsgrenze von 10 Pfund bewegt, gelangte die Postverwaltung zu der Ueberzeugung, daß die Einführung eines Einheits-Portosages für Pakete bis zum Gewicht von 10 Pfund auf alle Entfernungen der neueren Entwicklung des Postpäckerverkehrs entsprechen würde. Ein solcher Tarif wurde, unter Zugrundelegung des Einheitsrages von 50 Pfennig für Pakete bis zu 10 Pfund, unter Ermäßigung dieses Sages auf die Hälfte für den Nachverkehr, vom 1. Januar 1874 ab in's Leben gerufen und bald darauf ebenfalls auf den Verkehr mit Oesterreich ausgedehnt.

Mit dieser durchgreifenden Umgestaltung der Fahrposttaxe ist für den Päckerverkehr dasselbe erzielt, was für die Briefbeförderung als eine für alle Beteiligten höchst wohlthätige Einrichtung des Verkehrs sich erwiesen hat und heutzutage allgemein als unentbehrlich angesehen wird. Die durch den billigen und

einfachen Tarif gegebene Möglichkeit directer Versendungen auf weite Entfernungen hat dem Gewerbefleiß erheblichen Vorschub geleistet und ist auch den wirthschaftlichen Verhältnissen der Familien vielfach zu Statten gekommen; hierdurch sind zahlreiche neue Beziehungen zwischen den verschiedenen Wirtschaftsgebieten des Reichs eröffnet und es ist der Zusammenhang zwischen denselben enger geknüpft und befestigt.

Auch das Tarifwesen der Reichstelegraphen erfuhr alsbald nach erfolgter Vereinigung der Reichstelegraphen mit der Post eine zeitgemäße Aenderung. Der frühere, nach drei Entfernungsstufen auf der Grundlage von Minimalätzen für Telegramme von 20 Worten abgestufte Tarif wurde durch einen einheitlichen Worttarif für Telegramme ersetzt, und hiermit dieselbe Uniformität der Lage, wie im Postverkehr, auch für die Telegraphie eingeführt. Die Ersetzung der früheren Lageinheit von 20 Worten durch die Einheit des Worts hat den doppelten Vortheil: daß dem Publicum die Wahl der tarpflichtigen Worte und damit die Entscheidung über Länge und Preis der telegraphischen Mittheilungen völlig überlassen, sowie daß gleichzeitig bei dem Telegramm-Absender das Interesse hervorgerufen wird, alle überflüssigen Worte zu sparen und dadurch die Arbeits-Leistung des Telegraphen zu vermindern. Die hierdurch erzielte Verringerung der Durchschnitts-Wortzahl der Telegramme kommt, auf den Gesamtverkehr übertragen, einer Arbeitsverminderung für den Telegraphen von über 90 Millionen Worten jährlich gleich, und hat sowohl eine bessere Ausnutzung der Telegraphenlinien, als auch eine Beschleunigung der Telegramm-Beförderung zur Folge gehabt.

Während so die Reichs-Postverwaltung einerseits durch zweckmäßigere Gestaltung des Verkehrs den Kreis der ihr obliegenden Aufgaben bedeutend erweiterte, suchte sie andererseits; mit aufmerksamem Blick die Bedürfnisse des Verkehrs erforschend, durch Schaffung neuer Gattungen der brieflichen und telegraphischen Correspondenz und durch andere Verkehrsverbesserungen ihren Betriebsapparat für stets neue Aufgaben fruchtbar zu machen.

Als die folgenreichste der hierauf gerichteten Bestrebungen hat sich die Einführung der Postkarte erwiesen. Die erste Idee zur Herstellung dieses neuen Correspondenzmittels ist dem schöpferischen Geiste des Leiters der deutschen Reichspost entsprungen, welcher den Plan zur Einführung der Postkarte schon 1865 auf einer Postconferenz in Karlsruhe in allen Einzelheiten entwickelte. Im Jahre 1869 wurde die Postkarte in der von ihrem Erfinder vorgeschlagenen Form zuerst in Oesterreich und einige Monate später 1870 in Deutschland eingeführt. Vermöge ihrer Einfachheit und Kürze ist sie seitdem bei allen Völkern ein unentbehrliches Mittel des brieflichen Verkehrs geworden. Ihre Verbreitung ist so gewachsen, daß im Weltpostverkehr gegenwärtig schon über 750 Millionen Postkarten jährlich zur Versendung gelangen, wovon etwa 400 Millionen auf Europa und 270 Millionen auf die Vereinigten Staaten von Amerika entfallen. Von den 400 Millionen Postkarten Europa's beförderte die deutsche Reichspost im Jahre 1880 allein 129,300,000 Stück, zu deren Herstellung in der Reichs-

druckerei täglich rund 400,000 Formulare im Gewicht von 1360 kg verwendet werden.

Eine Reihe anderer Verkehrseinrichtungen war bestimmt, den literarischen Austausch zu erleichtern. Besonders wirksam erwiesen sich nach dieser Richtung hin: die Einführung von Bücherbestellzetteln gegen ermäßigtes Porto; die Erhöhung des Maximalgewichts der gegen ermäßigte Tarife beförderten Drucksachen von 15 Loth auf 1 kg; endlich die Zulassung von Drucksachen als extraordinäre Beilagen der durch die Post beförderten Zeitungen gegen die geringe Gebühr von nur $\frac{1}{4}$ Pfennig für das Stück, eine Einrichtung, welche sich besonders für die massenhafte Versendung von Drucksachen eignet, weil sie den Absender der Mühe des einzelnen Adressirens der Sendungen überhebt. Ebenso ist dem Zeitungsverkehr, welcher sich unter dem deutschen, jetzt auch im Auslande vielfach nachgeahmten System des Postvertriebs besonderer Erleichterungen erfreut, durch bequemere Einrichtung der Abonnementsbedingungen, namentlich durch Zulassung von Abonnements auf kürzere Zeiträume, eine neue Förderung zu Theil geworden.

Ganz neue Grundlagen wurden endlich den bankmäßigen Einrichtungen der Post gegeben, welche sich jetzt zu einem wichtigen Hilfsmittel des Verkehrs in Volks- und Weltwirtschaft aufgeschwungen haben. Durch Erhöhung des zulässigen Werthbetrags der auf Postanweisungen einzuzahlenden Gelder und durch Ermäßigung der Portogebühren erlangte der Postanweisungsverkehr eine ungemeine Ausdehnung.

Eine wirksame Erweiterung erfuhr der bankmäßige Betrieb durch die Einführung von Postaufträgen, eine Verkehrsverbesserung, welche wir gleichfalls der eigensten Initiative des Staatssecretärs des deutschen Reichs-Postamts verdanken. Derselbe wußte trotz aller Gegnerschaft, welcher neue Ideen und Einrichtungen stets zu begegnen pflegen, und die auch dieser Neuerung sowohl von den Interessenten des alten Geldincasso-Verfahrens als auch aus anderen Kreisen in reichem Maße zu Theil geworden ist, das Postauftragsverfahren zuerst 1876 in Deutschland in's Leben zu rufen. Seitdem ist die Erkenntniß des wirtschaftlichen Werths dieser Verkehrseinrichtung so zum Durchbruch gekommen, daß dieselbe ebenfalls in kurzer Zeit von Deutschland aus den Weg über den größten Theil der civilisirten Welt genommen hat. Durch die Postaufträge übernimmt es die Postverwaltung, ähnlich wie bei den Postanweisungen die Auszahlung, so auch die Einziehung von Geldbeträgen, gegen Vorlegung der betreffenden Schulurkunde (Rechnung, Wechsel, Coupon, Schuldschein u. s. w.) zu bewirken. Die Einrichtung wurde bald auch auf die Einholung von Wechselaccepten und die Vermittelung der Postanstalten zur Erhebung von Wechselprotesten erweitert. Hierdurch sind dem Wechselverkehr neue Gebiete erschlossen, die Abwicklung von Geldgeschäften, namentlich auf kleineren Plätzen ohne Bankstelle, ist erheblich erleichtert und es ist in Folge dessen dem Creditwesen, insbesondere im Kleinverkehr, eine wirksame Verbesserung zu Theil geworden.

Alle diese Einrichtungen wurden durch zahlreiche andere, bis auf die Einzelheiten des Dienstes sich erstreckende Maßregeln unterstützt, welche, zum Theil auf der durch die Vereinigung der Post und Telegraphie ermöglichten gegenseitigen

Ausnutzung der Betriebsmittel beider Verwaltungszweige beruhend, in dem Ziel übereinstimmen: die Verkehrsformen zu vereinfachen und zu vervollkommen, und die Benutzung der Post und des Telegraphen zu erleichtern. Auch die Nation hat an der Neugestaltung der Verkehrseinrichtungen mitgearbeitet, wie dies viele, aus dem Handelsstande, der Presse und den Gelehrtenkreisen hervorgegangene Vorschläge und Anregungen beweisen, welche nach einer vorurtheilslosen Prüfung durch die oberste Postbehörde in den praktischen Betrieb eingeführt sind.

Die Gesamtheit der von der Reichs-Postverwaltung in's Leben gerufenen Verkehrs-Erleichterungen hat nicht verfehlen können, einen in hohem Maße belebenden Einfluß auf den Verkehr auszuüben. Es läßt sich dies an der Hand der Statistik des Versendungsverkehrs durch Zahlen verfolgen, welche, ohne weiteren Commentar, für sich selbst sprechen. In dem hinter uns liegenden Jahrzehnt hat sich die Zahl der durch die Reichs-Post beförderten Briefsendungen fast verdreifacht. Während 1870 noch 346 Millionen Briefe und Drucksachen u. s. w. befördert wurden, betrug im Reichspostgebiet die Zahl der Briefe, Postkarten und Drucksachen im Jahre 1881 bereits 931 Millionen Stück, was für jeden Kopf der Bevölkerung einer Zahl von 26 Sendungen jährlich entspricht. In Folge der Reform des Päckettarifs hat sich der Päckereiversandt allein im inneren Verkehr der Reichspost von 35 Millionen Paketen im Jahre 1873 auf 66 Millionen im Jahre 1881 gehoben; und diese Steigerung wird in demselben Verhältnisse noch fort dauern, als immer neue Beziehungen für den directen Versandt von Waaren sich bilden. Die umfangreichen Aufgaben, welche der Post jetzt durch Vermittelung des Geldumfahes zugewiesen sind, weist die Statistik mit der ungeheueren Summe von 14 Milliarden 701 Millionen Mark im Jahre 1881 durch die Reichspost übermittelter Geldbeträge nach! Von diesem gewaltigen Betrage entfielen 11 Milliarden 675 Millionen auf Pakete und Briefe mit angegebenem Werth, 2 Milliarden 629 Millionen auf Postanweisungen, 342 Millionen auf Postaufträge und 55 Millionen auf Postnachnahmen. Auch im telegraphischen Verkehr endlich tritt der Einfluß der Verbreitung der Telegraphenanlagen in einer Steigerung der Zahl der Telegramme von 10 Millionen im Jahre 1875 auf 15 Millionen im Jahre 1881 hervor.

Es kann nicht überraschen, daß diese beträchtliche Verkehrszunahme, in Verbindung mit den die Vermehrung der Ausgaben einschränkenden Verwaltungsmaßregeln, eine rasche Steigerung der Erträgnisse der Post- und Telegraphenverwaltung zur Folge gehabt hat. Während 1875, vor der Vereinigung der Post und Telegraphie, der Reinertrag beider Verwaltungen sich nur auf kaum $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark bezifferte, sind in den folgenden 6 Jahren annähernd 80 Millionen reiner Ueberschuß, mithin im Durchschnitt jährlich $13\frac{1}{2}$ Millionen an die Reichshauptcasse abgeführt worden. Dieses Ergebnis wurde erzielt, trotzdem in dem ersten Theile dieser sechsjährigen Zeitperiode eine andauernde Geschäftsstille herrschte, und nur in den letzten Jahren die Anstrengungen der Verwaltung auch durch einen Aufschwung des industriellen und gewerblichen Betriebs unterstützt wurden.

Bei dieser günstigen Finanzlage, und nachdem mit der Erreichung der auf

anderen Gebieten vorläufig gesteckten Ziele ein gewisser Ruhepunkt gewonnen zu sein schien, konnte daran gedacht werden, nunmehr im Interesse einer großen Bevölkerungsclassen ausgiebigere Mittel auch zur Befriedigung eines Verkehrsbedürfnisses aufzuwenden, dessen Berücksichtigung bisher noch unvollständig geblieben war. Es handelt sich hierbei um die Einrichtungen für den in die engsten Canäle des Verkehrs sich verzweigenden Landpostdienst, welcher den Verkehr der aus 19 Millionen Seelen bestehenden Landbevölkerung, also der starken Hälfte der gesammten Einwohnerschaft des Reichs, vermittelt.

Um zur Ausgleichung des zwischen den Hilfsmitteln von Stadt und Land bestehenden Gegensatzes zu ihrem Theile nach Kräften beizutragen, hatte die Postverwaltung diesem Verkehrsbranche ihre Fürsorge zwar schon seit Jahren in steigendem Maße zugewandt. Ungeachtet der erfolgten Aufhebung der Landbriefbestellgebühren, der Vermehrung der Postanstalten und Landbriefkasten hatten die einschlägigen Maßnahmen mit den wachsenden Anforderungen des ländlichen Verkehrs nicht mehr Schritt zu halten vermocht, seitdem auf gewerblichem Gebiet die Schranken zwischen Stadt und Land zu sinken begannen, für den Betrieb der Landwirtschaft sich neue Bahnen eröffneten, überhaupt die Bethheiligung der Bewohner des platten Landes am politischen und wirthschaftlichen Leben der Nation sich in erhöhtem Maße fühlbar machte. Um dem gesteigerten Verkehrsbedürfniß zu genügen, ist daher unter Zustimmung des Reichstags seit dem Jahre 1881 eine durchgreifende Reform des Landpostwesens in Angriff genommen worden, welche darauf abzielt, durch beschleunigte Zuführung der Postsendungen und durch Herstellung noch fehlender Verbindungen zwischen benachbarten Postorten das Netz der Landpostverbindungen so eng zu ziehen, daß jeder Ortschaft und jeder ländlichen Niederlassung die Wohlthat einer täglich zweimaligen Postverbindung, zum Empfange und zur Absendung von Postfachen, zu Theil wird.

Zur Durchführung dieser Maßregel ist ein Zeitraum von etwa 5 Jahren in Aussicht genommen. Schon in den Jahren 1881 und 1882 hat eine Vermehrung der Landbriefträger um 4000 Mann stattgefunden; mit einer gleichen Vermehrung um jährlich etwa 2000 Landbriefträger soll in den nächsten drei Jahren noch fortgeföhrt werden. Dadurch ist bereits eine Erhöhung der Zahl der Landbriefträger auf über 16,000 Mann ermöglicht, bei gleichzeitiger Einrichtung wochentäglich zweimaliger Bestellungen nach den verkehrsreicheren Landorten und durchgreifender Verbesserung der Briefkastenleerung. Schon jetzt ist die Zahl der Postsendungen, welche in Folge der neuen Einrichtungen um durchschnittlich 24 Stunden in der Bestellung beschleunigt werden, auf mindestens 60 Millionen jährlich zu veranschlagen. Fast gleich hoch stellt sich die Zahl der in der Absendung beschleunigten Gegenstände.

Zur Herstellung vervollkommener Verbindungen für die kleineren Landpostanstalten und zur Förderung des Packetverkehrs ist man gleichzeitig dazu übergegangen, die Landbriefträger da, wo es von Vortheil ist, auch mit Fuhrwerk auszurüsten, welches in beschränkter Weise auch zur Personenbeförderung dient. Hierdurch wird allmählig ein Netz fahrender Landposten hergestellt, die Beförderung von Päckereien auf das Land erleichtert und eine willkommene Ver-

besserung der Mittel des Reiseverkehrs der Landbewohner geschaffen. Bis jetzt sind schon über 600 Landbriefträger mit Fuhrwerk versehen.

Eine wirksame Unterstützung erhielten diese Maßregeln endlich durch die 1881 begonnene Einrichtung einer neuen Classe von Postanstalten unter der Bezeichnung „Posthilfsstellen“, welche dem Publicum im Wesentlichen dieselben Vortheile, wie eine Postagentur, gewähren, gleichwohl aber noch einfacher als die letzteren organisiert sind und gewissermaßen die Vorstufe einer förmlichen Postanstalt bilden. Derartige Posthilfsstellen waren bis zum Herbst 1882 bereits in der Zahl von annähernd 2000 in Wirksamkeit getreten.

An den Vortheilen der geschilderten tiefgehenden Reformen im Landpostwesen waren 1882 bereits 9 Millionen Landbewohner theilhaftig. Schon jetzt, nach kaum mehr als Jahresfrist, hat sich eine merkliche Verkehrssteigerung des platten Landes gezeigt, welche die Mehraufwendungen bezahlt macht. Daß ein derartiger belebender Einfluß nicht nur anhält, sondern stetig wächst, beweisen die erfreulichen Erfahrungen, welche im Telegraphenbetriebe in den letzten 6 Jahren mit der Erweiterung des Telegraphennetzes über die ländlichen Bezirke gemacht sind.

IV.

Wie es ein Grundzug unserer, unter dem völkerverbindenden Einflusse der modernen Verkehrsmittel stehenden Zeit ist, daß in engeren Gebieten entstandene, große Culturfortschritte schnell ein Gemeingut der cultivirten Welt zu werden pflegen: so konnte auch der gesammte Weltverkehr sich dem Einflusse der bahnbrechenden Reformen auf dem Gebiete des Verkehrs wesens nicht entziehen, welche der deutsche Geist in der letzten Periode unserer Geschichte hervorgebracht hat. Dieser Einfluß auf die ausländischen Verkehrsverwaltungen machte sich zunächst bei der Regelung der vertragsmäßigen Beziehungen Deutschlands zum Auslande geltend. Wie vor der Errichtung des deutsch-österreichischen Postvereins unsere inneren Postverhältnisse durch zahlreiche Einzelverträge der Particularstaaten unter sich geregelt wurden: so fanden in ähnlicher Weise bis vor wenigen Jahren auch die Grundsätze für den Austausch der Postsendungen unter den civilisirten Nationen durch Einzelverträge zwischen den Regierungen ihre Regelung, welche je nach Bedürfniß abgeschlossen, ergänzt oder wiederum durch neue Verträge ersetzt wurden.

Für Deutschland boten nach den Ereignissen von 1866 und 1870/71 die Umgestaltung der politischen Verhältnisse und die Reform der internen Portotaxe Veranlassung, zu einer Revision, bezw. Erneuerung der meisten mit dem Auslande geschlossenen Postverträge zu schreiten. In welchem Umfange die Thätigkeit der Postverwaltung hierdurch in Anspruch genommen wurde, ergibt sich daraus, daß der Reichstag des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reichs bis 1874 allein vierundzwanzig Postverträge durchberathen und über dieselben Beschluß gefaßt hat. Bei dieser Revision der vertragsmäßigen Beziehungen waren die Bestrebungen Deutschlands stetig auf das Ziel gerichtet, die Verträge von der einseitigen Herrschaft fiscalischer Rücksichten zu befreien und den entgegenstehenden Interessen der verschiedenen Verwaltungen eine einheitliche Richtung auf das große und gemeinsame Ziel zu geben, welches das Postwesen vor Allem im Auge haben soll: ein mächtiges Bindemittel für die geistigen und materiellen

Interessen der Individuen wie der Völker zu sein. Diese Bemühungen hatten bald in solchem Maße eine Vereinfachung des Inhalts der Postverträge, eine Annäherung der internationalen Portotaxen und einen gegenseitigen Ausgleich der den Verträgen zu Grunde liegenden Principien zur Folge, daß die dadurch herbeigeführte Umgestaltung der postalischen Beziehungen an sich schon den Gedanken nahe legen mußte, nach Analogie des früheren deutsch-österreichischen Postvereins, eine postalische Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Staaten und selbst Welttheilen, zur Beseitigung der aus den Grenzschranken erwachsenden Verkehrserschwernisse herzustellen.

Die Führerschaft Deutschlands, welche sich nach und nach bei allen wichtigeren Reformen des Post- und Telegraphenverkehrs geltend gemacht hatte, mußte der deutschen Reichsregierung den Beruf zuweisen, zur Verwirklichung jenes großen und umfassenden Gedankens den ersten Impuls zu geben: es war dies zugleich eine würdige und lohnende Aufgabe für eine Politik, welche sich die Befestigung des europäischen Friedens zur obersten Richtschnur ihres Verhaltens gesetzt hatte.

In der Voraussicht eines solchen Berufs der deutschen Reichs-Verkehrsanstalten war der Gedanke einer Weltpostreform schon 1868 in einer von dem jetzigen Staatssecretär Dr. Stephan verfaßten Denkschrift des General-Postamts des norddeutschen Bundes niedergelegt worden. Noch in demselben Jahre wurden im Verfolg dieser Denkschrift durch persönliche Entschließung des deutschen Kaisers, auf Befürwortung des Reichskanzlers, Schritte zur Einleitung von Verhandlungen mit den europäischen Regierungen anbefohlen, um eine Einigung auf der dargelegten Grundlage herbeizuführen. Eine erneute Anregung zu diesem Werke des Friedens erfolgte durch einen an den kaiserlichen Botschafter in Paris gerichteten Erlaß, der das Datum vom 6. Juni 1870 trug und die Einberufung eines internationalen Postcongresses zum Gegenstande hatte. Gewiß ist es eine denkwürdige Thatsache, daß die deutsche Regierung so wenige Tage vor dem Ausbruche des blutigen Krieges mit Frankreich noch nicht die geringste Ahnung davon hatte, daß ihr Friedenswerk durch einen solchen Kampf werde unterbrochen werden! Der gewaltige Völkerring von 1870 und 1871 mußte die Verfolgung eines Plans, der auf die Fortdauer friedlicher und freundlicher Beziehungen berechnet war, nothwendiger Weise unterbrechen. Erst nachdem der Friede wieder hergestellt und auch mit Frankreich ein Postvertrag zum Abschluß gelangt war, der die neueren Grundsätze zur Geltung brachte, konnte die Reichsregierung den Zeitpunkt für gekommen erachten, den Congressgedanken wieder aufzunehmen.

Hierbei war es sowohl aus politischen Rücksichten, als um der Sache willen ein glücklicher Gedanke, die definitiven Verhandlungen auf dem Boden eines neutralen Staats von centraler Lage in's Leben zu rufen. Auf Ersuchen der deutschen Regierung übernahm es die schweizerische Bundesregierung mit anerkannter Bereitwilligkeit, einen im Jahre 1873 fertig gestellten Entwurf zu einem Normalpostvertrage, welcher alle civilisirten Völker zu einer großen Verkehrsgemeinschaft verbinden sollte, den europäischen Staaten und den Vereinigten Staaten von Amerika mitzutheilen und die Bevollmächtigten dieser Staaten zu einer gemeinsamen Berathung einzuladen.

Auf Grund dieser Einladungen trat der internationale Postcongrès am 15. September 1874 zu Bern im Saale der früheren Tagung des Ständehauses an jener denkwürdigen Stätte, wo einst der Sonderbundkrieg beschlossen war, zusammen; und schon am 9. October konnte der Congrès seine Aufgabe durch Unterzeichnung eines allgemeinen Postvertrags zum Abschluß bringen, welcher zweiundzwanzig vertragschließende Staaten mit einem Gebiet von über 40 Millionen Quadratkilometer und 345 Millionen Einwohnern zu einem Postgebiete mit übereinstimmenden Tarifen und übereinstimmenden Normen für den Austausch der internationalen Correspondenz vereinigte.

Die erste Bedeutung des Berner Vertrags beruhte darin, daß an Stelle der zahlreichen Einzelverträge, welche die Postverhältnisse regelten, ein Collectivvertrag mit gleichmäßigen Festsetzungen getreten war. Wie bei der verfassungsmäßigen Berathung des Vertrags von dem Referenten des Bundesrathsausschusses, Ministerresidenten Dr. Krüger, in einem dem Bundesrathе erstatteten Bericht treffend hervorgehoben ist, hatte der Berner Congrès aber in dieser Beziehung doch nur „die Ernte geschnitten und heimgebracht, die auf dem Boden der von Deutschland geschlossenen Einzelverträge gepflanzt und allmählig zur Reife gediehen war“. Eine weit größere Bedeutung erblickte dieser Bericht in der Thatfache, „daß der Vertrag Staaten aus vier Welttheilen zu einem postalischen Gemeinwesen verbunden und daß er diesem Gemeinwesen eine Organisation verliehen hatte, welche demselben Leben und Dauer verhieß“.

Wie sehr die Wahrheit dieser Anschauung sich bestätigte, zeigt die fernere Entwicklung des Vereins, welche im Nachfolgenden noch kurz verfolgt werden wird.

Durch zahlreiche Beitrittserklärungen ist der Verein inzwischen schon auf 81½ Millionen Quadratkilometer mit etwa 800 Millionen Einwohnern, mithin auf mehr als das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs angewachsen. Nur Australien, das Capland und die amerikanischen Republiken Bolivia und Costa-Rica stehen jetzt noch außerhalb des Vereins. Der Beitritt von Costa-Rica steht zum 1. Januar 1853 bevor, und auch derjenige der übrigen Gebiete ist in nicht ferner Zeit zu erwarten. Bei diesem Umfange konnte dem Vereine bei einem im Jahre 1878 in Paris zusammengetretenen internationalen Postcongrès der Name „Weltpostverein“, welcher ihm schon im ersten Entwurf zugebracht worden war, mit vollem Rechte beigelegt werden. Seine Vortheile waren inzwischen so zum allgemeinen Bewußtsein gekommen, daß der Pariser Congrès auch kein Bedenken getragen hat, dem Vereinsvertrage eine unbegrenzte Dauer zu geben. Dadurch ist der Weltpostverein als ein civilisatorisches Werk anerkannt worden, das sich wohl vervollkommen, aber nicht mehr zerstören läßt, weil es in den Interessen aller Nationen seine fort-dauernde Begründung findet.

Nächst der räumlichen Erweiterung des Gebiets ist der bedeutamste Fortschritt, welchen der Weltpostverein inzwischen gemacht hat, in der festeren Gestaltung der Tarife und in der Erweiterung der vertragsmäßigen Bestimmungen auf einen größeren Kreis verschiedener Classen von Versendungsgegenständen zu erblicken. Durch den Pariser Weltpostcongrès vom Jahre 1878 wurde zunächst die in dem Berner Vertrage den einzelnen Staaten noch vorbehaltenen Befugniß zur Erhebung gewisser Zuschläge zu den vereinbarten

Normal-Portosätze aufgehoben. Damit ist die Entfernung für die Vereinscorrespondenz ein gleichgültiger Factor geworden. Gegen Erlegung der mäßigen Portosätze von 20 Pfennig für Briefe, 10 Pfennig für Postkarten und 5 Pfennig für Drucksachen u. ist es seitdem möglich geworden, mit vier Welttheilen in Correspondenz zu treten, ohne daß den Postverwaltungen ungebührliche Opfer zugemuthet werden.

Auch zur Erweiterung des Gebiets der Vereinscorrespondenz wurden auf dem Pariser Congresse die grundlegenden Schritte gethan. Mit weiser Voraussicht hatte der Verein seinen Mitgliedern die Befugniß gewahrt, Verträge unter sich zu schließen, sowie engere Vereine zur weiteren Erleichterung des Verkehrs aufrecht zu erhalten oder neu zu begründen. Von diesem Vorbehalt Gebrauch machend, haben auf dem Pariser Congresse auf Anregung Deutschlands 17 Staaten sich über die Bedingungen des Austausch von Briefen mit Werthangabe und 15 Staaten über den Austausch von Postanweisungen unter einheitlichen Bedingungen und gegen mäßige Taxen geeinigt. Auf einer neuen im Jahre 1880 abgehaltenen Conferenz ist es Deutschland endlich gelungen, auch die Wohlthaten der seit 1874 für seinen inneren Verkehr eingeführten billigen Päckereibeförderung auf den Verkehr der Nationen unter sich zur Ausdehnung zu bringen. Dieser Fortschritt überragt die vorangegangenen an Bedeutung noch insofern, als dadurch der bisher nur einer beschränkten Anzahl von Staaten bekannte Post-Päckerverkehr mit seinen Vorzügen sicherer, pünktlicher und billiger Beförderung den meisten europäischen Staaten zu Theil geworden ist.

Die große Bedeutung der durch den Weltpostvertrag geschaffenen völkerrechtlichen Vereinigung für die Befruchtung von Handel und Verkehr aller betheiligten Länder hat die ungetheilteste Anerkennung gefunden. Interessant ist es hierüber auch eine französische Stimme, diejenige des Finanzministers Leon Say zu vernehmen, welcher den Einfluß des Vereins auf die Hebung der Verkehrsverhältnisse in Frankreich in einer parlamentarischen Rede kürzlich mit den Worten bezeichnete: „C'est de l'entrée dans l'Union Universelle des Postes que date la nouvelle ère de nos finances“. Gewiß ist es eine beachtenswerthe Thatsache, daß die Wirkungen des Weltpostvertrags gerade in Frankreich, welches anfangs der Idee dieses Vertrags in keiner Weise wohlwollend gegenüberstand, jetzt eine so ungetheilte Würdigung finden.

Auch darin bewährt sich die Tragweite des zu Bern begründeten völkerrechtlichen Organismus, daß nicht nur jede in den Verkehrseinrichtungen der Einzelstaaten gewonnene Erfahrung vor dem Forum der postalischen Gesamtvertretung zur Erörterung gelangt, auf ihren Werth geprüft und durch die Anerkennung, welche sie erwirbt, binnen kurzer Frist zu einem Gemeingut des größten Theils der civilisirten Nationen der Erde wird: sondern daß jede auf Erleichterung des internationalen Gedanken- und Güteraustausches gerichtete Bestrebung in ihrer weiteren Wirkung auch dem inneren Verkehr der einzelnen Nationen zu Gute kommt. Mit Befriedigung kann constatirt werden, daß, wie die Gründung des Weltpostvereins, so auch die wesentlichsten, seitdem herbeigeführten Reformen des internationalen Verkehrs, Reformen, welche die meisten

ausländischen Staaten inzwischen auch für ihren inneren Verkehr angenommen haben, von Vorschlägen der deutschen Postverwaltung ausgegangen sind. Der Beruf zu solcher Initiative wird Deutschland so lange und in dem Maße verbleiben, als es ihm gelingt, die Posteinrichtungen im Innern des Reichs auf ihrer Höhe zu erhalten und musterträchtig weiter zu entwickeln.

Eine von der Entstehung der postalischen Verkehrsgemeinschaft in vielen Beziehungen abweichende Entwicklung haben die internationalen Beziehungen der Telegraphie genommen. Es ist naturgemäß, daß ein auf der Ueberwindung von Zeit und Raum beruhendes Verkehrsmittel, wie der Telegraph, schon durch die Nothwendigkeit der Einigung über die technische Handhabung des Dienstes von vornherein auf internationale Ausbildung angewiesen war. Schon durch einen internationalen Telegraphenvertrag vom Jahre 1865 wurde daher ein engeres Band um die Telegraphenverwaltungen, der Hauptsache nach allerdings nur zur Ordnung technischer und administrativer Bedürfnisse, geschlossen.

Der in die Augen fallende Unterschied zwischen dem Weltpostvertrage und dem internationalen Telegraphenvertrage kennzeichnete sich dadurch, daß der letztere den Kernpunkt der internationalen Vertragsbeziehungen, die in Anwendung zu bringenden Tarife, dem Einzelabkommen unter den beteiligten Verwaltungen überließ. Es fehlte ihm das dem Verbande des Weltpostvereins eigene, wesentliche Moment der Unterordnung der Interessen der einzelnen Glieder unter das Ganze, welches im Weltpostverkehr die Grenzschranken der Einzelgebiete zu Gunsten des Gesamtverkehrs thatsächlich beseitigt hat.

Zur Fortentwicklung der internationalen telegraphischen Beziehungen waren von Deutschland auf der letzten internationalen Conferenz zu London 1879 eine Reihe von Anträgen gestellt, welche in der Einführung einer dem deutschen Systeme entsprechenden Worttaxe und in der Festsetzung einheitlicher Tariffätze innerhalb gewisser Regionen des europäischen und intercontinentalen Verkehrs gipfelten. Das System des Worttarifs wurde nach den deutschen Vorschlägen angenommen und ist inzwischen im gesamten Welttelegraphenverkehr zur Einführung gelangt. Zu einer so durchgreifenden Umgestaltung, wie sie ein mit Tarifiermächtigungen verbundener Einheitstarif in sich schloß, war der Geist der Mehrheit aber noch nicht umzustimmen.

Inzwischen hat Deutschland, denselben Weg einschlagend, der sich bei der Bildung des Weltpostvereins so wirksam erwiesen hat, die Welttelegraphenreform auf dem Boden der Einzelverträge mit Erfolg vorzubereiten versucht. Dadurch ist schon jetzt für weite Gebiete des internationalen Telegraphenverkehrs eine solche Annäherung in den Tarifen erzielt, daß auf der nächsten, im Jahre 1884 in Berlin stattfindenden Telegraphenconferenz die Bestrebungen zur Schaffung eines Welttelegraphentarifs voraussichtlich weit geringeren Hindernissen begegnen werden.

V.

Die Erreichung so glänzender Erfolge würde der deutschen Post- und Telegraphenverwaltung nicht möglich gewesen sein, wenn dieselbe es nicht verstanden hätte, ihre Betriebs-Einrichtungen mit den fortschreitenden Bedürfnissen auf

gleicher Höhe zu erhalten, und das zahlreiche Verwaltungs- und Betriebs-Personal mit einer intelligenten Auffassung des Berufs zu erfüllen, welcher zur Bewältigung der gestellten, umfangreichen Aufgaben befähigte. Es ist bezeichnend für die Richtung, in welcher die betreffenden Reformen sich bewegt haben, daß es eine der ersten Maßregeln des Staatssecretärs Dr. Stephan nach Antritt seines früheren Amtes als General-Postdirector war, die Beschränkungen aufzuheben, welche der literarischen Thätigkeit der Postbeamten bisher entgegenstanden. So zeugen denn auch alle anderen seither von der Post- und Telegraphenverwaltung ausgegangenen inneren Verwaltungs-Einrichtungen von einem Geiste, welcher sich von bureaukratischen Ueberlieferungen jeder Art losgemacht hat.

In erster Linie legten die fortschreitende Steigerung des Verkehrs und die wachsenden Anforderungen an die Leistungen der Reichsverkehrs-Anstalten der Verwaltung die Pflicht auf, den Geschäftsbetrieb bei den Post- und Telegraphenanstalten durchgehends einfacher zu gestalten. Es wurden für die Behandlungen der Postsendungen und Telegramme den jetzigen Verkehrsverhältnissen angepaßte, neue Expeditionsformen geschaffen, welche, ohne Schädigung der Sicherheit der Sendungen, eine beschleunigte Expedition mit verhältnißmäßig geringerem Aufwande an Beamtenkraft erforderte. Auf dieser Grundlage wurde der technische Post- und Telegraphendienst in allen Zweigen systematisch reformirt, wobei erhebliche Erleichterungen auch zur Erhaltung eines fließenden Geschäftsgangs gegenüber dem Publicum zur Einführung kamen.

In gleicher Weise wurden die technischen Betriebsanlagen in planmäßiger Weise einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen.

Ein reiches Feld der Thätigkeit bot sich hierbei namentlich in der Vervollkommnung der technischen Telegraphenbetriebs-Einrichtungen dar, deren Ausbildung bei der Finanznoth der früheren selbständigen Telegraphenverwaltung mit den Postbetriebsanlagen nicht immer gleichen Schritt gehalten hatte. In welchem Maße auch die Telegraphentechnik in Deutschland gerade unter der jetzigen Leitung des Reichs-Telegraphenwesens Förderung und Vervollkommnung erfahren hat, ist erst kürzlich in der „Deutschen Rundschau“¹⁾ zum Gegenstande näherer Besprechung gemacht worden. Es darf daher hier nur auf einige der wichtigsten der in dieses Gebiet fallenden Einrichtungen hingewiesen werden, deren Ausführung mit der örtlichen Verbreitung des Telegraphendienstes Hand in Hand gegangen ist. In dieser Beziehung ist namentlich zu erinnern an: die Sicherung des telegraphischen Verkehrs vor den alljährlich sich wiederholenden, störenden Einflüssen elementarer Gewalt durch die Anlage eines Systems unterirdischer Telegraphenlinien; die Einführung des Fernsprechwesens für den praktischen Betrieb der Telegraphie zu einer Zeit, als die Benutzung dieses Instruments selbst im Heimathlande seiner jetzigen Vervollkommnung noch nicht über den Bereich theoretischer Versuche hinausgekommen war; die Steigerung des Schnellverkehrs innerhalb der Reichshauptstadt durch Anlage einer Rohrposteinrichtung, seiner Zeit der ersten Anlage

¹⁾ Die Ergebnisse und Aufgaben der Elektrotechnik. Deutsche Rundschau, April und Mai 1882.

dieser Art, welche zugleich den telegraphischen und den brieflichen Verkehr vermittelt; endlich die Förderung der Anlage neuer internationaler Telegraphenverbindungen, wobei auch die Vermehrung der unterseeischen Kabelverbindungen, wie beispielsweise die Legung eines deutsch-nordwegischen Kabels und die Herstellung einer directen deutsch-amerikanischen unterseeischen Telegraphenlinie, hervorzuheben ist.

In Folge der Nothwendigkeit, die von den Einzelstaaten an das Reich übergegangenen unzulänglichen Diensträume dem inzwischen um das Doppelte gestiegenen Verkehrsbedürfnisse und den durch den Hinzutritt neuer Betriebszweige geschaffenen Anforderungen anzupassen, wurde die der Centralverwaltung in hohem Maße auch durch eine großartige Bauhätigkeit in Anspruch genommen. Seit 1870 ist die Zahl der im Besitz der Reichspost befindlichen Grundstücke von 233 auf 364 gestiegen. Wer jetzt Deutschland bereist, findet in allen Staaten und Provinzen neue, geräumige Post- und Telegraphengebäude vor, welche dem verkehrstreibenden Publicum eine angemessene Bewegung gestatten, den früher auf enge und dumpfige Räume angewiesenen Beamten einen gesunden, die Arbeitsfreudigkeit erhöhenden Aufenthalt bieten, und dabei durch eine mit künstlerischem Geschmac der örtlichen Architektur angepaßte Bauweise den Schönheitsbegriff mit dem Bedürfnisse in Einklang bringen.

Bei der Regelung der Personalverhältnisse waren der Verwaltung, gegenüber den verschiedenartigen Elementen, welche der Beamtenstand der Post und Telegraphie bei der Errichtung des Reiches in sich vereinigte, besonders schwierige und umfangreiche Aufgaben gestellt. Der Uebertritt der früher preussischen, hannoverschen, sächsischen, mecklenburgischen, braunschweigischen, oldenburgischen, schleswig-holsteinischen, thurn- und taxis'schen, hanseatischen und badischen Beamten in den Reichsdienst brachte in die Gestaltung des Beamtenwesens eine bunte Mannigfaltigkeit, welche noch dadurch erhöht wurde, daß die Rechtsverhältnisse dieses Personals bis zu dem 1873 erfolgten Erlasse eines „Reichsbeamtengesetzes“ den verschiedensten Particular-Gesetzgebungen unterworfen waren. Die Verschiedenheiten waren nicht bloß formeller Natur und durch die Schablone einheitlicher Dienstpragmatik zu beseitigen, sondern beruhten hauptsächlich in dem ungleichen Maße der Anforderungen an die dienstliche Vorbildung und Ausbildung, welche von den Einzel-Postverwaltungen an die Norddeutsche bezw. Reichspost überkommen waren. Die zur Durchführung der Verwaltungszwecke unerläßliche Einheit in der Qualification des Beamtenwesens konnte sonach nur durch eine planmäßige Reorganisation erreicht werden. Diese Reorganisation, bei welcher das doppelte Ziel verfolgt wurde, das Beamtenwesen unter Erhöhung der Anforderungen an die wissenschaftliche und dienstliche Bildung der Beamten auf einheitlichen und einfachen Grundlagen umzugestalten, und dabei die Befoldungen, namentlich der älteren Beamten, wirksam zu erhöhen, ist inzwischen in einer Weise zur Durchführung gelangt, welche dem Post- und Telegraphendienst das mit der nöthigen wissenschaftlichen Bildung ausgestattete Personal regelmäßig zuführt, eine gründliche Ausbildung der Beamten sichert und den Verwaltungskörper befähigt, die in erweitertem Umfange herantretenden Aufgaben zu erfüllen.

Es würde den Raum dieser Darstellung überschreiten, hier bei diesen auf

alle Beamtenclassen ausgedehnten organisatorischen Maßregeln länger zu verweilen; jedoch möge wenigstens den Einrichtungen, welche die Heranbildung eines tüchtigen Beamtenstammes für die höheren Dienststellen zum Gegenstande haben, eine kurze Betrachtung gewidmet werden.

Die gemeinschaftliche Pflanzschule für alle höheren Dienststellen bildet jetzt, sowohl für die Post als für die Telegraphie, die Classe der Posteleven, welche nach mit gutem Erfolge bestandener Prüfung der Reife von einem Gymnasium oder einem Realgymnasium in den Verwaltungsdienst aufgenommen werden. Zur ersten Ausbildung dieser Dienstanfänger sind seit 1875 für den Bezirk jeder Ober-Postdirection besondere Unterrichtscurse eingeführt. Die Lehrurse haben den Erfolg gezeigt, daß nicht nur die allseitige Tüchtigkeit der jungen Beamten im Dienste gefördert, sondern daß durch die gemeinsame Arbeit auch das Interesse für den Beruf und der kameradschaftliche Sinn geweckt wird. Erst nach Beendigung dieser Ausbildungs-Periode und nach Ablegung der Prüfung zum Post- bezw. Telegraphen-Secretär beginnt eine Trennung in der dienstlichen Fortbildung für diejenigen Beamten, welche für die Folge vorwiegend den Postdienst wählen, und andererseits für diejenigen, welche sich vorzugsweise dem Telegraphendienste widmen wollen. Demnächst wird den Beamten der Besuch besonderer akademischer Vorträge über staats- und fachwissenschaftliche Disciplinen ermöglicht, welche in Berlin in den Wintermonaten an geeigneten Tagen der Woche stattfinden. Für die zum Telegraphendienste übergegangenen Beamten bietet der Besuch der Telegraphenschule in Berlin, welche seit 1879 durch Erweiterung des Lehrplanes auf die Stufe einer technischen Hochschule erhoben ist, weitere Gelegenheit zur Vollendung des technischen und wissenschaftlichen Bildungsganges. Das Einrücken in die höheren Dienststellen ist dann noch von dem Bestehen einer höheren Verwaltungsprüfung abhängig, welche getrennt für den Post- und Telegraphendienst abgelegt wird und in ihrem formellen Verlaufe, sowie in dem Maße der Anforderungen an die geistige Reife der Examinanden manche Analogien mit der (Mfessor-) Prüfung für den gerichtlichen und allgemeinen Verwaltungsdienst bietet.

Diese Vorkehrungen werden noch durch andere, auf breiterer Grundlage beruhende Einrichtungen unterstützt, welche, auf alle Beamtenclassen berechnet, den Zweck verfolgen, den Beamten die Wege zur allgemeinen geistigen Fortbildung zu erleichtern. Hierhin sind u. A. zu rechnen: die Erweiterung der allen Beamten zugänglichen Amtsbibliotheken der Provinzial-Ober-Postdirectionen durch Werke staatsrechtlichen, volkswirtschaftlichen, statistischen, geographischen, naturwissenschaftlichen und technischen Inhalts; die Herausgabe eines als Beiheft zum Postamtsblatt unter dem Titel „Archiv für Post und Telegraphie“ erscheinenden fachwissenschaftlichen Organs; und die Begründung einer reichhaltigen Sammlung von Anschauungsmitteln in dem 1875 in Berlin errichteten Postmuseum. Letzteres ist in Folge zahlreicher, interessanter Erwerbungen jetzt eine Sehenswürdigkeit der Residenz geworden und übt namentlich auch auf Angehörige ausländischer Post- und Telegraphenverwaltungen eine andauernde Zugkraft aus.

In diesen Veranstaltungen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung für

die Heranbildung ihres höheren Beamtenpersonals begegnen wir einer neuen und ganz eigenartigen Organisation, welche, auf der Einsicht beruhend, daß für Zwecke der Verkehrsanstalten weder das ausschließlich juristische, noch das ausschließlich mathematisch-technische Studium für sich ausreichend ist, sämmtliche an die Berufsthätigkeit des höheren Verkehrsbeamten herantretenden wirthschaftlichen, technischen, verwaltungsrechtlichen und finanziellen Aufgaben zum Gegenstande besonderen Studiums macht.

Die erhebliche Zahl des Post- und Telegraphen-Personals — 1881 belief sich das Personal auf 78,500 Köpfe, wovon nach Abrechnung der bayerischen und württembergischen Beamten 67,075 unmittelbar der Reichsverwaltung angehörten — legt der Verwaltung mit besonderem Nachdruck die Pflicht auf, mit der Fürsorge für die fortgesetzte Hebung des Bildungsstandes und der geistigen Entwicklung des Personals auch die Förderung der wirthschaftlichen Lage und des körperlichen Wohls der Beamten zu verbinden.

Es ist dies zunächst in umfangreichem Maße durch Besoldungs-Erhöhungen geschehen, wozu die Mittel meist durch Ersparnisse an den Verwaltungs- und Betriebsausgaben gewonnen wurden. Gleichzeitig war die Verwaltung aber bestrebt, auch die eigene Kraft der Beamten zur Verbesserung ihrer Lage anzuregen, indem sie dazu überging, ihrem Personal die Vortheile wirthschaftlicher Selbsthilfe in erhöhtem Maße zugänglich zu machen.

Zu diesem Zwecke sind seit 1872 im ganzen Umfange des Reichs-Postgebiets Spar- und Vorschußvereine für die Beamten der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung in's Leben gerufen, welche bezwecken, den Mitgliedern durch Ansammlung von Spareinlagen die Mittel zur Gewährung von Vorschußen an creditbedürftige Mitglieder zu beschaffen. Durch die Vortheile, welche diese Vereine, vermöge ihrer statutenmäßigen Einrichtung und der an den Rahmen der allgemeinen Verwaltungsgliederung angeschlossenen, mit kaum nennenswerthen Kosten verbundenen Verwaltung bieten, haben dieselben sich als höchst segensreich erwiesen. Während der zehnjährigen Zeit ihres Bestehens sind an die Mitglieder in nicht weniger als 140,004 Fällen Vorschuße im Gesamtbetrage von 19,779,043 Mark gewährt worden. In dieser Zeit belief sich der Zinszuwachs der Guthaben auf 910,443 Mark und der den Mitgliedern zugefallene Gewinnantheil auf 755,069 Mark. Das Gesamtvermögen der Vereine stellt jetzt, bei 61,503 Mitgliedern, die beträchtliche Summe von 36,918,611 Mark dar. Nicht nur ist der Sparsinn der Beamten durch diese Vereine kräftig angeregt, sondern, was als ein noch größerer Gewinn anzusehen ist, es sind durch die Thätigkeit derselben zahlreiche Beamte aus finanzieller Bedrängniß gerettet, welche erfahrungsmäßig früher zu wucherischer Ausbeutung und zu völligem wirthschaftlichen Ruin geführt haben würde.

Nach einer anderen Richtung hin wurde der Sinn der Beamten nach eigener Verbesserung der Lage ihrer Familien durch Begünstigung des Lebensversicherungswesens rege gehalten, zu welchem Zwecke von der obersten Postverwaltung mit einer Anzahl bewährter deutscher Lebensversicherungs-Gesellschaften Verträge geschlossen sind, auf Grund deren von den Beamten und Unterbeamten gegen ermäßigte Prämien, zum Theil unter Gewährung von Zuschüssen aus der Postcasse, Lebensversicherungen abgeschlossen werden können.

Eine von der obersten Postverwaltung seit Jahren erstrebte, allgemeinere Verbesserung des Looses der Hinterbliebenen der Beamten ist endlich durch ein Reichsgesetz vom Jahre 1881 erreicht, welches durch Ansammlung von Gehaltsabzügen und namhaften Beiträgen aus Reichsmitteln den Wittwen und Kindern verstorbener Beamten feste Bezüge in solcher Höhe gewährt, daß die Hinterbliebenen vor unmittelbarem Mangel geschützt werden.

Wird durch diese Veranstellungen zur materiellen und sittlichen Hebung des Personals in erster Linie die eigene Kraft der Beamten fruchtbar gemacht, so bleibt doch für unverschuldete Fälle der Noth noch ein weites Feld für die Wohlthätigkeit offen, zu welcher die Mittel der im Bereiche der Post- und Telegraphenverwaltung vorhandenen milden Stiftungen in ausgedehntem Maße in Anspruch genommen werden. Zu diesen Anstalten zählen, außer den in den jährlichen Verwaltungsetats ausgebrachten Unterstützungsmitteln, namentlich die aus der preussischen Postverwaltung übernommene, seit 1870 bedeutend erweiterte Post-Armen- und Unterstützungscasse und die in Folge eines Reichsgesetzes vom 20. Juni 1872 erfolgte Einrichtung der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für die Angehörigen der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung, deren Grundcapital aus den während des Krieges durch die Verwaltung des französischen Landespostwesens in den occupirten Gebietstheilen gewonnenen Ueberschüssen gebildet ist. Wie umfassend die Wirksamkeit der Reichs-post in der mildthätigen Fürsorge für die Beamten ist, geht daraus hervor, daß aus den Wohlthätigkeitsfonds der Verwaltung in dem zehnjährigen Zeitraume vom 1. Januar 1872 bis Ende 1881 in 258,205 verschiedenen Fällen an Beamte und Hinterbliebene derselben Zuwendungen im Gesamtbetrage von über 14 Millionen Mark erfolgt sind. Hiervon entfallen auf die Kaiser-Wilhelm-Stiftung seit deren Errichtung 2000 Zuwendungen im Gesamtbetrage von etwa 180,000 Mark, darunter allein Studien-Stipendien im Betrage von 46,500 Mark. Wie mancher Familie ist hierdurch die Sorge um den Lebensunterhalt erleichtert, wie viele Thränen der Wittwen und Waisen sind damit getrocknet, und welche Förderung ist dadurch der geistigen Strebbarkeit zahlreicher Beamten und den Kindern derselben zu Theil geworden!

Die Gesammtheit dieser, auf die Förderung der geistigen Ausbildung und des wirtschaftlichen Wohlbefindens der Beamten gerichteten Bestrebungen hat nicht verfehlt, einen nachhaltigen Einfluß auf die Hebung des gesammten Post- und Telegraphen-Beamtenstandes auszuüben. Einem unbefangenen Beobachter kann es in der That nicht entgehen, daß innerhalb des letzten Jahrzehnts unter dem Einflusse der von der Spitze der Verwaltung ausgegangenen Reformen und Anregungen das ganze Wesen und der Geist des Reichs-Verkehrsbeamtenstandes ein anderer geworden ist. Die Dienstfreudigkeit und Berufsliebe ist gehoben und gekräftigt; in jedem Einzelnen ist im höheren Grade als bisher das Bewußtsein hervorgerufen, für das Ganze zu arbeiten und ein nothwendiges Glied in der großen Kette zu sein, welche den Verkehr unseres Zeitalters vermittelt und die Culturbestrebungen auch in die entferntesten Welttheile trägt. Der Geist der Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Interessen mit denjenigen der ganzen Verwaltung ist geweckt und wird in dem Einzelnen lebendig erhalten. Der Durchdringung mit diesem Geiste ist mit Recht auch ein Haupt-

theil derjenigen Erfolge zuzuschreiben, welche die deutsche Post und Telegraphie in der Neuzeit erzielt und ihren Leistungen eine so wohlverdiente Anerkennung erworben hat.

Wir können diesen Ueberblick nicht schließen, ohne noch einiger Zweige der Thätigkeit der Reichsverkehrsverwaltung zu gedenken, durch welche dieselbe ihren Betriebs-Apparat auch über ihre engeren Aufgaben hinaus für allgemeine Zwecke des Reichs nutzbar gemacht hat.

Eine neue Erweiterung hat der Geschäftskreis des Staatssecretärs des Reichs-Postamts dadurch erfahren, daß demselben seit 1879 die Leitung der aus der Verschmelzung der vormaligen preussischen Staatsdruckerei und der v. Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei gebildeten Reichsdruckerei zugewiesen ist. Durch die Errichtung der Reichsdruckerei wurde einem schon lange gefühlten Bedürfnisse der Reichsverwaltung entsprochen, indem die genannten beiden Institute zulezt schon vier Fünftel aller ihrer Erzeugnisse für Reichsbehörden lieferten, wovon der überwiegend größte Theil auf die Post- und Telegraphenverwaltung entfiel.

Der Umstand, daß die Reichspost das einzige Verwaltungsressort des Reichs ist, welches einen über alle Bundesstaaten sich gleichmäßig ausdehnenden und verzweigenden Betriebsapparat besißt, hat mit der fortschreitenden Reichsgesetzgebung dazu geführt, ihr vielfach Aufgaben zuzuweisen, welche die Durchführung reichsgesetzlicher Maßregeln auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens zum Ziel haben. So ist die Mitwirkung der Reichspost in umfangreichem Maße bei finanziellen Maßregeln des Reichs, z. B. bei der Zeichnung, Einzahlung und Verzinsung von Bundesanleihen, bei der Einlösung von Bundes-Schatzanweisungen, ferner bei der Durchführung der Münzreform durch Einlösung und Umwechslung gegen 1000 Millionen alter Münzen, aufgerufener Landescaffenscheine, alter Banknoten u. s. w. in Anspruch genommen worden. Der den Postanstalten obliegende Vertrieb der Reichs-Wechsel-Stempelmarken und der Werthzeichen zur Erhebung der Gebühr für die Waarenstatistik des Reichs ergibt alljährlich einen Erlös von etwa 6,500,000 Mark, welcher von der Postverwaltung an die Reichs-Hauptcasse abgeführt wird.

Ebenso sind die Reichstelegraphen in mannigfacher Weise im Interesse der physikalischen Wissenschaft und zu verschiedenen öffentlichen Zwecken nutzbar gemacht. Zu letzteren Aufgaben gehört u. A.: der den Reichstelegraphen übertragene Betrieb der an gewissen Küstenpunkten aufgestellten Zeitbälle, durch deren Signale den vorbeipassirenden Schiffen die mittlere Ortszeit und die Greenwicher Zeit mitgetheilt, und Gelegenheit zur Erhaltung des richtigen Gangs der Schiffschronometer, der Grundlage aller nautischen Beobachtungen, gegeben wird; der Schiffsmelbedienst, welcher bezweckt, durch Beobachtung von geeigneten Küstenpunkten aus und durch telegraphische Meldungen Nachrichten über die einlaufenden und vorbeipassirenden Schiffe zu verbreiten; endlich der telegraphische Dienst für Zwecke des Sturmwarnungswesens und der Wetterkunde. Zur Zeit bildet es den Gegenstand der Erwägung, die Reichstelegraphen durch Verbindung der meteorologischen Centralstelle mit geeigneten Local-Beobachtungspunkten in noch umfassenderer Weise zum Austausch telegraphischer Wettermeldungen fruchtbar zu machen, durch deren Verbreitung die muthmaßliche Witterung nach allen Theilen des Reichs mitgetheilt, und Landwirthschaft und

Industrie in höherem Maße von dem störenden Einfluß der Witterungsveränderungen unabhängig gemacht werden sollen. So leisten die Reichs-Verkehrsanstalten auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens dem Gemeinwesen wichtige Dienste.

Fassen wir noch einmal ihre Thätigkeit in der Vermittelung des Post- und Telegraphenverkehrs auf allen Gebieten zusammen, so ergibt sich ein so reiches Bild des Schaffens und Neugestaltens, daß die Nation mit berechtigter Befriedigung auf die erzielten Ergebnisse zurückblicken kann: Der Versendungsverkehr der Reichs-Verkehrsanstalten hat einen, alle früheren Zeitabschnitte hinter sich zurücklassenden Aufschwung erfahren und in den wichtigsten Correspondenz-Klassen sich fast verdreifacht. Die staatsrechtliche und Verwaltungs-Organisation ist mit festen Fundamenten in das öffentliche Leben der Nation eingefügt. Die Verwaltungs- und Betriebs-Einrichtungen erfreuen sich im In- und Auslande des Rufes der Mustergültigkeit und sind vielfach von fremden Staaten nachgebildet worden. Der Geist der Fiscalität ist geschwunden und hat einer Richtung Platz gemacht, welche die gleichmäßige Förderung des Wohls aller Staatsangehörigen als ihr ausschließliches Ziel betrachtet. In der Verfolgung dieses Ziels hat die oberste Leitung der Reichspost, gehoben durch die mächtige Förderung unseres großen Kanzlers und unterstützt von den breitesten Schichten des Volks eine Reihe von Reformen in's Leben gerufen, welche die Culturgeschichte einst als Thaten ersten Ranges auf ihren Blättern verzeichnen wird. Mit diesen Schöpfungen wird der Name des Staatssecretärs Dr. Stephan, als des Trägers der ihnen zu Grunde liegenden Ideen, unzertrennbar verbunden bleiben.

Unter dem Einflusse der Stärkung des Staatsgedankens und erweiterter Auffassung der Aufgaben des Staats ist in unserer Zeit der constitutionellen Staatsverfassung und der parlamentarischen Controle der Staatsverwaltung die Abneigung, welche man früher gegen die Wahrnehmung wirthschaftlicher Functionen durch die Staatsgemeinschaft hegte, stark geschwunden. In Deutschland ist an der Herbeiführung dieses Umsturzes die Post- und Telegraphenverwaltung nicht unbetheiligt. Die Eisenbahnen würden gewiß nicht in den Staatsbetrieb übergegangen sein, wenn nicht Post und Telegraphie gezeigt hätten, daß den Anforderungen des auf die großen Verkehrsanstalten angewiesenen öffentlichen Verkehrs in vollkommenster Weise nur staatliche Einrichtungen zu entsprechen vermögen. Auch auf anderen Gebieten beginnt sich die Erkenntniß des Werths gemeinwirthschaftlicher Einrichtungen für gewisse öffentliche Zwecke Bahn zu brechen. Und hierzu haben bei uns die Ergebnisse der Reichspost, welche an einem in die Augen fallenden Beispiele erwiesen haben, welcher Leistungen ein gutgeleiteter, alle Kräfte auf einen Punkt concentrirender Gemeinbetrieb fähig ist, gleichfalls in nicht geringem Maße beigetragen.

Die mit tiefen Wurzeln in dem Staats- und Volksleben fußende, lebenskräftige Organisation dieses großen Reichs-Instituts gibt uns die Gewißheit, daß dasselbe auch in Zukunft unserer Nation das sein wird, was es ihr in der Gegenwart ist; eine dem Wohle des ganzen Volkes gewidmete Culturanstalt, deren Segnungen in den Hütten der Armen und in den Palästen der Reichen gleich empfunden werden, eine Botin der Civilisation und des Völkerfriedens.

Elba.

Studie von E. Reyer.

I. Portoferraio.

In Gesellschaft eines Freundes, welcher gleich mir einen längeren Aufenthalt auf Elba zu nehmen gesonnen war, fuhr ich im Frühsommer des Jahres 1881 von Livorno ab.

Nachdem der Dampfer die Insel Capraja berührt, nähert er sich Elba. Wir genießen den ersten großen Ueberblick: Im Osten der Insel steigt von Rio aus ein steiler Berggrücken auf, welcher sich gegen den mittleren Inseltheil sanfter niedersenkt; dann folgt das hügelige Land mit der Hafenstadt Portoferraio. Weiterhin gegen Westen das Gebirge des Monte Capanne, ein ausgedehntes Granitmassiv.

Im Osttheile erblicken wir Kalkberge mit rothen Einlagerungen. Die spärliche Busch-Vegetation läßt den Felsboden an vielen Stellen durchscheinen, steile nackte Felsen fallen zum brandenden Meere ab. Der mittlere Inseltheil ist reich übergrünt von jungem Wald, in den Niederungen herrscht Cultur, zahlreiche Häuschen durchsetzen das fruchtbare Gebiet. Eine Bucht senkt sich hier in's Land; ein hügeliger Sporn reicht weit vor in's Meer und schützt diese Bai vor der Macht der Stürme. Auf der Landzunge liegt dicht zusammengedrängt die Stadt Portoferraio mit ihren gewaltigen, die Hügel krönenden Forts. Das ist der bedeutendste Hafenort der Insel; alle Schiffe, welche Elba berühren, laufen hier ein.

Unser Dampfer fährt aber nicht geraden Wegs nach Portoferraio, sondern wendet sich zuerst westwärts, um Marciana zu berühren. Da sehen wir vor uns weite Hügelgelände überzogen von Weingärten; eine kleine Culturebene wird von den Hügelreihen eingeschlossen. Wir erblicken den Strandort Marciana Marina, viele Häuschen blinken auf ringsum in den Weingartenhügeln. Dahinter erhebt sich das Land zum gewaltigen Massiv. Das Gebirge ist bis zu bedeutender Höhe von Kastanien-Wäldern beherrscht, aus ihnen schauen die altersgrauen Felsnester Poggio und Marciana Castello heraus. Noch höher folgt das kahle kammige Granitgebirge, welches im Monte Capanne gipfelt.

Der Dampfer landet, gibt die Post ab und fährt dann in weitem Bogen am mittleren waldbigen Inseltheil vorbei ostwärts nach Portoferrajo. Zunächst kreuzen wir die Bucht, in welcher mit gewaltigen Netzen der Thunfisch gefangen wird, dann folgt weit in's Meer vorragend der weiße Berg Enfola. Wir umfahren das Kap und sehen vor uns die Gemäuer des Forts von Portoferrajo. Das Schiff fährt über das Fort hinaus und biegt dann tief ein in die Bucht und den Hafen, welcher gerade hinter diesen schützenden Wällen liegt.

Wir drängen uns durch das rege Treiben am Molo und quartieren uns am Platz in dem Albergo delle Api ein.

Die Stadt ist beschränkt auf jenen kleinen Raum, welchen die Forts freilassen. Der erste Eindruck ist unerfreulich, man fühlt sich eingengt. Wenn man aber dann durch die steile Straße aufsteigt, welche zu den Forts hinaufführt, gewinnt man sogleich reiche Ausblicke auf Hafen und Bucht, auf die Salinen und das Culturland, auf die kahlen Berge von Rio und das waldbige Hügelland im Westen. Auf dem Sattel zwischen den beiden Forts angelangt, schauen wir auch gegen Norden frei hinaus auf das weite Meer und hinüber auf die Hügelketten Italiens und auf jenen langen Landstrich, welcher gegen Norden in dämmergrauer Ferne verschwindet. An klaren Tagen sieht man von hier aus bis Livorno.

Wir blicken wieder zurück, hinab auf Stadt und Hafen; vor uns das Fort, nahebei ein kleines nettes Haus, in welchem derzeit das Commando residirt. Ein Bettler, welcher sich herzubrängt, erklärt sogleich, dies sei das Haus Napoleon's, er erzählt dann seine eigene Lebensgeschichte und bittet schließlich um eine kleine Unterstützung. Ihm folgt ein zweiter und dritter, schmutzige Kinder schließen sich an und endlich werden wir zum Rückzuge gezwungen.

Abends sitzt man inmitten der Honoratioren vor dem Caschause und überblickt das wogende Leben am Plage. Zu dieser Zeit treibt sich die ganze Bevölkerung fröhlich, geschäftig herum wie ein Bienenschwarm. Die besseren Bürger und Gewerbetreibenden, Officiere, Militär und Matrosen schlendern mit ihren Frauen und Mädchen schwäzchend und lachend auf und ab. Mit den Tischnachbarn wird sogleich ein Gespräch rege und das führt, wie begreiflich, bald genug auf Napoleon und die Franzosenzeit, ein Thema, das jeder Bewohner der Insel sogleich zur Hand hat. Und in der That ist dies ja für die Inselaner die interessanteste Episode der Neuzeit.

Diese bewegte und verworrene Geschichte beginnt mit 1799. In diesem Jahre erobern die Franzosen Tostana; sie schicken einen Parlamentär nach Elba, welcher den Bürgern mittheilt, daß Tostana Republik sei und den Anschluß der Insel fordert.

Der Rath von Portoferrajo beschließt, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Die Franzosen landen und unterdrücken rasch einen Aufstand, welcher von den Unzufriedenen in Scene gesetzt wird. Nachdem die Ruhe hergestellt ist, wenden sich die Franzosen gegen den spanischen Hafenort Lungone, um auch diesen District der Republik einzuverleiben. Sobald das Gerücht vom Anmarsch der Feinde in diese Stadt gelangt, bricht dort eine wüste Meuterei los. Das Volk befreit und bewaffnet vierhundert Galeerensträflinge und der Commandant,

welcher den Sturm nicht bemeistern kann, macht gute Miene zum bösen Spiele. Er anerkennt den Act und ertheilt den Sträflingen die Würde von „Königlichen Jägern“.

Die neuen Würdenträger täuschten sich trotzdem keinen Augenblick über die wahre Gefinnung des Commandanten. Sie wußten wohl, daß sobald die Regierung aus der Nothlage befreit sein würde, Kerker und Galgen wieder in ihre Rechte eintreten würden; dieser Erkenntniß entsprechend richteten sie nun auch ihr Leben ein. Sie zogen haufentweis durch die Stadt, lebten gut und zahlten nichts, übten Gewaltthat, Plünderung und Mord — zum Schlusse aber entliefen sie größtentheils. Trotz dieser Wirrjale hielt sich die spanische Besatzung. Die Franzosen aber, welche offenbar nur einen raschen Handstreich durchzuführen gedacht, zogen, da ihnen zu einer ernsthaften Belagerung das nöthige Geschütz fehlte, unverrichteter Dinge wieder ab.

Die Elbaner, welche diesen Rückzug als Eingeständniß der Schwäche aufsaßen und überdieß durch die Gelderpressungen des französischen Commissärs aufgebracht wurden, änderten nun ihre Haltung. Ueberall bildeten sich Horden, welche die einzeln herumstreifenden Posten und Abtheilungen der Franzosen schädigten und endlich einen allgemeinen Rückzug der feindlichen Macht auf Portoferrajo erzwangen. Natürlich ging es dabei nicht ohne Verwüstung der Ländereien ab und mancher mißbrauchte seine patriotische Mission wohl, um sich durch Gewaltthat zu bereichern oder seine persönlichen Feinde zu schädigen.

Der französische Commandant benutzte diese Ausschreitungen der Landbevölkerung, durch welche die Bürger von Portoferrajo empfindliche Verluste erlitten, in geschickter Weise, um sich die letzteren inniger zu verbinden. Er erklärte sich als ihren Beschützer und versprach ihnen Recht zu verschaffen. In dem bezüglichen Manifeste heißt es unter Anderem:

„Eine Horde Wahnsinniger mißbraucht die Milde, mit welcher sie behandelt worden; sie versuchen eure Besitztungen zu schädigen. Seid ohne Furcht, sie werden den Versuch wohl büßen; nicht ungestrakt insultirt man die Franzosen. Wir werden sie zurückerwerfen und dann werden wir die Freunde der Freiheit aus den Gütern der Aufrührer entschädigen. Ich verspreche es Euch, und die Soldaten der großen Nation versprechen nicht eitel. Entweder wir werden Alle sterben, indem wir diese eure Mauern vertheidigen, oder wir werden siegen und dann die Güter der Aufständischen Euch zur Entschädigung vertheilen.

22. Mai 1799.

Der Commandant Monferat.“

Mit wechselndem Glück wird nun vor den Thoren der Stadt gefochten. Die Landmannschaft wird ausgiebig unterstützt durch die spanische Besatzung von Lungone. Die Franzosen dringen wiederholt kühn und erfolgreich vor, schließlich aber erleiden sie bedeutende Verluste, indem ihnen die Munition ausgeht. Sie ziehen sich in die Festung zurück. Die Spanier fordern sie durch einen Parlamentär zur Uebergabe auf. Verächtlich aber erwidert Monferat, er schließe keinen Kriegsvertrag und keine Uebergabe ab mit Sträflingen, Ziegenhirten und Landräubern.

Nun fahren die spanischen Kanonen auf; trotzdem die Franzosen nicht mit gleichen Argumenten antworten können, halten sie sich doch entschlossen, ja sie machen einen Ausfall, durch welchen der Feind vollständig zurückgedrängt wird. Endlich erscheinen französische Schiffe, welche die Episode in unerwarteter Weise

löfen, indem sie die französische Besatzung aufnehmen und nach Livorno zurückbringen. So verlief die ganze Handlung im Sande.

Dem Abzuge folgte, wie begreiflich, Anarchie. Die patriotischen Scharen zogen abermals verwüstend und plündernd durch's Land.

Im Jahre 1801 erscheinen die Franzosen zum zweiten Mal auf Elba. Der Großherzog von Toscana hat abgedankt, ein Vertrag bestimmt, daß Lunigone und Piombino an die Franzosen abgetreten werde. Die Besitzübertragung geht natürlich wieder nicht ruhig ab; die Hefe des Volkes excubirt, bis sie durch das Militär gebändigt wird. Portoferraio, welches auch zur Uebergabe aufgefordert ist, widersetzt sich; man hat die Franzosen schon ein Mal als unruhige Fluggäste kennen gelernt und traut ihrem siegesbewußten Auftreten nicht mehr. Ueberdies halten viele die Nachricht von dem Verzicht des Großherzogs für eine Vor Spiegelung; die Bürger beschließen deshalb, die Forts nicht zu öffnen, bevor der ehemalige Herr sie unmittelbar benachrichtigt und beauftragt hätte.

In der That landen in den folgenden Wochen mehrmals englische Schiffe, welche die Bevölkerung von Portoferraio in ihrem Vorhaben und Verhalten unterstützen; alle hoffen, daß der Feind bald wieder abziehen werde. Da erfolgt der Friedensschluß mit England und die Bürger von Portoferraio geben nun in richtiger Würdigung der Sachlage den ferneren Widerstand auf. —

Das ist eine jener Episoden, welche für die Kriegsgeschichte Elba's so bezeichnend sind: Planlose Vertheidigung, Ueberfälle, Geplänkel der Vorposten, Ausstreitungen der Marobdöre — unter diese Begriffe lassen sich die meisten kriegerischen Erlebnisse dieses Ländchens einordnen.

Das ist begreiflich und dürfte wohl ganz allgemein für alle kleinen vom Culturleben isolirten Landschaften gelten. Nur die Vor- und Nachwehen großer Bewegungen werden da verspürt, während die ernstesten Geschicke sich in den zweiten Ebenen der Culturstaaten entscheiden. Der Insulaner muß unter allen Verhältnissen leiden — er fühlt nur, daß das Geschick jetzt wieder ein Mal die grausame Laune hat, über sein Ländchen zu fegen; er hält aus und schlägt drein, so gut es gehen will. Von einem organisirten Widerstande, von einer öffentlichen Ordnung ist nicht die Rede; jeder Besizende wehrt sich nur um seinen Besiz, der Habenichts aber freut sich der allgemeinen Noth und Zerfahrenheit, welche ihm gestattet, einige Tage oder Wochen auf fremde Kosten zu leben. —

Wer große Geschicke verfolgen will, darf natürlich nicht die Geschichte eines solchen Ländchens in's Auge fassen, doch glaube ich, haben auch diese kleinen Ereignisse ihr Interesse. Zunächst verfolgt man mitleidig erregt die Erlebnisse einer Familie, eines Dorfes. Dann schaut man auf das Ereigniß als Ganzes und fühlt: Alle Opfer und Leiden dieser kleinen Leute sind umsonst; sie gewinnen erst dann Bedeutung, wenn diese Menschen einem großen Ganzen angehören und wenn sie für eine Idee einstehen. Nun aber sieht man erst mit doppeltem Mitleid auf solch arme Episoden, welche uns das ganze Elend der Kleinstaatererei vor Augen führen.

Wenn wir diesen Standpunkt einnehmen, gewinnen gewiß auch die Geschicke unserer Insel einiges Interesse. Vollends wird unsere Theilnahme angeregt

durch jenes weltberühmte Ereigniß, welches sich im Frühjahr 1814 auf Elba abspielt:

Napoleon landet, er verlebt ein Jahr auf der Insel, scheinbar beschäftigt mit den Interessen seiner Umgebung, dann verschwindet er plötzlich; noch ein Mal greift er ein in die Geschichte Europa's, bis ihn das gewaltige Geschick zerschmettert.

Es ist begreiflich, daß diese Episode im Gedächtniß des Volkes und in dessen Sagenkreis frisch und verklärt fortlebt. Jede Bestimmung des großen Imperators ist vermerkt, ja die unbedeutendsten Aussprüche werden verehrungsvoll bewahrt. Ich erinnere mich, daß mir eine alte Frau in Marciana Castello mit wichtigem Interesse mittheilte, als der Kaiser von Marciana nach Madonna del Monte aufgestiegen sei, habe er beim Anblicke des großen Kastanienbaumes ausgerufen: „Welch alte Pflanze!“

Wollends rührend ist die Kindlichkeit, mit welcher die Sage das Geschick des Imperators auf Elba betrachtet. Da erscheint immer nur die idyllische Seite des Aufenthaltes hervorgehoben. Das Wort Verbannung wird nie angewendet. Napoleon wird geschildert als liebender Herr, welcher sich still beglückt fühlt durch die Fürsorge für seine Elbaner. Bitter klagen die alten Leute aus dem Volke, daß das Geschick den guten Herrn von seinen Kindern weggerissen und dem Verrathe der Mächte preisgegeben habe. Beglückend und beglückt hätte er ja noch lange unter ihnen leben und herrschen können.

Etwas von dieser Auffassung finden wir auch in dem Geschichtswerke, welches der fleißige Rinci niedergelegt. Nicht um die bekannten Thatfachen vorzuführen, sondern nur um zu zeigen, wie die Elbaner ihr Verhältniß zu Napoleon auffaßten, gebe ich hier einige Stellen aus dem besagten Werke. Der Autor schreibt:

„Die Stadt ist von dem traurigen Zustande der Unsicherheit befreit, der allgemeine Friede wird durch den Ton der heiligen Glocken verkündet. Elba sieht und empfängt als seinen Herrn den großen Napoleon, welcher kommt, um den Elbanern Zufriedenheit zu bringen, den Monarchen, welcher, um die ihm untergebenen Nationen vor dem Bürgerkriege zu bewahren, um ganz Europa den Frieden wiederzugeben, mit heroischer Festigkeit der Herrschaft entsagt und nur die Souveränität von Elba reservirt hatte. Er eilte, dies sein Lieblingsland zu erreichen, um seine immer geliebten Elbaner durch seine erhabene Gegenwart zu trösten.

„Am 5. Mai nahe dem Abend biegt eine englische Fregatte um die Landspitze von Portoferraajo. Napoleon befindet sich an Bord. Der Commandant und das Volk erwarten mit höchstem Jubel ihren Kaiser. Die vornehmsten Bürger eilen an Bord, um ihren eigenen Vater und Herrn zu empfangen. Sie haben die hohe Ehre, in die Gegenwart des Kaisers vorgelassen zu werden, welcher sie mit der ihm eigenen gütigen Liebenswürdigkeit empfängt. Der Kaiser spricht zu ihnen: Er wolle sie nun wissen lassen, wie ihm ihre Interessen am Herzen lägen, deshalb habe er Elba vor anderen Landen als seinen Aufenthalt gewählt. —

„Erfüllt von Dank und Bewunderung kehren die Abgesandten zurück, um dem Volke die hochherzigen Gefühle des Kaisers zu verkünden.“

Soweit Ninci. Die folgenden Begebenheiten sind einfach genug. Ich begnüge mich, sie kurz zu skizziren: Napoleon bringt die Nacht an Bord der Fregatte zu. Den nächsten Morgen steigt er in das geschmückte Boot, welches ihn zum Molo führt. Kleine Schiffe, aus welchen Musik erschallt, umschwärmen die Kaiserbarke. Vom Lande her tönen die Glocken, es donnern die Kanonen, es schallt der Jubelruf der Volksmenge. Der Kaiser betritt das Land und wird empfangen von dem Clerus und dem Rathe in feierlicher Amtstracht. Er tritt unter den Baldachin. Der Bürgermeister nähert sich und überreicht mit Ehrfurcht auf silberner Tasse die Schlüssel der Stadt. Zwischen doppelten Reihen der Nationalgarden geht der feierliche Zug dahin, Euvivaruse dröhnen durch die Luft, die Hände klatschen und die Hüte fliegen; vom Fort her donnern die Kanonen. Die Fenster und Balkone aller Häuser sind bewimpelt und bekränzt und überall drängt sich das schauende, jubilirende Volk. So gelangt der Zug zum Dom, zum Lebeum; darnach wird der Kaiser von demselben Gefolge zum Rathhause geleitet, wo ihm von dem Stadtschreiber eine Karte der Insel überreicht wird. Der Kaiser nimmt die Gabe gütig an und zieht sich dann zurück in seine Wohnung, von wo aus er Abends die Illumination der Stadt und die Freudenfeuer überblickt, welche ringsum am Lande und auf den Bergen brennen.

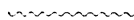
Das sind die äußeren Ereignisse. Was im Herzen und Sinn des gewaltigen Gefangenen vorgegangen, als er diese kleinen Bilder vor seinen Augen vorbeiziehen sah, das mag der Dichter erwägen.

Das Leben Napoleon's auf Elba, seine Pläne, seine Anlagen und Wohlthaten, endlich seine verhängnißvolle Rückkehr im folgenden Frühjahr kann ich wohl als bekannt voraussetzen und übergehen. Im Jahre 1815 kommt Elba unter Toscana, seit 1859 ist es mit Italien vereint.

Das Volk hat durch diese letzten politischen Ereignisse in jeder Beziehung gewonnen. Straßen sind gebaut, ein regelmäßiger Dampfschiffverkehr ist eingeführt und Schulen sind an allen größeren Orten der Insel errichtet. Die Steuern sind gewachsen, die Steuerfähigkeit aber in höherem Maße. Die Kulturen, insbesondere der Weinbau haben sich weit ausgebreitet, nicht minder rasch hat sich die Erzgewinnung entfaltet. Der Verkehr mit den toscanischen Häfen wirkt anregend und ausgleichend. Insbesondere Portoferrajo ist stark modernisirt, während wir im Lande allerdings noch überall die alten Typen treffen.

Das Volk, das uns da begegnet, stammt ab von Etruskern und Römern; es ist die gute toscanische Mischung. Die Männer sind hager und markig. Aus ihren scharf geschnittenen Gesichtern schauen gutmüthige fröhliche Augen heraus. Sie sind eindrucksfähig und wißbegierig, viele haben als junge Burschen ein oder mehrere Jahre ein Fischer- und Matrosenleben geführt und etwas von der Welt gesehen. Später werden sie meist fleißige, sparsame Landwirthe. Das ist der allgemeine Charakter der Landbevölkerung.

Nachdem ich so in kurzen Zügen das Land, die jüngsten Gesichte desselben und den Charakter des Volkes gezeichnet, wird der Leser vielleicht mit einigem Interesse die folgenden Einzel-Schilderungen aufnehmen.



II. Ost-Elba.

Wir fahren von Portoferraajo aus im Boote über die schöne Bucht nach Magazzini, um von hier aus den Höhenzug zu überschreiten und jenseits desselben die Eisenminen von Rio zu besuchen.

Der erste Anstieg führt durch mageren Buschwald. Bis zum Kamme überschreiten wir fortwährend wohlgeschichtete Kalke, welche der oberen Kreide und dem Cozän angehören. Da und dort sind rostrothe kieselharte Schichten eingeschaltet. Die Schichten streichen durchgehends parallel der Längserstreckung des östlichen Inseltheiles (Nord-Süd) und fallen mäßig steil von Ost gegen West, so daß also die Platten und Schichtflächen der Gesteine im Sinne der Berggehänge vom Gebirgskamm gegen die Ebene von Portoferraajo geneigt liegen.

Wir blicken zurück auf die weite Bucht von Portoferraajo. Ort und Festung liegen hell auf der schmalen Landzunge, welche weit hinausgreift in's Meer. Und höher steigen wir in's Gebirg auf; da erhebt sich vor uns auf einem frei aufragenden Felskopf Gemäuer und Thurm der etruskischen Felsburg Volterrajo. Der Weg steigt nur mehr wenig bis zu dem Joch, welches zur Ostküste und zu den Eisenminen von Rio hinabführt. Der Buschwald hört hier auf, die von Wasserrissen durchfurchten Höhenzüge sind kahl und felsig. Da herrschen gegen Nord jene rothbraunen kieseligen dünn-schichtigen Gesteine, welche wir bisher nur als untergeordnete Einlagerungen im Kalk beobachtet. Gelbe und graue Flechten und würzige Kräuter überziehen und durchwachsen das Gefelse; die Gehänge, die Schichtflächen und Trümmerhalden aber sind von magerem Grasswuchs übergrünt.

Das Bild ist trostlos. Wenden wir uns nun aber um, so werden wir überrascht durch einen herrlichen Contrast. Unser Blick fällt auf das weite Meer, das ringsum gegen Norden, West und Süden herrscht. Ueber die tiefen waldigen Gehänge blicken wir hinab auf die fruchtbare Gartenebene, auf die weite Bucht und die malerischen Gemäuer von Portoferraajo. Gegen Nordost überblicken wir die Küste Italiens, während im Westen das Granitmassiv des Monte Capanne mit seinen Waldgehängen und kahlen Hochkämmen aus dem Meer emporsteigt.

Bald haben wir nun die Jochhöhe erreicht und ein neues Bild fügt sich dem großen Ueberblicke ein. Da sehen wir die Ostgehänge rasch abstürzen zu dem Culturland von Rio. Zur Linken sehen wir die rostrothen Eisenhalden einen weiten Landstrich beherrschen und hoch hinauf fast bis zum verfallenen Thurme Giogo anhalten. Am Gestade unten liegt Rio Marina, ein kleines Nest, welches seine Zusammengehörigkeit zu den Eisenhalden durch seine schmutzig rostige Färbung documentirt.

Begeht man nun die Höhenzüge, so findet man, daß gegen Nord der rothe Rieselschiefer herrscht, während die höchsten Partien gegen Süden von einem bröckeligen Diabas eingenommen werden. Unterhalb desselben folgt wieder rother Rieselschiefer. Diese Eruptivgesteine und Sedimente treten im gleichen Horizonte auf und sind demnach gleichaltrig. Zu der Zeit, als die Diabase am Meeresboden gefördert wurden, erhielten die Sedimente in ihrer Nähe durch Beimengung der eisen-schüssigen Luffe den oben erwähnten Habitus. Auch treffen wir Un-

mengen von Kiesel abscheidenden kleinen Organismen (Globigerinen) in den besagten kieseligen Gesteinen. Sie haben gewiß auch den Charakter des Gebildes wesentlich beeinflusst.

Die Eruptivmassen und Sedimente streichen übereinstimmend mit allen jüngeren und älteren Gebilden dieses Gebietes gegen Nord. Nach einer Nord-südlinie ist der ganze Complex gehoben worden. In eben dieser und in einer darauf senkrechten Richtung verlaufen zahlreiche Klüfte und Verwerfungen, welche in dem nackten Felsboden leicht verfolgt werden können. In tieferem Horizonte folgen längs des östlichen Gehänges mehrere Lager (d. i. Ergüsse) von Gabbro und Serpentin, welche ebenfalls in der Richtung Nord-süd angeordnet sind und schon von Weitem durch ihre fahle graugrünliche Färbung in's Auge fallen. In der nördlichen Fortsetzung derselben folgt, den höchsten Bergzug beherrschend, kompakter hellgrauer Kalk, welcher dem Jura angehören dürfte. Auch dieser Kalk enthält Einlagerungen von rothem Kiesel-schiefer und schiefrigem Mergel. All diese Gebilde fallen in denselben Horizont und verhalten sich zu einander ebenso, wie die Kalke, Diabase und Kiesel-schiefer der Kreide, welche wir eben verlassen. Wir sehen also, daß während des Jura und der unteren Kreide basische, dunkle Eruptivmassen gefördert wurden, während sich da und dort Kalkbänke und kieselige Sedimente ablagerten.

Wenden wir uns nun gegen Nordost gegen S. Caterina, so gelangen wir, wie nach Analogie mit dem bisher Betrachteten zu erwarten ist, in immer tiefere, ältere Gebilde. Zunächst folgt unter dem Jurakalk ein schwaches Lager von löcherigem Kalk, welcher der Trias zugerechnet wird, darunter liegt ein mächtiger Complex von Schiefem, welcher zum Theile der Trias, zum Theile aber älteren Bildungszeiten angehört.

Zwischen dem löcherigen Kalk und den quarzitäen Schiefem liegen die Eisenerze. Die Grenze derselben gegen das überlagernde Sediment ist gut abgeschlossen. Man sieht den Kalk in der Nähe des Erzlagers gebräunt; nach zahlreichen Klüften ist die Kalksubstanz durch Eisenerz verdrängt worden, eine Mischung von Kalk und Eisengestein folgt und endlich herrscht das letztere ausschließlich. An wenigen Stellen steht der feste Erzfels zu Tag, überall treten wir auf Halden von Erztrümmern, welche die planlos und verschwenderisch arbeitenden Vorfahren angehäuft haben. Durch die sickernden Gewässer sind die Erzstücke an vielen Orten wieder verkittet und in festen Eisenstein verwandelt worden. Wo die Halden derzeit wieder aufgearbeitet werden, kann man die feste Cementirung und jene steile Schichtung, welche durch das Ausstürzen des Haldenmaterials bedingt ist, beobachten.

Nahezu 200 Meter steigen wir nun fortwährend abwärts über die Halden, welche bis an das Meeresufer reichen. Jeder Stein, jeder Block, jedes Korn und aller Staub besteht aus Eisenerz; neben demselben Rotheisenstein tritt auch massenhaft Eisenglanz auf. Im Sonnenschein fliegt ein flirrender Glanz vor uns her, indem wir weiterschreiten; so zahllos ist die Menge der Eisenglanz-Schüppchen, welche auf Weg und Gehängen liegen.

Steigen wir gegen die Stadt Rio hinab, so treffen wir an zwei Stellen grobe Quarzite und einen verwitterten ockerigen Schiefer, welcher hier offenbar

ansteht und das Liegende des Eisenlagers bildet. Die Halben aber verhüllen diese Basis an den meisten Stellen, Sie reichen in Masse hinab bis an das Meer und täuschen dem flüchtigen Beobachter leicht eine übergroße Mächtigkeit der Erzlager vor.

Im ganzen Bereiche der Halben sieht man da und dort Gruppen von Galerensträflingen, welche die von den Alten verschmähten Erzmassen aufarbeiten und die guten Erzblöcke und den Erzsand sondern oder auch festes Erzgestein durch Tagbau gewinnen.

Die Erzblöcke werden zum Stapelplatz geführt, der Eisensand aber bei einer Reihe von Aufbereitungs-Hütten abgeladen.

Hier drehen sich in Wasserbehältern Cylinder, an deren Umfang sechs schräg gegen die Aze gestellte Eisenspeichen befestigt sind. Der Erzsand wird durch diese Speichen fortwährend aufgewühlt, durch das Wasser gehoben, gewaschen und vorwärts bewegt. Das Ende des Cylinders trägt ein Rad mit 12 peripherisch angebrachten Schaufeln, welches das gewaschene Erz ausbaggert und unmittelbar in Karren füllt. An der Marina wird der Eisenstein in Barken verladen; kommt dann der große Dampfer von Livorno, so fährt ein kleiner Schleppdampfer all diese Barken dem großen Schiffe zu. Sie lagern sich drei und drei zu beiden Seiten des Dampfers an und geben ihr Material ab. Das geht so fort, bis der Dampfer beladen und zur Rückreise bereit ist.

Gewaltig hat sich die Erzgewinnung in den letzten Decennien gesteigert. Im vorigen Jahrhunderte wurde eine Jahresproduction von 20,000 Tonnen schon als bedeutend bezeichnet. In den vierziger, fünfziger, sechziger und siebziger Jahren unseres Jahrhunderts ist aber die Productionsziffer rasch gestiegen von 40,000 auf 50,000, 70,000 und endlich sogar über 200,000. Mehrere wichtige Bessmertwerke in England beziehen dies treffliche Material.

Ich begnüge mich, die Ergebnisse dieser einen typischen Wanderung vorzuführen, da die geologischen Grundzüge im ganzen westlichen Inseltheile bis zur Landenge von Capoliveri gleichbleiben: Ein mächtiger Complex von einander überlagernden Formationen mit eingeschalteten Eruptivmassen ist hier längs einer Nord-Süd-Linie gehoben worden. Durch diese Bewegung ist der Gebirgszug, welchen wir eben überschritten, geschaffen worden; trefflich ist die Verschiedenheit der Gesteine durch Stufen im Relief und durch Verschiedenheit der Farbe und der Vegetation gekennzeichnet. Ueberall finden wir hier am Ostrande der Insel zu unterst alte, krystalline, paläozoische und triassische Schiefer, in deren oberstem Horizont die Eisenerzlager auftreten, darüber lagert der der oberen Trias zugerechnete Kalk, es folgen Sedimente des Jura und der unteren Kreide mit eingeschalteten Ergüssen dunklen Eruptivgesteins. Der westliche Abhang des Gebirges endlich wird von jüngeren Kalken und Luffandsteinen beherrscht. Im oberen Horizonte dieses Complexes, welcher der oberen Kreide und dem Cocän angehört, treten Ergüsse von Granitporphyr auf.

Da liegt die ganze Reihenfolge der Gebilde und zugleich die geologische Geschichte des Landes vor uns. Die ganze Serie von Sedimenten ist in einem Zuge zur Ablagerung gekommen. Bis in's Cocän hinein war Elba Meeresboden. Von der Jurazeit an sind verschiedene Eruptivgesteine in diesem meer-

bedeckten Gebiete zum Ergusse gelangt; ihre Luffe mengten sich den Sedimenten bei. Ueber ihnen wurden wieder Sedimente abgelagert, wieder brachen Gluthströme hervor und so ging es fort bis in's Eocän hinein.

So viel entnehmen wir aus den vorgeführten Beobachtungen. Die jüngere und jüngste geologische Geschichte der Insel werden wir erst skizziren können, nachdem wir das Gebiet von Capoliveri begangen, einen District, welcher sich orographisch wie tektonisch scharf vom Gebirgszuge von Rio abtrennt. Man fährt, um diese Gegend kennen zu lernen, am Besten von Lungone nach Cap Salamita, steigt hier auf die Höhe des Gebirges und geht über dessen Rücken nordwärts nach Capoliveri hinab.

Auf diesem Wege sehen wir zuerst die berühmten Eisenlager und dann den ganzen Complex der Sedimente, welcher hier in der Regel flach gegen Nordwest fällt. Am Gehänge des Magnetberges liegt offen zu Tag das mächtige Lager von Magneteisen (und Eisenoxyd), welches dem Berg und dem Cap den Namen gegeben hat. Die Schiefer, auf welchen das Erzlager ruht, gehören wieder wie bei Rio dem oberen quarzitischen Horizonte an; über dem Erzvorkommniß trifft man schwache Lagen eines braunen, bröckeligen krystallinen Kalkes, welcher vom gleichen Erz durchzogen ist.

Der Anblick des Magnetberges erinnert an das Vorkommniß von Rio. Ueber das ganze Berggehänge herab legt sich die bis zu 30 m mächtige Schicht von braunem Eisenerz. Arme lückenhafte Grasflecken überkleiden die dunklen Gehänge; an zahllosen Stellen ist der Fels angegänzt und mächtige Schutthalden reichen von da über den Berg herab. Einige gehen bis an's Meer, dessen blaue Fluthen und weiße Brandung herrlich contrastiren gegen den schwarzbraunen Eisenberg.

Nachdem wir nun die zwei wichtigsten Erzvorkommnisse betrachtet, wollen wir deren Entstehung in's Auge fassen:

Hier wie bei Rio sehen wir die Erzvorkommnisse lagerförmig in den obersten Horizonten der Schiefer oder zwischen diesen und dem überlagernden Triaskalk eingeschaltet. Von einer eruptiven Entstehung dieser Gebilde, welche vielfach behauptet worden, kann nach meiner Ansicht nicht die Rede sein. Viele Forscher haben gemeint, diese berühmten Lager hingen mit den basischen Eruptionen zusammen.

Diese Anschauung scheint mir, nachdem ich die bezüglichlichen Vorkommnisse begangen, unhaltbar: Eruptivgesteine, welche bedeutende Mengen von Eisenerz (Magneteisen) enthalten und fördern könnten, fehlen durchwegs im Horizont der Erzlager; ferner sind diese regelmäßig und concordant als Rinsen und Lager zwischen die Schiefer und Kalk eingebettet, was gewiß auch nicht für deren eruptiven Ursprung spricht; endlich sind die gangförmigen Erzvorkommnisse für diese Frage ganz gleichgültig, denn Spalten können ja ebensowohl durch glutthflüssige Massen, wie durch wässerige Gebilde gefüllt werden. Die Erzmassen von Elba wären also nach meiner Ansicht ebenso, wie die vielen bekannten Lagerstätten in Mitteleuropa, England und Amerika wässerigen Ursprungs. Seit dem Schlusse der Trias mögen eisenschüssige Gewässer innerhalb der Schichten ihr Erz abgelagert haben; vielfach mögen, wie dies für andere Orte unwiderleglich nach-

gewiesen ist, Kalkflöze die Bildung des Erzlagers verursacht haben. Sie wurden in dem Maße, als die Erze sich ablagerten, gelöst und durch Erzmasse ersetzt. Die langsam stehenden Gewässer haben also diese gewaltigen Erzberge im Laufe unmeßbar langer Zeiträume zusammengetragen und gehäuft. Dem Neptun und nicht dem Vulkan verdanken wir die Aufspeicherung dieser mineralischen Horte, aus welchem seit Jahrtausenden das werthvolle Culturmetall behoben wird. Das ist der Gedankengang, welcher sich uns beim Anblicke des Eisenberges aufbrängt.

Wir wollen nun aber unseren Weg fortsetzen, um den Rest dieses Inseltheiles zu begehcn.

Wir steigen über die Halben hinan, weiter oben überschreiten wir das noch unberührte Erzlager. Wie ein scholliger, schlackiger Lavastrom liegt die gewaltige Masse da, spärliche Grasbüschel, Ginster und Rosmarin fristen ihr Dasein in den Klüften des kahlen todtcn Gesteines.

Höher oben im Gebirge betreten wir endlich wieder die Region der Schiefer, welche von Buschwald und schlechter Weide übergrünt ist. Am Gipfel angelangt, genießen wir einen der großartigsten Ueberblicke über die ganze Insel. Vor uns senkt sich der Berggrücken hinab nach Capoliveri, zur Rechten sehen wir die Bucht von Lungone. Da erhebt sich die Bergkette von Volterrajo, weit hinaus in's Meer erstreckt sich die Zunge von Rio mit ihren rothen Eisenhalben. Davor sehen wir zwei kleine Inseln und die schmale Strecke Meeres, welche Ost-Elba vom Festland trennt.

Die Berge von Volterrajo ragen hoch über den Horizont auf, sodaß durch sie das Meer abgeschlossen erscheint. Jenseits der Bergkette gegen West sieht man den mittleren Inseltheil und das westliche Massiv. Zwischen beiden schaut ein Streifen des offenen Meeres mit der kahlen Felseninsel Capraja herein. Jenseits des breiten, mächtigen Monte Capanne erblicken wir in duftiger Ferne die nördlichen Ausläufer von Corsica und das flache Inselchen Pianosa, welches wie das Blatt einer Seerose im weiten Meere liegt. Gegen Süden hin verschwinden die Küsten von Italien und Corsica in der grauen Ferne. Zwischen beiden Ländern aber herrscht unabsehbar weites, stilles tiefblaues Meer. Nur die kleine aber kühn geformte Granitinse! Monte Christo unterbricht das melancholische, blau in blau gemalte Bild.

Wandern wir nordwärts über den nackten Bergkamm hinab nach Capoliveri, so behalten wir fort und fort zwei Meere zur Rechten und Linken, der Ausblick nach Vorne aber schließt sich; das typisch insulare Bild verschwindet in dem Maße, als die Bergmassen der Insel immer höher in den Horizont aufsteigen.

Im Gebiete von Capoliveri treffen wir über den Quarzitschiefern gelagert wieder mesozoische Kalk, darüber eocäne glimmerige Sandsteine mit Einlagerungen von Granitporphyr und prächtigen granitischen Tuffen. Jüngere tertiäre Gebilde fehlen; nur ein ganz junges, modernes Sediment trifft man hier und in anderen Gebieten der Insel. Es ist dies ein Kalksandstein, welcher aus neuzeitlichen Conchylientrümmern zusammengebacken ist. Dieses Gebilde überlagert alle älteren discordant und fällt flach von den Thälern gegen das Meer hinaus. Vor nicht

allzulanger Zeit hat das Meer also hier einen höheren Stand eingenommen und seine Brandungs-Producte in den seichten Buchten mit sanfter Böschung abgelagert.

Diese Beobachtung, welche mit den in anderen Gebieten der Insel gesammelten Erfahrungen harmonirt, befähigt uns, die jüngere geologische Geschichte, welche wir vorhin nicht klarlegen konnten, festzustellen.

Da zwischen dem jungen Conchylien-Sandstein und den eocänen Gebilden keine Sedimente eingeschaltet sind, können wir behaupten, daß die Insel während oder zum Schluß des Eocän zu Tage trat und bis in die neueste Zeit trocken gelegen ist.

Wir werden natürlich nicht an ein plötzliches Emporsteigen denken, sondern einen allmähigen Proceß annehmen, welcher von Zerreißungen und Klüftungen der Erdkruste und mithin auch von intermittirenden Erhebungen des betroffenen Gebietes begleitet war. Stehend und zuckend erhob sich die Insel ganz allmähig über den Spiegel des Meeres.

Wir haben im Laufe der Abhandlung einige Verwerfungen kennen gelernt. Die bedeutungsvollste ist jedenfalls jene, welche jenseits der Ostküste in nord-südlicher Richtung durch den Meeresboden sehen muß. Jenseits dieses gewaltigen Risses liegt alles noch unter dem Meere verborgen und aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies Gebiet überhaupt niemals zu Tage getreten. Dort haben sich die jüngeren tertiären und modernen Gebilde ununterbrochen abgelagert und noch heute währt der Proceß. Westlich von der besagten Verwerfung ist aber seit dem Schluß des Eocän der ganze Complex von älteren Sedimenten und Eruptivmassen gehoben und gestaut worden. Während im Osten am Meeresboden die geologische Geschichte fort und fort bauend sich offenbart, hat jede Neubildung und jedes Wachsthum im insularen Gebiete mindestens seit dem Schluß des Eocän aufgehört. Die modernen Ablagerungen zeigen uns an, bis wohin das Meer vordem reichte. In jüngster Zeit hat offenbar noch eine unbedeutende Hebung (oder ein Rückzug des Meeres) stattgehabt.

Solche Aufschlüsse gewinnen wir durch die Ausflüge, welche wir täglich von Portoferrajo aus unternehmen. Reich ist das Beobachtungs-Material, das sich uns auf Schritt und Tritt bietet. Die landschaftlichen Bilder wechseln contrastvoll und unterbrechen oft wohlthätig die Arbeit des Geologen.

Nachdem wir so im Laufe des Tages reiche Ausbeute gewonnen, kehren wir Abends heim in das behagliche Gasthaus, mit seiner trefflichen Kost und den schmackhaften Weinen. Das rüstet für den folgenden Tag und hält auch bei beständiger Arbeit frisch und eindrucksfähig. Arbeit und vielseitige Genüsse wechseln miteinander harmonisch; unsere Seele ist erfüllt von jener bewußten, productiven Lebensfreudigkeit, welche der Gegenwart den höchsten Werth verleiht.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck.

Von
Ernst Haeckel.¹⁾

Als vor fünf Monaten der Telegraph aus England uns die Trauerbotschaft brachte, daß am 19. April Charles Darwin sein thatenreiches Leben beschlossen habe, da durchbebte mit seltener Einhelligkeit die ganze wissenschaftliche Welt das Gefühl eines unerseßlichen Verlustes. Nicht allein die zahllosen Anhänger und Schüler des großen Naturforschers betrauertem den Hingang des leitenden Altmeisters; sondern auch seine angesehensten Gegner mußten zugestehen, daß einer der bedeutendsten und einflußreichsten Geister des Jahrhunderts geschieden sei. Ihren beredtesten Ausdruck fand diese allgemeine Theilnahme wohl dadurch, daß schon unmittelbar nach seinem Tode die englischen Tagesblätter aller Parteien — seine conservativen Gegner an der Spitze — die Beisetzung des Verewigten in der Walhalla Großbritanniens, in der nationalen Ruhmeshalle der Westminsterabtei verlangten, und daß er in der That hier neben dem ebenbürtigen Newton seine letzte Ruhestätte fand.

Nun hat aber in keinem Lande der Welt — England nicht ausgenommen — die reformatorische Lehre Darwin's vom Anfang an so viel lebendige Theilnahme gefunden, eine solche Sturmfluth von Schriften und Gegenschriften hervorgerufen, als bei uns in Deutschland. Wir erfüllen daher nur eine Ehrenpflicht, wenn wir auf der diesjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte des gewaltigen Genius dankbarst gedenken, und die erhabene Höhe der Naturanschauung, zu der er uns hinaufgeführt hat, uns vergegenwärtigen. Und welche

¹⁾ Vortrag, gehalten am 18. September 1882 in der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Eisenach. —

Die Redaction, indem sie diesen, vor einer der ersten wissenschaftlichen Körperschaften Deutschlands gehaltenen Vortrag mittheilt, hat ihre Stellung zu demselben hier nicht zu erörtern. Sie hielt für ihre Pflicht, die Leser der „Rundschau“ mit einer Manifestation bekannt zu machen, welche Niemand wird unbeachtet lassen können, der dem großen, unsere Zeit bewegenden Kampfe nicht theilnahmslos gegenübersteht, mag er im Uebrigen sich zustimmend oder ablehnend verhalten.

Die Red. der „Deutschen Rundschau“.

Stätte der Welt könnte für dieses schuldige Dankopfer geeigneter sein, als Eisenach mit seiner Wartburg, dieser festen Burg freier Forschung und freier Lehre! Wie an dieser heiligen Stätte vor 360 Jahren Martin Luther durch seine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern eine neue Aera der Culturgeschichte herbeiführte, so hat in unseren Tagen Charles Darwin durch seine Reform der Entwicklungslehre das ganze Empfinden, Denken und Wollen der Menschheit in neue höhere Bahnen gelenkt. Freilich hatte Darwin persönlich, nach Charakter und Wirksamkeit, mehr Verwandtschaft mit dem sanften milden Melancthon, als mit dem energischen begeisterten Luther; allein Umfang und Bedeutung des großen Reformwerkes war in beiden Fällen ganz ähnlich; und in beiden bezeichnet der Erfolg desselben eine neue Epoche der menschlichen Geistesentwicklung.

Unerfütterlich fest steht zunächst der beispiellose Erfolg, den Darwin mit seiner Reform der Wissenschaft in dem kurzen Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren errungen hat. Denn niemals, so lange menschliche Wissenschaft besteht, hat eine neue Theorie so tief in das Getriebe des Erkenntniß-Werkes im Allgemeinen, wie in die werthvollsten persönlichen Ueberzeugungen der einzelnen Forscher eingegriffen; niemals einen so heftigen Widerstand hervorgerufen, und niemals diesen in so kurzer Zeit völlig überwunden. Die Betrachtung dieser erstaunlichen Umwälzung der gesammten Naturanschauung und Weltauffassung wird ein interessantes Capitel in der künftigen Geschichte der Entwicklungslehre werden. Als ich 1863, vier Jahre nach der Veröffentlichung von Darwin's bahnbrechendem Hauptwerke, dasselbe zum ersten Male auf der Naturforscherversammlung zu Stettin öffentlich zur Sprache brachte, war die große Mehrzahl der Ansicht, man dürfe solche „naturphilosophische Phantasien“ eigentlich nicht ernsthaft discutiren. Ein angesehenes Zoologe erklärte die ganze Theorie für den „harmlosen Traum eines Nachmittagschläfers“, während ein Anderer sie mit dem Eschtrüden und dem Od verglich. Ein berühmter Botaniker versicherte, daß keine einzige Thatsache zu Gunsten dieser „haltlosen Hypothese“ spreche; daß sie vielmehr mit allen Erfahrungen in Widerspruch stehe; und ein namhafter Geologe meinte, daß auf diesen vorübergehenden Schwindel bald die unausbleibliche Ernüchterung folgen werde. Ein bekannter Physiologe nannte später die ganze Stammesgeschichte einen Roman, und ein Anatom prophezeite, daß nach wenigen Jahren kein Mensch mehr davon sprechen werde. In dickleibigen Werken und in zahllosen Abhandlungen wurde der Nachweis geführt, daß Darwin's Theorie vom Anfang bis zu Ende falsch sei, unbewiesen durch Thatsachen, trügerisch in ihren Schlüssen, verderblich in ihren Folgerungen. Ja selbst noch vor fünf Jahren, als ich auf der Naturforscherversammlung zu München (1877) „die heutige Entwicklungslehre im Verhältnisse zur Gesamtwissenschaft“ beleuchtete, stieß ich auf den entschiedensten Widerspruch eines unserer berühmtesten Naturforscher; und dieser gipfelte in der Forderung, den Darwinismus als „unbewiesene Hypothese“ vom Unterricht auszuschließen. Ich war genöthigt, das Recht des letzteren in meiner Schrift über „Freie Wissenschaft und freie Lehre“ nachdrücklich in Schutz zu nehmen.

Und was ist heute von all' diesen Verdammungsurtheilen unserer zahlreichen

Gegner übrig geblieben? Nichts! Gerade die Zahl und Wucht ihrer vielseitigen Angriffe hat uns zum entschiedensten Siege geführt. Denn je mehr die unerschütterliche Feste der neuen Naturanschauung von allen Seiten angegriffen und mit den verschiedensten Waffen bekämpft wurde, desto mehr ließen ihre unerschrockenen Vertheidiger es sich angelegen sein, die einzelnen Lücken ihrer geschlossenen Ringmauer auszufüllen. Alles Sturmlaufen der veralteten Dogmen scheiterte an dem undurchdringlichen Eisenpanzer der vereinigten Erfahrungswissenschaften. Der geniale Feldherr aber, der für letztere das lange gesuchte Einigungsband gefunden hatte, und der mit den Einheitsgedanken des Monismus die Vertheidigung leitete, er konnte vor drei Jahren, bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages, mit voller Genugthuung auf den vollendeten Sieg seiner Heerscharen blicken und durfte sich mit Goethe sagen:

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!“

Daß es sich in der That so verhält, daß Darwin noch am Abend seines Lebens sich an dem vollkommenen Siege seiner guten Sache erfreuen konnte, davon legt der gegenwärtige Zustand der Naturwissenschaften unwiderlegliches Zeugniß ab. Es genügt dafür, einen Blick in die zahlreichen Zeitschriften und die wichtigsten Werke derjenigen Fächer zu werfen, die zunächst und am meisten von Darwin's Lehre berührt werden: Zoologie und Botanik, Morphologie und Physiologie, Ontogenie und Paläontologie. Da erscheint fast keine bedeutendere Arbeit mehr, die nicht von der Idee der natürlichen Entwicklung durchdrungen ist. Fast alle Untersuchungen — mit verschwindend wenigen und unbedeutenden Ausnahmen — gehen von diesem Grundgedanken Darwin's aus; fast alle nehmen mit ihm an, daß die Formverwandtschaft der verschiedenen Thier- und Pflanzenarten auf ihrer wahren Blutsverwandtschaft beruht, und daß gemeinsame Abstammung einerseits, allmälige Umbildung andererseits uns die verwickelten Beziehungen der Organismenwelt erklärt.

Aber auch der eigentliche Darwinismus im engeren Sinne, die Selectionstheorie, hat trotz allen Angriffen ihre Geltung behalten; denn sie deckt uns erst die physiologischen Ursachen auf, durch welche der Kampf um's Dasein jene Umbildung oder Transformation mechanisch bewirkt. Wenn auch keineswegs die natürliche Züchtung die einzige Triebkraft im Transformismus ist, so bleibt sie doch bis jetzt der wichtigste Hebel desselben. Indem Darwin sie an der Hand der künstlichen Züchtung entdeckte, löste er eins der größten biologischen Räthsel. Denn die Lehre von der „natürlichen Zuchtwahl durch den Kampf um's Dasein“ ist nichts Geringeres, als die endgültige Beantwortung des großen Problems: „Wie können zweckmäßig eingerichtete Formen der Organisation ohne Hilfe einer zweckmäßig wirkenden Ursache entstehen?“ Wie kann ein planvolles Gebäude sich selbst aufbauen ohne Bauplan und ohne Baumeister? Eine Frage, welche selbst unser größter kritischer Philosoph, Kant, noch vor hundert Jahren für unlösbar erklärt hatte.

Auf keinem Gebiete der Naturwissenschaft treten aber die großartigen Erfolge Darwin's klarer zu Tage, als auf demjenigen, in dem unsere eigenen Untersuchungen sich bewegen, auf dem weiten Gebiete der Morphologie, der vergleichen-

den Anatomie und Entwicklungsgeſchichte. Denn in der Morphologie, die auch Goethe's beſonderer Liebling war, hängt geradezu alle tiefere Erkenntniß von der Anerkennung der Abſtammungslehre ab; und gerade hier ſind mit ihrer Hilfe in kürzeſter Zeit die glänzendſten Reſultate erzielt. Die Stamm bä u m e der einzelnen Formengruppen, die anfangs kaum als heuriftiſche Hypotheſen ſich an's Licht wagen durften, ſind jetzt für viele Organismengruppen ſchon vollſtändig anerkannt. Um nur einige Beiſpiele anzuführen, ſo zweifelt kein einziger urtheilsfähiger Zoologe mehr an der Abſtammung der Pferde von tapirartigen Paläotherien, der Wiederkäu er von ſchweineartigen Anaplotherien, der Vögel von eidechſenartigen Reptilien. Kein einziger bezweifelt mehr, daß alle höheren, luſtathmenden Wirbelthiere aus niederen Kiemenathmenden Fiſchen entſtanden ſind. Aber ſelbſt die wichtigſte und beſtrittenſte von allen Deſcendenz-Hypotheſen, die Abſtammung des Men ſ c h e n von affenartigen Säugethieren, hat in den letzten Jahren auf Grund gereifter Erkenntniß ſo ſehr die allgemeine Anerkennung der kompetenten Fachgenoffen gewonnen, daß ſie von der großen Mehrzahl für ebenſo wohl begründet gehalten wird, wie die vorher angeführten phylogenetischen Hypotheſen.

Ungeſichts dieſer erfreulichen Uebereinstimmung dürfen wir jetzt ruhig den fortbauern den Widerſpruch ignoriren, den hier und da noch einzelne Gegner des Transformismus laut werden laſſen. Die Hauptſache bleibt, daß die ganze jüngere Generation im Sinne Darwin's arbeitet, und daß ſeine Lehre weit über die eigentlichen Fachkreiſe hinaus ſich als ein Ferment bewährt hat, welches die größten Probleme der menſchlichen Erkenntniß ihrer Löſung näher führt.

Wenn wir demnach heute hier den vollſtändigen Sieg der Darwin'schen Entwicklungslehre feiern dürfen, ſo erachten wir damit zugleich eine unerquickliche Periode der heftigſten literariſchen Kämpfe für abgeſchloſſen; und wir dürfen wohl dieſem frohen Siegesgefühl um ſo mehr ungeſchmälerten Ausdruck geben, als wir ſelbſt bei jenen harten Kämpfen perſönlich vielfach theilhaftig waren. Da aber nach Heraklit der Kampf der Vater aller Dinge iſt, ſo konnte der Kampf um's Daſein auch der Theorie nicht erſpart bleiben, die ſelbſt dieſen Begriff begründet und zum werthvollſten Rükzeug ihrer Beweisführung erhoben hat. Um ſo willkommener begrüßen wir jetzt die neue Periode des Friedens, die jenem Siege folgt und der ruhigen Entwicklung, die uns die ſchönſten Früchte auf den neuen Bahnen der Forſchung verſpricht. Der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte aber, die ſchon wiederholt Zeuge von dem lauten Waffengeklirr jener Kämpfe geweſen, ziemt es wohl, nach deren glücklichem Abſchluffe den Frieden zu ſanctioniren und die Entwicklungslehre als den bleibenden Grundſtein der wiſſenſchaftlichen Forſchung feierlich anzuerkennen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Urfachen, welche trotz des heftigſten Widerſtandes in ſo kurzer Zeit eine ſo außerordentliche Wirkung der Darwin'schen Lehren hervorbrachten, ſo haben wir ſie keineswegs allein in der überzeugenden Kraft ihrer inneren Wahrheit zu ſuchen, ſondern auch in der ſeltenen Gunſt der äußeren Verhältniſſe, unter denen ſie in das wiſſenſchaftliche Leben eintraten; und nicht zum Wenigſten in den ſeltenen Charaktereiſenſchaften des Mannes, der eine ſolche Rieſenaufgabe löſte. Denn Charles Darwin vereinigte in ſich einen

Reichthum verschiedener Geistesgaben, die gewöhnlich nur getrennt auftreten, und war einerseits ein eben so kenntnißreicher und scharfsinniger Naturforscher, als andererseits ein weitblickender und umfassender Philosoph. Wie sehr er diese beiden oft sich feindlich gegenüberstehenden Seiten der menschlichen Geistesthätigkeit harmonisch verband, geht wohl am besten daraus hervor, daß viele kurzichtige Empiriker in ihm nur den gewissenhaften Beobachter und sinnreichen Experimentator anerkennen, hingegen seine Theorie als eine speculative Verirrung bedauern; während umgekehrt viele hochfliegende Denker auf jene empirischen Leistungen mit großer Geringschätzung herabsehen, hingegen die Schärfe seines Urtheils und die Klarheit seines folgerichtigen Gedankenganges bewundern. Er erinnert in dieser Beziehung an zwei unserer größten deutschen Naturforscher, an Johannes Müller und an Carl Ernst Baer. Wenn der Letztere seine klassische „Entwicklungsgeschichte der Thiere“ auf dem Titelblatte selbst als „Beobachtung und Reflexion“ bezeichnete, so konnte Darwin das von allen seinen Werken sagen.

Zu dieser seltenen Beobachtungs- und Urtheilskraft gesellten sich nun aber andere edle Eigenschaften des Charakters, welche den Werth und Ertrag derselben außerordentlich erhöhten: Unermüdlige Ausdauer in der Verfolgung der gesteckten Ziele, peinlichste Gewissenhaftigkeit in der Zusammenstellung der gesicherten Ergebnisse, reinstes Streben nach natürlicher Wahrheit und einfache Offenheit in Mittheilung der Endresultate. Nicht minder rühmlich war die außerordentliche Bescheidenheit, mit der er seine Ansichten vortrug, und die milde Sanftmuth, mit der er auf die scharfen sachlichen Angriffe seiner Gegner antwortete, während er die persönlichen Beschimpfungen einfach ignorirte.

Wahrhaft bewunderungswürdig ist die Geduld und Vorsicht, mit welcher Darwin seine wichtigste Lebensaufgabe, die Erklärung des Ursprungs der Thier- und Pflanzenarten durch natürliche Züchtung, erfaßte und durchführte. Den ersten Grund dazu legte er schon in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, als er 1832 in Südamerika geographische und paläontologische Beobachtungen über die Thierarten dieses Continentes anstellte. Die reichen Erfahrungen, welche er auf dieser fünfjährigen, für ihn so bedeutungsvollen Reise um die Welt sammelte, gelangte aber erst viel später zur vollen Verwerthung. Denn der nachtheilige Einfluß, den die starken Strapazen jener Reise auf seine Gesundheit gehabt hatten, nöthigte ihn, sich aus dem unruhigen Treiben von London völlig zurückzuziehen und seinen persönlichen Verkehr möglichst einzuschränken. 1842, im dreiunddreißigsten Jahre seines Alters, bezog er seinen idyllischen Landsitz, das stille Down, anmuthig zwischen den grünen Wiesen und bewaldeten Hügeln der heiteren Grafschaft Kent gelegen.

In der harmonischen Einsamkeit dieses grünen Musensitzes verlebte Darwin volle vierzig Jahre, einzig und allein dem ausdauerndsten Studium der Natur hingegeben, und der Lösung des großen Problems, das sie ihm offenbart hatte. Indem er die praktische Thätigkeit des Gärtners und des Thierzüchters selbst viele Jahre lang ausübte, konnte er unter seinen Augen die Körperformen der Thiere und Pflanzen sich verwandeln sehen; und indem er die physiologischen Ursachen dieser Verwandlungen, die Gesetze der Vererbung und Anpassung untersuchte, erkannte er klar, daß auch in der freien Natur dieselben mechanischen

Ursachen den Arten-Wechsel bedingen. Er überzeugte sich, daß die künstliche und die natürliche Züchtung im Wesentlichen auf denselben Vorgängen der Auslese oder Selektion beruhen; was dort der planmäßig wirkende Wille des Menschen für seinen eigenen Vortheil in kurzer Zeit hervorbringt, das erzeugt hier in viel längeren Zeiträumen der planlos thätige „Kampf um's Dasein“, zum Besten der umgebildeten Organismen selbst.

Obgleich nun Darwin diesen Grundgedanken seiner Selektionstheorie schon frühzeitig erfaßt und viele Jahre hindurch das reichste Beobachtungsmaterial für dessen Beweis gesammelt hatte, konnte er sich doch lange nicht zu einer Veröffentlichung seiner Theorie entschließen; immer noch erschien sie ihm zu lückenhaft, die Masse der beweisenden Thatsachen zu gering, die Kette der Schlußfolgerungen zu unvollständig; immer noch wollte er neues Beweismaterial herbeischaffen, immer mehr von allen Seiten her die Fragen beleuchten und womöglich im Voraus die Einwände gegen seine Schlüsse widerlegen. Er wäre schließlich vielleicht nie dazu gekommen, die Schätze seiner Erkenntniß der Welt mitzutheilen, wenn zuletzt nicht ein äußerer Anstoß ihn dazu gedrängt hätte. Und so erschien denn erst 1859, nachdem er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, das epochemachende Hauptwerk über den „Ursprung der Arten“, zu welchem alle seine übrigen Schriften nur Ausführungen und Kommentare liefern. Das geschah gerade ein volles Jahrhundert, nachdem Gaspar Friedrich Wolff in Deutschland die wahre Entwicklung des Thierkeimes entdeckt, und gerade ein halbes Jahrhundert, nachdem Lamarck in Frankreich die von Darwin bewiesenen Lehrsätze prophetisch aufgestellt hatte.

Die außerordentliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, welche Darwin dergestalt in der Veröffentlichung seiner wichtigsten Schriften bewies, offenbarte sich auch allenthalben in seiner ausgebreiteten Korrespondenz, und nicht minder im persönlichen Verkehr. Jeder, der das Glück hatte, ihn persönlich kennen zu lernen, mußte von ihm mit dem Gefühle der aufrichtigsten Verehrung und der größten Hochschätzung scheiden. Wenn es mir hier gestattet ist, ein paar Worte über meine persönliche Begegnung mit Darwin einzuflechten, so möchte ich diese Erlaubniß vor Allem zum Ausdruck der hohen Bewunderung benutzen, mit der mich mein dreimaliger Besuch in Down für Darwin als idealen Menschen erfüllt hat. Das erste Mal war ich dort im October 1866, als ich eine Reise nach den canarischen Inseln unternahm. Ich hatte soeben die „Generelle Morphologie“ vollendet, eine Schrift, in der ich den Versuch gewagt hatte, die Wissenschaft von den organischen Formen durch die von Darwin reformirte Descendenztheorie mechanisch zu begründen. Darwin kannte diesen Versuch durch übersandte Druckbogen und nahm daran um so mehr Interesse, als gerade diese morphologischen Untersuchungen seinen eigenen, vorzugsweise experimentellen Studien ziemlich fern lagen. So folgte ich denn mit großer Freude einer Einladung nach Down, die ich während meines kurzen Aufenthaltes in London erhielt.

In Darwin's eigenem Wagen, den er mir vorsorglich nach der Eisenbahnstation gesendet hatte, fuhr ich an einem sonnigen Octobermorgen durch die anmuthige Hügellandschaft von Kent, die mit ihren bunten Laubwäldern, dem rothen Heidekraut, dem gelben Ginster und den immergrünen Steineichen im

schönsten Herbstschmucke prunkte. Als der Wagen vor dem freundlichen, mit Epheu umspinnenen und von Ulmen beschatteten Landhause Darwin's hielt, trat mir aus der schattigen, von Schlingpflanzen umrankten Vorhalle der große Forscher selbst entgegen: eine hohe ehrwürdige Gestalt, mit den breiten Schultern des Atlas, der eine Welt von Gedanken trägt; eine Jupiterstirn, wie bei Goethe, hoch und breit gewölbt, vom Pfluge der Gedankenarbeit tief durchfurcht; die freundlichen sanften Augen von einem mächtigen Dache vorspringender Brauen beschattet; der weiche Mund von einem gewaltigen silberweißen Vollbart umrahmt. Der einnehmende herzliche Ausdruck des ganzen Gesichts, die leise und sanfte Stimme, die langsame und bedächtige Aussprache, der natürliche und naive Ideengang seiner Unterhaltung nahmen in der ersten Stunde unseres Zwiegesprächs mein ganzes Herz gefangen, wie sein großes Hauptwerk früher gleich beim ersten Lesen meinen ganzen Verstand im Sturm erobert hatte. Ich glaubte einen hehren Weltweisen des hellenischen Alterthums, einen Sokrates oder Aristoteles lebendig vor mir zu sehen.

Unser Gespräch drehte sich natürlich in erster Linie um den Gegenstand, der uns Beiden am meisten am Herzen lag, um die Fortschritte und Aussichten der Entwicklungslehre. Diese Aussichten standen damals, vor sechzehn Jahren, schlecht genug; denn die angesehensten Autoritäten hatten sich meistens gegen die neue Lehre erklärt. Mit rührender Bescheidenheit äußerte Darwin, daß seine ganze Arbeit nur ein schwacher Versuch sei, die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten auf natürliche Weise zu erklären, und daß er einen namhaften Erfolg dieses Versuchs nicht erleben werde; denn der Berg von entgegenstehenden Vorurtheilen sei zu hoch. Ich selbst, meinte er, habe sein geringes Verdienst allzusehr überschätzt, und das hohe Lob, welches ich in der „Generellen Morphologie“ ihm gespendet, sei gar sehr übertrieben. Weiterhin lenkte sich unser Gespräch auf die zahlreichen und heftigen Angriffe gegen sein Werk, die damals noch ganz die Oberhand hatten. Bei vielen dieser armseligen Machwerke wußte man in der That nicht, ob man mehr den Mangel an Verstand und Urtheil bejammern sollte, der sich darin entblöhte, oder mehr Entrüstung über den Hochmuth und die Anmaßung empfinden, mit der jene miserablen Scribenten Darwin's Ideen verhöhnzten und seinen Charakter besudelten. Ich hatte dem gerechten Zorne über diese verächtliche Sippchaft schon damals, wie auch wiederholt später, entsprechenden Ausdruck verliehen. Darwin lächelte darüber und suchte mich zu beruhigen mit den Worten: „Mein lieber junger Freund, glauben Sie mir, mit solchen armen Leuten muß man Mitleid und Nachsicht haben; den Strom der Wahrheit können sie nur vorübergehend aufhalten, aber niemals dauernd hemmen.“

Bei meinen späteren beiden Besuchen in Down, 1876 und 1879, hatte ich das Vergnügen, Darwin von den gewaltigen Fortschritten erzählen zu können, welche seine Lehren inzwischen in Deutschland gemacht hatten. Der entscheidende Durchbruch derselben geschah hier bei uns rascher und vollständiger als in England selbst, hauptsächlich weil die Macht der socialen und religiösen Vorurtheile bei uns lange nicht so bedeutend ist, wie bei unseren besser situirten Stammverwandten jenseits des Canals. Darwin wußte das wohl, wie er überhaupt, trotz

seiner mangelhaften oft von ihm beklagten Kenntniß unserer Sprache und Literatur, doch vor den Geisteskräften unserer Nation die größte Hochachtung besaß.

Da Darwin in dem grundlegenden, 1859 erschienenen Hauptwerke Nichts von den anthropologischen Konsequenzen desselben gesagt hatte und bis zum Jahre 1871 darüber mit weiser Zurückhaltung schwieg, so war es für mich von höchstem Interesse, schon bei meinem ersten Besuche, 1866, ausführlich mit ihm darüber zu sprechen. Wie vorauszusehen, zögerte der große Denker nicht im Mindesten, die Ausdehnung seiner Abstammungslehre auf den Menschen als nothwendig anzuerkennen. Es war daher für mich die größte Genugthuung, als ich ihm die ersten, damals entworfenen Stammbaum-Tafeln erläutern durfte und in allen wesentlichen Punkten seine Zustimmung erhielt. Obgleich das specielle Studium der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, auf das ich meine phylogenetischen Entwürfe stützte, Darwin fernlag, so erkannte er doch deren Bedeutung vollständig an. So hat er denn auch in dem berühmten zweibändigen Werke über „die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ 1871 sich in allen Hauptpunkten mit mir einverstanden erklärt und die stammesgeschichtliche Bedeutung der zahlreichen thierischen Erbstücke, die wir in unserem menschlichen Wirbelthier-Organismus besitzen, ausdrücklich hervorgehoben.

Wenn man die ungeheure Masse von Thatfachen überblickt, welche Darwin in diesem und anderen Werken mit ebenso viel Vorsicht als Kühnheit zur Stütze seiner Ideen verknüpft hat; wenn man die zahllosen Beobachtungen und Versuche anschaut, die er selbst zu deren Begründung angestellt hat, so erstaunt man über die Kraft des Tiefengeistes, der eine solche Fülle von Wissen und Können, von empirischen Kenntnissen und philosophischen Erkenntnissen in dem winzigen Spielraum eines einzigen Menschenlebens zusammengedrängt hat. Unwillkürlich fragt man, welche seltene Constellation von glücklichen Verhältnissen eine solche außerordentliche Leistung und einen entsprechenden Erfolg überhaupt möglich gemacht habe?

Da ist denn allerdings zuzugestehen, daß sich bei Darwin Verdienst und Glück gleichmäßig vertetheten, und daß eine seltene Gunst des Schicksals ihm die volle Durchführung seiner großen Lebensaufgabe ermöglichte. Frei von den Sorgen und Plagen des alltäglichen Lebens, im sicheren Genuße einer behaglichen Häuslichkeit und eines glücklichen Familienlebens, ungestört durch Berufsgeschäfte und Amtspflichten, konnte er sich ein halbes Jahrhundert hindurch ganz seinen Lieblingsstudien hingeben. Wenn ihn die Isolirung auf seinem stillen Landstübe von dem lauten Marktgetreibe der Wissenschaft abschloß, das in großen Städten die besten Kräfte verzehrt, so gewann er dadurch andrerseits um so mehr für die innere Sammlung und Harmonie seiner reichen Gedankenwelt. Nichts ist nach unserer Ansicht der tieferen und ernsteren wissenschaftlichen Arbeit so schädlich, wie das Schulgezänk unserer großen Universitäten und das Parteitreiben der wissenschaftlichen Akademien. Von diesem ebenso wie von allen Ehrenämtern und sonstigen störenden Einflüssen des äußeren Lebens hat sich Darwin zeitlebens fern gehalten, und er that weise daran!

Wenn so der große Forscher seinen beispiellosen Erfolg in erster Linie sich selbst und seinen edlen Gaben verdankt, so ist andrerseits doch auch zu berück-

sichtigen, daß ihm die Gunst der wissenschaftlichen Zeitverhältnisse in hohem Maße fördernd entgegen kam. Seit dem Scheitern der älteren Naturphilosophie im Anfang unseres Jahrhunderts, seitdem Goethe und Kant in Deutschland, Lamarck und Geoffroy in Frankreich vergeblich auf die natürliche Entwicklung der organischen Welt hingewiesen hatten, gelangte allenthalben eine streng-empirische Richtung in der Biologie zur Geltung. Diese suchte ihre Aufgabe in der genauesten Erforschung aller einzelnen Formen und Erscheinungen des Thier- und Pflanzenlebens, während sie auf die einheitliche Erklärung des Ganzen und insbesondere auf die Beantwortung des Schöpfungsproblems verzichtete. Die Begründung der Keimesgeschichte durch Baer, der vergleichenden Anatomie und Paläontologie durch Cuvier, die Reform der Physiologie durch Johannes Müller, die Aufstellung der Zelltheorie und Gewebelehre durch Schleiden und Schwann hatten großartige neue Schächte der Naturforschung geöffnet, aus deren Tiefen das Gold der Thatfachen in überraschender Fülle durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiter zu Tage gefördert wurde. In dem kurzen Zeitraum eines halben Jahrhunderts entstand eine ganze Reihe von neuen Wissenschaften.

Je mehr sich aber von Jahr zu Jahr die Zahl der neuen Entdeckungen häufte, je gewaltiger die Literatur anschwoll, desto verworrener wurde das Chaos der allgemeinen Naturanschauung und desto mehr machte sich bei denkenden Forschern das Bedürfnis geltend, über die erstickende Fülle der Einzelerfahrungen hinaus zu einheitlichen allgemeinen Gesichtspunkten und zur Erkenntnis der wahren Ursachen zu gelangen. Diesem Bedürfnis nun kam die neue Entwicklungslehre willkommen entgegen. Zwar hatte schon 1809, im Geburtsjahre Darwin's, Lamarck ganz klar gezeigt, daß die Ähnlichkeit der organisierten Formen durch ihre gemeinsame Abstammung, ihre Verschiedenheit hingegen durch ihre Anpassung an die Existenzbedingungen zu erklären sei. Allein es fehlte ihm noch die Erkenntnis der bewirkenden Ursachen, welche Darwin erst fünfzig Jahre später in seiner Selectionstheorie enthüllte.

Es widerspricht daher vollkommen den historischen Thatfachen und zeugt von gründlicher Unbekanntheit mit der Geschichte der Biologie, wenn noch jetzt einzelne Gegner des Darwinismus ihn für eine vage Hypothese erklären, für welche erst noch die Beweise zu suchen seien. In Wirklichkeit verhält es sich gerade umgekehrt. Die thatsächlichen Beweise für die gemeinsame Abstammung der mannigfaltigen Lebensformen waren längst vorhanden, ehe dieselbe durch Darwin zu einer klaren wissenschaftlichen Theorie formulirt wurde. Sogar zahlreiche physiologische Experimente waren schon lange vorher zu ihren Gunsten ausgeführt. Denn die gesammten Resultate unserer Gartenkunst und Thierzucht, die Masse von neuen Lebensformen, welche der Cultur Mensch künstlich für seinen Nutzen und Gebrauch hervorgebracht, sind ebenso viele experimentelle Beweise für die Selectionstheorie. Und was den „Kampf um's Dasein“ betrifft, das wesentlichste Element des Darwinismus, so braucht man dafür noch wahrlich keine besonderen Beweise; denn die ganze Geschichte der Menschheit ist nichts Anderes!

Unsere ganze Wissenschaft von der lebendigen Natur, die wir mit einem Worte Biologie nennen, war demnach für die Aufnahme der befruchtenden

Ideen Darwin's vollkommen vorbereitet, und hieraus erklärt sich zum großen Theil ihre außerordentliche Wirkung, während die ähnlichen Theorien seiner Vorgänger verfrüht waren und wirkungslos verhallten. Die hohen Verdienste dieser Vorgänger hat Darwin selbst mit seinem edlen Gerechtigkeits-Sinne jederzeit anerkannt. Es geschieht daher durchaus nicht im Sinne des großen Meisters, wenn gegenwärtig einige übereifrige Jünger desselben (besonders in England) bestrebt sind, ihn als alleinigen Begründer der ganzen Entwicklungslehre zu feiern, als ob diese mit einem Male fertig aus seinem Denkerhaupte entsprungen sei, wie eine gewappnete Minerva aus der Stirn des Jupiter. Wir glauben im Gegentheil ganz im Sinne unseres verehrten Meisters und Freundes zu handeln, wenn wir hier auch seiner großen Vorgänger ehrend gedenken. Der Glanz seines Namens kann nur gewinnen, wenn wir zeigen, daß er in den wichtigsten Grundfragen seiner Naturanschauung Eins war mit einer auserwählten Anzahl der größten Geister, welche die Culturgeschichte der Menschheit kennt.

Nicht weniger als fünfundzwanzig Jahrhunderte, bis in die graue Vorzeit des classischen Alterthums, haben wir zurückzugehen, um die ersten Keime einer Naturphilosophie zu finden, welche mit klarem Bewußtsein Darwin's Ziel verfolgte: natürliche Ursachen für die Erscheinungen der Natur nachzuweisen und dadurch den Glauben an übernatürliche Causalität, den Glauben an Wunder zu verdrängen. Die Gründer der griechischen Naturphilosophie im siebenten und sechsten Jahrhundert vor Christus waren es, die zuerst diesen wahren Grundstein der Erkenntniß legten und einen natürlichen gemeinsamen Urgrund aller Dinge zu erkennen suchten. Dieses bewußte Streben nach absoluter Causalität, nach einheitlicher Erkenntniß einer gemeinsamen Weltursache erscheint um so bewunderungswürdiger, als von eigentlicher empirischer Naturforschung damals noch keine Rede war.

Vielleicht der bedeutendste unter diesen ionischen Naturphilosophen war Anaximander. Er nimmt an, daß aus dem unendlichen Stoff durch ewige Kreisbewegung, als Verdichtung der Luft, zahllose Weltkörper entstanden seien, und daß auch die Erde, als einer dieser Weltkörper, aus einem ursprünglich flüssigen und später luftförmigen Zustande hervorgegangen sei. Er anticipirte also den heute noch gültigen Grundgedanken über natürliche Weltentwicklung, welchen erst 2400 Jahre später, 1755, unser größter deutscher Philosoph, Immanuel Kant, in seiner „allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ zur allgemeinen Geltung brachte. Wie Anaximander hier im kosmologischen Gebiete als Vorläufer von Kant und Laplace erscheint, so tritt er gleichzeitig auch im biologischen Gebiete als Prophet von Lamarck und Darwin auf. Denn die ältesten lebenden Wesen unseres Erdballs sind nach ihm durch die Wirkung der Sonne im Wasser entstanden; aus diesen haben sich erst später die landbewohnenden Pflanzen und Thiere entwickelt, die das Wasser verließen und sich dem Leben auf dem trocknen Lande anpaßten; auch der Mensch selbst hat sich allmählig erst aus thierischen Organismen entwickelt und zwar aus fischartigen Wasserthieren.

Finden wir hier schon einige der wichtigsten Grundgedanken unserer heutigen Entwicklungslehre überraschend klar ausgesprochen, so tritt uns diese als Ganzes

noch deutlicher ein Jahrhundert später bei Heraclit aus Ephesus entgegen. Er stellte zuerst den Satz auf, daß ein großer, ununterbrochener Entwicklungsproceß das ganze Weltall beherrsche; daß alle Formen in ewigem Flusse begriffen und der Kampf „der Vater aller Dinge“ sei. Da nirgends in der Welt absolute Ruhe sich findet, da aller Stillstand nur scheinbar ist, so muß ein ewiger Wechsel des Stoffes, eine beständige Veränderung der Form überall angenommen werden. Das ist aber nur dadurch möglich, daß eine Form die andere verdrängt und das Neue gewaltfam an die Stelle des Alten tritt: der allgemeine „Kampf um's Dasein“.

War hier bereits von Heraclit die ewige Bewegung im Kampfe aller Dinge als das treibende Grundprincip der Welt aufgestellt, so fand diese Naturanschauung eine weit tiefere Begründung wenig später bei Empedokles von Agrigent in Sicilien. Auch er nimmt einen ununterbrochenen Wechsel der Erscheinungen an, findet aber die allgemeine Grundursache des ewigen allgemeinen Kampfes in den beiden widerstrebenden Principien des Hasses und der Liebe; — oder, wie unsere heutige Physik sagt, der Anziehung und Abstoßung der Theile. Wie durch Liebe die Mischung der Körper, so wird durch Haß deren Trennung bewirkt. Wenn wir heute Anziehung und Abstoßung der Atome als letzte Gründe aller Erscheinungen betrachten, so finden wir diese Grundvorstellung unserer heutigen Atomistik hier schon anticipirt. Noch merkwürdiger aber ist es, daß Empedokles auch die zweckmäßige Form der Organismen durch zufälliges Zusammentreffen der widerstrebenden Kräfte, also zwecklos entstehen läßt. Aus diesem großen Kampfe sind die jetzt existirenden Lebensformen deshalb hervorgegangen, weil sie für denselben am zweckmäßigsten eingerichtet und demnach am lebensfähigsten waren. Hier ist nicht allein der Grundgedanke von Darwin's Selectionstheorie vorweggenommen, sondern auch die Lösung des großen Räthfels angedeutet, dessen Beantwortung wir dem Letzteren zum höchsten philosophischen Verdienste anrechnen; des Räthfels: „Wie können die zweckmäßig eingerichteten Formen der Organismen rein mechanisch, ohne Mitwirkung einer zweckthätigen Endursache entstehen?“

Unter allen großen Philosophen des classischen Alterthums sind es wohl die drei genannten, Anaximander, Heraclit und Empedokles, bei denen wir die wichtigsten Elemente unserer heutigen monistischen Naturanschauung am klarsten ausgesprochen treffen. Außerdem finden wir jedoch auch bei anderen Zeitgenossen oft ähnliche Entwicklungsgedanken wieder, so bei Thales, Anaximenes, Demokritus, Aristoteles, Lucretius u. s. w. Doch wurden diese verschiedenen Anläufe zu einer genetischen Naturanschauung bald um so mehr in den Hintergrund gedrängt, je mehr sich auf ihre Kosten eine ganz entgegengesetzte Weltanschauung entwickelte, die von den Sophisten ausgehende „Philosophie der Begriffe“, welche in Plato ihren Mittelpunkt fand.

Hatten jene naiven Empiriker der ionischen Philosophie die Gesamtheit der Welt aus natürlichen Ursachen durch mechanische Proceße zu erklären versucht, so setzte nunmehr die platonische Schule an deren Stelle die übernatürlichen Ursachen in Gestalt teleologischer Ideen. So entwickelte sich eine Richtung des Denkens und Forschens, welche vom objectiven Naturerkennen ab-

gewendet, vielmehr das subjective Wesen des Menschen in den Vordergrund der Betrachtungen stellte, und welche während eines Zeitraumes von mehr als zwei Jahrtausenden in gesteigertem Maße ihren unheilvollen Einfluß ausübte. In völligem Widerspruch zu der Einheit der Natur, die durch den Causalzusammenhang ihrer Erscheinungen überall bewiesen wird, entwickelte sich mächtig der durch Plato erfundene Dualismus, ein scharfer Gegensatz zwischen Gott und Welt, zwischen Idee und Materie, zwischen Kraft und Stoff, zwischen Seele und Körper. Die zahllosen Formen der organischen Natur, die wir als Thier- und Pflanzenarten unterscheiden, erschienen nun nicht mehr als verschiedene Entwicklungsstufen gemeinsamer Stammformen, sondern als Verkörperungen von eben so vielen eingeborenen, ewigen und unveränderlichen „Ideen“, als constante Species, — oder, wie Agassiz, Darwin's größter Gegner, sagte, als: „Verkörperte Schöpfungsgedanken Gottes“.

Dieser Platonismus fand seine stärkste Stütze in den entgegenkommenden Dogmen des Christenthums, welches Abwendung von der Natur predigte. Noch mehr begünstigte beide der zunehmende Verfall der Wissenschaften, welcher auf die tragische Zerstörung des edlen Hellenenthums folgte. In der ganzen langen Geistesnacht des christlichen Mittelalters gab es keinen selbständigen Anlauf zu einer monistischen Naturanschauung auf Grund empirischer Forschung. Allerdings fehlte es nicht an derartigen Anläufen auf dem Gebiete der reinen Speculation. Insbesondere sind die pantheistischen Systeme von Giordano Bruno und von Benedictus Spinoza im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bewunderungswürdige Versuche, zu einer einheitlichen und natürlichen Weltanschauung zu gelangen. Allein diese pantheistischen Kosmologien, welche in allen materiellen Dingen eine bewegende Weltseele in untrennbarer Einheit annehmen, waren doch vorzugsweise auf das Gebiet der Sittenlehre, der praktischen Philosophie berechnet und entbehrten allzusehr der erfahrungsmäßigen Begründung durch die unmittelbare Naturbeobachtung; eine solche gab es eben damals noch nicht. Vielmehr war das ganze Denken und Trachten der meisten Denker jenes Zeitraumes von der Natur abgewandt und lediglich auf den Menschen gerichtet, den man als außerhalb und über der Natur stehend ansah. Es vermochten daher auch jene monistischen Systeme zu keiner Geltung gegenüber dem allmächtigen Dualismus zu gelangen, der durch den Platonismus und das Christenthum zur allgemeinen Herrschaft gelangt war.

Erst viel später, erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, trat endlich die naturgemäße Reaction gegen jene dualistische Weltanschauung ein. Man wandte sich endlich wieder dem wahren Urquell aller Erkenntniß, der Natur selbst zu; und vor Allem brach für die Kenntniß der lebendigen Naturkörper, für die man seit zwei Jahrtausenden fast allein aus der Urquelle des Aristoteles geschöpft hatte, eine neue Aera selbständiger Beobachtung an. Die äußere Form und der innere Bau der Pflanzen und Thiere, ihre Lebenserscheinungen und ihre Entwicklung wurden jetzt zum ersten Male Gegenstand eifriger und ausgedehnter Untersuchungen zahlreicher Forscher. Die Fülle interessanter Thatfachen, welche dieser Quell der natürlichen Offenbarung spendete, mußte aber naturgemäß auch die Frage nach den bewirkenden Ursachen wieder anregen, und alsbald

bricht sich auch zu deren Beantwortung die Idee der natürlichen Entwicklung wiederum Bahn.

Die sogenannte Schule der „älteren Naturphilosophie“, gegen Ende des vorigen und im Beginn unseres Jahrhunderts tritt zunächst als Bannerträger dieser Idee wieder auf, gleichzeitig in Deutschland und in Frankreich. Aber auch unabhängig von dieser Schule sehen wir von derselben Idee eine Anzahl der größten Denker und Dichter unserer klassischen Literaturperiode bewegt; vor Allen Goethe, Lessing, Herder, Kant; später Schelling, Oken und Treviranus; in Frankreich Lamarck, Geoffroy St. Hilaire und Blainville; in England Erasmus Darwin, den Großvater unseres Reformators, der nach den Gesetzen der latenten Vererbung eine ganze Reihe von charakteristischen Geisteszügen auf seinen Enkel übertrug. Unsere Zeit gestattet es uns heute nicht, den verschiedenen Ausdrücken des Entwicklungsgedankens in diesen hervorragenden Denkern vergleichend zu verfolgen; zudem ist Vieles darüber schon allbekannt. Nur auf die Naturanschauung von zweien der hervorragendsten Geister wollen wir hier noch eingehen, auf Goethe und Lamarck, weil sie nach unserer Ueberzeugung unter allen Vorgängern Darwin's die bedeutendsten sind.

Die Bedeutung von Goethe als Naturforscher ist in neuerer Zeit so oft und so eingehend von mehreren unserer angesehensten Biologen hervorgehoben worden, daß wir auch davon das Meiste als allbekannt voraussetzen dürfen. Wir wollen daher nur jenen Punkt derselben hier beleuchten, welcher für uns heute von ganz besonderem Interesse und zugleich sehr verschieden aufgefaßt worden ist; die Frage, wieweit die allgemeine Naturanschauung unseres größten Dichters mit derjenigen Darwin's zusammenfällt? Ich hatte schon 1866 in meiner „Generellen Morphologie“ Goethe und Lamarck geradezu neben Darwin als die bedeutendsten Begründer der Descendenztheorie bezeichnet und zum Beweise dafür eine große Anzahl besonders merkwürdiger Stellen aus ihren Schriften zusammengestellt. Die Zahl derselben ist später noch von Anderen vermehrt worden. Uebrigens kommt es bei einem univiersellen Genius, wie Goethe, viel weniger auf die Zahl und Form der einzelnen Stellen an, in denen er seine Ansicht von der „Bildung und Umbildung organischer Naturen“ kund gibt, als vielmehr auf den ganzen Geist seiner großartigen, durch und durch einheitlichen Naturanschauung; und über diese kann jetzt wohl für alle diejenigen, die überhaupt Goethe kennen und begreifen, kein Zweifel mehr sein. Zum Ueberflus hat er in dem kostbaren Vermächtniß, das „Gott und Welt“ betitelt ist, uns eine Sammlung von Bekenntnissen hinterlassen, die eben so vollendet schön in ihrer Form, als bedeutungsvoll in ihrem Inhalte sind.

Gleich das Vorwort zu diesen Bekenntnissen, das Proömium, drückt den monistischen Grundgedanken von Goethe's allgemeiner Naturanschauung, die untrennbare Einheit von Natur und Gott in einer Form aus, die keinen Zweifel übrig läßt:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,

So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nur Seine Kraft, nur Seinen Geist vermischt!"

Nehmen wir dazu nun die wundervollen folgenden Dichtungen, die „Weltseele, Eins und Alles, Vermächtniß, Parabase, Epitaphema“ u. s. w.; nehmen wir dazu sein ausgesprochenes Bekenntniß zur Lehre Spinoza's, so können wir irgend einen wesentlichen Unterschied von unserer heutigen, durch Darwin neu begründeten monistischen Weltanschauung in der That nicht finden. Und wie hoch Goethe selbst diese anschlügt, zeigt seine Frage:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisteszeugte fest bewahre!“

Daß sich unser großer Dichterkürst demnach die ganze Welt nur als einen einheitlichen Entwicklungsproceß im Sinne der hellenischen Naturphilosophie dachte, beweisen u. A. auch die Dialoge zwischen Thales und Anaxagoras in der classischen Walpurgisnacht, besonders aber der Nachdruck, mit welchem er in der Geologie an der Theorie einer allmäligen und ununterbrochenen Entwicklung unseres Planeten und seiner Gebirge festhielt. Von Anfang an war er der entschiedenste Gegner der Irreligion von den wiederholten gewaltsamen Revolutionen unseres Erdballs, die im Anfange unseres Jahrhunderts sich entwickelte und besonders durch Cuvier zu allgemeiner Geltung gelangte. „Das Gewaltthätige, Sprunghafte in dieser Lehre“, sagte er, „ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß. Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen: daß ich diese vermaledeite Polsterkammer der neuen Welterschöpfung verfluche! Und es wird gewiß irgend ein geistreicher junger Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Consens zu widersetzen Muth hat!“ Nur wenige Jahre verfloßen, bis diese Zuversicht sich erfüllte. Denn schon 1830 erschien Darwin's ebenbürtiger Landsmann, der große Geologe Charles Lyell, und gab uns seine Continuitäts-Theorie, die heute allgemein angenommene Lehre von der allmäligen und ununterbrochenen Entwicklung der Erde aus natürlichen Ursachen; eine mechanische geologische Theorie, die ganz im Sinne Goethe's alle gewaltsamen Erdrevolutionen aus übernatürlichen Ursachen ausschloß.

Offenbart sich hier schon auf geologischem Gebiete Goethe als ganz entschiedener Anhänger einer monistischen Entwicklungsidee, so gilt das noch in weit höherem Maße auf dem biologischen Gebiete. Denn die Erkenntniß des Lebendigen, dieses „köstlichen, herrlichen Dinges“ war ja sein eigenstes Lieblingsstudium; hier hat er namentlich in der Morphologie, der von ihm tief erfaßten „Gestaltenlehre“, Blicke in das innere Werden und Entstehen der organischen Formen gethan, wie sie so tief und klar nur ein Genius thun konnte, der gleichzeitig Denker und Künstler, Naturforscher und Philosoph ist.

Unter den vielen interessanten Beiträgen, welche Goethe zur Morphologie geliefert hat, ist der werthvollste und am meisten ausgearbeitete die 1790 erschienene „Metamorphose der Pflanzen“. In diesem reifen Producte seiner vieljährigen botanischen Studien, das ihn auch auf der Reise nach Italien angelegentlich beschäftigt, leitet er bekanntlich den ganzen unendlichen Formenreichtum der Pflanzenwelt von einer einzigen Urpflanze ab und läßt alle die verschiedenen

Organe derselben durch mannigfache Umbildung und Ausbildung eines einzigen Grundorgans entstehen, des Blattes. Damit geschah thatsächlich der erste Versuch, die unendliche Vielheit der einzelnen vegetabilischen Formen auf eine gemeinsame ursprüngliche Einheit genetisch zurückzuführen:

„Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleicht der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz!“

Dieses „geheime Gesetz“, dieses „heilige Räthsel“ ist die gemeinsame Abstammung aller Pflanzen von jener Urpflanze, während ihre speciellen Unterschiede durch die verschiedenen Umstände ihrer Existenzbedingungen bewirkt werden.

Wie hier in der „Metamorphose der Pflanzen“, so sucht Goethe gleicherweise auch in der „Metamorphose der Thiere“ nach dem gemeinsamen Typus oder Urbilde, aus dem alle verwandten Formen durch divergente Entwicklung hervorgegangen sind:

„Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.“
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeigt sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.“

Wie sich aus zahlreichen anderen Stellen seine morphologischen Studien über „Bildung und Umbildung organischer Naturen“ klar ergibt, war jenes „Urbild“ oder der „Typus“ die „innere ursprüngliche Gemeinschaft, welche allen organischen Formen zu Grunde liegt und die ursprüngliche Bildungsrichtung durch Vererbung fortgepflanzt“. Hingegen ist die „unaufhaltsam fortschreitende Umbildung, welche aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt entspringt“, nichts anderes als die Anpassung an die äußeren Existenzbedingungen. Diese letztere ist die centrifugale Bildungskraft der „Metamorphose“, jene erstere hingegen die centripetale Bildungskraft der „Specification“. Die klare Erkenntniß dieser beiden entgegengewirkenden und im Gegengewicht befindlichen Bildungstriebe schätzt der Dichter so hoch, daß er sie begeistert als den „höchsten Gedanken“ preist, zu dem die schaffende Natur sich aufschwang.

Dasjenige Gebiet der thierischen Morphologie, auf welchem sich Goethe mit besonderer Vorliebe jahrelang bewegte, war die vergleichende Osteologie, die Skelettlehre der Wirbelthiere. Das erklärt sich daraus, daß vielleicht nirgends so wie hier die Wirkung jenes höchsten Naturgedankens der mannigfaltigen Entwicklung aus einer einzigen typischen Grundform uns auf das Ueberzeugendste entgegentritt; daher ist auch bis auf den heutigen Tag die vergleichende Skelettlehre das bevorzugte Lieblingsgebiet der Morphologen geblieben. Indem Goethe hier die Einheit der Wirbelbildung in den verschiedenen Abtheilungen der Wirbelthiere nachwies, und indem er ferner in seiner berühmten Schädeltheorie die Zusammensetzung des Schädels aus einer Reihe von umgebildeten Wirbeln demonstirte, gelangte er schon 1796 zu folgendem merkwürdigen Ausspruche: „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommeneren organischen Naturen, — worunter wir Fische, Amphibien, Vögel,

Säugethiere, und an der Spitze der letzteren den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht, und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.“

Einige unserer Gegner haben eingewendet, daß diese und ähnliche Stellen von Goethe keine „wissenschaftlichen Wahrheiten“, sondern poetisch-rhetorische Floskeln und Gleichnisse enthalten; jener Typus sei nur ein „ideales Urbild“, keine reale Stammform. Uns will scheinen, daß dieser Einwand wenig Verständniß des größten deutschen Genius verräth. Wer die durchaus gegenständliche Denkweise von Goethe kennt, seine durch und durch lebendige und realistische Naturanschauung würdigt, der wird mit uns nicht länger in Zweifel sein, daß es sich bei jenem Typus um eine ganz reale Abstammung der verwandten Organismen von einer gemeinsamen Stammform handelt. Daß der große Menschentherapeut dabei auch den Menschen nicht aus der Entwicklungsreihe der übrigen Wirbelthiere ausschloß, zeigt besonders klar seine Vergleichung des menschlichen Schädels mit demjenigen niederer Säugethiere. Er bezeichnet hier ausdrücklich mehrere Stellen am menschlichen Schädel als Reste des thierischen Schädels, „die sich bei solcher geringen Organisation im stärkeren Maße befinden, und die sich beim Menschen, trotz seiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben“.

Nicht weniger zeugt dafür die berühmte Entdeckung des Zwischenkiefers. Da der Mensch Schneidezähne gleich den anderen Säugethiere besitzt, schloß Goethe, daß auch der Zwischenkiefer-Knochen, in dem sie bei letzteren wurzeln, beim Menschen ebenso vorhanden sein müsse; und er wies durch die sorgfältigste anatomische Untersuchung denselben in der That nach, obgleich er von den angesehensten anatomischen Autoritäten bestritten wurde.

Sehr merkwürdig ist ferner in dieser Hinsicht die Zustimmung, welche Goethe zu der bezüglichen Ansicht Kant's in seiner „Kritik der Urtheilskraft“ ausspricht, einem Werke, dessen „große Hauptgedanken seinem eigenen bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog waren“. Der große Königsberger Philosoph hatte die Abstammung aller organischen Wesen von einer gemeinschaftlichen Urmutter (vom Menschen bis zum Polypen herunter) für eine Hypothese erklärt, welche „allein in Uebereinstimmung sei mit dem Princip des Mechanismus der Natur, ohne das es überhaupt keine Naturwissenschaft geben kann“; er hatte aber diese Descendenz-Hypothese zugleich „ein gewagtes Abenteuer der Vernunft“ genannt. Hierzu bemerkt nun Goethe: „Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Triebe auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr Nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte von Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen.“

Höchst bezeichnend endlich für das ganz außerordentliche Interesse, mit welchem Goethe diese Umbildungstheorie bis zu seinem Lebensende verfolgte, ist seine bekannte Theilnahme an dem Streite zwischen Geoffroy St. Hilaire und Cuvier. „Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werthe,“ ruft der 81jährige Greis mit jugendlichem Feuer; „und ich juble mit Recht über

den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.“ Die lebendige Darstellung dieses bedeutungsvollen Kampfes, die Goethe erst wenige Tage vor seinem Tode, im März 1832 vollendete, ist das letzte schriftliche Vermächtniß, das der größte Dichter und Denker der Deutschen Nation hinterlassen hat, und auch von diesem großen Geisteskampfe gilt sein letztes Wort: „Mehr Licht!“

In hohem Maße zu bedauern ist es, daß Goethe die höchst bedeutende, 1809 erschienene Philosophie Zoologique von Lamarck ganz unbekannt blieb. Denn gerade in der Entwicklungslehre dieses ganz anders gefügten und streng systematisch verfaßten Werkes würde er vieles gefunden haben, was ihm fehlte; vieles, das ihm die willkommenste Ergänzung für seine eigenen unvollständigen Studien geliefert hätte. In Bezug sowohl auf die einheitliche und vollständige Durchführung der Entwicklungs-idee, als auf deren vielseitige empirische Begründung ist das große Werk von Jean Lamarck weit bedeutender, als die ähnlichen Versuche aller seiner Zeitgenossen, insbesondere als das gleichnamige Werk von Geoffroy St. Hilaire. Wenn man bedenkt, mit welchem außerordentlichen Interesse Goethe das Letztere aufnahm, so darf man schließen, daß er dem ideenreichen Werke von Lamarck noch viel eingehendere Theilnahme geschenkt haben würde.

Wir müssen es als eine wahrhaft tragische Thatsache ansehen, daß die „Philosophie Zoologique“ von Lamarck, eins der größten Erzeugnisse der großen Literaturperiode im Anfange unseres Jahrhunderts, vom Anbeginn an nur eine äußerst geringe Beachtung fand und binnen wenigen Jahren ganz vergessen wurde. Erst als Darwin volle fünfzig Jahre später dem darin begründeten Transformismus neues Leben einhauchte, wurde der vergrabene Schatz wieder gefunden, und wir können jetzt nicht umhin, ihn als die vollkommenste Darstellung der Entwicklungstheorie vor Darwin zu bezeichnen. Ja, es erscheint uns als die nothwendige Sühne einer großen historischen Ungerechtigkeit, wenn wir heute hier abermals (wie schon vor sechzehn Jahren in der „Generellen Morphologie“ geschehen) den großen Franzosen neben den größeren Briten und den größten Deutschen stellen. Jede der drei großen Culturnationen von Mitteleuropa hat der Menschheit im Laufe eines Jahrhunderts einen Geisteshelden ersten Ranges geschenkt, der den Grundgedanken der einheitlichen Weltentwicklung aus natürlichen Ursachen in seiner ganzen Bedeutung erfaßte.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir hier den Versuch unternehmen, Lamarck's Werk im Auszuge vorzuführen und mit demjenigen Darwin's zu vergleichen. Es genügt einige der wichtigsten Grundgedanken anzuführen, welche seine allgemeine Naturanschauung charakterisiren und zeigen, wie weit er seiner Zeit voraus geeilt war. Der große französische Biologe hatte sich viele Decennien hindurch sehr eingehend mit systematischer Botanik und Zoologie beschäftigt. Zeugniß dafür sind seine beiden berühmten und viel benutzten Specialwerke: Die „Flore française“ und die „Histoire naturelle des animaux sans vertèbres“. Indem er nicht allein die lebenden Formen systematisch classificirte und beschrieb, sondern auch die ausgestorbenen Vorfahren mit in sein System aufnahm, erschloß sich ihm der innige morphologische Zusammenhang

der ersteren und letzteren, und er folgerte daraus ihre gemeinsame Abstammung. Alle Thier- und Pflanzenformen, die wir als Species unterscheiden, besitzen demnach nur eine relative zeitweilige Beständigkeit und die Varietäten sind beginnende Arten. Daher ist die Formengruppe der Art oder Species ebenso ein künstliches Product unseres analysirenden Verstandes, wie die Gattung, Ordnung, Classe und jede andere Kategorie des Systems. Die Veränderung der Lebensbedingungen einerseits, der Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe andererseits wirken beständig umbildend auf die Organismen ein; sie bewirken durch Anpassung eine allmälige Umgestaltung der Formen, deren Grundzüge durch Vererbung von Generation zu Generation übertragen werden. Das ganze System der Thiere und Pflanzen ist also eigentlich ihr Stammbaum und enthüllt uns die Verhältnisse ihrer natürlichen Blutsverwandtschaft. Der Entwicklungsgang des Lebens auf unserem Erdball war daher stets continuirlich und ununterbrochen, ebenso wie derjenige der Erde selbst.

Während Lamarck so alle wesentlichen Grundgedanken unserer heutigen Abstammungslehre klar ausspricht und durch die Tiefe seiner morphologischen Erkenntniß unsere Bewunderung erregt, überrascht er uns nicht weniger durch die vorausschauende Klarheit seiner physiologischen Auffassung. Während damals noch ganz allgemein die falsche Lehre von einer übernatürlichen Lebenskraft in Geltung war, erkannte Lamarck dieselbe nicht an, sondern behauptete, daß das Leben nur ein sehr verwickeltes physikalisches Phänomen sei. Denn alle Lebenserscheinungen beruhen auf mechanischen Vorgängen, die durch die Beschaffenheit der organischen Materie selbst bedingt sind. Auch die Erscheinungen des Seelenlebens sind in dieser Beziehung von den übrigen Lebenserscheinungen nicht verschieden. Denn die Vorstellungen und die Thätigkeiten des Verstandes beruhen auf Bewegungsvorgängen im Central-Nervensystem; der Wille ist in Wahrheit niemals frei, und die Vernunft ist nur ein höherer Grad von Entwicklung und Verbindung der Urtheile.

In diesen und anderen Sätzen erhebt sich Lamarck weit über die allgemeine Naturanschauung seiner meisten Zeitgenossen, und entwirft ein Programm für die Biologie der Zukunft, das erst in unseren Tagen zur Ausführung gelangte. Bei der großen Klarheit und Consequenz seines Systems ist es selbstverständlich, daß er auch dem Menschen seinen naturgemäßen Platz an der Spitze der Wirbelthiere anweist und die Ursachen seiner Umbildung aus affenartigen Säugethieren erläutert. Mit gleichem Scharfsinne bespricht er aber auch eine der dunkelsten und schwierigsten Fragen der ganzen Entwicklungslehre, die Frage nach der Entstehung der ersten lebenden Wesen auf unserem Erdball. Zur Beantwortung derselben nimmt er an, daß die gemeinsamen ältesten Stammformen aller Organismen absolut einfache Wesen waren, und daß diese durch Urzeugung, unter dem Zusammenwirken verschiedener physikalischen Ursachen, unmittelbar aus anorganischer Materie im Wasser entstanden. Dergleichen einfachste Organismen waren aber damals noch gar nicht beobachtet; sie wurden erst ein halbes Jahrhundert später in den Moneren wirklich entdeckt.

Lamarck erreichte das hohe Alter von fünfundsachtzig Jahren; er lebte mithin zwei Jahre länger als Goethe, zwölf Jahre länger als Darwin. Während

aber die beiden Letzteren das Glück genossen, ihren langen schönen Lebensabend von dem Sonnenglanze des Erfolges und des Weltruhms verklärt zu sehen, beschloß der arme Lamarck sein langes und arbeitsreiches Leben verkannt, einsam und in Dürftigkeit. Er hatte sogar das Unglück, zehn Jahre vor seinem Tode zu erblinden und konnte den letzten Theil seiner großen Naturgeschichte der wirbellosen Thiere nur aus dem Gedächtniß seinen beiden Töchtern dictiren, die ihn zärtlich pflegten, und die er ohne alle Unterstützung zurück lassen mußte. Hoffen wir, daß die Bitterkeit dieses schweren Mißgeschickes durch das Bewußtsein gemildert wurde, die tiefsten Blicke in die Geheimnisse der schaffenden Natur gethan zu haben; und daß das klare Geistesauge des erblindeten Propheten oft den Lorberkranz vorausschaute, welchen dereinst eine dankbare Nachwelt auf sein einsames Grab legen würde.

Unzweifelhaft der größte Mangel an Lamarck's Werke war die ungenügende Menge von Beobachtungen und Experimenten, die er zum Beweise seiner weitreichenden Lehrlätze anführte. Denn damals wie heute will die große Mehrzahl der Naturforscher vor allem greifbare Thatsachen in der Hand haben. Damals wie heute stehen wir vor der paradoxen Erscheinung, daß die große Mehrzahl zwar die absurdesten Hypothesen und die vernunftwidrigsten Glaubenssätze unbesehen annimmt und vertritt, hingegen wohlbegründeten wissenschaftlichen Theorien um so mehr Mißtrauen und Widerstand entgegenbringt, je mehr sie sich der Wahrheit nähern. Unter den empirischen Beweisgründen der Theorien sind aber den Meisten nicht diejenigen am willkommensten, welche durch zusammenhängende Erscheinungsreihen und ganze große Classen von Thatsachen geliefert werden; sondern vielmehr die specielle Beobachtung, das einzelne Experiment. Einen großen Theil seines ungeheuren Erfolgs hat Darwin gerade dem Umstande zu verdanken, daß er solche einzelne einleuchtende Beobachtungen und Versuche in wahrhaft erdrückender Weise in's Feld führte; während der arme Lamarck, zu sehr auf das logische Schlußvermögen der Naturforscher trauend, größtentheils darauf verzichtete.

Die Vergleichung der drei großen Naturphilosophen, in denen der grundlegende Entwicklungsgedanke unserer heutigen Naturforschung am bedeutendsten und umfassendsten sich offenbarte, ist von hohem Interesse. Denn alle drei sind unter sich sehr verschieden, sowohl hinsichtlich ihrer universalen Anlage und der äußeren und inneren Lebensschicksale, wie auch ganz besonders hinsichtlich ihres Studienganges und der Wege, auf welchen sie ihr hohes Ziel verfolgten. Lamarck geht aus von den sorgfältigsten speciellen Studien der einzelnen Thier- und Pflanzenformen und wird durch seine vieljährige systematische Untersuchung und Vergleichung derselben zu der Ueberzeugung geführt, daß alle lebenden und fossilen Species aus wenigen einfachsten gemeinsamen Stammformen sich entwickelt haben. Goethe gelangt zu derselben Ueberzeugung auf Grund seiner allgemeinen vergleichend-morphologischen Studien, geleitet von der Ueberzeugung, daß die Einheit des gemeinsamen Typus oder des erblichen Urbildes in allen den verschiedenen organischen Formen überall sich nachweisen lasse, wie mannigfaltig sie auch im Einzelnen durch Anpassung an die äußeren Umstände umgebildet werden. Darwin endlich beantwortet sich zunächst die Frage, durch welche Ursachen die neuen, vom

Menschen gezüchteten Culturformen der Thiere und Pflanzen entstehen, und zeigt dann, daß der Kampf um's Dasein diejenige Ursache ist, welche in gleicher Weise, durch Wechselwirkung der Anpassung und Vererbung, neue Organismen-Arten im freien Naturzustande beständig hervorbringt.

Auf diesen ganz verschiedenen Wegen und durch Anwendung ganz verschiedener Untersuchungs-Methoden, gelangen alle drei Naturforscher schließlich zu derselben Ueberzeugung, zu der Annahme einer einheitlichen und zusammenhängenden Entwicklung der ganzen organischen Natur, allein durch die Wirkung natürlicher Ursachen, mit Ausschluß aller übernatürlichen Schöpfungswunder. Da aber alle drei zugleich tiefdenkende Philosophen sind und beständig die Einheit der gesammten Erscheinungswelt im Auge behalten, so erweitert sich ihre Entwicklungsidee zu einer großartigen pantheistischen Weltanschauung, zu derjenigen Einheitslehre, die das Wesen unserer heutigen monistischen Naturanschauung bildet.

Die unermessliche Wirkung, welche der entschiedene Sieg dieser einheitlichen Naturanschauung heute schon auf alle Gebiete der menschlichen Erkenntniß ausübt, und welche von Jahr zu Jahr in geometrischer Progression steigt, eröffnet uns die erfreulichste Aussicht auf die weitere intellectuelle und moralische Entwicklung der Menschheit. Ich persönlich wiederhole hier meine feste Ueberzeugung, daß man diesen Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntniß künftig als den größten Wendepunkt in der Geistesgeschichte der Menschheit betrachten wird.

Gerade diese versöhnende und ausgleichende Wirkung unserer genetischen Naturanschauung möchten wir hier ganz besonders betonen, um so mehr als unsere Gegner fortdauernd bestrebt sind, derselben zerstörende und zersetzende Bestrebungen unterzuschieben. Diese destructiven Tendenzen sollen nicht allein gegen die Wissenschaft, sondern auch gegen die Religion, und somit überhaupt gegen die wichtigsten Grundlagen unseres Culturlebens gerichtet sein. Solche schwere Beschuldigungen, sofern sie wirklich auf Ueberzeugung beruhen und nicht bloß auf sophistischen Trugschlüssen, können nur aus einer argen Verkennung dessen erklärt werden, was den eigentlichen Kern der wahren Religion bildet. Dieser Kern beruht nicht auf der speciellen Form des Glaubensbekenntnisses, der Confession, sondern vielmehr auf der kritischen Ueberzeugung von einem letzten unerkennbaren gemeinsamen Urgrunde aller Dinge, und auf der praktischen Sittenlehre, die sich aus der geläuterten Naturanschauung unmittelbar ergibt.

In diesem Zugeständnisse, daß der letzte Urgrund aller Erscheinungen bei der gegenwärtigen Organisation unseres Gehirns uns nicht erkennbar ist, begegnet sich die kritische Naturphilosophie mit der dogmatischen Religion. Natürlich nimmt aber dieser Gottesglaube unendlich verschiedene Formen des Bekenntnisses an, entsprechend dem unendlich verschiedenen Grade der Naturerkenntniß. Je weiter wir in der letzteren fortschreiten, desto mehr nähern wir uns jenem unerreichbaren Urgrunde, desto reiner wird unser Gottesbegriff.

Die geläuterte Welterkenntniß der Gegenwart kennt nur jene natürliche Offenbarung, die im Buche der Natur für Jedermann offen da liegt, und die jeder vorurtheilsfreie, mit gesunden Sinnen und gesunder Vernunft ausgestattete Mensch aus diesem Buche lernen kann. Es ergibt sich daraus jene monistische

reinste Glaubensform, die in der Ueberzeugung von der Einheit Gottes und der Natur gipfelt und die in den Bekenntnissen unserer größten Dichter und Denker, Goethe und Lessing voran, schon längst ihren vollkommensten Ausdruck gefunden hat.

Daß auch Charles Darwin von dieser Naturreligion durchdrungen und kein Bekenner irgend einer besonderen Kirchenconfession war, liegt für Jeden auf der Hand, der seine Werke kennt. Da aber einige seiner Landsleute gleich nach seinem Tode das Gegentheil behauptet, und da einige bigotte Priester sogar Darwin als orthodoxen Bekenner eines specifischen Bekenntnisses der Englischen Kirche verherrlicht haben, so wird es uns gestattet sein, hier diese Unwahrheit durch einen unzweideutigen Beweis zu widerlegen. Ich bin so glücklich, hier ein unschätzbares, bisher unbekanntes Document mittheilen zu können, welches darüber gar keinen Zweifel läßt.

Ein strebsamer, von aufrichtigem Erkenntnißdrange beseelter Jüngling, den ich noch vor wenigen Monaten unter meinen Zuhörern in Jena zu sehen das Vergnügen hatte, war durch die Lecture von Darwin's Werken an dem christlichen Offenbarungsglauben irre geworden, welchen er bis dahin als die werthvollste Grundlage aller seiner Ueberzeugungen betrachtet hatte. Von schweren Zweifeln bedrängt, schrieb er an Darwin und bat ihn um Aufklärung, besonders über seine Ansicht von der Unsterblichkeit der Seele. Darwin ließ ihm durch eines seiner Familienmitglieder antworten, daß er alt und kränklich, und mit wissenschaftlichen Arbeiten zu sehr belastet sei, um diese schwierigen Fragen beantworten zu können. Aber der junge Wahrheitsforscher beruhigte sich dabei nicht, sondern richtete an den ehrwürdigen Greis nochmals eine ebenso herzliche als dringliche Bitte. Als Antwort kam jetzt ein eigenhändig von Darwin selbst geschriebener und unterschriebener Brief von folgendem Wortlaute:

Down, 5. Juni 1879.

Lieber Herr!

Ich bin sehr beschäftigt, ein alter Mann und von schlechter Gesundheit, und ich kann nicht Zeit gewinnen, Ihre Frage vollständig zu beantworten, vorausgesetzt, daß sie beantwortet werden kann. Wissenschaft hat mit Christus Nichts zu thun, ausgenommen in sofern, als die Gewöhnung an wissenschaftliche Forschung einen Mann vorsichtig macht, Beweise anzuerkennen. Was mich selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung stattgefunden hat. In Betreff aber eines zukünftigen Lebens muß Jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen, zwischen widersprechenden und unbestimmten Wahrscheinlichkeiten.

Ihr Wohlergehen wünschend bleibe ich, lieber Herr,

Ihr hochachtungsvoller
Charles Darwin.

Nach diesem offenen Bekenntnisse wird Niemand mehr in Zweifel sein, daß die Religion von Charles Darwin keine andere war, als diejenige von Goethe und Lessing, von Lamard und Spinoza. Diese monistische Religion der Humanität steht mit denjenigen Grundlehren des Christenthums, die dessen

wahren Werth begründen, keineswegs im Widerspruch. Denn die allgemeine Menschenliebe, als Grundprincip der Sittlichkeit, ist in der ersteren ebenso wie in dem letzteren enthalten. Die Urquelle derselben ist, wie Darwin gezeigt hat, in den socialen Instincten der höheren Thiere zu suchen, jenen psychischen Functionen, welche die Letztern durch Anpassung an das gefellige Zusammenleben erwerben und durch Vererbung auf den Menschen übertragen haben.

Denn der Mensch kann nur in gesetzmäßig geordneter Gesellschaft die wahre und volle Ausbildung des höheren Menschentwesens erlangen. Das ist aber nur möglich, wenn der natürliche Selbsterhaltungstrieb, der Egoismus, eingeschränkt und berichtigt wird durch die Rücksicht auf die Gesellschaft, durch den Altruismus. Je höher sich der Mensch auf der Stufenleiter der Cultur erhebt, desto größer sind die Opfer, welche er der Gesellschaft bringen muß. Denn die Interessen der letzteren gestalten sich immer mehr zugleich zum Vortheil jedes Einzelnen; sowie umgekehrt die geordnete Gemeinschaft um so besser gedeiht, je mehr die Bedürfnisse ihrer Glieder befriedigt sind. Es ist daher eine ganz einfache Naturnothwendigkeit, welche ein gesundes Gleichgewicht zwischen Egoismus und Altruismus zur ersten Forderung der natürlichen Sittenlehre erhebt.

Die größten Feinde der Menschheit sind von jeher bis auf den heutigen Tag Unwissenheit und Aberglaube gewesen; ihre größten Wohlthäter aber die hehren Geisteshelden, welche die letzteren mit dem Schwerte ihres freien Geistes muthig bekämpft haben. Unter diesen ehrwürdigen Geisteskämpfern stehen Darwin, Goethe und Lamarck obenan, in einer Reihe mit Newton, Kepler und Copernicus. Indem diese großen Naturdenker ihre reichen Geistesgaben, allen Anfechtungen trotzend, zur Entdeckung der erhabensten natürlichen Wahrheiten verwendeten, sind sie zu wahren Erlösern der hilfsbedürftigen Menschheit geworden, und haben einen weit höheren Grad von christlicher Menschenliebe bethätigt, als die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche dieses Wort stets im Munde, das Gegentheil aber im Herzen führen.

Wie wenig hingegen der blinde Wunderglaube und die Herrschaft der Orthodogie im Stande ist, wahre Menschenliebe zu bethätigen, davon legt leider nicht nur die ganze Geschichte des Mittelalters Zeugniß ab, sondern auch das intolerante und fanatische Gebahren der streitenden Kirche in unseren Tagen. Oder müssen wir nicht mit tiefer Beschämung auf jene rechtgläubigen Christen blicken, die gegenwärtig wieder ihre christliche Liebe in der Verfolgung Andersgläubiger und in blindem Rassenhaffe zum Ausdruck bringen? Und hat nicht hier in Eifenach an der heiligen Stätte, wo Martin Luther uns vom finstern Banne des Buchstabenglaubens befreit hat, eine Schar von sogenannten Lutheranern vor Jahresfrist es gewagt, die freie Wissenschaft auf's Neue unter jenes Joch beugen zu wollen?

Gegen diese Anmaßung eines herrschsüchtigen und eigennütigen Priestertums wird es uns heute gestattet sein, an derselben Stelle zu protestiren, wo der große Reformator der Kirche vor 360 Jahren das Licht der freien Forschung angezündet hat. Als wahre Protestanten werden wir uns gegen jeden Versuch erheben, die selbständige Vernunft wieder unter das Joch des Aberglaubens

zu zwingen, gleichviel ob dieser Versuch von einer kirchlichen Secte oder von einem pathologischen Spiritismus ausgeht.

Glücklicher Weise dürfen wir diese mittelalterlichen Rückfälle als vorübergehende Verirrungen betrachten, die keine bleibende Wirkung haben. Die unermessliche praktische Bedeutung der Naturwissenschaften für unser modernes Culturleben ist jetzt so allgemein anerkannt, daß kein Theil desselben sich ihr mehr entziehen kann. Keine Macht der Welt wird im Stande sein, die ungeheuren Fortschritte wieder rückgängig zu machen, welche wir den Eisenbahnen und Dampfschiffen, der Telegraphie und Photographie, den tausend unentbehrlichen Entdeckungen der Physik und Chemie verdanken.

Ebenso wenig wird es aber auch irgend einer Macht der Welt gelingen, die theoretischen Errungenschaften zu vernichten, welche mit jenen praktischen Erfolgen der modernen Naturwissenschaft untrennbar verknüpft sind. Unter diesen Theorien müssen wir der Entwicklungslehre von Lamarck, Goethe und Darwin den ersten Platz antweisen. Denn durch sie allein werden wir befähigt, jene umfassende Einheit unserer Naturanschauung fest zu begründen, in der jede Erscheinung nur als Ausfluß eines und desselben allumfassenden Naturgesetzes erscheint. Das große Gesetz von der „Erhaltung der Kraft“ findet dadurch seine allgemeine Anwendung auch auf jenen biologischen Gebieten, die ihm bisher verschlossen erschienen.

Angeichts der überraschenden Geschwindigkeit, mit der die Entwicklungslehre in den letzten Jahren sich ihren Eingang in die verschiedensten Forschungsgebiete gebahnt hat, dürfen wir hier die Hoffnung aussprechen, daß auch ihr hoher pädagogischer Werth immer mehr anerkannt wird und daß sie den Unterricht der kommenden Generationen ganz gewaltig vervollkommen wird. Als ich vor fünf Jahren auf der fünfzigsten Naturforscher-Versammlung in München die hohe Bedeutung der Entwicklungslehre für den Unterricht betonte, wurde ich so mißverstanden, daß mir hier einige Worte der Verständigung gestattet sein mögen. Selbstverständlich konnte ich damit nicht die Forderung stellen wollen, daß der Darwinismus in den Elementarschulen gelehrt werde. Das ist einfach unmöglich. Denn ebenso wie die höhere Mathematik und Physik, oder wie die Geschichte der Philosophie, erfordert derselbe eine Masse von Vorkenntnissen, die erst auf den höheren Lehrstufen erworben werden können. Wohl aber dürfen wir fordern, daß alle Unterrichtsgegenstände nach der genetischen Methode behandelt werden, und daß die Grundidee der Entwicklungslehre, der ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen, überall zur Geltung komme. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß dadurch das naturgemäße Denken und Urtheilen in weit höherem Maße gefördert werden wird, als durch irgend welche andere Methoden.

Zugleich wird durch diese ausgedehnte Anwendung der Entwicklungslehre eins der größten Uebel unserer heutigen Jugendbildung beseitigt werden; jene Ueberhäufung mit todttem Gedächtnißkram, der die besten Kräfte verzehrt und weder Geist noch Körper zur normalen Entwicklung kommen läßt. Diese übermäßige Belastung beruht auf dem alten unausrottbaren Grundirrtum, daß die Quantität der thatsächlichen Kenntnisse die beste Bildung bedinge, während

diese in der That vielmehr von der Qualität der ursächlichen Erkenntniß abhängt. Wir würden es daher vor Allem nützlich erachten, daß die Auswahl des Lehrstoffes in höheren wie in niederen Schulen viel sorgfältiger geschehe, und daß dabei nicht diejenigen Lehrfächer bevorzugt werden, welche das Gedächtniß mit Massen von todtten Thatfachen belasten, sondern diejenigen, welche das Urtheil durch den lebendigen Fluß der Entwickelungs-idee bilden. Man lasse unsere geplagte Schuljugend nur halb so viel lernen, lehre sie aber diese Hälfte gründlicher verstehen, und die nächste Generation wird an Seele und Leib doppelt so gesund sein, als die jetzige.

In erfreulichster Weise kommen diesen Forderungen die Reformen entgegen, die sich gleichzeitig auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft vollziehen. Ueberall rührt und regt sich frisches neues Leben, angeregt durch die Idee der natürlichen Entwicklung; in der vergleichenden Sprachforschung und der Culturgeschichte ebenso wie in der Psychologie und Philosophie; in der Ethnographie und Anthropologie nicht minder als in der Botanik und Zoologie. Ueberall treiben die erfreulichsten Blüthen aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft, und ihre Früchte werden übereinstimmend Zeugniß davon ablegen, daß sie alle aus einem einzigen Baume der Erkenntniß entspringen und ihre Nahrung aus einer einzigen Wurzel beziehen. Dank und Ehre aber den großen Meistern, die uns durch ihre genetische und monistische Naturanschauung zu dieser lichten Höhe der Erkenntniß geführt haben, auf der wir mit Goethe sagen dürfen:

„Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dachtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlst dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwung,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts; prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.“

Zur Geschichte der römischen Frage und des Garantiengesetzes.

Von
Flaminio.

I.

Der Aufsatz, welchen wir unter obigem Titel in dem Märzheft der „Deutschen Rundschau“ erscheinen ließen ¹⁾, hat nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich zu ziehen und den Widerspruch Derjenigen zu wecken, welchen der Inhalt desselben unbequem erschien. Man hat natürlich nicht ermangelt, unsere wichtigste Mittheilung, diejenige, welche das geheime Abkommen zwischen Antonelli und Oesterreich vom Jahre 1858 betrifft, zu dementiren. Wir hatten dieses Dementi vorausgesehen: wir können aber, ihm gegenüber, die Richtigkeit jener Thatfache nur von Neuem versichern, weitere Beweise für dieselbe ruhig der Zukunft überlassend. Eine wiederholte Prüfung desjenigen, was wir über die Politik des Cabinets Ricasoli und die Mission Tonello gesagt haben, gibt uns dagegen Veranlassung, auf diese zurückzukommen und einige untergeordnete Punkte richtig zu stellen.

Es ist (S. 360) hervorgehoben worden, daß nach dem angezogenen Aufsatz der „Rassegna nazionale“ die römische Frage eine bessere Lösung durch ein Statut oder eine Uebereinkunft gefunden hätte, wie sie seiner Zeit von dem Ministerium Ricasoli beabsichtigt wurde.

Wenn dann die Sache wieder so dargestellt wurde, als ob das zweite Ministerium Ricasoli (1866—67) sich mit derartigen Absichten getragen, so ist dies ein Mißverständnis. Der Justiz- und Cultusminister und Großsiegelbewahrer dieses Cabinets, Herr Borgatti, der jetzige Vicepräsident des italienischen Senats, hat in den Sitzungen vom 9. und 15. Juli 1869 in Bezug auf die Intentionen des zweiten Ricasoli'schen Cabinets in Gegenwart Ricasoli's und seiner übrigen früheren Collegen Eröffnungen gemacht, welche von letzteren nicht bestritten wurden und welche dahin gingen: die Regierung der Jahre 1866 und 1867 habe weder bei der Mission Tonello, noch bei dem Gesetzentwurf Borgatti-Scialoja jemals eine Uebereinkunft, Verständigung oder Ver-

¹⁾ Band XXX, S. 359—368.

föhnung mit der Curie in Betreff der weltlichen Herrschaft im Auge gehabt. Borgatti, in dessen Händen die Behandlung dieser Angelegenheiten wesentlich ruhte, war im Gegentheil stets der Meinung, eine solche Vereinbarung mit Rom sei unerreichbar und darum durchaus indiscutabel. Er hat das später nochmals in einem vom „Diritto“ unter dem 15. April 1879 veröffentlichten Schreiben ausgesprochen. Eine Uebereinkunft, wie die besagte, ein „Statuto“ oder „Capitolato“, wie das beabsichtigte, bildete dagegen den Gegenstand geheimer Verhandlungen und Besprechungen unter dem ersten Ministerium Ricasoli (1861—62) und dem Ministerium Cavour (1860—61), so lange, wie Borgatti sich einmal ausdrückte, die „poetischen Illusionen“ der beiden großen Staatsmänner noch einigermaßen gerechtfertigt erscheinen konnten. Damals aber nahm Borgatti durchaus keinen Antheil an diesen Versuchen, wie aus seinen in der „Opinione“ 1876 (Nr. 44, 47 und 51) abgedruckten Zuschriften hervorgeht. Aus der von ihm am 3. Februar 1871 im Abgeordnetenhaus gehaltenen Rede erhellt, wie wenig er im Grunde dem ersten Theil des Garantengesetzes (in Betreff des Verhältnisses des heiligen Stuhles zu den fremden Mächten) günstig war und wie er denselben nur als ein „Expediens“ annahm. In einer zweiten Rede, vom 15. März 1871, sprach er sich vor der Kammer zu Gunsten des zweiten Theiles des Garantengesetzes, welches von den Beziehungen der katholischen Kirche zu dem Königreich Italien behandelt, aus, indem dieser Theil des Gesetzes den Intentionen des Gesetzentwurfes Borgatti-Scialoja vom Jahre 1867 im Wesentlichen entsprach. Später hat sich Borgatti noch einmal, in der Sitzung vom 11. März 1875, über seine Stellung zu dem Garantengesetz geäußert.

Es ist S. 364 von dem Gesetz über die Unterdrückung der religiösen Orden gesprochen worden, welches das zweite Ministerium Ricasoli als Ergänzung desjenigen erließ, welches von Ricasoli's erstem Ministerium ausgegangen war. Hier liegt ein Irrthum vor. Das erste Ministerium Ricasoli hat ein solches Gesetz nicht erlassen; das von dem zweiten Cabinet Ricasoli gegebene Gesetz betreffs der Orden war das Complement des piemontesischen vom Jahre 1855.

Zu S. 365 muß nochmals wiederholt werden, daß das Project Borgatti-Scialoja nicht auf ein Concordat mit Rom oder auf ein Statut ausging, dessen Lebensfähigkeit von der Aufnahme in Rom abgehangen hätte. Es sollte vielmehr die Grundlage des künftigen italienischen Staatsrechts in Hinsicht der katholischen Kirche sein, ganz einerlei, ob die Curie dazu Ja oder Nein sagte.

Die Mission Tonello (S. 365) anlangend ¹⁾, muß noch einmal betont werden, daß der Commandatore und Staatsrath Tonello ausdrücklich instruiert war, sich mit dem Papste nur mündlich zu verständigen und auch in der Form Alles zu vermeiden, was nach einer Convention geschmeckt hätte. Sein Auftrag war nur eine Fortsetzung der Mission Begezzi's, welche dieser selbst wieder aufzunehmen durch Gesundheitsverhältnisse verhindert war; er beschränkte sich auf drei Punkte: die Ernennung von Bischöfen für die zahlreichen vacanten Sitze, auf das Exequatur

¹⁾ Vgl. betreffs derselben noch die Parlamentsacten von 1867; Borgatti, Discorsi pronunciati alla Camera elettiva nella discussione sull' asse ecclesiastico (Tornata del 9 luglio 1867), Firenze 1867, bef. p. 28 und die Erklärungen, welche Borgatti im Auftrage und Namen des Ministeriums am 9. und 15. April 1867 in der Kammer der Abgeordneten abgab.

und den Eid, welchen die neuen Bischöfe zu schwören hätten. Im Uebrigen sollte der Unterhändler Seiner Heiligkeit keinen Zweifel darüber lassen, daß Italien Nichts von ihm verlange — *che l'Italia nulla chieda da lui*.

Es ist nicht uninteressant, an die nur Wenigen bekannte Entstehungsgeschichte der Mission Tonello zu erinnern. Gladstone war im Jahre 1867 in Gesellschaft zweier anderer hervorragender englischer Staatsmänner nach Italien gekommen und hatte mit diesen eine Audienz bei Pius IX., in welcher das Gespräch auf das Verhältniß des heiligen Stuhls zu Italien kam. Der Papst bekannte sich als „den besten Italiener“, bedauerte, daß die Mission Begezzi seiner Zeit keine Folge gehabt und zeigte sich von dem Wunsche beseelt, sich mit Italien zu vergleichen. So lautete der Bericht, welchen die drei Engländer, ganz entzückt, nach Florenz brachten, wo sie auf's Lebhafteste in die italienischen Staatsmänner drangen, die günstigen Dispositionen Sr. Heiligkeit zu benutzen. Als dann Tonello sich dem Papste gegenüber auf die Aussagen der britischen Gäste berief, leugnete derselbe jede Aeußerung der Art ab. — — —

Von Borgatti kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er an eine Verständigung mit Rom auf Grund eines Verzichts der Curie auf alle weltliche Herrschaft nicht dachte, eine solche für unmöglich hielt und darum auch nicht die Absicht haben konnte, dem Papste ein wenn auch noch so kleines Territorium zu belassen oder eventuell anzubieten. Daß aber andere italienische Staatsmänner sich mit dem Gedanken trugen, dem Papste bei einer Annexion Roms die leoninische Stadt zu belassen, ist hinreichend bekannt. Der Prinz Napoleon würde, falls diese Idee nicht in officiellen Kreisen eine Zeit lang dominiert hätte, nicht den positiven Vorschlag derselben im Senat (Sitzung vom 1. März 1861) gewagt haben. Höchst bezeichnend aber ist, was im September 1870 geschah und, wenn wir nicht irren, hier zum ersten Male von uns mitgetheilt wird. Bei der Einnahme Roms gab Lanza dem General Cadorna den stricten Befehl „*di non passare i ponti*“ — also das vaticanische Viertel nicht zu betreten: man war offenbar noch nicht im Klaren darüber, was man mit dem Borgo anfangen sollte und der Minister wollte augenscheinlich einer künftigen Lösung à l'amiable nicht präjudiciren. Als dann aber die Transtiberiner den Vatican bedrohten, sandte der Cardinal Antonelli, dem vermuthlich für sein Leben wie für seine Schätze bangte, ein Billet nach der Villa Albani, in welchem er den General Cadorna ersuchte, den Borgo zu besetzen, um was sich der Italiener natürlich nicht zum zweiten Male bitten ließ. Der Brief des Cardinals wird im königlichen Staatsarchiv aufbewahrt.

II.

In Bezug auf den Ursprung, die wahre Bedeutung und den Werth der berühmten Cavour'schen Formel von der „Freien Kirche im freien Staat“ hat sich in Italien in den Jahren 1875 und 1876 eine Controverse abgespielt, von welcher in Deutschland keine Notiz genommen wurde, welche aber für Italien wie für Deutschland nicht ohne Belang ist.

Mein verehrtester Freund Guido Padelletti hat zunächst in der „Nuova Antologia“ (Juli 1875) unter dem Titel „*Libera Chiesa in Libero Stato. Genesi della Formula Cavouriana*“ einen Aufsatz publicirt, welcher, glänzend

und lebhaft geschrieben, zugleich von dem juristischen Scharfsinn wie von dem reifen politischen Urtheil des so früh Dahingefahrenen zeugt. Der Gedankengang des noch heute beachtenswerthen Aufsatzes ist folgender.

Schon jetzt, meint Padelletti, hat sich das Urtheil über den Werth der Cavour'schen Formel sehr verschieden gestaltet. Während die Einen auf Grund dieses Axioms in Cavour einen Propheten der Zukunft erblickten, während Massari glaubt, der piemontesische Staatsmann habe in der Rede vom 27. März, wo er dies Princip aufstellte, der Welt die kostbare Wohlthat der Gewissensfreiheit geschenkt¹⁾, Bianchi und Artom überzeugt sind, daß in dieser Formel das große Problem des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, von Autorität und Glauben nun endlich gelöst sei²⁾, hat bereits Terenzio Mamiani vor einer Uebertreibung des Axioms von der freien Kirche im freien Staat gewarnt, indem er darauf hinwies, daß die Freiheit an sich nur eine negative Qualität, wenn auch ein nothwendiges Corollar der menschlichen Selbstbestimmung sei³⁾, und schon 1863 schrieb Bertini an den P. Passaglia: die Cavour'sche Formel scheitere an der Frage, was denn eigentlich unter einem freien Staat und unter der freien Kirche zu verstehen sei. Entweder erkenne sich der Staat als katholisch im Sinne der „Civiltà Cattolica“ und der „Armonia“ oder nicht. Im ersten Falle beschränke sich seine Freiheit auf das, was der römischen Curie gefalle; im zweiten gelte er der letzteren als atheistisch und keßerisch und stehe im chronischen Krieg mit der Kirche⁴⁾.

Padelletti hebt dann hervor, daß Cavour jene Formel in den letzten äußerst bewegten Monaten seines Lebens aussprach, zu einer Zeit, wo seiner Meinung nach sich die Ansichten des Grafen noch keineswegs geklärt hatten. Er weist dann auf den schon von Artom⁵⁾ betonten Widerspruch hin, welcher darin liegt, daß der sonst so positive, in seiner Politik so höchst realistische Staatsmann mit dieser Formel ein förmliches religiöses Programm habe hinterlassen wollen, wie es allerdings den Anschein habe, wenn man die Rede vom 26. März und die merkwürdige Unterhaltung mit Artom lese, in welcher Cavour geradezu sagte: „Die Reconstitution unserer Nationalität darf für die übrige Welt nicht ohne Frucht bleiben. Uns liegt es ob, dem großen Kampf zwischen Kirche und Cultur (Civiltà), zwischen Freiheit und Autorität ein Ende zu machen. Was immer Ihr sagen möget, ich bewahre die Hoffnung, die erleuchteteren Priester, die ehrlich gesinnten Katholiken allmählig dazu zu führen, daß sie unsere Ansicht annehmen. Vielleicht ist es mir gegeben, von der Höhe des Capitols einen neuen Religionsfrieden, einen Tractat zu verkündigen, der für die Zukunft der menschlichen Gesellschaft weit größere Folgen hat als der westfälische Frieden.“

Woher hat Cavour diese Umwandlungen? Padelletti sucht nachzuweisen,

¹⁾ Massari, Il Conte di Cavour, Ricordi biografici, p. 416.

²⁾ Bianchi, Storia della Diplomazia europea in Italia VIII, 453. Artom, Œuvre parlementaire du Comte de Cavour, Paris 1862, p. 589.

³⁾ Mamiani, Teorica della Religione e dello Stato, p. 290 ff.

⁴⁾ G. M. Bertini bei Passaglia, Conferenze di Diritto pubblico, Torino 1864, p. 6 f.

⁵⁾ Artom, Œuvr. parlem. p. 28.

⁶⁾ Artom, a. a. O. 217.

daß dieselben auf den Einfluß der französischen Doctrinäre aus der Zeit der Julimonarchie zurückweisen. Man sah damals in dem Staate vor Allem und zunächst eine politische Gewalt, welche sich jeder individuellen und öffentlichen Freiheit feindlich entgegensetze — hatte doch auch selbst Wilhelm von Humboldt die beste Garantie für die Freiheit darin erblickt, daß man den Staat zum einfachen Schützer des Rechts herabsetze¹⁾. So war Cavour ganz in der individualistischen Schule aufgewachsen und er sah in der persönlichen Initiative das Heilmittel wider alle unsere Schäden. „Italien,“ erklärte er, „muß sich mit Hilfe der Freiheit konstituieren; andernfalls muß man darauf verzichten, etwas aus ihm zu machen.“ Auf diesem Standpunkt erschien ihm die Freiheit der Kirche als das nothwendige Complement aller politischen und bürgerlichen Freiheiten. In der mehrfach angezogenen Hauptrede vom 27. März 1861 heißt es: „Wir glauben, das System der Freiheit muß auf allen Gebieten der religiösen und bürgerlichen Gesetzgebung eingeführt werden. Wir wollen die ökonomische, wir wollen die administrative Freiheit, wir wollen volle absolute Gewissensfreiheit; im Zusammenhang dieser ganzen Anschauung halten wir zur Krönung des Gebäudes für nothwendig, daß das Princip der Freiheit auch für das Verhältniß von Staat und Kirche festgestellt werde.“ Und diese Ideen hatte Cavour auch früher und außerhalb der Kammer bereits ausgesprochen; so in seinen Beiträgen im „Risorgimento“²⁾, so bei Gelegenheit der Verhandlungen über das Saccardi'sche Gesetz 1850³⁾. Er wollte die „Intoleranz des Clerus selbst durch den Grundsatz der Freiheit bekämpfen“, vergaß aber dabei, daß er sich hiermit der einzigen Handhabe begab, welche der Staat noch besaß, um der absoluten Bedrückung des Clerus durch eine herrschsüchtige Hierarchie entgegen zu wirken. Es war einer der ersten falschen Schritte auf dieser Bahn, als die theologischen Facultäten an den italienischen Universitäten aufgelöst und unterdrückt wurden. Von dem heutigen Begriff des Staates, als dem ökonomischen und ethischen Gesamtorganismus, der darum auch Recht und Pflicht hat, zuzusehen, was in der äußeren Regierung der „Kirche“ vor sich geht, hatte keiner der italienischen Liberalen jener Zeit noch eine Ahnung.

Dem gegenüber ermangelt Pabelletti nicht, auf eine Reihe von Widersprüchen im Benehmen Cavour's aufmerksam zu machen. Bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. in der Circulardepeche vom 15. Februar 1855 redet Cavour ganz die Sprache des alten josephinischen „Giurisdizionalismo“, indem er alle früheren Privilegien und Rechte des Staates revindicirte und gegen Rom aufrecht erhält⁴⁾. Er erinnert dann weiter an einen Ausspruch de la Rive's, nach welchem Cavour an dem Princip der religiösen Freiheit doch nicht sonderlich stark gehangen habe („non già che egli vi tenesse moltissimo“). Was war also

¹⁾ W. v. Humboldt, Abh. über Geschichte und Politif. Berlin 1869. Dazu Palma in der „Nuova Antologia“. XXIV, 489.

²⁾ Discorsi parlamentari del conte di Cavour, raccolti e pubblicati per ordine della camera dei Deputati. Torino, Botta 1863. XI, 347.

³⁾ Cavour, Opere politico-economiche etc. Cuneo 1855, 139—141.

⁴⁾ Discorsi I, 395.

⁵⁾ Vgl. Bianchi, Storia della Diplomazia europea in Italia, VII, 503 ff.

Cavour's wahre Meinung? Padelletti weist hier auf das Buch eines seiner Vertrauten, des bei Siffa gefallenen Boggio hin, welcher in „La Chiesa e lo Stato in Piemonte“ aller Wahrscheinlichkeit den besten Commentar zu des Ministers Worten und Thaten geliefert habe ¹⁾. Dies Buch aber bewegt sich ²⁾ vollkommen auf dem Standpunct des alten Parallelismus, der sich das Verhältniß der beiden Gewalten nicht anders als ein gleichberechtigtes Nebeneinander vorstellt, uneingedenk der unleugbaren Thatsache, daß diese, man kann sagen karolingische Idee seit den Tagen Gregor's VII. in der Kirche selbst überschritten und eben die curialistischen Juristen des ganzen Mittelalters — nicht die Kirche — bis herab auf Bellarmin und die Jesuiten der „Civiltà cattolica“ diesen Parallelismus weit von sich werfen und die Superiorität der kirchlichen Gewalt über die staatliche lehren. Cavour's Formel nimmt nun bei Boggio folgenden Sinn an. „Die Trennung der Kirche vom Staat bedeutet,“ sagt er, „für diesen das Aufgeben jeglicher Ingerenz in geistliche Angelegenheiten, den Verzicht also auf das königliche Exequatur, auf den Appell ab abuso, auf das Recht die Bischöfe für die vacanten Bisthümer zu präsentiren, und auf jeden andern Act oder jedes andere Recht, welches der Gebrauch oder die Concordate ihm über die ausschließlich weltliche Sphäre seiner Jurisdiction hinaus zuzusprechen. Die Trennung bedeutet zugleich für die Kirche die Freiheit des Unterrichts, die Freiheit der Wahlen, die Freiheit des Besitzes, die Freiheit der Verwaltung. Der Staat wird durch bürgerliche Gesetze über die Ehe jeder Ausgabe für den Cultus überhoben, jeder Einmischung der Kirche in seine Angelegenheiten entzogen ³⁾.“ Für die sog. gemischten Materien soll dann noch eine nachträgliche Specialgesetzgebung folgen.

Padelletti zeigt nun klar, wie schon an den ersten und wichtigsten Materien, wie der Ehe, diese Theorien auf Unmögliches führen. Er tritt für das *ius cavendi* des Staates in seinem ganzen Umfang ein und steht nicht an zu behaupten, daß die Application des *diritto comune* — des gemeinen Rechts — auf die Kirche nicht die Freiheit der Kirche schaffen heiße, sondern einfach dem Clerus das allerodioseste Privilegium zuerkenne. Hier stimmt er seinem Freunde Piola zu, welcher diesen liberalen Doctrinärs zugerufen hatte: „ihr glaubt hierin liberal zu handeln und sehet nicht, daß ihr eine neue Form der geistlichen Immunitäten in's Leben ruft ⁴⁾.“

Padelletti unterläßt nicht auszuführen, wie die parallelistische Auffassung nothwendig zu der mittelalterlichen Anschauung zurückführt, welche in dem Staate nur den Körper, in der Kirche die Seele der bürgerlichen Gesellschaft erblickt. Seine Ausführungen bewegen sich indessen vorzugsweise auf dem ihm nächst liegenden juristischen Gebiete; sie hätten erweitert und vertieft werden können,

¹⁾ Pier Carlo Boggio, *La Chiesa e lo Stato in Italia. Sposizione storico-critica dei rapporti fra la Sante Sede e la Corte di Sardegna dal 1000 al 1854*, compilata su documenti inediti. Torino 1854, 2 voll.

²⁾ Gleich den Conferenze di Diritto Pubblico des P. Passaglia (vgl. § 265 f.).

³⁾ Boggio, a. a. O. p. XXII f.

⁴⁾ Piola, *La Libertà della Chiesa*. Milano 1874. Dazu Giorgini in „*Nuova Antologia*“ I, 517.

wenn er die Beweisführung wesentlich auf das historische Feld verpflanzt hätte. Zwar verweist er auf das Beispiel Belgien's und Nordamerika's, welsch' beide Länder den traurigen Beweis dafür liefern, wozu die absolute Trennung von Staat und Kirche führen ¹⁾. Er hätte aber zur Illustration seiner These die Geschichte der Immunitäten und clericalen Privilegien verfolgen sollen. Bekanntlich haben Bonifaz VIII. gegenüber Frankreich und lange nach ihm Paul V. gegenüber Venedig die Verletzung der Steuerfreiheit des Clerus mit Bann und Interdict geahndet und durch ihre Theologen, Bonifaz durch Aegidius Colonna, Paul V. durch Bellarmin das Publicum belehren lassen, daß jene Immunitäten des Clerus auf göttlichem Recht beruhten, daher von den weltlichen Machthabern nicht angetastet werden dürfen. Bellarmin ging noch weiter, indem er erklärte, die Cleriker hätten bereits im Papst ihren Souverän; kein Mensch könne ihnen die ungerechte Zumuthung machen, auch noch einen zweiten Herrn im Staate über sich zu erkennen. Also *optima forma* der Staat im Staate. Nehmen wir nun an, daß diese curialistischen Theorien, welche freilich nichts weniger als ein katholisches Dogma sind, in dem Clerus eines Landes maßgebend seien oder von der Curie wieder einmal aus der Rüstkammer vergangener Zeiten hervorgeholt würden — und daß dies nicht unmöglich ist, beweisen unsere Jesuiten der „*Civiltà cattolica*“, die PP. *Liberatore*, *Tarquini* u. s. f. — wird da die Formel *Cavour's* der Talisman sein können, welcher den Frieden zwischen Staat und Kirche und die „*Freiheit des Gewissens*“ rettet? Wird der Staat überhaupt damit denn bestehen können?

Padellotti setzt dann weiter auseinander, wie sich, seiner Ansicht nach, glücklicher Weise *Cavour* durch solche „*Theorien*“ nicht gleich *Massimo d'Azeglio* ²⁾ habe aufhalten lassen, Rom für Italien zu verlangen; ja er entscheidet sich schließlich zu der Annahme, die Lehre von „*der freien Kirche im freien Staate*“ sei für *Cavour* nur ein strategisches Auskunftsmittel — un mezzo e un espediente — gewesen, so lange er Aussicht oder Hoffnung gehabt habe, durch Verhandlungen mit der Curie zum Ziel zu gelangen. Diese Verhandlungen, wie sie uns *Bianchi* vorgelegt hat, beweisen ihm, daß „*die berühmte Formel Cavour's* Auffassung nach nur eine politische Waffe war und sein konnte: ein dreischneidiges Schwert, kann man sagen, welches seine Schärfe gegen die römische Curie richtete, deren Sprache hier gewissermaßen angenommen, deren Forderungen dem Anschein nach erfüllt wurden, welches sich zweitens gegen die auswärtigen Ultramontanen wandte, deren Intriguen in den freien Staaten entgegengewirkt werden sollte, welches drittens die Actionspartei traf, die unter dem Ruf nach Rom das Land aufwiegelte.“ Hoch interessant sind hier die von *Cavour* mit Randbemerkungen versehenen Vorschläge zu einer Verhandlung mit Rom, welche *Pantaleoni* dem Grafen unter dem Titel „*Condizioni da convenire per l'indipendenza spirituale del Pontefice nell' esercizio di sua auctorità spirituale sul mondo*

¹⁾ Vgl. für Belgien *Laurent*, *L'Église et l'État*, II, 167. 393 f. 427 f. *Luzzato*, *Lo Stato e la Chiesa nel Belgio*, Milano 1857; für die Vereinigten Staaten *Chauncy Langdone*, *Le odierne quistioni politico-ecclesiastiche e la Chiesa americana*, Firenze 1875, und *Thompson*, *Church and State in the United States*, Boston 1873.

²⁾ *Rendu*, *Correspondance politique de Massimo d'Azeglio*. Paris 1867, p. 175. 180 f.

cattolico“ unterbreitete¹⁾ und welchen als Ergänzung die speciell Italien betreffenden „Condizioni da offrire come base di accomodamento fra il Pontefice e il Regno d'Italia, pel regolamento delle faccende ecclesiastiche“ und das aus ihnen zusammengestellte dem Papst vorzulegende „Capitolato“ dienen²⁾. Darnach sollte dem Papste die Ausübung seiner gesetzgeberischen Thätigkeit in kanonischer Form sowohl hinsichtlich des Dogmas als hinsichtlich der Disciplin vollkommen frei stehen; frei stehen sollte ihm, seine kanonische Jurisdiction auszuüben und durch Kirchenstrafen seinen Aussprüchen Nachdruck zu geben; frei sollte er alle seine Erlasse und Actenstücke veröffentlichen dürfen, Placet und ius inspiciendi et cavendi sind aufgehoben. Der Papst ernennt die Bischöfe frei nach seinem Gutdünken, höchstens auf Präsentation seiner Geistlichkeit hin; die Bischöfe sollten frei ohne irgend welche Einmischung des Staates ihre kanonische Gewalt führen und den Unterricht in den Seminarien und in den Kirchen erteilen lassen; der Clerus solle in freier Concurrenz mit dem Staat seine Schulen halten dürfen; die geistlichen Genossenschaften und die religiösen Corporationen sind, abgesehen von der Frage der juristischen Persönlichkeiten, völlig freigegeben; der Kirche bleibt es überlassen, ob sie die bürgerliche Ehe anerkenne oder nicht und ob sie neben derselben noch eine kirchliche Eheschließung verlange. Cavour's Glossen zu diesem Entwurf zu den von Pantaleoni und Passaglia mit Rom zu führenden Unterhandlungen machen zwar einige Reserven, z. B. hinsichtlich des Interdicts, lassen aber im Ganzen seine Zustimmung erkennen. Als wesentlich aber betrachtete Padelletti den Artikel 8, in welchem es heißt: „die obigen Dispositionen bilden einen Theil der Grundgesetze des Königreichs und sind anzusehen als Ergebnis eines bilateralen Vertrages und als Entschädigung der Kirche für den Verzicht auf die Ausübung und den Besitz der weltlichen Herrschaft.“ Also ein do ut des und gerade, weil nur Italien von Rom eine solche Compensation verlangen konnte, meinte Cavour, sei auch nur Italien zu einer „also glorreichen Transformation des Papstthums berufen“³⁾, und ausdrücklich wurden die Unterhändler angewiesen, zu erklären, „die Regierung des Königs werde der Kirche auf dem geistlichen Gebiete keinerlei Zugeständnis machen, wenn dieselbe nicht thatsächlich auf jede weltliche Herrschaft verzichte.“ Obgleich Cavour später erklärte, er würde, auch wenn er mit Gewalt in Rom einrückte, gleichwohl das Princip „von der freien Kirche im freien Staat“ proklamiren, so glaubt Padelletti doch nicht, daß, wie Mamiani⁴⁾ annimmt, derselbe irgend ein inneres, persönliches Interesse daran gehabt habe, „zu erfahren, was der völlig befreite Katholicismus aus sich selbst machen werde (quello che diverebbe la spontaneità del Cattolismo pienamente affrancato)“. Gleich v. Treitschke⁵⁾ nimmt er an, daß die Betrachtung der religiösen Probleme ihm überhaupt dazu viel zu fern gelegen und er nicht Zeit gehabt, ihnen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Höhere religiöse Absichten blieben ihm fremd; er hatte es mit der bestehenden officiellen Kirche

1) Bianchi, Storia della Diplomazia europea in Italia, VIII, 415 f.

2) Ebend. 417 f. 428 f.

3) Bianchi, a. a. O. VIII, 423.

4) Mamiani, Teorica della religione e dello Stato, p. 291.

5) Treitschke, Il Conte di Cavour. Italienische Ausgabe, S. 227.

zu thun; die Neugeburt des religiösen Lebens durch Eintauchung desselben in das volkstümliche Element beschäftigte seinen Geist nicht, welcher viel mehr dem gerade durch seinen Einfluß in Italien mächtig erstarkten „ruhigen, selbstgefälligen, etwas diffusen Skepticismus“ („scotticismo religioso tanto diffuso, tranquillo, pacifico, sicuro di sé“) huldigte, von welchem R. Bonghi einmal als von der herrschenden Stimmung der liberalen Schichten unserer Bevölkerung spricht. Damit stimmt denn freilich nicht, wenn Cavour einmal in einer seiner Unterhaltungen mit Arton äußerte: „ich bin überzeugt, kaum wird die Kirche diese Freiheit gekostet haben, so wird sie sich durch dieses gesunde und kräftigende Regime wie neugeboren fühlen¹⁾.“ Darüber, daß ein Friede mit Rom dem parlamentarischen Leben der Nation in den katholischen Abgeordneten ein ganz neues Element zuführen, und das Verhältniß der Majoritäten in der Kammer möglicher Weise auf den Kopf stellen werde, machte sich der große Staatsmann keinerlei Illusionen: er hielt es für durchaus möglich, daß innerhalb weniger Jahre die sog. katholische Partei in der Mehrheit sei und er seine Laufbahn auf den Bänken der Opposition endigen werde²⁾. Padelletti dagegen weiß noch ganz andere Folgen der „freien Kirche im freien Staat“ aufzuzählen. Schon jene theilweise Verwirklichung dieses Axioms, die wir von 1850—1874 gesehen, bewirkte ihm zu Folge dreierlei: sie gestattete dem Papste alle Bischofsitze Italiens mit blinden Werkzeugen der jesuitischen Partei zu besetzen; sie gestattete Papst und Bischöfen ungestraft das neue Königreich zu insultiren und gegen dasselbe zu conspiriren; sie gestattete drittens, daß eine zahlreiche Jugend in der Unwissenheit der heutigen Welt und im Haffe gegen die Freiheit aufgezogen wurde. Die volle Ausführung von Cavour's Idee, fügt er hinzu, würde alle Bischöfe hilflos dem Papst, alle Pfarrer hilflos den Bischöfen überantwortet, auf lange Zeit jeden Keim von Lebensfähigkeit in der Kirche unterdrückt und dem neuen Staatswesen tausend Schwierigkeiten und Gefahren geschaffen haben, an welche Cavour nicht dachte und an welche seine geringe Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse ihn nicht denken ließ. Wie wenig sein Vertrauen gerechtfertigt gewesen, daß der frische Hauch der Freiheit in der Kirche selbst bessere Zustände hervorrufen werde, zeige die Publication des „Syllabus“ und der Constitution „Pastor aeternus“.

Padelletti glaubt daher nicht, daß im Verfolg des Cavour'schen Axioms etwas Ersprießliches zu erreichen sei. „In unserer gegenwärtigen Lage,“ schließt er, „bleibt nur Eines übrig, der Versuch nämlich, den Geist innerer und wahrhaftiger Freiheit in die Kirche einzuführen und zugleich eine neue Regelung des kirchlichen Vermögensrechtes vorzunehmen, welcher dem Laienelemente bedeutende Vorrechte verleiht. Dazu gibt der Artikel 18 des Garantengesetzes die Handhabe.“

Borgatti hat über den nämlichen Gegenstand zu wiederholten Malen geschrieben, bez. gesprochen: vorab in den beiden in der Abgeordnetenkammer am 3. Februar 1871 und am 15. März d. J. gehaltenen Reden „delle Garanzie per la indipendenza del sommo Pontefice e della libertà della Chiesa“, dann in der vor dem Senate am 11. März 1875 gehaltenen Rede über die Formel „Libera Chiesa in Libero Stato“, endlich in seinen Briefen an den Abgeord-

¹⁾ Œuvre parlementaire, p. 21—26.

²⁾ Discorsi XI, 360.

neten Dina¹⁾, Director der „Opinione“; letztere sind direct gegen Padelletti gerichtet. Er ist zunächst der Meinung, man müsse die alte Vorstellung von den beiden Gewalten aufgeben und die Kirche politisch und juristisch ausschließlich als eine private Association oder Institution ansehen. Er unterscheidet dann sehr scharf zwischen der geistlichen oder religiösen Universalität der Kirche — Universalität des Dogmas, der Disciplin und der Formen — und zwischen der von dem einzelnen Staat in seiner bürgerlichen Gesetzgebung anerkannten Universalität. Um das gemeine Recht auf die Beziehungen des Staates zur Kirche anzuwenden, sei es keineswegs nothwendig, die Kirche in ihrer juristischen Universalität anzuerkennen. Padelletti, erklärte er, habe mit vielen Andern darin geirrt, daß ihm der Unterschied entgangen sei, welchen man machen müsse, wenn man die Freiheit der Kirche in Rücksicht auf den italienischen Staat und in Rücksicht auf die übrigen Staaten, über welche sich die Kirche erstreckt, betrachtet; mit andern Worten: die diplomatische Frage sei hier durchaus verschieden von der internen. Ganz unrichtig sei, wenn Prof. Padelletti meine, für Cavour sei die Lehre von der „freien Kirche im freien Staate“ nur ein politisches Expediens- und Kampfmittel gewesen. Er beruft sich sowohl auf die Erinnerungen der nächsten Freunde Cavour's (zu denen er selbst zählte), als auf dessen Aeußerungen, wie wir sie oben angeführt, wie endlich auf die Mittheilungen, welche Cavour's Nichte, die Marchesa Alfieri nach dem Tode ihres Oheims Giorgini entgegengesetzt hatte²⁾: auf alle diese Instanzen brieft er sich zum Erweise der Thatsache, daß der Gründer der italienischen Einheit³⁾ mit jenem Satze ein wirkliches, von ihm aufrichtig gemeintes und wohlbedachtes Princip ausgesprochen, dessen Verwirklichung er im Ernste niemals von der Zustimmung der Curie zur Abschaffung der Temporale abhängig machen konnte, das im Gegentheil einen integrierenden Bestandtheil seines politischen Programms gebildet habe. „Auch ich,“ fügt Borgatti an einer Stelle hinzu, „bin überzeugt, daß nur in der Freigebung und vollauf geübten Freiheit wahre und volle Garantie

1) Borgatti, Libera Chiesa in Libero Stato. Lettere del senatore Borgatti all' onorevole deputato Dina, direttore dell' Opinione. Estratto dell' Opinione, no. 44, 47 e 51. Roma 1876.

2) „Nuova Antologia“ I, 815.

3) Man gestatte uns zu diesem Ausdruck eine Bemerkung. Es wäre doch schließlich Zeit, der Verhimmelung Garibaldi's und seines sicilianischen Feldzugs ein Ziel zu setzen: Italien kann wahrhaftig durch diese „Legende“ nicht an Ruhm und Ehre gewinnen, es kann nur Mitleid im Ausland erwecken, wenn man fortwährend glauben macht, die italienische Einheit habe auf eine solche geistige Nullität warten müssen, um begründet zu werden. Eingeweihte wissen sehr gut, daß die ganze sicilianische Revolution durch Cavour gemacht worden ist, dessen militärische Emissäre, als Krämer verkleidet, die Insel bereisten und mit Gold die einflußreichsten Personen kauften. Bestochen war der General, welcher vor Palermo Heer und Flotte befehligte, bestochen der in Neapel commandirende General, welcher zwei Millionen erhielt. Der Zug Garibaldi's mit den „berühmten“ Tausend, deren schlechte Ausrüstung keinerlei ernstem Treffen gewachsen, war nichts als eine lächerliche Komödie, die man vor Europa spielen mußte, um die piemontesische Regierung zu beschärgiren. Garibaldi selbst hatte am Volturmo den Muth vollständig verloren und wurde von Rino Vigio verzagt in einem Graben gefunden und angerebet: „oggi bisogna di morir o di vincere — heute mußt du siegen oder sterben.“ Die Ankunft der piemontesischen Bersaglieri rettete ihn und gewann die Schlacht.

wie für den Papst so für die Kirche liegt.“ Und so verwahrt er sich denn gegen den ihm zu weit gehenden Staatsbegriff, welchen sein Gegner aufgestellt hatte.

So interessant diese zwischen Padelletti und Borgatti gepflogene Controverse ist, so scheint sie uns doch den Gegenstand keineswegs erschöpft zu haben. Der Ursprung der Lehre von der „freien Kirche im freien Staat“ läßt sich über Savour hinaus verfolgen. Die Lehre von der Gewissensfreiheit ist bekanntlich durchaus modern; sie war weder dem Mittelalter noch dem Reformationszeitalter bekannt: sie ist zum ersten Male als politisches Axiom von Lord Baltimore und den ersten katholischen aus Großbritannien vertriebenen Ansiedlern Marylands (1632) aufgestellt worden. Sie hat damals, im 17. Jahrhundert, sich keiner dauernden Anerkennung zu erfreuen gehabt: aber im 18. Jahrhundert hat die nordamerikanische Union das Princip „von der freien Kirche im freien Staate“ thatsächlich verwirklicht, wenn auch die Formel damals nicht ausgesprochen wurde. Lamennais hat dann schon unter den Bourbonen für die französische Kirche im Wesentlichen die nämliche Stellung gefordert, deren sich die katholische Kirche in Nordamerika erfreute; die Männer, welche die belgische Revolution machten, gingen von denselben Grundsätzen aus und verwirklichten sie in der belgischen Constitution. Seit 1830 kämpften Lamennais und seine Freunde im „Avenir“ offen für die absolute Trennung von Kirche und Staat, und auch als Lamennais sich von seinen Freunden getrennt hatte, sahen letztere, vorab Montalembert, in ihr das Heil der Gesellschaft. Es unterliegt uns keinem Zweifel, daß diese Vorgänge und daß die Schriften der liberalen Katholiken Frankreichs tiefen Eindruck auf Savour gemacht hatten. Seine Formel „Libera Chiesa in libero Stato“, schien so sehr Montalembert's berühmter Mechelner Rede „über die Interessen des Katholicismus im 19. Jahrhundert“ entnommen, daß Montalembert sich veranlaßt sah, in einem bekannten Sendschreiben an Savour den Unterschied seiner Auffassung von der Savour'schen ausführlich und unter schweren Angriffen auf die antikirchliche Gesetzgebung Piemonts seit 1851 zu begründen. Das kann aber an der Verwandtschaft der Savour'schen Idee mit derjenigen der liberalen Katholiken Frankreichs nichts ändern. Rom traute weder der einen noch der andern. Es hat die Lehre von der Trennung von Staat und Kirche verworfen, als es den „Avenir“ verdammt und den „Syllabus“ erließ; es hat sich in der Praxis indessen in Amerika wie in Belgien dieselbe gefallen lassen, bis auf die allerneueste Zeit, wo der belgische Streit um die Schule die Hinfälligkeit und Unhaltbarkeit des Systems ad oculos demonstrirte.

Die absolute Trennung von Staat und Kirche ist ein Product des modernen französischen Doctrinarismus, gerade so verderblich und gerade so unhaltbar, wie das auf die Spitze getriebene, das Königthum annullirende constitutionelle Princip, mit dem, wie das die Geschichte Frankreichs von 1815 bis 1851, und vor Allem wiederum neuestens die Geschichte der dritten Republik beweist, auf die Dauer jede Regierung unmöglich, jedenfalls alle Stabilität und Cohärenz derselben aufgehoben wird. Sie ist ein Princip, dem zwar eine ideale, aber eine ganz unhistorische abstracte Auffassung zu Grunde liegt. Die Männer, welche die Trennung von Staat und Kirche zuerst praktisch verwirklicht haben, griffen zu ihr aus dem einfachen praktischen Grunde, weil sie keinen andern Weg sahen, um einem ungerechten, die Gewissen beschwerenden Druck des Staates zu ent-

gehen; diejenigen, welche sie zum Princip erhoben, hatten aber in keiner Weise über die Frage nachgedacht, wie denn die bisher geübten *iura circa sacra* des Staates entstanden waren. Man wußte wenig oder nichts von dem Gleichgewicht der Kräfte — des Primats, Episkopats, des Clerus, des Laienelements, welches in der alten Kirche bestanden hatte; man wußte nicht, daß die Uebel in der mittelalterlichen Kirche und die allmälige Zerrüttung derselben hauptsächlich oder theilweise aus der Störung dieses Gleichgewichtes hervorgegangen waren; nichts davon, daß die traditionell oder concordatsmäßig von den Fürsten und Regierungen geübten kirchlichen „Rechte“ den letzten Rest des Antheils darstellten, welchen einstmals das Laienelement in der Kirche ausgeübt hatte. Am klarsten läßt sich das an der Geschichte der Bischofswahlen nachweisen, wo der *plöbs christiana* entzogene Antheil in einer an der Hand der historischen Urkunden leicht zu verfolgenden Weise auf die Kaiser und Landesfürsten überging. Das Aufgeben der staatlichen Mitwirkung bei der Ernennung der Bischöfe würde also nicht der „Kirche“, sondern einfach einem der übrigen hier concurrirenden Factoren, beziehungsweise den diesen beherrschenden Elementen zu Gute kommen, also das Gleichgewicht der Kräfte nur noch heilloszer stören. Auf der andern Seite kann auch die Kirche berechnete Ansprüche erheben. Sie sieht in dem modernen Staat den Rechtsnachfolger dessen, welcher ihren Besitz vielfach occupirt hat: wie kann sich der Staat, wird sie sagen müssen, von jenen Leistungen für die kirchliche Gesellschaft zurückziehen, welche das einfache Aequivalent für das eingezogene Kirchengut darstellen? Es begreift sich von diesem Gesichtspunkte aus vollkommen, daß der Gesekentwurf des Professor C. (vgl. „Deutsche Rundschau“ März 1882, S. 365) von 1867 die Rückgabe des Kirchengutes verfügte, welches der Staat bei Unterdrückung der Orden in Beschlag genommen hatte. Das war consequent und billig.

In ein ganz neues Stadium ist die alte Frage über das Verhältniß von Staat und Kirche natürlich getreten, seit in der neuern Zeit die Staaten als solche aufgehört haben confessionell-katholisch zu sein und seit sich im Laufe des letzten Jahrhunderts herausgestellt hat, daß eben auch ein großer Bruchtheil der Bevölkerung nicht mehr auf dem Boden der alten Kirche steht. Eine Liquidation war unabweislich und es war natürlich, daß der ideal-liberale Doctrinarismus in der Formel von „der freien Kirche im freien Staate“ die beste Lösung zu finden vermeinte. Aber man irrte zunächst darin, daß man dies Princip identisch erachtete mit demjenigen der Gewissensfreiheit, wie sie zuerst auf dem Boden der Neuen Welt Lord Baltimore proclamirt hatte und wie sie, man kann sagen, erst seit hundert Jahren in der alten Welt als die Grundlage aller übrigen Freiheiten und die kostbarste Errungenschaft der Neuzeit sich eingebürgert hat — in der Theorie wenigstens, wenn auch leider nicht überall in der Praxis. Daß das alte Staatskirchentum mit seiner „Zwangskirche“ mit der individuellen Freiheit nicht bestehen konnte, ist längst Allen klar; daß es aber für die Kirche und das Christenthum selbst kein Segen war, daß in ihm vielmehr die Quelle des spätmittelalterlichen Verfalls der christlichen Gesellschaft lag, hat in unübertroffener Weise Maassen in seinen lange nicht hinreichend beachteten „Neun Capiteln über freie Kirche und Gewissensfreiheit“ (Graz 1876) u. i. f. gezeigt. Das Princip der

individuellen Gewissensfreiheit schließt aber keineswegs in sich, daß auch Staat und Kirche nebeneinander leben, ohne sich um einander zu kümmern: etwa wie zwei Asscuranzgesellschaften, die zwar einen Theil ihrer Mitglieder gemeinschaftlich, aber im Uebrigen gar nichts miteinander gemein haben. Wir sehen in Belgien und seit wenigen Jahren in Frankreich, wohin z. B. auf dem Gebiete des Unterrichts eine solche „Freiheit der Kirche“ führt; der Staat läßt in seiner „confessionslosen“ Schule eine atheistische Jugend erziehen, welche die Kirche haßt; der Clerus erzieht in seinen Schulen eine den Staat hassende Jugend, welche für alle über das Religiöse hinausliegenden Culturzwecke der Gegenwart keinen Sinn hat; zwei Nationen in einem Staate. Durch die Gewalt der Verhältnisse wird die Kirche dahin geführt, einen solchen Staat zu negiren; ein solcher Staat aber durch dieselbe Macht der Verhältnisse sehr bald veranlaßt, aus einer gegen die Kirche gleichgültigen Gesellschaft eine sie verfolgende zu werden. „Der freie Staat“ neben der „freien Kirche“ würde sich dem Christenthum gegenüber bald in einer ähnlichen Lage befinden, wie der römische Staat vor Constantin. Die Christen der drei ersten Jahrhunderte waren weder Aufwiegler noch schlechte Bürger. Gleichwohl ist es wahr, was Gibbon behauptet hat, daß der römische Staatsbegriff durch das Christenthum zerstört worden sei: so wenig aber wie der omnipotente, die Gewissensfreiheit erdrückende Staat mit dem Christenthum unter einem Dache zusammenleben konnte, so wenig kann auf die Dauer der gegen die Kirche absolut gleichgültige Staat mit ihr zusammen existiren. Man halte uns Amerika nicht entgegen; dieser Staat ist noch zu jung, um solchen Fragen gegenüber zur Exemplification herangezogen zu werden. Zudem ist die Union zum weitaus größern Theil vorläufig noch protestantisch, während wir hier zunächst das Zusammenleben des Staats mit der Kirche in vorwaltend oder ganz katholischen Ländern in's Auge fassen. Die immer noch gewaltige Lebenskraft und Concentration der Kirche würde in letzteren Zustände herbeiführen, welche dem modernen Staate keine Wahl ließen, als entweder in einen feindlichen Gegensatz zu der religiösen Gesellschaft zu treten und zum Verfolger zu werden, oder zu dem mittelalterlichen Verhältnisse der Unterwerfung unter die Kirche zurückzukehren. Denn von dem Traume Rothe's vom Aufgehen der Kirche in dem Staate kann doch im Ernst keine Rede sein.

Man hat gesagt: die Freiheit trage in sich das Heilmittel wider alle ihre eignen Gefahren. Wollte Gott es wäre dem so! Aber die Geschichte gibt diesem enthusiastischen Idealismus nicht Recht, und was wir heute rings um uns erleben, ist nicht geeignet, zur Anstellung des Experiments auf breiterer Basis einzuladen. Wie die Menschen beschaffen sind, würde die schrankenlose Freiheit nicht einen erziehenden Einfluß bester Art auf unser Geschlecht ausüben, sondern einfach ein neues Faustrecht begründen, schlimmer als das mittelalterliche, weil bei jenem wenigstens die persönliche Kraft den Ausschlag gab, während das moderne Faustrecht unseres verfeinerten Jahrhunderts nur der größern Gemeinheit zum Sieg verhelfen würde. Die Radikalen aller Länder haben, dünkt uns, dafür gesorgt, daß wir die schrankenlose Freiheit allenthalben für den Gegensatz und den Todfeind aller wahren Freiheit erkennen müssen; sie haben, wie das Montalembert bereits vor dreißig Jahren ausgesprochen hat,

das schlimmste aller Verbrechen verübt: sie haben die Welt der Freiheit müde gemacht und sie in Bezug auf dieselbe desorientirt¹⁾.

Es war, wie wir bestimmt zu wissen glauben, weder Cavour's noch Ricafoli's, noch Borgatti's Meinung jemals gewesen, die italienische Kirche oder die katholische Kirche in Italien auf die Dauer dem Staate gegenüber so fremd und frei zu stellen, wie dies in Nord-Amerika und Belgien der Fall ist, wenn sie auch in der Application der Formel viel weiter gingen als Pabelletti und Andere gut heißen mochten. Aber für sie handelte sich's in erster Linie darum, mittelst dieser Formel eine Lösung für die enorme Schwierigkeit zu finden, welche für Italien darin lag und noch liegt, daß es nicht nur das Haupt der italienischen Katholiken, sondern auch das Oberhaupt der gesammten Kirche in sich schließt, welches Oberhaupt der Gesamtkirche den bestimmten Anspruch erhob und erhebt, gerade als solches von Italien behandelt zu werden. Borgatti hat da²⁾ namentlich sehr richtig erkannt, daß es ein großer Unterschied ist, die religiöse oder die juridische Universalität des Katholicismus anzuerkennen. Ihm zu Folge hat der Staat es mit der ersten überhaupt nicht zu thun; die Anerkennung der zweiten ist ihm aber nicht möglich.

Wir sind überzeugt, daß der italienische Staatsmann hier der Lösung unserer großen Frage sehr nahe gekommen ist. Das Problem kann rein theoretisch, es kann rein praktisch aufgefaßt werden. Wir überlassen gerne Anderen die philosophische und theoretische Erschöpfung desselben: für uns handelt es sich um eine politische, also vorwaltend praktische Frage.

Die juridische Anerkennung der Universalität der katholischen Kirche ist heute für den modernen Einzelstaat eine Unmöglichkeit. Sie war möglich auf dem Boden der Anschauung, welche das natürliche Ergebnis der Aufrichtung eines christlichen Weltreiches durch Karl den Großen war: mit diesem Imperium stand und fiel sie. Der heutige Staat kann in seiner Gesetzgebung sich auf keinerlei Verhältnisse richten, welche außerhalb seines Territoriums liegen: mit jedem weitem Hinausgehen verliert er seine Souveränität. Concordate mit Rom sind darum im Widerspruch gegen das Princip des modernen Staates; sie können nicht abgeschlossen werden, ohne daß der Staat einen Theil seiner Souveränität aufgibt. Die Gesetzgebung mehrerer Staaten hat dies bekanntlich anerkannt und unter Ablehnung jeder Convention mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche es unternommen, die Beziehungen des Staates zu seinen katholischen Unterthanen auf dem gewöhnlichen legislatorischen Wege zu regeln. Die Falk'sche Gesetzgebung ging von diesem Standpunkte aus. Aber sie schloß über das Ziel, indem sie Dinge, welche der Sphäre des Staates absolut nicht

1) Vgl. Montalembert's merkwürdige Rede, gehalten in der Nationalversammlung am 19. October 1849, wo er den Radicalen sagt: „savez-vous quel est devant le monde le plus grand de tous vos crimes? Ce n'est pas seulement le sang innocent que vous avez versé, quoiqu'il crie vengeance au ciel contre vous; ce n'est pas seulement d'avoir semé à plaines mains la ruine dans l'Europe entière; quoique ce soit le plus formidable argument contre vos doctrines. Non! c'est d'avoir disenchanté le monde de la liberté; c'est d'avoir en quelque sorte desorienté le monde.“

2) Vgl. namentlich die Rede vom 3. Febr. 1871 „Delle Garanzie per la Indipendenza del Sommo Pontifice etc.“, Firenze 1871, p. 6 f.

unterliegen, in ihre Artikel hineinzog, und sie fehlte in zahlreichen Details, indem die Gesetzgeber es vernachlässigten, sich über den Gegenstand ihrer Legislation hinreichend zu unterrichten und guten Rath da zu suchen, wo er allein zu finden war — bei den katholischen Freunden des Staats. Es hat sich furchtbar gerächt, daß man meinte, zwar in landwirthschaftlichen und commerciellen Dingen keine Gesetze ohne Hinzuziehung eines technischen Beirathes machen zu dürfen, kirchliche Gesetze aber erlassen zu können, ohne Diejenigen befragt zu haben, welche von solchen Dingen etwas verstehen und von denen man wissen konnte, daß sie dem König und seiner Regierung gegenüber keine Judasrolle spielen würden. War das ein bellagenswerther und verhängnißvoller Fehler, so war es fast noch wunderbarer, wie der Reichskanzler oder das Ministerium von Gossler diesen Fehler dadurch corrigirten, daß man wieder einen preußischen Botschafter bei dem Vatican accreditirte, während man zugleich erklärte, in eine Revision der Maigesetze nicht einwilligen zu wollen. Man hält an einer Gesetzgebung fest, welche die juridische Universalität des Katholicismus ignorirt — und man schickt dem Oberhaupte des letztern einen Gesandten, der über eben diese Gesetzgebung mit ihm verhandeln soll! Verstehe das, wer es will; wir in Italien haben es nicht verstanden; wir haben aber wohl begriffen, weshalb die Mission des Herrn von Schläger bisher resultatlos blieb. Die Curie ist klug genug, um einzusehen, daß der Fürst Bismarck mit dieser wie mit andern Maßregeln den Boden seiner Politik verlassen hat; sie hat Athem genug, um es ruhig abzuwarten, bis ihr die Früchte eines solchen Wandels gereift in den Schoß fallen.

Für uns aber hat die Sache noch eine ganz andere Bedeutung. Man hat in Italien — mit Recht oder mit Unrecht — jene Mission als einen Schlag in's Antlitz des Königreiches empfunden. Während in den letzten Jahren die Gefinnungen Italiens sich mehr und mehr Frankreich ab und Deutschland zuwandten, hat das Ereigniß in der entgegengesetzten Richtung gewirkt und die Actien Frankreichs wieder steigen lassen. Die bei mehr als einer Gelegenheit den Zumuthungen des Ultramontanismus gegenüber bewiesene Schwäche der preußischen Regierung, das Coquettiren mit der Freundschaft des Centrums, alles das wird in Italien vielfach als ein Beweis angesehen, daß die deutsche Regierung geneigt sei, auch auf Kosten Italiens, den Frieden mit Rom zu suchen und anzunehmen. War es erstaunlich, daß die Windfahne sofort nach Frankreich umschlug?

Wir leben in der festen Ueberzeugung, daß ein so tiefblickender Staatsmann wie Bismarck ernstlich niemals daran denken konnte, die Basis der Politik zu verlassen, welche 1866 und 1870 das Deutsche Reich geschaffen hat. Das Jahr 1870 war kein Sieg des Protestantismus über den Katholicismus, was man auch sagen möge. Aber es war ein Triumph der germanischen über die romanische Cultur und ein entscheidender Schlag gegen die Combinationen des „politischen Katholicismus“, einer Macht, die mit dem religiösen Leben der immensen Mehrzahl unserer katholischen Mitbürger sehr wenig zu thun hat. Als solcher ist er empfunden worden — und hier liegt die Entstehung des „Culturkampfes“, der sich unmittelbar an die Ereignisse von 1870 angeschlossen und in welchem Preußen den Irrthum beging, eine freilich dem deutschen Reiche,

der deutschen Wissenschaft, der gesammten deutschen Culturentwicklung feindliche Partei mit der Kirche zu verwechseln und dem heiligen Stuhle aggressive Absichten gegen das junge Kaiserreich zuzuschreiben, welche selbst Pius IX. nicht hegte ¹⁾, welche dem erhabenen Greise, der gegenwärtig die Tiara trägt, so ferne als möglich liegen. Gingen Andere zu weit in der Trennung von Kirche und Staat, so fiel man hier in's gerade Gegentheil und erneuerte die Fehlgriffe Joseph's II. Es ist für Deutschland eine Lebensfrage, daß die preußische Politik aus dieser Sackgasse herausgelange, daß sie zugleich gerecht und zugleich stark dem Gewissen der katholischen Unterthanen Befriedigung gewährt, ohne den Velleitäten des politischen Ultramontanismus nachzugeben. Aber auch für Italien hängt unendlich viel davon ab, wie dies Problem in Deutschland gelöst werde. Der Reichskanzler hat im verfloffenen Winter in jener bekannten Bemerkung auf die dem Königthum Italien und dessen Bestand aus der Herrschaft der radicalen Tendenzen erwachsenden Gefahren hingewiesen. Kein vernünftiger Mensch wird annehmen, der Fürst Bismarck habe damals die ohnehin durch die neueste Wendung der preußischen Kirchenpolitik etwas in's Schwanken gekommenen Sympathien für Deutschland leichtfertig verschmerzen wollen; man kann nur annehmen, er habe der italienischen Politik eine ebenso begründete wie wohlgemeinte Warnung zukommen zu lassen beabsichtigt. Das Steuer dieser Politik aus den Wassern des Radicalismus wieder heraus zu bringen ist aber keineswegs so leicht. Die Abstention der katholisch-conservativen Partei, die Gleichgültigkeit eines großen Theils der Wähler sichert der Linken noch auf längere Zeit die Majorität in jeder Kammer. Wir nehmen keinen Anstand zu bekennen, daß wir einen Umschwung zum Bessern nur von Ereignissen auf dem Felde der äußern Politik erwarten. Italien muß rundweg jeglicher Connivenz mit der Politik des mehr und mehr dem Jakobinismus und innerer Auflösung verfallenden Frankreich entzagen: es muß im Bündniß mit Deutschland sein Heil ausschließlich suchen und in dem künftigen Kriege an der Seite Deutschlands fechten und siegen. Ein solcher Sieg wird das Königthum kräftigen und es stark genug machen, mit dem Radicalismus Abrechnung zu halten. Freilich wird ihm auch dann noch zu seiner endgültigen Befestigung die Erledigung der römischen Frage übrig bleiben. Kehren wir auf einen Augenblick wieder zu dieser zurück.

III.

Wir haben am Schlusse unseres ersten Briefes der Schrift „Il Papa e l'Italia“ gedacht, welche zu Ende 1881 in Rom erschienen ist und welche, von dem Bischof Rotelli von Montefiascone verfaßt, auf Inspiration Leo's XIII. zurückgeführt wird. Sie ist nicht die einzige Broschüre geblieben, durch welche der Vatican versucht hat, die römische Frage wieder anzuregen und ihrer endgültigen Lösung nahe zu bringen. Ebenfalls zu Ausgang des verfloffenen Jahres gab der „Osservatore Romano“, seit dem Eingehen der „Aurora“ wieder vielfach zu officiösen Mittheilungen benutzt, eine Reihe von Artikeln, welche auch in

¹⁾ Noch als die Wogen des „Culturkampfes“ am höchsten gingen, äußerte sich Pius IX. in einer uns ertheilten Audienz im Hinblick auf gewisse Protektler dahin: es stehe einem katholischen Unterthanen Sr. Maj. des deutschen Kaisers nicht frei, den Frankfurter Vertrag von 1871 zu negiren und der Legitimität des neuen Reiches principielle Opposition zu machen.

deutscher Uebersetzung gesammelt erschienen¹⁾, und um dieselbe Zeit veröffentlichte der bald darauf in jugendlichem Alter gestorbene, von Perugia her dem Papste nahestehende Graf Conecstabile die vielfach bemerkte Schrift „La Situation du Pape et le dernier mot sur la question Romaine“²⁾. Beide Publicationen knüpfen im Wesentlichen an die Vorgänge an, welche sich bei der Beisetzung der Leiche Pius' IX. am 18. Juli ereigneten — Vorgänge, die jeder anständige Mensch nur auf's Tiefste beklagen kann, in Betreff deren aber doch ein für alle Mal die Bemerkung gemacht werden muß, daß ähnliche und schlimmere Dinge sich auch in den blühendsten Zeiten der weltlichen Papstherrschaft begaben — wir wollen nicht auf die trüben Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts, sondern nur an den Tumult beim Tode Paul's IV. und an die Mißhandlung mehr als einer päpstlichen Leiche in der Renaissanceperiode erinnern. Zudem gewinnen diese Vorgänge doch auch ein eigenthümliches Licht, wenn es wahr ist, was uns aus guter Quelle versichert wird: man habe italienischerseits der Curie auf eine vertrauliche Anfrage hin den Rath gegeben, die Translation der Gebeine Pio Nono's am hellen Tage vorzunehmen, und König Umberto selbst habe sich erboten, dieselben mit allen königlichen Ehren zu begleiten. Doch lassen wir diese häßliche Geschichte bei Seite. Der „Osservatore“ kommt zu dem Ergebnis: „zwei Rechte stehen einander geradezu gegenüber, das von Italien (es ist also doch ein Recht?) und jenes der katholischen Welt; eines muß weichen. Welches? Offenbar das, welches weniger Gründe für sich hat. Zwei Hauptstädte können nicht zugleich in einer Stadt sein, zwei Regierungen können sich nicht gegenseitig durchbringen, in Frieden mit einander leben am selben Ort. Die Folge wird sein, daß nach kürzerer oder längerer Probe, kürzeren oder längeren Kampfe die eine weichen muß, während die andere bleibt. „Welche von beiden wird dieses Schicksal treffen?“ Es ist natürlich Italien, welches weichen muß.

Graf Conecstabile kommt, bei einer gebildeten und weniger leidenschaftlichen Darstellung, zu demselben Ergebnis. Er bestreitet zunächst, daß, wie die italienische Regierung vorgibt, im Jahre 1870 40,000 Römer für, und nur 40 gegen die Annexion gestimmt hätten und er hebt hervor, daß nach dem Plebisit eine Adresse an den Papst zu Gunsten dessen weltlicher Herrschaft 28,000 Unterschriften erhalten habe. Diese letztere Manifestation erhalte ihre Bestätigung durch eine im October 1881 gezeichnete Adresse, welche 30,000 Unterschriften römischer Bürger zähle und gleichfalls die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft verlange. Er erinnert dann an Massimo d'Azeglio's Antipathie gegen Rom als Hauptstadt Italiens, welcher die Einnahme Roms als „die Inthronisation der Demagogie“ betrachtete und ein Mal meinte: „wenn Napoleon III. uns von Rom als Hauptstadt erlöste, so wäre das ein ebenso großer Dienst als Solferino“. Er erinnert dann weiter daran, daß im September 1879 keine einzige Macht ihre Zustimmung zu der Annexion Roms gegeben und die Mehrzahl der Cabinette ausdrücklich ihre Reserven zu Gunsten des Papstes gemacht hätten. Jetzt habe sich Italien in die einst dem Grafen Cavour von Montalembert gestellte Alternative versetzt: „wenn ihr nach der Besetzung Roms den

¹⁾ Rom als Hauptstadt von Italien. Freib. i. B. 1881.

²⁾ Paris, Plon, nov. 1881.

Papst bedrückt, ohne daß er Vertheidiger findet, so ist er nicht mehr frei; findet er deren, so seid ihr es nicht mehr“. Die Frage sei keine politische, sondern zugleich eine religiöse: schon Donoso Cortes habe im Congresse (4. Januar 1849) es ausgesprochen: „Die vornehmste Gewalt des Papstes sei die geistliche, die weltliche sei nur ein Accessorium. Die katholische Welt habe ein Recht darauf, daß das infallibele Orakel seiner Dogmen unabhängig und frei sei; die Frage der Souveränität, welche dort überall eine rein politische sei, sei daher in Rom eine religiöse.“ Der peruginer Edelmann gelangt so zu der Conclusion: die gegenwärtige Situation sei unerträglich, das Gegentheil von dem was sein sollte; man müsse die Forderungen des Oberhauptes der Christenheit erfüllen, Rom seinen wahren Charakter zurückgeben und die Gewissen der Katholiken zufrieden stellen. „Möge Italien nicht vergessen, daß der Papst der nationalste, der italienischste Souverän sei, den es je gegeben. Der römische Papst, gefangen oder exilirt, ist ein Unglück und ein Weh für Italien, das Land; ein Unglück und eine Drohung für Italien, den jetzigen Staat. Die Sympathien der Welt sind für den Vatican. Es ist Zeit zu wählen, das ist vielleicht das letzte Wort in der römischen Frage.“ Indessen scheint auch Herr Conestabile nicht gerade zu verlangen, daß der ganze Kirchenstaat restituirt werde; er gäbe sich¹⁾ mit Rom, dem Hafen Civita-Vecchia und Umgegend, in Summa mit 3—400,000 Einwohnern zufrieden.

Italiens geistvollster und vielseitigster Publicist, Herr R. Bonghi, hat in einer höchst lesenswerthen Broschüre diese verschiedenen semi-officiellen Veröffentlichungen des Vaticans einer Beurtheilung unterworfen²⁾. Er gibt die Unvollkommenheit der von ihm selbst und seinen Freunden gegebenen Garantien-gesetze gerne zu und leugnet nicht, daß dieselben durch die seit acht Jahren sich folgenden mehr oder weniger radicalen Regierungen schlecht ausgeführt wurden und dem Papste gegründete Ursache zur Klage gegeben sei. Er sucht dann aber zu zeigen, daß die von den päpstlichen Publicisten vorgeschlagene Lösung absolut unmöglich ist. Unmöglich, weil sich kein Staatsmann in ganz Italien fände, welcher es auf sich nehmen wollte, dieselbe dem König und dem Parlamente vorzuschlagen. Aber gesetzt, ein solcher finde sich, und es gelinge ihm, den Plan durchzuführen, so sei man nicht weiter, da die immense Mehrheit des italienischen Volks Rom als Hauptstadt verlange und wieder nach ihr werde zurückkehren wollen. Wer solle den Papst halten? Gegenüber dem Andrängen der gesammten italienischen Actionspartei genüge die Macht des Papstes nicht. Also entweder müsse Italien selbst den Gensdarmen (gegen sich selbst!) machen oder die auswärtigen Mächte müßten gegen Italien die Wache übernehmen. Eine solche kann sich Italien nicht gefallen lassen; es ist aber auch höchst unwahrscheinlich, daß die auswärtigen Mächte bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sich zu irgend einer positiven Einmischung oder gar Intervention verstehen würden. Bonghi unternimmt dann den Nachweis, daß der Papst in Wirklichkeit in der Ausübung seiner geistlichen Gewalt durchaus nicht behindert ist, daß die Occupation Roms seit 1870 den Papst in keiner Stunde an- oder abgehalten habe,

¹⁾ S. 63.

²⁾ R. Bonghi, Leone XIII e il Governo italiano. Roma, Tipogr. Elzeviriana. 1882.

der Christenheit zu verkündigen, was ihm beliebte. Wenn er, wie die Vorfälle des 18. Juli 1881 zeigten, vor Insulten in Rom nicht geschützt sei, so theile er im Augenblicke das Schicksal mit allen übrigen Souveränen und Staatsmännern Europa's und selbst Amerika's. Die Gefahr und Bedrohung des Katholicismus komme von einer ganz andern Seite: die größte Liege in dem Verfall des religiösen Lebens in seinem Schoße („questo deperimento della vita religiosa dentro di esso stesso“). Die Abreise des Papstes von Rom könne so wenig wie die Verschärfung des Zwistes etwas Gutes bringen, sie könne nur schaden. Die Hoffnung, ein solches Ereigniß werde einen tiefen Eindruck auf die Christenheit machen und eine gewaltige Reaction zu Gunsten des Papstthums hervorrufen, sei trügerisch. Es würde nur dem Radicalismus zu Gute kommen. Auf diesen als Uebergangsstadium, welches nothwendig zu einer conservativen Politik zurückführen müsse, seine Erwartungen setzen, sei äußerst bedenklich. „Um eines solchen Resultates sicher zu sein, haben die Clericalen nur Ein Argument, einen Text des Evangeliums, der sehr verschiedene Auslegung erträgt. Das ist sicher wenig (è poco, confessino). Da wir hier menschliche Dinge menschlich verhandeln, so ist es gut zu beherzigen, daß das Papstthum, einmal von Rom weggegangen, den Rückweg dahin schwer finden dürfte und jedenfalls nur in ein Italien zurückkehren würde, in welchem ihm das Leben noch schwerer als vorher fallen würde.“ Schließlich scheint Bonghi den einzig richtigen Weg zu einer Besserung der Lage darin zu finden, daß die Regierung des Königreichs sich den radicalen Tendenzen entziehe und es nicht verschmähe, das religiöse Element zur Wiedergeburt der Nation herbeizuziehen. Man müsse endlich aufhören, Alles zu thun, um den Clerus so antiitalienisch als möglich zu machen. Nur eine starke, erhaltende Regierung sei im Stande die päpstliche Frage auf die rechte Bahn zu bringen und sie mit so viel andern zu erledigen.

Auf Bonghi's Schrift gab man in Rom sofort eine Antwort, mit deren Abfassung der jetzige Spiritus rector der „Civiltà cattolica“, überhaupt wohl des Jesuitenordens, der P. Giovanni Maria Cornoldi, beauftragt wurde¹⁾. Schon diese Thatsache ist bedeutsam und ein schlagender Beweis dafür, daß die Jesuiten ihren Einfluß im Vatican wieder gewonnen haben, nachdem sie 1878 sich mit Leo XIII. geradezu auf dem Kriegsfuße befanden. Es ist nichts Neues aus der Broschüre zu lernen. P. Cornoldi hofft auf eine innere Umgestaltung Italiens. Wer hätte, meint er, es früher für möglich gehalten, daß sich in dem protestantischen Preußen ein katholisches Centrum bilden werde, durch welches sich die Regierung Bismarck's schließlich gezwungen sehe, den Krieg gegen die Kirche aufzugeben und dem Papste die Hand zu reichen? Bonghi irre, wenn er für Italien etwas Aehnliches für unmöglich halte. Gerade auf diesem Wege aber könne die Sache zwischen Papst und Italienern, ohne fremdes Dazwischentreten, in famiglia, tra figli e padre, am besten gelöst werden. Daß sie aber zu Gunsten des Papstthums gelöst werde, dafür spreche die alte Verheißung: „usque ad consummationem saeculi“. Also die alte

¹⁾ Leone XIII e il Governo italiano di R. Bonghi. Risposta di Giov. M. Cornoldi d. C. d. G. Roma, Tipografia di Roma. 1882.

Vermischung der geistlichen und weltlichen Herrschaft: letztere ist ein nothwendiger Appendix, der erstern ist durch den Stifter der christlichen Religion der Bestand garantirt, folglich kann auch letztere nicht untergehen. Wobei nur zu verwundern ist, wie man mit den ersten acht Jahrhunderten der Kirche sich zurecht findet, in denen doch nach allgemeinem Dafürhalten keine weltliche Papstherrschaft bestand, die Kirche aber doch eine höchst glänzende Existenz aufzuweisen hatte.

Man ist im Vatican offenbar à la recherche von Bundesgenossen. Herr Emil Ollivier, der Mann mit dem leichten Herzen, ist im Winter wieder in Rom gewesen und hat sich für die Vertheidigung der päpstlichen Ansprüche gewinnen lassen — oder angeboten. Er arbeitet ja überhaupt daran, seinen etwas verblichenen Stern wieder aufzufrischen. Hören wir was er zu sagen weiß.¹⁾

Der Papst, erklärt er, ist zwar physisch, aber nicht im höheren Sinn frei, so daß er sein hohes Amt in gebührender Weise ausüben kann. Er ist nicht frei, um die hohenpriesterlichen Functionen zu erfüllen, welche ihm als Haupt der Kirche obliegen und welche das römische Volk und die Christenheit von ihm erwarten. Leo XIII. war nicht frei, um z. B. nach seiner Inthronisation den üblichen Segen von der Loggia der Peterskirche zu geben. „Er möge sich wohl hüten, es zu thun, ließ ihm die italienische Polizei antworten, wir können für nichts stehn“²⁾. Er war nicht frei, die sterblichen Reste seines Vorgängers nächtlicher Weile ihrer letzten Ruhestätte zu übergeben, ohne daß diese insultirt wurden. Angesichts des Programms der Garibaldianer ist kein Zweifel, daß wenn der Papst sich öffentlich zeigte, er mißhandelt, vielleicht ermordet würde. Der Papst hat jetzt zu Rom einen Obern, einen Gebieter; er ist also nicht frei. Und doch ist es Dogma, daß derselbe durch göttliche Einsetzung das Recht der Exemption von jeder weltlichen Jurisdiction erhalten hat³⁾. Das Garantiengesetz gibt dem Papst keine Garantie seiner Unabhängigkeit, denn es ist nicht unauflösbar, ein neues Gesetz kann es annulliren, es existirt zudem nur auf dem Papier, es ist nicht ernstlich gemeint und nicht ehrlich ausgeführt. Es taugt nur unter der Bedingung, daß man sich seiner nicht bedient; es gleicht einer Eisenbahn, auf der noch kein Unfall passirte, weil Niemand auf ihr reist. Die Regierung, welche das Princip „Chiesa libera in libero Stato“ aufstellte, sündigt dagegen, indem sie die alten Privilegien der Bourbonen in Sicilien und ihrer Vorgänger betreffs der Bischofsnennungen für sich in

¹⁾ Émile Ollivier, Le Pape est-il libre à Rome? Paris, Garnier fr. 1882.

²⁾ Hr. Ollivier wiederholt hier eine Anekdote, die seiner Zeit in den Zeitungen colportirt wurde, die aber nichts desto weniger vollkommen erfunden ist. Hr. Crispi, damals Minister, ist nicht gefragt worden und konnte darum diese Antwort nicht geben. Die Wahrheit ist, daß Leo XIII. unmittelbar nach seiner Erhebung, auf dem Wege aus der Sigtina nach den päpstlichen Gemächern, allerdings die Absicht hatte, sich auf der Loggia zu zeigen, daß ihn aber die beiden ihm zunächst einhersehreitenden Cardinäle davon abhielten. Aber so wird Geschichte gemacht!

³⁾ Das ist jedenfalls die merkwürdigste Entdeckung, die wir Hrn. Ollivier verdanken. Bisher hat das kein Kanonist oder Theologe zu behaupten gewagt, und die Päpste der ersten acht Jahrhunderte, indem sie sich der Jurisdiction der römischen und byzantinischen Kaiser unterwarfen, ja noch Leo III., indem er diejenige Karl's d. Gr. anerkannte, waren demnach offenbare Häretiker! Die Curie darf hier wirklich sagen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden.“

Anspruch nimmt. Die Garantien sind, nach Minghetti's Ausspruch selbst, nur Dinge der Politik und der Opportunität¹⁾. Es handelte sich nur darum, den Papst nach und nach auszuziehen, ehe man ihn begrub. Was bleibt diesem zu thun übrig? Die Einen rathen, Rom zu verlassen und Italien zu verfluchen; die Andern, in Rom zu bleiben und sich mit Italien zu versöhnen. Ersteres scheint Herrn Olivier ganz unthunlich. „Die Päpste, welche Rom verließen, fanden es immer in Ruinen wieder.“ Dem Papste, wenn er auswanderte, ohne geradezu zur Flucht genöthigt zu sein, stände ein neues *Domine quo vadis* entgegen²⁾. Und wohin könnte er gehen, wo er nicht ebenso gedemüthigt und gefangen wäre? Curci's Rath, man möge im Vatican sich vor den Rathschlüssen der Vorsehung beugen, und wie die weltliche Herrschaft, so auch deren Wegfall als eine höhere Fügung hinnehmen und sich mit Italien versöhnen, schliesse einen Abfall von der ganzen Kirchengeschichte ein, hieße das Geschenk Constantin's, dem Dante schon geflucht habe³⁾, für ein Sinsengericht hingeben; denn der Papst, welcher sich mit Italien versöhnen würde, würde den Rest der Welt verlieren. Der Papst muß also in Rom bleiben. Aber was thun? Nach der Meinung des Einen solle er sich wieder dem Volke zeigen, ja auf dem Corso erscheinen, um womöglich die Krisis zu beschleunigen und die Sache zum Klappen zu bringen. Zu lange habe man die Dinge sich hingziehen lassen und sich einer Schwäche schuldig gemacht, welche die übrige Christenheit nicht verstehe und falsch auslege: so, wenn man gestatte, daß die Königin Margherita sich im Quirinal die Messe lesen lasse; wenn man die italienischen Staatsmänner, wenn sie zum Sterben kommen, ohne öffentliche Retractation absolvire. Die ausländischen Katholiken würden unter solchen Umständen leicht in die Lage kommen, einen nicht italienischen Papst im nächsten Conclave zu erlangen, der, durch nationale Rücksichten nicht aufgehalten, ohne Zögern den großen Kampf liefere und den Sieg gewinne. Geschehe dem Papst nichts, wenn er sich wieder öffentlich zeigt, so werde sein Glanz bald denjenigen des königlichen Hofes derart ausstechen, daß der König wie einst Constantine der Große, dem Papste bald gerne Rom überlassen und sich in eine andere Residenz zurückziehen werde⁴⁾. Mit Recht verwirft der Verfasser diese ihm mehr als gefährlich dünkenden Rathschläge und glaubt er, vor der Hand bleibe nichts übrig, als wie bisher abzuwarten und sich zurück zu halten. Vor der Hand, sagt er; denn der Tag könnte doch kommen, wo ein Papst es für gut und nöthig finden werde, dem Martyrium entgegenzugehen und den Versuch zu wagen, die heiligen Ceremonien wieder öffentlich zu begehen. Wie dem immer sei, jedenfalls sehe sich Italien früher oder später vor die Alter-

1) Minghetti, Chiesa e Stato, p. 204—206.

2) Auch hier begegnet Hr. Olivier ein bedenklicher Lapsus, indem er von der bekannten kleinen Kirche *Domine quo vadis* spricht, welche nach ihm „en face du tombeau circulaire de Priscilla“ (p. 28) liegt; an jener Straße liegt wohl „un tombeau circulaire de Cécilia Metella“, aber keiner Priscilla, und auch der Rundbau der Cécilia Metella liegt noch eine Viertelstunde von *Domine quo vadis* entfernt.

3) Sollte Hr. Olivier wirklich die Unwissenheit in kirchengeschichtlichen Dingen so weit treiben, daß er noch an die constantinische Schenkung glaubte?

4) Sollte Hr. Olivier nicht wissen, daß auch dies Motiv der Residenzverlegung nach Constantinopel eine Fabel ist?

native gestellt: entweder der Meinung der Katholiken nachzugeben und darauf zu verzichten, einseitig, ohne Mitwirkung der übrigen katholischen Mächte die Stellung des Papstthums zu regeln oder, angesichts der Gleichgültigkeit der Nationen, in seiner Usurpation von 1870 zu verharren und sogar jeden diplomatischen Austausch über diese Angelegenheit abzulehnen. Im ersten Falle folgt auf die Aera der Conflictes sofort die der Verhandlungen: müssen diese zur einfachen Wiederaufrichtung des Papst- und Königthums wie vor 1870 führen? Hier erklärt Herr G. Olivier, eine solche würde zwar der päpstlichen Immunität volle Satisfaction geben, sie wäre aber mit dem Wohlbefinden der Römer unvereinbar (*elle serait incompatible avec le bien-être des Romains*). Was die Stellung der Katholiken zu dieser Frage anlangt, so hätten zwar Pius IX. und der Episkopat (in der *Allocutio Maxima* quidem, 9. Juni 1862) ausgesprochen, „daß die weltliche Souveränität des heiligen Stuhles durch eine besondere Fügung der Vorsehung eingesetzt und nothwendig sei, damit der römische Papst, keinem Fürsten und keiner bürgerlichen Gewalt unterworfen, in der ganzen Kirche seine höchste Gewalt und die Autorität, mit der ihn Jesus Christus bekleidet hat, in voller Freiheit ausüben könne“; allein es sei, obgleich die Kirche zu einer solchen Definition berechtigt gewesen sei (? gehört diese Frage auch zu den Thatfachen der Offenbarung?), dies doch keine dogmatische Definition, und demnach sei die weltliche Herrschaft des Papstes in dem Modus ihrer Ausübung namhafter Transformationen fähig. Die päpstliche Regierung habe stets die Bewunderung Aller bebesen wegen der liebevollen Sorge, welche sie für die leidenden Classen trug. Unter anderen Gesichtspunkten war sie weniger glücklich. Noch in der neuesten Zeit erklärte der Fürst Metternich die Unfähigkeit derselben zu regieren.¹⁾ Es ist das selbst in hohen kirchlichen Kreisen eingesehen worden, wie dies das neulich erst bekannt gewordene, zur Zeit von Consalvi unterdrückte Reformgutachten des Cardinals Antonio Sala beweist, welcher die Uebel der Papstregierung hauptsächlich auf vier Ursachen zurückführte: 1) die Vermischung und Verwechslung des Geistlichen und des Weltlichen; 2) die eigensinnige Ablehnung jeder Neuerung aus dem elenden Grunde, weil „es immer so und nicht anders gewesen“ („*si è fatto sempre così*“); 3) den fanatischen Respect vor der gewisser Maßen eine moderne Häresie bildenden Maxime: „*badiamo di non far peggio* — hüten wir uns die Dinge schlimmer zu machen als sie schon sind“; 4) die Unkenntniß der Menschen und Dinge und die geringe Sorge, diese Unkenntniß zu verbessern. Demnach schlug Sala vor: 1) das Weltliche und Geistliche zu trennen; 2) muthig zu reformiren, ohne Rücksicht auf bestehende Gewohnheiten; 3) sich jeder falschen Furcht zu entschlagen; 4) bei der Auswahl der Beamten darauf zu sehen, daß diese für die ihnen anzuvertrauenden Aemter paßten, nicht aber die Aemter bloß als Einkommen oder Ablohnung der Beamten anzusehen²⁾.

¹⁾ J. B. Mémoires de Metternich V, 1077, p. 314. Und eb. 1087, p. 348: „Le gouvernement pontifical ne sait pas gouverner, il ne sait pas même administrer une ville gâtée comme l'est Bologne.“

²⁾ Vgl. die sehr interessante Publication des Professors Cugnoni, Archivars der Chigiana, *Memorie della vita e degli Scritti del Card. Gius. Ant. Sala*. Nuova Antologia, 1880, 15. Sept., und die von demselben verdienstvollen Forscher herausgegebenen *Memorie del Card. Sala*, Rom 1881—82, bis jetzt zwei Bände.

Sala's Ideen, fährt Olivier fort, seien selbst unter dem Clerus überaus verbreitet und nur Wenige dächten im Grunde mehr an eine einfache Restauration. Wie aber die päpstliche Macht im Einzelnen zu reformiren sei, das sei vorläufig eine offene Frage. Man könne auf das von Manzoni und Gino Capponi gutgeheißene System d'Azeglio's zurückkommen, nach welchem der Papst mit dem vollen Genuß der Souveränität allein in Rom residire und daselbst herrsche, ohne zu regieren. Die päpstliche Souveränität sei damit in eine nominelle Souveränität verwandelt (Herr Olivier meint, etwa wie im Mittelalter, vor der Concentration der Gewalten durch Alexander VI. und Julius II. — als ob das nicht ganz verschiedene Verhältnisse gewesen wären!); das Municipio verwalte unter der Regide des Papstes frei alle weltliche Angelegenheiten (auch die Schulen?); die finanzielle Unabhängigkeit des Papstes würde durch liegende Güter gewährleistet, welche demselben in Italien und den übrigen katholischen Ländern überwiesen würden¹⁾. Der König könne nach Florenz übersiedeln. Dies System sei im Wesentlichen auch das, welches Proudhon f. Z. vorgeschlagen habe²⁾, doch gebe es auch andere, zwischen denen Italien wählen könne; die Römer könnten z. B. in Rom bloß municipale, im übrigen Italien politische Rechte haben.

Um eine solche friedliche Lösung anzubahnen, sei es Pflicht der italienischen Katholiken, die Abstention aufzugeben und sich künftig an den Wahlen zu betheiligen. So wünschenswerth nun auch eine derartige Lösung sei, so sei sie gleichwohl leider nicht wahrscheinlich. Die Italiener, die eben noch von Karthago träumten und Tunis nicht fahren lassen mochten, würden Rom nicht aufgeben wollen. Es werde also der zweite Fall eintreten und die gegenwärtige Situation einfach fortbauern. Daraus folge aber durchaus nicht, daß sie ewig so fortbauern werde; das Königthum werde dem Andringen der Revolution nicht widerstehen können und es werde endlich nach Manzoni's Ausdruck ein Ultimatum dem andern gegenüber stehen: das der Religion und das der „envahisseurs de Rome“; die übrige Welt werde nothwendig an dem Kampfe Theil nehmen und alle spiritualistisch gesinnten Parteien müßten gegen den Garibaldianismus in's Zeug gehen; irgend ein neuer Hildebrand würde an ihre Spitze treten und den Sieg dabontragen.

Am Schlusse seiner Broschüre sucht Hr. Olivier den Italienern auseinanderzusetzen, wie unrecht und undankbar ihre jetzige Feindschaft gegen Frankreich — „ce soldat du Droit!“ — und ihre Allianz mit den „buffles d'Allemagne“³⁾ sei.

Nachdem dann Hr. Olivier den Katholiken so vieles Unangenehmes gesagt hat, nimmt er Sorge auch bei den Liberalen es nicht zu verderben, und uns zu versichern, daß er „je mehr er die Ereignisse beobachte, desto mehr die Wohlthaten der französischen Revolution begreife, bewundere, desto mehr sich ihrer

¹⁾ Vgl. Massimo d'Azeglio, Correspondance, publiée par M. Eugène Rendu, bes. die Briefe vom 22. August 1862, vom 7. und 22. März 1862, vom 28. Januar 1863, und d'Azeglio's Quistioni urgenti und die Rede im piemontesischen Senat vom 4. Dec. 1864.

²⁾ Proudhon, La Confédération et l'Unité en Italie, p. 100.

³⁾ Der Ausdruck ist von Ferrari, in einem Briefe an Darimon vom 1. Nov. 1875 welchen Hr. Olivier mit sichtlichem Behagen citirt.

Sache hingeb. Was immer man auch sagen und thun möge, sie bleibe eines der glücklichsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit, das Frontispiz eines ihrer schönsten Jahrhunderte; die Contrerevolution werde sie niemals besiegen.“

Ernst Renan sagte ein Mal von dem Ministerpräsidenten der „liberalen Aera“ Napoleon's III.: „er und der Kaiser stehen sehr gut; sie theilen den nämlichen ehrgeizigen Mysticismus, sie sind cousins de chimères“. Herr Olivier ist niemals treuer gemalt worden und man kann dies Wort als Motto auf den Umschlag seines neuesten Werkes setzen. Es ist das Geplauder eines geistreichen Journalisten, der über kirchengeschichtliche Fragen urtheilt, ohne etwas von Kirchengeschichte zu wissen, und Politik treibt, ohne vom Staatsmann einen Zoll an sich zu haben. Selbst ein so frommes Journal wie der „Français“, das Organ der Herren de Broglie und Buffet, kann nicht umhin, Olivier's Broschüre für ein Stück „Poesie“ zu erklären¹⁾. Es ist boshaft genug, zu erzählen: man habe dieser Tage einen alten Cardinal gefragt, was er von derselben denke. „Der Verfasser,“ antwortete der Cardinal, „nennt sich auf dem Titel bloß „académicien“; d. h. seine Schrift hat nur eine akademische, keine politische Bedeutung.“ Eher als daß die Italiener auf die von ihm erwähnten Combinationen eingingen, werde man zum Bundesstaat zurückkehren oder Rom zu einer Art freien Stadt machen. Im Uebrigen polemisirt der „Français“ in einer so auffälligen Weise gegen die von Olivier gegen die Abreise des Papstes von Rom geltend gemachten Argumente, daß man fast annehmen möchte, er sei hier einer höhern Inspiration gefolgt²⁾.

* * *

„L'homme s'agite et Dieu le mène.“ Fénelon's Wort hat sich auch an der römischen Frage bewährt. Man hat es noch vor dreißig Jahren für unmöglich gehalten, daß Florenz, Mailand, Venedig, Neapel zu Gunsten Roms

¹⁾ „Le Français“, Nr. 180, 182, 183.

²⁾ Thatsache ist, daß Leo XIII. zu Ende des vorigen Jahres entschlossen war, Rom zu verlassen. Wir wissen dies aufs Bestimmteste, und wissen ebenso bestimmt, was ihn abgehalten hat, diesen Voratz auszuführen: die Wahrnehmung nämlich, daß derselbe in der „freiwillig-gouvernementalen“ Presse Berlins Billigung und sogar eine auffallend warme Empfehlung fand. Man kennt in Rom seine Pappenheimer. Herr Fr. Veslay erklärt im „Français“ — man könnte glauben auf Eingebung Msgr. Gzady's hin — daß im Vatican Alles zur Abreise vorbereitet und auch Vororge getroffen sei, daß die Kunst- und wissenschaftlichen Schätze desselben nicht in die Hände der „Revolutionäre“ fallen. Wenn das so zu verstehen ist, daß bei einem solchen Exitus Israël ex Aegypto diese Schätze wegtransportirt würden, so dürfte gleich hier der Conflict mit Italien flagrant werden. Man erinnere sich eines Vorfalls, welcher gleich zu Anfang des Pontificats Leo's XIII. viel von sich reden machte. Unterbeamte hatten mit Genehmigung des Papstes, den man über den Werth und die Bedeutung der Platten getäuscht hatte, eine ganze Sammlung von Fahencen und Majoliken aus dem Schlosse zu Castelgandolfo verkauft (wenn wir nicht irren, um 25,000 Frs.). Die italienische Regierung aber legte Beschlagnahme auf das Kaufobject, indem sie von dem Grundsatz ausging, daß das Garantengesetz dem Papst freilich den freien und vollen Besitz der in den päpstlichen Schlössern aufbewahrten Gegenstände, nicht aber das Recht, sie zu veräußern, gelassen habe. Um einer gerichtlichen Bestätigung dieser Theorie auszuweichen und nicht ein höchst unwillkommenes Präcedens schaffen zu lassen, blieb Leo XIII. nichts übrig, als die Majoliken zu doppeltem Preise zurückzukaufen. Sie werden gegenwärtig in einigen, dem Publicum nicht zugänglichen Schränken in den Bibliotheksräumen des Vaticanus verwahrt.

abbiciren würden¹⁾. Und sie haben abdicirt. Man hat es, als Gioberti's Schriften und Rosmini's „Cinque piaghe della S. Chiesa“ auf den Index gesetzt wurden, für undenkbar erachtet, daß der römische Stuhl sich je mit ihren politischen Ideen ausöhnen könne — und heute läßt Leo XIII. durch seine officiöse Presse nichts fordern, was im Wesentlichen über das Programm jener großen „Väter der italienischen Nation“ (so nannte einst Pius IX. Gioberti in jener merkwürdigen Audienz, welche dieser als Beauftragter Sardinien's 1848 in Rom hatte — eine Audienz, über die wir später unsern Lesern etwas mehr zu erzählen gedenken) hinausginge. Wer will da weisfagen, was die Zukunft in ihrem dunklen Schoße birgt? Wir haben an die Wiedergeburt Italiens wie Deutschlands geglaubt und wir haben sie gesehen; wir glauben auch an die innere Erneuerung des Katholicismus, auch wenn uns nicht mehr vergönnt ist, dieselbe mit unsern Augen zu sehen und zu erleben. Uns ist die Kirche etwas Anderes als eine „old mortality“, bestimmt, nur noch mit den Todten zu leben. Aber die Zukunft der Kirche liegt darin, daß sie sich von dem definitiv Todten löse; darin, daß sie sich wieder ausschließlich als religiös-ethische Genossenschaft konstituirt und allen politischen Aspirationen Lebewohl sage. Das große Thema ihrer täglichen Betrachtung muß heute sein: „suchet zuerst das Reich Gottes, alles Andere wird Euch zugeworfen werden“. Die Vernachlässigung dieser Wahrheit hat den Verfall des Mittelalters und die Kirchenspaltung herbeigeführt; die Beherzigung derselben wird die Einheit der Geister wieder herstellen und eine Disposition derselben bedingen, aus welcher heraus sich die Lösung der römischen Frage allein erwarten läßt. Jenes Banner des „religiösen Katholicismus“ im Gegensatz zu dem „politischen“, welches in Deutschland einige edle und muthige Geister entfaltet haben, zählt hier in Italien die Elite der Katholiken unter dem Clerus wie unter den Laien zu seinen Anhängern: langsam aber sicher keimt unter der alten Moosdecke neues, frisches Leben. Von dem Augenblicke an, wo die kirchliche Autorität in den Trägern dieser Richtung ihre besten Freunde erkannt haben wird, wird der Satz von „der freien Kirche im freien Staat“ in einem höhern Sinne zur Wahrheit werden.

¹⁾ Sehr interessant ist in dieser Beziehung ein Schreiben, welches einer der Vertreter der katholischen Partei in Frankreich, der Herzog von Valmy, am 25. Dec. 1848, im Augenblicke, wo Pius IX. Rom verlassen hatte, schrieb. Es heißt darin: „Quel rôle donnera-t-on à Rome pour remplacer celui de capitale du monde chrétien? En fera-t-on la capitale d'une république italienne? mais qui oserait donner à Rome cette folle espérance au moment même où on lui aurait enlevé son plus beau titre à la primauté? Croit-on que Florence, Milan, Venise enverront des députés à l'assemblée constituante italienne, si cette assemblée se réunit avec mission de choisir pour métropole une ville traversé par un fleuve sur lequel on peut à peine naviguer, entourée de campagnes qu'on ne peut cultiver, obligée d'emprunter sa splendeur aux tributs volontaires du monde chrétien, et déjà à demi ruinée par quelques semaines de divorce avec la papauté?“ Vgl. Discussion sur les affaires de Rome à l'assemblée législative. Paris 1849, p. 114.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

Der Sturm des Jahres 1866, der nach langer Gewitterschwüle Deutschland aus politischer Ohnmacht befreite, Throne umwarf und Staaten hinweg raffte, hat nicht allein was morsch war gestürzt; auch manchen edeln Stamm hat er geknickt.

Mit zweien der Länder, welche damals ein wichtiger Zuwachs zu Preußens Macht wurden, verbindet mich meine Familie; was sie seit 1848 und länger erfuhren, habe ich mit erlebt und, durch Umstände begünstigt, richtig gesehen. Meine Erzählung gibt deshalb die geschichtlichen Thatfachen wahrhaft und wird auch da, wo sie unbekannte Personen vorführt, sich bemühen, von jenen Zeiten treue Bilder in großen und kleinen Zügen zu liefern.

1.

Am Nordrande Deutschlands, zu Stade im Königreich Hannover, bin ich im Wonnemonat des Jahres 1838 geboren. Mein Vater war Staatsdiener oder, wie es im Königreich Hannover zuletzt hieß, königlicher Diener. Er gehörte zu den oberen Justizbeamten und, obgleich er bürgerlich war, in Stade zu den vornehmsten Männern. Meine Mutter war adelig, einem der Geschlechter im Lande Rehdingen entsprossen, wo auf einem Gute, drei Meilen von Stade entfernt, ihre Eltern lebten. Diese Verbindung hatte viel von sich reden gemacht und wäre ohne die Beharrlichkeit der Nächsthetheiligten nicht zu Stande gekommen; denn es erschien ungehörig, daß ein adeliges Fräulein einen Bürgerlichen heirathete. Da letzterer in diesem Falle aber aus einer der angesehensten Familien stammte, gute Ausichten, Vermögen und keinen Familienanhang hatte, so war der Widerstand endlich gebrochen.

In dem Jahre vor meiner Geburt hat zwischen meinen Eltern der erste Streit stattgefunden. Er war politischer Natur. Andere Meinungsverschiedenheiten als solcher Art hat es zwischen ihnen nie gegeben, diese aber äußerten sich zuweilen mit einiger Lebhaftigkeit. Mein Vater, ein loyaler, am Recht festhaltender Unterthan, sprach den Kummer, welchen die Gewalthandlungen des

Königs Ernst August ihm machten, gegen meine Mutter aus, die ihrerseits die Ansicht verfocht, daß der von Gottes Gnaden souveräne König thun dürfe, was er wolle. Ich möchte fast glauben, daß ich den Zwiespalt der Eltern in mich aufgenommen habe; denn obgleich ich die traurigen Folgen eines zu hoch geschraubten Machtfinnes erlebt habe, fühle ich noch immer eine gewisse Vorliebe für ein absolutes Regiment.

Meine Eltern erwarteten die Geburt eines Kindes mit um so größerer Freude, als ihre Ehe einige Jahre kinderlos geblieben, auch mein Vater der letzte seines Namens war, auf welchen er mit eben solchem Stolz, wie meine Mutter auf ihre Ahnen zurück blickt. Die ältesten Nachrichten weisen auf Sachsen als das Stammland meiner Vorfahren hin, von denen viele dem Kaiser und Reich in angesehenen Stellungen gedient haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren aber nur zwei vorhanden. Der eine derselben half dem großen Friedrich bei seinen Kämpfen und ist bei Collin gefallen. Dessen Bruder trat in den Dienst des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und erheirathete nach dem Friedensschluß mit einer Hannoveranerin deren Gut. So sind wir kurfürstliche und königliche Unterthanen in Hannover geworden.

Es war also ein berechtigter Wunsch meines Vaters, daß das erwartete Kind ein Sohn sein und demnächst den Namen fortpflanzen möge. Am Ende des im Besitze meines Vaters befindlichen, kunstreich geschriebenen Stammbaums war jedoch, ehe ich geboren wurde, nur noch eine Zeile leer.

Meine Mutter hält, ohne es zu sagen, ihren Stammbaum für erhabener, als den meines Vaters. Hierin kann ich ihr nicht Recht geben. Zwar enthält der ihrige nur adelige Namen, aber keinen von Bedeutung. Ihre Väter pflegten auf der Scholle, wo sie geboren waren, zu bleiben. Selten findet man einen, von dem mehr zu sagen wäre als: er lebte, nahm ein Rehlinger Fräulein zum Weibe und starb. Freilich sind Zwei hannoversche Minister gewesen. Das hat aber nicht viel zu bedeuten, denn die Arbeit thaten die bürgerlichen Cabineträthe; diese waren es, welche regierten. Den unter unseren Papieren befindlichen Stammbaum hat ein Vetter meiner Mutter — „der Rittmeister“, wie er nach seinem früheren Militärdienst genannt wurde — von dem Original abgeschrieben. Er hat bei dem Namen eines jener Minister in Blei vermerkt: „Unter dem Geheimen Cabinetrath Rehberg“. Rehberg war ein namhafter, über die Grenzen des hannoverschen Landes hinaus bekannter Mann. Die Bleinotiz könnte für eine satirische Bemerkung gelten, wenn jener Vetter Wiß gehabt hätte, was jedoch nicht der Fall gewesen sein soll.

Dem sei, wie ihm wolle. Aus meinem Ursprunge erkläre ich mir, daß ich neben dem Stolz auf meinen bürgerlichen Namen immer eine besondere Vorliebe für den alten Adel besessen habe.

Damit meine Mutter ihr Wochenbett in bester Umgebung abhalte und der erwartete Weltbürger sogleich frische Luft athme, hatte Vater eine Sommerwohnung in einem stillen, außerhalb der Festung liegenden Garten gemiethet. Dorthin waren die Eltern anfangs Mai übergesiedelt. Der Tag, in dessen Nachmittagsstunden ich zur Welt kam, war sonnenklar. Die Syringen blühten und dufteten und in den für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Mittagsstunden

war rundum die wohlthwendigste Stille. Am Nachmittage befürchtete man ein Gewitter; im Westen zogen schwarze Wolken auf und färbten die Sonne blutroth. Dann mischte sich in den Blüthenduft ein abscheulicher Geruch; Bäume, Häuser, Alles erschien in einem gelblich blauen Schleier. Das Gewitter war verschwunden. Die klugen Leute nannten diese Erscheinung Höhenrauch oder zertheilte Gewitter, anderswo nannten die Bauern sie Moorrauch. Unter dieser blutigen Sonne kam ich an's Tageslicht. Die Hebamme, als sie nach gethanem Werk in den Garten ging und die rothe Sonne sah, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte unserem alten Bedienten: „Der Junge wird viel Blut sehen!“ Unser Heinrich aber widersprach: „Nein, er wird viel Gold haben.“ Das Richtige hat diesmal die weise Frau getroffen.

Stille war es an dem Abend und in der Nacht, die auf meine Geburt folgten, nicht um Mutter und Kind. Denn die Nachtigallen wetteiferten im Gesange mit einander und hundert Frösche quakten ihr lustiges Lied im nahen Festungsgraben.

Unangenehme Zustände, die, so lange sie für sich bleiben, von mir kaum beachtet werden, versehen mich noch jetzt, wenn sie neben angenehmen Empfindungen auftreten und diese stören, in eine fast krankhafte Verstimmung. Schon damals würden vermuthlich der Moorrauch und das Froschgeschrei an sich die gute Laune, welche ich mit auf die Welt brachte, nicht gestört haben; aber in ihrer Verbindung mit dem Blüthenduft und dem Philomelengesang wurden sie wahrscheinlich die Ursache, weshalb ich in jener Nacht beständig geschrieen habe.

Indeß gebeh ich zur Freude meiner glücklichen Eltern vortrefflich. In der Laufe erhielt ich die Namen meiner Großväter Sebastian, Jobst und außerdem noch die Namen Ernst von einem Jugendfreunde meines Vaters und August von der Schwester meiner Mutter. Auf diese Weise geriethen die Namen unseres Königs in meinen Lauffchein. Ernst wurde ich genannt und ernst bin ich geworden.

Meine ersten Erinnerungen sind so roth, wie die Sonne bei meiner Geburt war. Ich erinnere mich, daß mein Vater mich eines Abends auf den hohen Dachboden unseres Stadthauses trug, von dem man über die kleinen Häuser des Städtchens hinweg sah. Vater zeigte mir das Nordlicht, welches in jenem Jahre durch seinen großen Glanz allgemein auffiel. Ich verstand zwar nichts davon, gab aber meine Freude jedes Mal, wenn ein Lichtstreifen aufwärts schoß, zu erkennen, indem ich die Händchen in die Höhe streckte und Ah! rief.

Noch deutlicher erinnere ich mich, daß wir vom „Schwarzen Berge“ den vom Hamburger großen Brand gerötheten Himmel betrachteten. Damals war ich vier Jahr alt. Den optischen Telegraphen auf dem „Schwarzen Berge“ kannte ich bereits durch die Erklärungen unseres Lieutenants. In unserem Hause wohnte nämlich ein Lieutenant, der mich gelegentlich gern belehrte. Er war nur wenig jünger als mein Vater, ein denkender, belesener und kenntnißreicher Mann und den Eltern befreundet geworden. Vater ging oft mit ihm spazieren, nahm mich zuweilen mit und dann lernte ich gewöhnlich etwas. In jenen Tagen waren die Arme des Telegraphen immer in Bewegung. In dieser Sprache hat der Hamburger Senat zuerst um Spritzen, dann um Kanonen und Pulver. Das Verlangte wurde eiligst nach Brunshausen an die Elbe und von da mittelst

Dampfschiffs nach Hamburg geschafft. Später erzählte unser Lieutenant, wie unsere Artilleristen mit Lebensgefahr und großer Anstrengung Häuser, um andere vor den Flammen zu bewahren, eingeschossen und in die Luft gesprengt hätten. Das rühmliche Verhalten unserer Soldaten in dem brennenden, vom trunkenen Pöbel fast ebenso arg, wie von der Feuersbrunst durchwütheten Hamburg wurde bei uns viel besprochen, und erweckte meinen vaterländischen Stolz.

Anderere Ereignisse haben sich aus meinen ersten Kinderjahren in meinem Gedächtniß nicht erhalten, wohl aber eines, welches damals für wichtig galt, aus etwas späterer Zeit.

Eines Tages, in der zweiten Hälfte des Septembers 1845, als wir am Mittagstische saßen, stürzte, dem anmeldenden Diener auf dem Fuße folgend, der Landdrost, der oberste Beamte der Provinz, in unser Eckzimmer: „Theuerer Colleague, welches Glück! Unserem Kronprinzen ist ein Sohn geboren!“

Meine Eltern waren bereits aufgestanden, sonst würden sie bei dieser Nachricht jubelnd sich erhoben haben. „Ist's wahr? O, wie schön!“ rief mein Vater, „Gott sei Dank!“ meine Mutter.

„Vor kaum zehn Minuten brachte mir der Courier die officielle Nachricht,“ sprach der Landdrost. „Mein erster Weg war zum Commandanten, er läßt sogleich Salut schießen. Heute Abend müssen wir illuminiren. Ich habe den Bürgermeister schon avertiren lassen.“

„Ach, das ist schön!“ sagte Vater und gab meiner Mutter ein Zeichen, welches diese dem Diener übersekte. Der brachte eine Flasche Champagner und wir stießen, ich mit, auf das Wohl des jungen Prinzen an.

„Die Dynastie ist gesichert!“ rief glückstrahlend der Landdrost.

— Armer Prinz! —

Es war eine verbreitete Meinung, der blinde Kronprinz werde demnächst die Regierung nicht übernehmen. Da jetzt ein sehender Erbe vorhanden war, so glaubte man, daß die Krone Hannovers für diesen aufbewahrt bleiben und bis zu seiner Mündigkeit nach dem Tode des schon betagten Königs der nahe verwandte Herzog von Cambridge oder der stammverwandte Herzog von Braunschweig die Regentschaft führen werde. Man blickte deshalb nunmehr mit größerem Vertrauen in die Zukunft.

Als der Landdrost gegangen war, hat ich, das Salutschießen zu sehen. Ich hatte noch nicht aus Kanonen schießen sehen, nur einige Male gehört, wenn im Winter oder Frühjahr die Schüsse zur Warnung, daß Hochwasser zu befürchten sei, abgegeben wurden. Der gute Vater in seiner Freude führte mich nach dem Festungswalle, von dem geschossen wurde. Wir blieben in einiger Entfernung von den Kanonen stehen, damit der Knall mir nicht schade und Vater sah nach seiner englischen Secundenuhr und rühmte die Präcision, mit welcher die Schüsse von zehn zu zehn Secunden erfolgten. Ich aber zählte sie, bis hundert und eins. Damit war das Salut beendet und wir traten nun zu den Artillerieofficieren. Während der ältere von ihnen mit meinem Vater das glückliche Ereigniß besprach, zeigte der jüngere mir die Kanonen. „Sind die schon im Kriege gewesen?“ fragte ich. „Ja wohl,“ antwortete er, „bei Waterloo haben sie viele Franzosen todt geschossen.“

„Dreißig Jahr Frieden!“ warf jetzt mein Vater ein. „Auch den verdanken wir den Herren Militärs nach dem Sage: *si vis pacem, para bellum.*“

Abends gingen die Eltern mit mir nach der „Großen Schmiedestraße“ und „dem Sande“, den besten Stadttheilen. Hinter jedem Fenster brannten Lichter; es war ein schöner Anblick und eine, mir unzählbar scheinende, Menschenmenge im Gange, ihn zu bewundern. Die Musik der Garnison spielte vor der Wohnung des Commandanten und des Landdrosten. Ein alter, den Eltern befreundeter Capitän, der in der englisch-deutschen Legion gedient hatte, rief, als er an uns vorbei ging, meinem Vater vergnügt sein: „Old England for ever!“ zu.

Dies klingt jetzt lächerlich. Ich weiß nicht, ob es bei jener Gelegenheit meinen Eltern so vorkam. Es waren erst acht Jahre verflossen, seit Hannover aus der un deutschen Verbindung mit England gelöst war. Diese Verbindung hatte aber dem hannoverschen Adel, welcher bei Abwesenheit des Königs in Seiner Großbritannischen Majestät teutschen Landen eine große Rolle spielte, sehr wohl gefallen; und die hannoverschen Officiere aus der englisch-deutschen Legion hatten mit dem Ruhme, welchen sich diese Truppe unter Wellington erworben, auch englische Anschauungen in die Heimath gebracht. So erhielt sich noch lange die uns jetzt sonderbar erscheinende Vorliebe für die Engländer und manche englische Sentenz und Sitte auf hannoverschem Boden.

Freilich hatte die Macht Englands dem Lande Hannover in deutschen Angelegenheiten mehr Einfluß verschafft, als seiner Größe entsprach. Zum Theil hieraus, zum Theil aus dem kräftigen, selbstbewußten Charakter der Niedersachsen und Friesen, erklärt sich der Stolz, mit welchem der Hannoveraner auf seine Heimath blickte und der ihm selbst eigen war. Zum anderen Theil war dieser Stolz auch ganz berechtigt. Hannover war ein gut verwaltetes, wohlhabendes, überwiegend dem Ackerbau angehöriges Land; der Bauernstand, durch zweckmäßige Gesetze von alten Lasten befreit, nirgends dürftig, in manchen Landestheilen reich. Der Bürgerstand einfach, genügsam, loyal, mit behaglichem Auskommen. Gute Schulbildung und Disciplin durchweg. Der hochgebildete, sehr angesehene Beamtenstand, das tabellose, feinsittige Officiercorps mit ruhmreicher Tradition, wurden durch den Beruf nicht bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen und verbanden sich zu gegenseitiger Förderung, zur Aufrechterhaltung höchsten Anstandes und angenehmer Umgangsformen.

In der vielleicht etwas zu hohen Meinung, welche die Hannoveraner von sich hatten, wurden sie viele Jahre hindurch nicht gestört. Das Reisen war noch schwer, von Wenigen begehrt. Die Hannoveraner gingen selten aus ihrem Lande hinaus; noch seltener kamen Fremde in letzteres, zumal in den nördlichen, entlegenen Theil herein.

So lebten meine Landsleute ein abgefondertes, sich selbst genügendes Stillleben. Aber ihre Art, den persönlichen Werth recht hoch zu schätzen, verschärfte auch die Classenunterschiede. Der Adel, welchem die Verfassung einen, über die Bedeutung seines Grundbesitzes weit hinausgehenden Einfluß gewährte, war zur Herablassung nicht geneigt, und die Bürgerlichen zeigten gleichfalls ihren Stolz je nach Rang und Stand. Darum erschienen die wenig zuvorkommenden Hannoveraner einem Fremden so lange nicht gerade liebenswürdig, bis er sie näher

kennen gelernt hatte; dann aber mußte ihm sowohl ihre Tüchtigkeit, wie auch ihr Gemüth gefallen.

In dem lange genoffenen, glücklichen Zustand trat die erste Störung ein, als der König Ernst August zur Regierung gelangt war. Die Verbindung mit England hatte nun aufgehört; der alte gute Vicekönig, der Herzog von Cambridge, war abgereist. Hannover hatte einen König im Lande, und noch dazu einen von ungewöhnlicher Energie. Die Weiterblickenden hielten dies zwar für einen Gewinn, nicht allein für das Land, sondern auch für die Nation. Aber die Gewaltthandlungen des neuen Königs verletzten das Rechtsgefühl. Sein hartes Wesen scheuchte Manchen aus der bisherigen Ruhe. Die von ihm zu Werkzeugen erwählten und dazu bereiten Männer gehörten nicht zu denen, welche früher die Achtung des Landes genossen hatten. Es kam Besorgniß in die Familien, Zwiespalt in die Gesellschaft, Mißtrauen und Zurückhaltung traten an die Stelle der alten Offenherzigkeit.

Diese in meinen Kinderjahren stattfindenden Wandlungen empfand ich natürlich nicht; wohl aber, daß mein Vater hoher Achtung genoß. Seine unerschrockene Geradheit soll ihm sogar bei dem Könige, welcher muthige Charaktere respectirte, nicht geschadet haben; man wollte dies bei dem Besuche, mit welchem Ernst August bald nach seinem Regierungsantritt unser Städtchen beehrte, bemerkt haben. Auch erinnere ich mich, daß unsere reichen Nachbarn, die barschen, etwas prahlerischen Rehdingler Bauern, die trotz ihrer eigentlich hoch conservativen Gesinnung nicht auf der Seite des Königs standen, vielmehr sich fast republikanisch geberdeten, meinem Vater bemerkbare Höflichkeiten erwiesen, was sonst ihre Gewohnheit gegen die „Vornehmen“ nicht war.

Das Leben auf Großvaters Gut, welches wir in jedem Sommer oder Herbst besuchten, gehört zu meinen liebsten Kindererinnerungen. Herzlich froh war ich, wenn wir, nach lange vorbereiteter Reise, endlich aus dem engen Rehdingler Thor durch die, mir sehr widerstandsfähig erscheinenden, Festungswerke in's Rehding'sche fuhren. Nahe an der Stadt fängt die fruchtbare, von geraden, breiten und tiefen Wassergräben durchzogene Ebene an, die sich zwischen der Elbe und dem sandigen, „die Geest“ genannten, Hochlande westwärts bis an die Oste erstreckt und das Rehdingler Land bildet. Der Weg führt, in wechselndem Abstände den Elbdeich begleitend, durch reiche Bauerschaften und Kirchdörfer, vorbei an fruchtstrotzenden Ackerflächen, an üppigen Wiesen und Weiden mit Heerden der schönsten Pferde und Rühe. Kräftige Eichen- und Buchengehölze fehlen nicht. Jeder Bauernhof ist wie eine Festung von tiefen Wassergräben umgeben und nach der Straße, wohin eine Brücke führt, von einem weiß und grün oder blau oder roth bemalten Holzgitter begrenzt. Das Wohnhaus liegt zurück unter alten Bäumen, von windabhaltendem Gebüsch umgeben; davor der Blumengarten, gewöhnlich mit einer Glaslugel ausgestattet, worin die Umgebung sich spiegelt. Alles athmet Ruhe, Frieden; Alles deutet auf großen Wohlstand.

Das großelterliche Haus war ein weites Gebäude. Es hatte auf hohem Keller zwar nur ein Stockwerk, aber doch Platz genug, gleichzeitig viele aus der Betterschaft zu beherbergen, denn verwandt auf eine oder andere Art waren wohl alle adeligen Familien des Landes Rehdingen. Der älteste Sohn meiner Groß-

eltern, Georg, welcher als Assessor bei dem benachbarten königlichen Amt stand, hatte seine Cousine, Tante Anna, wie sie bei uns hieß, zur Frau; die Schwester meiner Mutter einen lehdingschen Gutsbesitzer, ihren Vetter zweiten Grades, zum Mann und dessen junge Schwester war bereits mit dem zweiten Sohne und letztem Kinde der Großeltern, Onkel Wilhelm, der bei den Dragonern diente, verlobt.

Wir bewohnten immer dieselben Zimmer. Sie lagen nach dem Garten hinaus, über den man auf das Wäldchen und an diesem vorbei über die Ebene sah, so weit der Blick reichte. Mein Esel, der mich anfangs spazieren fuhr, bis ich ihn reiten durfte, bewohnte immer denselben Stand des Pferdestalles. Wie die Wirthschaft, so war das Leben im Herrenhause ohne Veränderung; und da ich hier auch in späteren Jahren keinen anderen Wechsel, als leider! den der Personen sah, so prägte sich durch den Anblick dieses einfachen, glücklichen Daseins in mir eine große Achtung vor dem, was man conservativ nennt, ein. Alle Mitglieder der engeren und weiteren Familie hingen mit Liebe an einander. Alle — mit Ausnahme meines Vaters, der in dieser Beziehung einen stillen Vertrag geschlossen hatte — stimmten in ihren Standesansichten und der politischen Ueberzeugung überein: daß kein anderes Heil als bei dem Königthum mit herrschendem Adel, kein gesegneteres Land als das Land Rehdingen, kein besserer Zustand als der immer gewesene denkbar sei.

Auch bei der Weihnachtszeit jener Jahre weilen meine Gedanken gern. Allen, die einst glückliche Kinder waren, wird es so ergehen; aber nur wenige werden sich eines so schönen Weihnachten erinnern, wie der des Jahres 1845 für mich war, obgleich an jenem heiligen Abend die Eltern nicht bescheerten. Gott machte uns eine größere Freude, indem er mir eine Schwester schenkte. Wie lieb habe ich sie gehabt! Wie habe ich erst bewundernd an ihrer Wiege gefesselt, wie deutlich steht ihre Taufe vor meinen Augen, wie viel habe ich mit der kleinen Clotilde gespielt, wie manches mit der erwachsenen getheilt!

Wir blieben die einzigen Kinder meiner Eltern, denen zwei andere zwischen mir und Clotilde nach kurzem Dasein genommen sind.

Drei Jahre nach jener glücklichen Begebenheit trat für uns eine schmerzliche Zeit ein. Es war an einem kalten Januartage des Jahres 1848, als gegen die Mittagsstunde ein Schlitten der Großeltern vor unser Haus fuhr und der Kutscher meinem Vater einen Brief brachte. Bald darauf verließ Vater eilig das Haus und meine Mutter kam zu mir. Sie hatte geweint. „Großpapa ist sehr krank,“ sagte sie, „wir fahren zu ihm.“ Dann kam Vater wieder, er brachte eine Freundin meiner Mutter mit, welche die Aufsicht über die kleine Clotilde führen wollte, da das Kind die kalte Fahrt nicht mitmachen durfte. Hierauf wurde letztere schleunigst vorbereitet, Fußsäcke und Decken in den Schlitten getragen, ich wurde sehr warm gekleidet und, als die Pferde gefüttert und wieder vorgespannt waren, nahmen die Eltern mich zwischen sich auf den hinteren Sitz des offenen Schlittens. So fuhren wir zur Stadt hinaus auf der, nach anhaltendem Schneefall so glatt gewordenen Straße, daß der Schlitten oft seitwärts schleifte. Dann hingen wir über dem tiefen, noch nicht zugefrorenen Graben. Die Fahrt wäre bei weniger sicheren Pferden sehr gewagt gewesen. Der Kutscher

trieb letztere zur schnellsten Gangart an, wohl nicht allein, um das Ziel möglichst bald zu erreichen, sondern auch um den gefährlichen Weg vor Eintritt der Dunkelheit zurückzulegen. Die Eltern sprachen nicht viel; doch erfuhr ich nach und nach, daß Großvater einen Schlaganfall erlitten hatte.

Es war beinahe dunkel, als wir auf den Gutshof fuhren; noch konnten wir im Vorbeifahren an den Remisen sehen, daß schon andere Schlitten angekommen waren. Meine Tanten empfingen uns, nahmen mich mit sich und sprachen davon, daß Großvater sehr krank sei. Wohl eine Stunde verging, da trat Vater ein und winkte ihnen. Ich blieb allein und weiß nicht, wie lange ich, nichts denkend, als daß der liebe Großvater sterben werde und wir alle sehr betrübt seien, dageessen habe, bis Vater wieder kam und sagte: „Großpapa ist sanft gestorben. Willst du ihn noch einmal sehen?“ Ich sprang auf, nahm Vaters Hand und wir gingen an Großpapa's Bett, um welches die anderen weinend saßen. Der Todte sah aus, als wäre er recht fröhlich eingeschlafen; ich warf mich über ihn und küßte ihn. Die Lippen waren schon kalt, ich erschrak. Großmama schloß mich in ihre Arme.

Noch mehr ergriff mich die Beerbigung. Zum ersten Male erfuhr ich, wie weh dieser Augenblick thut, der einen geliebten Menschen uns für immer nimmt.

Traurig kehrten wir nach Stade zurück.

Ich weiß nicht, ob es noch Februar oder schon März war, als die Nachricht von der Pariser Revolution unseren Ort erreichte. Ich erinnere mich, daß man von den Schrecknissen in Berlin, von den Unruhen in Hannover und den Kothheiten in Hildesheim, sogar von Volksversammlungen in Stade sprach. Da aber zu letzteren die Stadt nur ein kleines Contingent stellen konnte und der Commandant die Thore schließen ließ, so werden diese Volksversammlungen wohl nicht viel zu bedeuten gehabt haben. Die Geschichte berichtet von einer Revolution in Stade und Umgegend nichts; aber die Rehdingen Bauern waren, als sie gehört hatten, daß der Pöbel in den großen Städten allen Reichthum abschaffen und allen Besitz theilen wolle, drauf und dran, zu Pferde zu steigen, um nach Hannover zu reiten und dem König zu helfen.

Von der Revolution bemerkte ich also nichts; doch fiel eine Errungenschaft, welche die Armee betraf, mir auf. Unser Lieutenant redete die gemeinen Soldaten nicht mehr mit „Er“ oder dem vertraulichen „Du“, sondern mit „Sie“ an. Dies war jetzt befohlen. Einige Soldaten lachten über die Neuerung; andere verloren die Anrede „Er“ ungern, weil sie etwas anderes sei, als womit jeder beliebige fremde Mensch angeredet werde, die meisten hörten sich von ihren Officieren am liebsten „Du“ nennen.

Vater war in jenen Wochen beschäftigt als sonst. In späteren Jahren erfuhr ich, daß damals von seinem Eintritt in das Ministerium Stüve die Rede gewesen ist; daß er weder dafür, noch dagegen etwas gethan, sondern nur auf Befragen seine Bereitwilligkeit erklärt hat. Eine andere Combination trat ein und Vater blieb in seiner bisherigen Stelle.

Die Aenderung der hannoverschen Verfassung erzeugte einen kurzen Zwiespalt zwischen meinen Eltern, weil Mutter mit der neuen Ersten Kammer der Allgemeinen Ständeversammlung, deren Deputirte aus weiteren Kreisen und nicht

mehr, wie bisher, nur aus dem Adel der Ritterschaften gewählt wurden, sich keineswegs einverstanden erklärte.

Lebhafter wurde meine Aufmerksamkeit im Frühjahr 1848 durch die Ausrüstung eines Theils unserer Garnison für den schleswig-holsteinischen Krieg in Anspruch genommen. Unser Lieutenant sollte mit marschiren. Seit er dies wußte, war er vor Freude ein anderer Mensch. Da ich nicht allein mit ihm, sondern mit allen Officieren in der Stadt befreundet war, so brauchte ich nur nach „dem Sande“, wo die Kasernen waren, zu gehen, um Bekannte zu finden, die mir über den Fortschritt der Rüstungen freundliche Auskunft ertheilten. So wurde die schleswig-holsteinische Frage die erste politische Angelegenheit, die mein Gemüth beschäftigte. Ich theilte den Enthusiasmus der Stader für die Befreiung der Nachbarn „up de annere Siet“ von der Elbe und sang das Lied „Schleswig-Holstein meerrumschlungen“ immer mit. Als der Musikmeister des Regiments einmal zu unserem Lieutenant kam, hörte er mich im Hause das Lied singen und sagte, ich habe eine gute Stimme und Gehör, die Eltern müßten mir Musikunterricht geben lassen, was demnächst auch geschah.

Als die Truppe ausgezogen war, wurde es still im Ort. Aber bald brachten die Nachrichten von den Gefechten in Schleswig neue Aufregung und den Eltern, wie mir, große Betrübniß. Unserem Lieutenant war vor den Düppler Höhen ein Bein abgeschossen. Er war allein in der Welt; um so mehr bekümmerten meine Eltern sich um ihn. Vater konnte zunächst nichts Anderes thun, als Erkundigungen über seinen Zustand einzuziehen. Die Amputation sollte gut verlaufen sein.

In dieser Zeit war der Briefwechsel Vaters mit seinem Freunde, meinem Pathen, dem Baron Ernst, der im östlichen Holstein ansässig war, sehr lebhaft. Der Baron erbot sich, unseren Lieutenant, sobald derselbe transportirt werden könne, bei sich aufzunehmen. Er bat zugleich, daß Vater ihn besuche und mich mitbringe und Vater entschloß sich, dies auszuführen. Wir fuhren auf dem Dampfschiff nach Hamburg und von dort auf der Eisenbahn weiter.

Dies war meine erste Eisenbahnfahrt. In Stade war oft von Eisenbahnen gesprochen worden. Von den Herren, in deren Gesellschaft ich mich zuweilen befand, waren mehrere der Ansicht, daß die Eisenbahnen eine alberne Erfindung, gefährlich, gesundheitschädlich, viel zu kostspielig seien und nicht lange bestehen würden. Insbesondere war der Postmeister ihr eifriger Gegner. Er behauptete, daß es auf die Schnelligkeit gar nicht ankomme, sondern auf Billigkeit und Sicherheit. Und als mein Vater auf die Dampfschiffe, welche seit mehr als zehn Jahren auf der Elbe fuhren, verwies, entgegnete der Postmeister, es sei noch gar nicht ausgemacht, daß die nicht wieder aus der Mode kämen. Nun fuhr ich selbst auf der Eisenbahn. Ich glaube, es ging damals noch nicht so schnell wie jetzt, aber immerhin drei- oder viermal so schnell, als des Postmeisters Pferde, und dabei saßen wir bequemer, als im eigenen Wagen, geschweige als in des Postmeisters verwünschten Kutschchen.

An der Eisenbahnstation erwartete uns der Baron mit seinem Wagen. Er hatte seinen ältesten Sohn, Richard, der nur einen Monat jünger war als ich, mitgebracht. Außerdem hatte er noch zwei Söhne, Christian von sechs und

Friedrich von vier Jahren und ein Töchterchen, Adele, von zwei Jahren. Wichard erzählte mir dies auf der Fahrt nach dem Gute; auch daß er Unterricht beim Pastor habe und mit Demoiselle Charlotte französisch spreche. Er nannte mir die Dörfer, die Wälder, Berge und Seen, welche wir vom offenen Wagen erblickten. Die Wälder und Berge kamen mir sehr groß vor, besonders die letzteren; sie waren viel höher, vielleicht doppelt so hoch, als der Schwarze Berg bei Stade. Die Seen dagegen erschienen mir klein, denn man konnte das Land rundum deutlich sehen, wogegen man bei Brunshausen das andere Ufer der Elbe kaum erkennt. Doch behielt ich die letzte Bemerkung für mich, um Wichard nicht zu kränken.

Wir fuhren durch das Gutsdorf an der etwas erhöht liegenden, von alten Linden umgebenen Kirche und an der Pfarre vorbei, in deren Vorgarten ein Mann, viel jünger als mein Vater, und eine junge Frau von ihren Sitzen aufstanden, uns zu grüßen. „Das sind Pastors,“ sagte Wichard.

Nun bogen wir um und kamen, immer unter Bäumen, vor das Schloß, ein zweistöckiges weißes Gebäude mit hohem rothen Ziegeldach, dessen zwei vorspringende Flügel durch ein eisernes Gitter verbunden waren. Auf jedem Pfeiler des Thors, durch welches wir fuhren, saß ein steinerner Greif, das Wappenschild der Herrschaft haltend. Mehr noch als schon im Dorfe, machte hier Alles den Eindruck größter Ordnung. Die gepflasterten Wege des Schloßhofs waren äußerst sauber, daneben die Grasplätze mit ihren Blumenbeeten sorgfältig gepflegt.

Als wir in den großen, mit Hirschgeweihen und alten Wildern verzierten Hausflur eingetreten waren, kam aus einem Seitenzimmer die Baronin und hieß Vater und mich auf das freundlichste willkommen. Ihr folgten die Knaben Christian und Friedrich, sie sprangen an ihren Vater heran und blickten scheu auf mich, waren aber bald gut Freund mit mir. Dann lernten wir auch das jüngste Kind, die kleine Adele, kennen, einen blonden Lockenkopf mit großen dunkeln, fragenden Augen, und Demoiselle Charlotte, die nur französisch sprach, was mich verlegen machte. Zu Hause unterrichtete mich mein Vater in der englischen, meine Mutter in der französischen Sprache. In der letzteren hatte ich es zwar so weit gebracht, daß ich Les Veillées du Chateau las. Dennoch verstand ich nur zum Theil, was Demoiselle Charlotte sagte und meine kleinen Freunde geläufig beantworteten. Indeß lernte ich hierin von Tag zu Tag mehr.

Am Mittagstische nahmen Wichard und ich Theil. Zum Nachtsich kamen die Kleinen, Adele, mit einer Blume, zuerst zu Wichard und mir. Sie sah mich an und reichte mir die Blume; dann lief sie zu ihrer Mama.

Daß die Unterhaltung an jener Mittagstafel die großen politischen Begebenheiten, insbesondere den Krieg in Schleswig-Holstein berührte, versteht sich von selbst und manches Wort, welches damals gesprochen wurde, fiel mir in späteren Jahren, als ich mit den Personen und Verhältnissen vertraut geworden war, wieder ein. Der Baron war dänischer Kammerherr gewesen, hatte diese Würde aber abgelegt und sich von Kopenhagen zurückgezogen, weil seine Stellung zu dem Kronprinzen unhaltbar geworden war. Dieser Kronprinz hatte im Januar 1848 als Friedrich VII. den dänischen Thron bestiegen und wenige Wochen später sagte Schleswig-Holstein sich von Dänemark los. Nun hatte der Baron sich,

seiner politischen Ueberzeugung folgend, auf die deutsche Seite gestellt, aber abgelehnt, an den Feindseligkeiten gegen Dänemark persönlich Theil zu nehmen, weil einer seiner Brüder in der dänischen Armee diente, auch seine Vorfahren im dänischen Staats- oder Hofdienst gewesen waren, ihn also viele Beziehungen mit der feindlichen Seite verknüpften. Jener Bruder hatte sich trotz des schonenden Benehmens unseres Barons von diesem förmlich losgesagt und die Bemühungen eines anderen Bruders, der bei den österreichischen Kaiserjägern stand, hatten nicht vermocht, zwischen dem schleswig-holsteinischen und dänischen Theile der Familie die Eintracht herzustellen. Unser Baron hielt an seiner Ueberzeugung fest und unterstützte die schleswig-holsteinische Sache innerhalb der Linie, welche er sich für sein Verhalten gezogen hatte, mit Rath und That. Hierbei leistete ihm seine Frau, eine Dame aus dem mecklenburgischen Adel, um so lieber Beistand, als unter den ersten deutschen Truppen, welche in Holstein einrückten, an der Seite der Hannoveraner auch ihre Landsleute sich befanden.

Der allgemein sich äuffernde Enthusiasmus für Schleswig-Holsteins Recht, die Hilfe, welche ihm die deutschen Fürsten, der König von Preußen voran, gewährten, ließ die deutsch gesinnten Schleswig-Holsteiner erwarten, daß die Herzogthümer nunmehr für immer von der dänischen Gewalt befreit wären. Um so rückhaltloser thaten sie Alles, was die deutsche Sache fördern konnte und zogen sich hierdurch den Haß der Dänen zu, den sie später bitter fühlen sollten.

Im Laufe der Monate, die seit dem Einmarsche der deutschen Truppen verflossen waren, hatte man die verschiedenen Contingente in den Quartieren kennen gelernt. Man theilte sich seine Wahrnehmungen mit und stellte Vergleiche an. Man fühlte sich zu den Preußen nicht so hingezogen, wie zu den Hannoveranern, als mache sich eine Stammverwandtschaft mit letzteren, ein fremderes Gefühl den ersteren gegenüber geltend. Und als die Kriegsführung erlahmte, Wrangel Jütland räumte, der Waffenstillstand abgeschlossen wurde und Schleswig-Holsteins Zukunft in hohem Grade gefährdet erschien, da wurde die geringere Neigung, welche man zu den Preußen empfand, noch durch das Mißtrauen gegen ihre Regierung geschwächt.

Die ersten Tage, welche wir auf dem Gute des Barons verlebten, waren dem Vergnügen gewidmet. Der Park an einem, in den Wald hinein reichenden See, auf dessen klarem Wasser Schwäne und Gondeln sich wiegten, die weitere schöne Umgegend wurde bei dem angenehmsten Wetter durchwandert und durchfahren. Nicht minder wurden die Gärten mit den Gewächshäusern, die solide erbauten und auf das sauberste gehaltenen Wirthschaftsgebäude besucht, die Pferde, die Kühe, der Hühnerhof, die Aecker und Wiesen besichtigt. Dabei schlossen Wichard und ich schnell Freundschaft, seine Brüder und die kleine Atele machten zwischen ihm und mir kaum einen Unterschied mehr.

Nun reiste mein Vater ab, um unseren Lieutenant im Lazareth aufzusuchen und so bald als thunlich nach dem Gute zu transportiren. Als der Wagen, welcher Vater nach der Eisenbahn brachte, den Schloßhof verließ, fühlte ich mich, zum ersten Male ohne meine Eltern, etwas bedrückt. Aber Wichard legte seinen Arm um meinen Hals, Christian und Friedrich sprangen vor mir her und bald hatte ich meine Fröhlichkeit wieder gewonnen. Jetzt begann ein fleißigeres Leben,

da ich an Wichard's Unterricht bei dem Herrn Pastor Theil nahm. Dies gefiel mir sehr gut. Ich wurde gewahr, daß ich etwas mehr wußte, als mein Genosse. Meine Hilfe erleichterte ihm die Lösung unserer Aufgaben. Wir arbeiteten gern zusammen und bebauerten es fast, als die Einquartierung der deutschen Truppen, welche Schleswig-Holstein verließen, eine Unterbrechung des Unterrichts herbeiführte.

Zuerst kamen preußische Garden, schöne Leute. Die Officiere sahen nicht vergnügt aus. Die militärische Tüchtigkeit war, wie bei der Berliner Revolution, so jetzt in Schleswig vergeblich gewesen. Dann kamen Mecklenburger, die mehr wie zur Familie gehörig behandelt wurden. Ihnen ritt Wichard's Vater entgegen, was er bei keinem preußischen Regiment gethan hatte.

Als die Truppendurchzüge aufgehört hatten, kehrte Vater zurück und brachte den Lieutenant mit. Letzterer war sehr verändert. Abgesehen davon, daß er nur ein Bein hatte, war er mager geworden und sein Gesicht sah sehr blaß aus, um so mehr, da ihm ein dunkler Vollbart gewachsen war. Er rebete Wichard's Eltern, die ihn sehr herzlich empfingen, mit einfachen Dankesworten an, gab mir die Hand und nickte den Kindern des Barons zu. Dann wurde er in die Wohnung getragen, die für ihn bequem zu ebener Erde im Seitenflügel eingerichtet war.

Eines Nachmittags hörte ich im Park, wohin der Lieutenant in einem Tragstuhl gebracht war, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen, einem Gespräch zu, welches von den verschiedenen Truppen handelte, die gegen Dänemark gefochten hatten. Der Lieutenant sprach: „darin stimme ich Ihnen bei, Herr Baron, daß die Preußen Eigenthümlichkeiten haben, die uns nicht zusagen. Mit Recht sind sie von ihrer Geschichte, von ihren Einrichtungen sehr eingenommen, sie sind stolz auf ihren Staat und ihre Armee. Da kommt es leicht, daß der Einzelne dies mehr, als angebracht ist, merken läßt.“

„Die Hannoveraner sind zuverlässiger,“ warf der Baron ein, „überhaupt vornehmer. Bei ihnen habe ich nie solche Rücksichtslosigkeiten gesehen.“

„Die Officiercorps sind nicht so gleichmäßig, wie bei uns,“ entgegnete der Lieutenant, „und der schwere Dienst macht den Einen und Anderen rauh. Als Soldaten sind die Preußen unübertrefflich.“

Nun war der Tag unserer Abreise da. Wichard und ich verabredeten, Briefe mit einander zu wechseln; auch wollte sein Vater mit ihm uns, so bald es anginge, besuchen. Dennoch wurde der Abschied mir schwer. Die kleine Adele hob ich auf und küßte sie recht herzlich. Während der Fahrt dachte ich immer an die Zurückgelassenen. Erst als ich auf der Elbe in der vertrauten Heimathsgegend war, gewann die Freude, mit Mutter und Schwester wieder vereinigt zu werden, die Oberhand.

2.

Jetzt wurde ich in das Stader Gymnasium geschickt, welches einen guten Ruf hatte. Vater beauftragte aber nach wie vor meine Ausbildung, wozu er, der noch oft in seinem Homer und Tacitus las, vollkommen befähigt war. Eine Neigung, mich meinen Classengenossen mehr, als die Sitte verlangte, anzuschließen,

gewann ich nicht. Mit Richard wechselte ich einige Briefe. Lebhafter war Vaters Correspondenz mit dem Baron und unserem Lieutenant, der mit dem Titel Capitän ehrenvoll pensionirt und dem Baron in dessen Geschäften so nützlich geworden war, daß sein Verbleiben auf dem Gute nicht bezweifelt wurde.

1849 war der Feldzug in Schleswig ebenso resultatlos verlaufen, wie im Jahre vorher. Doch blieben die Deutschgesinnten für ihre Personen noch einigermaßen in Sicherheit, weil der nördlichste Theil des Landes, welchen die deutschen Truppen aus politischen Gründen abermals räumen mußten, einer gut disciplinirten schwedisch-norwegischen Besatzung anvertraut wurde, die wenigstens die rohsten Ausschreitungen der, von Kopenhagen aus gehässig aufgewiegelten, dänischen Einwohner verhinderte, welche auch dort, wo letztere die Minderzahl bildeten, zu fürchten waren, weil die Gleichgültigen nicht gegen sie Partei nahmen. Von den gutmüthigen deutschen Truppen, wenn sie noch ein Mal wiederkommen sollten, war nichts Schlimmes zu erwarten, von den Dänen das Aergste.

Im Jahre 1850 brach zum dritten Male der Krieg aus, der auf deutscher Seite diesmal nur von der neuen schleswig-holsteinischen Armee geführt wurde. Als nun die schwedisch-norwegische Besatzung Nordschleswig räumte und die dänische Armee wieder einrückte, da mußten diejenigen Schleswig-Holsteiner, welche aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht hatten, vor der Rache ihrer Feinde fliehen. Die Schlacht bei Idstedt entschied diesen Feldzug zu Gunsten der Dänen. Bald darauf erhielt Vater von dem Capitän einen Brief, aus dem wir Folgendes vernahmen.

In einer Julinacht war an die Hausthür der Pfarre geklopft. Draußen stand ein etwa vierzehnjähriger Knabe, welcher den Pastor bat, seiner Mutter zu helfen; sie seien aus Schleswig geflohen und die Mutter könne nicht weiter. Der Pastor fand letztere in der Dorfstraße auf einem Fuhrwerk und geleitete die erschöpfte Dame in die Pfarre, wo die Flüchtlinge vorläufig Aufnahme fanden.

Sie war die Frau eines Hardebovogts aus dem nördlichen Schleswig, der mit ihr und ihrem Sohn Alfred vor den Dänen nach der Stadt Schleswig entwichen war. Dort betheiligten sie sich am vorgestrigen Tage, während in der Nähe bei Idstedt die Schlacht hin und her wogte und die Bürger beschäftigt waren, die schleswig-holsteinischen Soldaten durch Speise und Trank zu stärken, an der Sorge für die hereingebrachten Verwundeten, als die schreckliche Nachricht eintraf, daß die schleswig-holsteinische Armee zurückwich. Nun hatten sie sich mit vielen Anderen auf die weitere Flucht begeben müssen. Der Hardebovogt hatte glücklicherweise ein Fuhrwerk gefunden, zwar nur einen gewöhnlichen Bauernwagen mit zwei Strohsitzen, welcher von einem achtzehn- oder zwanzigjährigen, aber entschlossen aussehenden Menschen gefahren wurde. Auf diesem Wagen schickte der Hardebovogt seine Frau, seinen Sohn und wenige schnell herbeigeschaffte Habseligkeiten fort. Sie sollten nach dem holsteinischen Städtchen Oldenburg fahren, wo Bekannte von ihm wohnten. Er selbst wollte nachkommen, sobald er für andere ihm nahe stehende Flüchtlinge gesorgt hätte.

So waren sie inmitten vieler Fahrzeuge, an den südwärts abziehenden Truppencolonnen vorbei, davon gefahren. Es ging nur langsam vortwärts; kaum

war es ihnen gelungen, durch die Festung Rendsburg hindurch über die Eider zu kommen. Der muthige Knabe hatte seiner Mutter immer Trost zugesprochen, zuletzt waren aber ihre Kräfte erschöpft und da hatte Alfred sich entschlossen, im nächsten Dorfe ein Nachtlager zu suchen.

Als dies Ereigniß am Morgen im Schlosse bekannt wurde, wo man durch den unglücklichen Verlauf der Schlacht auf das Aeußerste bestürzt war, hatte der Baron sich zu dem Pastor begeben und theilte, von diesem zurückkommend, dem Capitän Stand und Namen der Fremden mit.

„Die sind mir bekannt!“ rief der Capitän aus. „Ich war 1848 bei ihnen einquartiert. Es sind vortreffliche Menschen. Der Hardebovgt ist ein Ehrenmann, ein ausgezeichnete Beamter, der in seiner Harde viel Gutes gestiftet hat. Sein Schicksal ist höchst beklagenswerth!“

Hierauf hatte der Baron die Flüchtlinge bei sich aufgenommen und mehrere Briefe der um ihren Mann besorgten Dame abschicken lassen. Nach einigen Tagen war letzterer eingetroffen. So beherbergte das Schloß noch eine Familie und es fragte sich jetzt, wie man dem Hardebovgt, der bei der politischen Lage keine Aussicht hatte, in seiner Heimath verbleiben zu können, weiter helfe.

Denn nunmehr ging dieser unglückselige Krieg, nachdem noch einmal, so unnütz wie schrecklich, zwischen den Schleswig-Holsteinern und Dänen bei Friedrichstadt an der Eider gekämpft worden war, auf die betrübendste Weise zu Ende. Der deutsche Bundestag, welcher der Revolution von 1848 gewichen war, kehrte nach ihrer Niedertwerfung zurück. Sein erstes Werk, der Frieden mit Dänemark 1850, war ein schweres Unrecht.

Die mit deutscher Hilfe errichtete schleswig-holsteinische Armee wurde aufgelöst, ihr gesamtes Kriegsmaterial von den Commissären des deutschen Bundes den Dänen ausgeliefert. Oesterreichische Truppen rückten in Holstein ein, um das wehr- und waffenlose Land wieder in dänische Hände zu bringen.

Die deutsche Reaction, welche die legitime Gesinnung der treuen Schleswig-Holsteiner als revolutionär betrachtete, gestattete, daß die Demagogen-Regierung des Königs Friedrichs VII. den Sieg errang. Sie zerriß die Grundfeste der beiden Herzogthümer, das vielhundertjährige Gesetz, welches Schleswig mit Holstein für alle Zeiten staatlich verband, indem Preußen mit Oesterreich in deren fast vollständige Trennung willigte. Während der Herzog von Augustenburg nach der am meisten verbreiteten Rechtsanschauung Herzog von Schleswig-Holstein werden mußte, bestimmte das Londoner Protocoll von 1852 zum künftigen Thronerben des kinderlosen Friedrichs VII. den Prinzen Christian von Glücksburg, den dreizehnten nach der Erbfolge, dessen Dynastie für alle Zeiten in dem Gesamtstaate Dänemark herrschen sollte.

Also ließen die deutschen Mächte die Herzogthümer im Stich. Das Rechtsgefühl war auf das bitterste verletzt.

Dänemarks Gegengabe bestand darin, daß es sich verpflichtete, ein holstein-lauenburgisches Contingent zur deutschen Bundesarmee neu zu errichten, Holstein nur mit diesen deutschen Truppen zu besetzen, den Deutschen und Dänen in Schleswig gleiche Rechte zu gewähren.

Der dänische Minister des Auswärtigen, Bluhme, nannte in öffentlicher

Sizung des dänischen Reichstags diese Abmachungen eine bittere Pille für Deutschland.

Die Dänen ließen nicht lange warten, bis sie zeigten, wie sie ihre Verpflichtungen zu halten meinten. Das holstein-lauenburgische Bundescontingent verlegten sie auf die dänischen Inseln, Holstein und die deutsche Festung Rendsburg besetzten sie mit dänischen Truppen. Willkürlich trennten sie holsteinische Gebietstheile ab, um sie mit Schleswig zu vereinigen. Und in diesem Lande bedrängten sie die deutschen Einwohner und die deutsche Sprache.

Großes Elend, schwere Verluste an Leben, Habe und Gut, Zwiespalt in manchen Haus hatte der Krieg vergeblich gebracht. Viele Familien wurden mittellos aus dem Lande vertrieben und ihre Häupter suchten in der Fremde nach Brot für die Ihrigen. Wenigen konnte gleich geholfen werden. Manches Herz brach aus Sorge und Weh.

Die Deutschen, welche dieses Unglück sahen, mußten die Schmach ihrer Nation tief empfinden. Sogar ich in meinem jugendlichen Alter habe vor Trauer und Ingrimm geweint.

Die Briefe des Barons aus jener Zeit klingen ungewöhnlich bitter gegen Preußen. Etwas mag er in diesem Gefühl durch seinen österreichischen Bruder bestärkt worden sein, der mit den Executionstruppen nach Holstein kam. Aber Recht hatte er insofern, als die Versprechungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit der schrecklichen Lage der Herzogthümer, mit dem schweren Bruch ihres Rechts am meisten in Widerspruch standen.

Der Capitän beurtheilte die Sache für die Preußen günstiger. Seine Briefe heben mehrere Male hervor, daß der Baron in seiner Abneigung gegen Alles, was preussisch sei, zu weit gehe. Dies war der einzige Punkt, über welchen der Baron und der Capitän sich nicht in voller Uebereinstimmung befanden.

Es war eine glückliche Fügung, daß bei der städtischen Verwaltung in Stade eine Stelle frei wurde, welche durch die Mitwirkung meines Vaters dem Hardevogt, den ich fortan Rath nennen muß, verliehen wurde. Meine Eltern nahmen die Familie, als sie nach Stade kam, auf, bis sie sich eine Wohnung eingerichtet hatte.

Der Rath war ein älterer Mann mit ergrauendem Haar, Frau Rätthin eine zarte, an den Folgen der erduldeten Schrecken und Sorgen leidende, kluge und sehr freundliche Frau, an der ihr Sohn mit der innigsten Zärtlichkeit hing. Mit Alfred befreundete ich mich bald, obgleich er zwei Jahr älter war als ich. Sein treuherziges Wesen gefiel mir sogleich. Weil der Krieg seine Ausbildung gestört hatte, konnte er in keine höhere Classe des Gymnasiums eintreten, als in der ich mich befand. So wurden wir noch mehr auf einander angewiesen.

Im folgenden Sommer erfüllte der Baron sein Versprechen und kam mit Richard auf seiner Reise nach Helgoland für einige Tage nach Stade. Richard blieb bei uns, bis sein Vater nach beendeter Badecur ihn abholte. Er war jetzt mehr ein Jüngling, als ein Knabe; größer als Alfred und ich, dabei anmuthig; sein Gesicht, glaube ich, schon damals schön. Wir Drei waren immer zusammen. Auf weiten Spaziergängen tauschten wir alle unsere Gedanken aus. Richard theilte uns mit, daß er Officier werden wolle und daß sein Vater hiermit ein-

verstanden sei. Der Onkel von den Kaiserjägern habe den österreichischen Dienst empfohlen, der Capitän rathe zum Eintritt in die preussische Armee. Sein Vater wolle weder das eine, noch das andere, vielmehr den König von Hannover bitten, daß Richard in die hannover'sche Cadettenanstalt aufgenommen werde. Bekteres werde wahrscheinlich im nächsten Jahre geschehen.

Dieses Gespräch lenkte Alfreds und meine Gedanken ebenfalls auf die Wahl unseres künftigen Berufs. Alfred hatte trotz der Leichtigkeit, womit er allen Forderungen des Gymnasiums genügte, keine Neigung zu den eigentlichen Universitätsstudien. Er wollte Forstmann, auch wohl Soldat werden, nur nicht in Preußen, dem er alle Schuld beimaß, daß seine Eltern aus der geliebten Heimath vertrieben waren.

Ich hatte Lust, Officier zu werden und die Aussicht, mit Richard zusammen zu sein, erweckte bei mir den Wunsch, gleichfalls in die hannover'sche Cadettenanstalt einzutreten. Meine Eltern hatten ihre Pläne für meine Zukunft noch niemals mit mir besprochen. „Lerne erst etwas!“ pflegte mein Vater zu sagen. Er war in dieser Hinsicht vielleicht mit sich selbst nicht im Klaren. Ohne Frage gab er seinem eigenen Fache, der Jurisprudenz, leider aber nicht mehr seinem Berufe, dem des Staatsdieners vor allen anderen den Vorzug. Die Anfechtung, welche viele Beamte während der Regierung des Königs Ernst August erlitten hatten, ließen diesen Stand nicht mehr wie ehemals erstrebenswerth erscheinen. Die Advocatur hatte bei uns noch nicht die volle Ebenbürtigkeit errungen und sagte meinem Vater auch deshalb nicht zu, weil ihr die Männer der demokratischen Opposition anzugehören pflegten. Eine andere Wahl als zwischen dem Juristen- und Soldatenstande schwebte meinen Eltern kaum vor, würde für mich auch schwerlich gepaßt haben. So mag es zusammenhängen, daß Vater, als ich nach Richards Abreise meinen Wunsch, Soldat zu werden, aussprach, mich nicht wie früher mit einer kurzen Bemerkung abwies. Daß für mich von allen Militärdiensten nur der hannover'sche in Betracht kam, verstand sich sowohl nach den Ansichten meiner Eltern, wie auch nach meiner Vorstellung ganz von selbst. Zwar hatten die Aeußerungen des Capitäns zu Gunsten der preussischen Armee sich meinem Gedächtniß eingeprägt, zwar wählten Viele aus den kleinen deutschen Staaten den österreichischen Dienst, den auch Richards Onkel für diesen empfohlen hatte; aber meine Eltern und, ich kann wohl sagen, auch ich schon, waren zu sehr Hannoveraner, um hieran für mich zu denken.

Im Herbst dieses Jahres 1851 erkrankte unser achtzigjähriger König. Daß nach ihm der Kronprinz die Regierung wirklich selbst übernehmen werde, war schon länger nicht mehr zweifelhaft, obgleich dessen vollständige Blindheit seit vielen Jahren für unheilbar galt. Zwar wurden noch immer berühmte Augenärzte zu Rathe gezogen, auch Heilkünstler problematischen Charakters im Geheimen consultirt. Aber der König wußte, daß seinem Erben die Sehkraft nicht wieder gegeben werden konnte.

Die Geburt des gesunden Enkels eröffnete dem greisen Monarchen die freudige Aussicht der Fortdauer seines Geschlechts auf dem Throne. Vielleicht war dieses Kind das einzige Wesen, welches Ernst August zärtlich geliebt hat. Dem jungen Prinzen die Krone zu sichern, war sein innigstes Bestreben und verhängniß-

voll glaubte er, daß dies am zuverlässigsten erreicht werde, wenn nach seinem Tode der Vater des Kindes regiere.

Die hohe Meinung von der königlichen Souveränität, die bei Georg V. sich später zu einem Wahne steigerte, besaß auch der König Ernst August. Aus ihr entsprang seine Aneignung gegen eine Regentschaft, von welcher er fremde Einflüsse befürchtete. Man sagte, er habe mit Erfolg Schritte gethan, die Einsprache anderer Höfe gegen die Regierungsfähigkeit seines Sohnes zu verhindern. Hiermit hätte er selbst das Mittel verworfen, welches wahrscheinlich seinem Enkel das Königreich erhalten haben würde.

Der Kronprinz Georg schätzte seine Mission außerordentlich hoch. Der Stolz des Welfen, das Gefühl, zu absoluter Macht geboren zu sein, trat neben seinem scharfen Verstande und seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit oft hervor.

Der blinde Fürst wählte eine Gemahlin aus dem alten sächsischen Geschlecht der Herzoge von Altenburg. Er hat sie nur gesehen, als Beide Kinder waren. Die Kronprinzessin Marie war sehr einfach aufgewachsen, zu einer Königin nicht erzogen, für ihre schwere Lage zu wenig begabt; ohne Neigung, sich das was ihr fehlte, mit persönlicher Mühe anzueignen. Als Kronprinzessin waltete sie schlicht und bürgerlich in ihrem Hause. Bei großem Ceremoniell war sie befangen, die Repräsentation scheute sie. Bei ihrem Schwiegervater kam sie erst in Gnade, als sie den Sohn geboren hatte. Zwanglose Belustigungen liebte sie; übelere Nachrede gegen sie blieb immer unbegründet. Sie war eine treue Gattin und zärtliche Mutter. Ihre Fehler waren passiver Natur. Sie stellte die Bescheidenheit der Frau höher als die ernstesten Pflichten einer Königin.

Dem Thronwechsel, welchen Viele, die von des alten Königs Härte gelitten hatten, ohne Trauer erwarteten, sah mein Vater mit großer Besorgniß entgegen. Ich habe später von ihm erfahren, daß die schlimmeren Zustände, welche er für die Verwaltung des Landes fürchtete, ihn von seinem ursprünglichen Wunsche, mich dereinst als Juristen zu sehen, ablenkten und meinem Plane, Officier zu werden, geneigt machten. Er glaubte nämlich, daß die Armee von der mißlichen Lage, in welche der blinde König den Staat bringen könnte, nicht getroffen würde, weil sie außerhalb der Politik stehe.

Ernst August bewahrte seine volle Energie auch in seiner Krankheit bis zum letzten Augenblick. Am 18. November 1851 überwältigte ihn der Tod.

Georg V. trat die Regierung an und übernahm auch das Commando der Armee.

Nach einiger Zeit wollte der neue Herrscher die Behörden empfangen und meines Vaters Stellung verlangte, daß er sich hierzu nach der Residenz begab. An dem festgesetzten Tage fand er sich in dem Palais zu Hannover ein, wo die Herren ihrem Range gemäß geordnet wurden. Vaters Platz war etwa in der Mitte dieser Reihe. Er hatte Zeit genug, den König, welcher am Arm eines Flügeladjutanten ging, zu beobachten. Georg V. war ein schöner Mann. Seine hohe, kräftige und ebenmäßige Gestalt überragte Alle. Er hielt sich sehr gerade; wie Blinde, die mit den Füßen tasten wollen, etwas nach hinten übergeneigt. Seinen schönen Kopf trug er stolz aufwärts, ebenfalls etwas nach hinten und ein wenig nach der Seite, als wolle er mit seinen Ohren sicherer erfassen, was

seine Augen nicht wahrnehmen konnten. Sein fein geschnittenes Gesicht hatte einen Ausdruck, der zuversichtlich erscheinen wollte und dennoch das traurige Gefühl des körperlichen Gebrechens verrieth. Den Augen sah man die vollständige Blindheit an. Die Züge deuteten auf Verstand, jedoch auch auf einen starren Sinn.

Die Minister stellten ihre Untergebenen vor. Der König blieb bei Jedem stehen und sprach eingehend. Seine Stimme war klangvoll und weich, mit einer hohen Färbung. Die Redensart: „Ich habe Sie lange nicht gesehen“, „Ich sah Sie zuletzt da und da“ und ähnliche kamen oft vor.

Da der König mit Jedem lange gesprochen hatte, so war es sehr auffallend, daß er, als meines Vaters Namen genannt wurde, eine kurze aufrichtende Bewegung machte und, ohne ein Wort zu sagen, zu dem folgenden Herrn schritt, mit welchem er wieder einiges sprach.

Nach Beendigung des Empfanges vermied Vater, über den Vorfall zu reden und fuhr gleich nach seinem Hotel. Dahin überbrachte ihm Nachmittags ein Königsgensdarm einen Brief des dienstthuenden Flügeladjutanten Seiner Majestät, worin Vater für den folgenden Tag zu der Vorstellung einer Landesbehörde, die ihren Sitz in der Residenz hatte, nach dem Palais befohlen wurde. Vater mußte sich erst besinnen, daß er dieser Behörde überhaupt angehöre. Dies fand nur insofern statt, als für jede Provinz ein Beamter bestimmt war, dessen Mitwirkung in streitigen Fällen von jener Behörde in Anspruch genommen werden konnte. Vater wußte, daß die in gleicher Beziehung stehenden Männer der anderen Provinzen nicht antwesend waren, mußte aber dem Befehle nachkommen und begab sich anderen Tags wieder nach dem Palais, wo der schon antwesende Minister ihn offenbar nicht erwartete. Der König war heute im höchsten Grade gnädig gegen meinen Vater, mit dem er sich länger, als mit einem der anderen Herren unterhielt.

Später erfuhr Vater den Zusammenhang. Als sein Name an jenem ersten Tage genannt wurde, erinnerte sich der König, der ein ungewöhnliches Gedächtniß besaß, daß der vor ihm stehende Mann im Revolutionsjahre 1848 in das Ministerium Stübe hatte eintreten sollen. Das genügte ihm, um seine Abneigung auszudrücken. Nachher hatte man ihm die Sache erläutert und er wollte nun, da er im Anfange seiner Regierung noch nicht in dem Grade wie später an einer vorgefaßten Meinung festhielt, sein Versehen sogleich gut machen, wozu er den oben beschriebenen Weg eingeschlagen hatte.

Vater hatte seine Anwesenheit in der Residenz benützt, um hinsichtlich meines Eintritts in die Armee Erkundigungen einzuziehen. Der Chef der Cadettenanstalt war ihm persönlich befreundet. Diese Anstalt war in ihrer Art vortrefflich, konnte aber das, was eine Gymnasialbildung gewährt, nicht ersetzen. Ich besaß mehr Kenntnisse, als für die unterste Classe gefordert wurden und das Ueberschlagen der letzteren erachteten die Militärbehörden nicht für erwünscht. Sie eröffneten dagegen meinem Vater die Aussicht, daß mich später ein in der Residenz garnisoiirendes Regiment als „Volontär“ aufnehmen werde.

Im Gymnasium erreichte ich die Reise zur Universität, welche Vater für werthvoll hielt, voraussichtlich früh. Er brauchte auch nicht darauf zu sehen,

welcher Weg der weniger kostspielige sei und Alles, was das Familienleben für die Ausbildung eines Jünglings thun kann, gab unser Haus. Weshalb also sollte man mich vorzeitig fort schicken?

Vater theilte seinen Entschluß dem Rath mit, der nun mit den Seinigen Alfreds künftigen Beruf erwog. Der Rath hatte in den Kriegsjahren eine Vorliebe für das hannoversche Militär gewonnen, welches, wie er glaubte, noch einmal für Schleswig-Holstein kämpfen müsse. Dies und die Freundschaft zu mir trug wohl am meisten dazu bei, daß Alfred, der seine vom Schicksal hart betroffenen Eltern am liebsten niemals verlassen hätte, nun auch wünschte, nach bestandener Abiturientenprüfung die militärische Laufbahn in der Residenz zu beginnen.

Der Baron hielt für Wichard, der auf dem Gute keine Altersgenossen besaß, den baldigen Eintritt in das Cadettencorps für rathsam und brachte ihn im folgenden Frühjahr in die hannoversche Cadettenanstalt. Um dieselbe Zeit wurden Alfred und ich confirmirt.

Da wir nun wußten, welchen Lebensweg wir nehmen sollten, auch in den Classen des Gymnasiums immer zusammen blieben, so vereinten wir unser Bestreben, schnell vorwärts zu kommen und arbeiteten viel zusammen. Gewöhnlich fand Alfred sich dazu in unserem Hause ein und meine Schwester behandelte ihn bald nicht anders als mich. Sie zog ihn, der für Alles, mit Ausnahme der Musik, Talent hatte, wohl gar vor. Er belustigte sie mit seiner Gabe, aus dem Stegreif Verse zu machen, indem er ihre Fragen in Reimen beantwortete oder die Aufgaben ihrer Lehrerin in drolligen Versen erläuterte. Auch zeichnete er sehr hübsch und schenkte seine Bilder gewöhnlich meiner Schwester. Nicht minderes Talent besaß er für das Komödienspiel. Er brachte mit Leichtigkeit in unserer oder seiner Eltern Wohnung eine Bühne zu Stande, wo dann auch Clotilde kleine Rollen übernehmen mußte. Sie war ein fröhliches Kind, von natürlicher Anmuth und mit einem allerliebsten Gesichtchen.

Das Gut im Rehding'schen besuchten wir seltener, als früher; meine Großmutter, die ihren Wohnsitz dort behalten hatte, kam oft und für längere Zeit zu uns. Das Gut gehörte jetzt Onkel Georg, welcher den Staatsdienst verlassen und die Verwaltung seines Besitzes übernommen hatte. Ich fuhr nicht mehr so gerne dahin, weil ich in der Stadt meinen Freund Alfred zurückließ und Onkel Georgs vier Kinder jünger als ich waren und mich nicht anzogen.

Eine sehr glückliche Zeit verlebten Alfred und ich in Wichards Gesellschaft auf dem Gute seiner Eltern. Seit meinem ersten Besuch waren sechs Jahre verflossen und Manches hatte sich verändert. Christian und Friedrich glichen Wichard, wie er damals war; nur schien Friedrich weniger kräftig und lustig zu sein. Auch Adele war für ihr Alter groß. Die blonden Locken, die ihr früher wild um den Kopf hingen, trug sie jetzt wohl geordnet. In ihrem hellen kurzen Kleide, unter einem breitrandigen Strohhut mit bunten Bändern sah sie ungemein zierlich aus. Wenn wir zusammen spazieren gingen, war sie bemüht, Alfred und mir Freundlichkeiten zu erweisen. Seinen Reimereien hörte sie mit Aufmerksamkeit zu und schien, wenn sie ihnen Beifall spendet hatte, durch ver-

mehrte Liebenswürdigkeit gegen mich zu bezwecken, daß ich mich nicht zurückgesetzt fühle.

Der Baron und die Baronin hatten die dänischen Verwandten, mit welchen der Briestwechsel nur eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen vermochte, nicht wiedergesehen.

Wenige vom holsteinischen Adel, aber leider gerade die näheren Nachbarn, waren mit der jetzt eingetretenen politischen Ordnung, welche demnächst einen Prinzen aus dem Hause Holstein auf den dänischen Thron bringen sollte, zufrieden, in der Hoffnung, nach dem Tode Friedrichs VII. wie früher in Dänemark zu regieren. Der Baron wollte den unrechtmäßigen Zustand nicht anerkennen. Die von einer wilden Presse beherrschte Regierung in Kopenhagen war ihm zuwider. Und daß die Dänen fortgesetzt die Verträge brachen, verdroß ihn. Er glaubte an die göttliche Gerechtigkeit und hielt den gegenwärtigen Zustand für unhaltbar, eine Versöhnung der Herzogthümer mit dem treulosen Dänemark für unmöglich.

Bei diesem verschiedenen politischen Standpunkte fand ein erfreulicher Umgang in der Nachbarschaft nur mit der Familie eines Herrn von Eichborn statt, der auch eine Tochter in Abelens Alter besaß. Und oft klagten Richards Eltern über Einsamkeit. Der Capitän war immer beschäftigt. Er unterrichtete Christian und Friedrich in der Mathematik, den Naturwissenschaften und im Zeichnen; und da er mittelst des hölzernen Beines an einem Stocke mühelos ging, so durchwanderte er Gut und Dorf, immer zu rathen bereit. Die Zeit des Pastors war durch sein Amt und durch den Unterricht, welchen er Richards Brüdern ertheilte, die der Pastorin durch ihre vier kleinen Kinder in Anspruch genommen.

Nun hatte in dem Walde, der an den See des Schloßparks stieß, ein Bestand alter Bäume gefällt werden müssen. Dadurch war in der schönsten Aussicht, welche man vom Schlosse hatte, eine häßliche Lücke entstanden. Der Baron wollte letztere auf's Neue zu Wald ansäen lassen. Der Capitän widerrieth dies. Es sei ein überreicher Waldbestand vorhanden und die jetzige Generation würde es nicht erleben, daß die neuen Bäume die Lücke deckten. Er schlug vor, an jener Stelle ein zierliches Wohnhaus zu errichten, welches sowohl vom Schlosse einen neuen hübschen Anblick gewähren, als selbst auf das Schloß eine schöne Aussicht haben würde. Dahinter sei für Garten und Haushaltungsräume genug Platz vorhanden. Das Ganze wäre eine angenehme Wohnung, für die sich gewiß so viele Liebhaber finden würden, daß der Baron unter letzteren wählen und auf diese Weise eine erwünschte Nachbarschaft gewinnen könne. Der Capitän hatte sogleich einen Riß entworfen, auch zwei landschaftliche Aquarelle gemalt: die Ansicht vom Schlosse auf das neue Haus und hinwieder von diesem auf das Schloß. Der Baronin gefiel der Vorschlag; auch dem Baron schien er zuzusagen. Er hatte den Riß und die Bilder an sich genommen und beschäftigte sich mit diesem Gedanken. Eines Tages, als der Capitän sich neben uns Freunde im Park auf dem Platze zunächst am Schlosse niedergelassen hatte, kam auch Richards Vater. Er hatte die Bilder mitgebracht und zeigte sie, ohne eine Erklärung zu geben. Richard besah sie schweigend und sagte dann: „Wie hübsch!

Wann wird das Haus fertig? Sieh', Ernst!" und er reichte mir die Bilder. Alfred schien, indem er sie nun mit mir betrachtete, verstimmt zu werden, weshalb ich ihn, als wir allein waren, fragte: „Hat es Dich verlezt, daß Wichard die Bilder mir, nicht Dir reichte?“

„O nein!“ antwortete er. „Wir Drei sind einer, vornehmer keiner. Der Plan, dorthin ein Wohnhaus zu bauen, gefällt mir nicht. Schlägst Du Gottes Bäume um, pflanz' sie neu zu seinem Ruhm!“

„Der Baron erklärte ja, daß er zu viel Wald habe.“

„Und zu wenig Nachbarschaft,“ fiel Alfred ein. „Nachbarschaft kummer schafft.“

Ich rebete nicht weiter, sondern ließ ihm seine launenhafte Meinung. Gleich darauf war er gegen Wichard herzlich wie immer.

Meine beiden Freunde glichen sich in der Treue und Geradheit. Aber Wichard hatte niemals solche Launen wie Alfred, dessen Gemüth freilich auch ernster, wie sein Verstand schneller und schärfer war.

Eine neue Bekanntschaft, welche wir auf dem Gute machten, kann ich nicht unerwähnt lassen. Während des ersten Gottesdienstes hatte das Orgelspiel mir ungemein gefallen, so daß ich Wichard fragte, ob die Orgel oder der Organist neu sei?

„Beide, wenn Du willst,“ antwortete er. „Vor zwei Jahren starb der alte Cantor. Die Stelle wurde in den Zeitungen ausgeschrieben. Da kam eines Tages ein kleines Männchen, unser jetziger Cantor Zephirius, zu dem Pastor mit der Bitte, unsere Orgel probiren zu dürfen. Er ist ein alter Junggeselle, ein geborener Flensburger und dort Organist gewesen, bis die Dänen ihn absetzten. Da hat er seine Vaterstadt zum ersten Male verlassen und ist in Hamburg Clavierlehrer geworden. Als er aber erfuhr, daß hier ein Cantor gesucht wurde, hat seine Liebe zu dem alten Stande über die behagliche Lage, die er in Hamburg erworben hatte, gesiegt. Der Klang unserer Orgel gefiel ihm so sehr, daß er die Stelle annahm unter der Bedingung, daß jene nach seiner Vorschrift gründlich reparirt werde und darauf ist Vater eingegangen.“

An einem Wochentage hörten wir, an der Kirche vorbeikommend, die Orgel spielen. Wir traten ein und stiegen zu Zephirius hinauf. Als er uns kommen sah, unterbrach er das Spiel, schob respectvoll an dem schwarzen Sammetkappchen, welches den kahlen Kopf bedeckte und sah uns mit seinen großen Augen gutmüthig an. Alfred stellte sich ihm als seinen Landsmann vor, der gleichfalls von den Dänen vertrieben sei, wogegen Zephirius ihn fragte, ob er Clavier spiele. Als Alfred dies verneinte, schien der kleine Mann weniger Antheil an ihm zu nehmen und richtete dieselbe Frage an mich. Meine Antwort, daß ich Unterricht im Clavierspiel habe, erfreute ihn und trug mir seine Einladung, ihn zu besuchen, ein.

Hierzu kam es diesmal nicht mehr. Der Tag unserer Abreise war da. Vater und der Rath wollten mit uns in Hamburg zusammentreffen und nach Hannover fahren, um uns dort vorzustellen und unseren, für das nächste Frühjahr in Aussicht genommenen Eintritt in den Militärdienst vorzubereiten.

Wichards Eltern und Geschwister, alle Freunde und Angehörigen des Gutes

waren uns zum andern Male so vertraut geworden, daß es uns vorkam, als verließen wir eine zweite Heimath.

In Hannover wurde der Zweck schnell erreicht. Nach wenigen Tagen waren wir zu Hause wieder in regelmäßiger Schulthätigkeit. Indem wir unsere Arbeiten, auch unsere Spaziergänge zusammen machten, verlief uns der Winter rasch und ohne bemerkenswerthes Ereigniß. Nur eines Tages im Februar gedenke ich noch.

Der Eisgang in der Elbe hatte uns nach Brunshausen gelockt. Ein heftiger Ostwind beschleunigte die Bewegung der mächtigen Eismassen, die mit der Ebbe tobend abwärts jagten. Wir standen auf dem Deiche, ich hatte meinen Arm auf Alfreds Schulter gelegt, wir stützten einander gegen den Sturm, sahen dem gewaltigen Treiben zu und lauschten seinem Getöse. Die Schollen schoben und drückten an den Steinblöcken zu unseren Füßen, als wollten sie uns hinweg räumen; und weiterhin in der Strömung stießen die folgenden die vorderen und thürmten sich auf, bis sie krachend zusammenstürzten.

Mir fielen die Verse ein:

Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
Und hörten's graufig donnernd sich zerspalten
Und sah'n es aufgerissen sich erheben —

und ich sprach sie vor mich hin. Der Freund hatte sie trotz des Lärms verstanden. Er machte sich plötzlich mit einer abweisenden Bewegung von mir los. Ich sah ihn verwundert an. Er sagte:

„Jahr um Jahr derselbe Streit, arges Lärmen, ärger Leid. Immer bleibt's beim Alten.“

Da ich schwieg, wies er mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer und fuhr fort:

„Dort, wo meine Heimath war, hartes Kämpfen Jahr um Jahr. Immer blieb's beim Alten!“

„Ein politisch Lied,“ sagte ich.

„Dein Chamisso hat mich darauf gebracht,“ entgegnete er und lenkte, zur Unterhaltung nicht mehr geneigt, die Schritte heimwärts.

Um Ostern erhielten wir nach glücklich bestandnem Examen unsere Zeugnisse der Reise für die Universität. Nun trafen die Eltern die Vorbereitungen, daß wir im Mai wohl ausgerüstet abreisen könnten.

Alfreds gute Mutter ließ sich den Schmerz der Trennung von dem einzigen Kinde nicht merken. Aber er begriff ihn und war nicht so froh wie ich. Doch freuten wir uns Beide darauf, in einen Beruf einzutreten und mit Richard wieder vereint zu werden, wenn auch nicht in demselben Regiment, so doch in derselben Garnison. Er war soeben Fähnrich in der Garde geworden und vor dem Eintritt in den Truppendienst für einige Wochen zu seinen Eltern beurlaubt.

Ich fuhr noch einmal nach dem Rehding'schen Gute, um der alten Großmama, welche lehteres nicht mehr verließ, Lebewohl zu sagen.

Da Alfred und ich vor meinem Geburtstag nicht abzureisen brauchten, so wollten meine Eltern diesen zu einem recht fröhlichen machen und luden die Freunde zu einem ländlichen Feste im „Alten Lande“ ein, dem fruchtbaren Bezirk

an der Elbe zwischen Stade und Harburg, aus dem die „Männer Kerfchen“ weit verfannt werden. Es war die Kirfchblüthzeit. Das Wetter verfprach das Feft zu begünftigen. Alle wollten kommen, der Baron mit den Seinigen fchon Tags vorher. Wir fuhrten nach Brunshausen, um fie bei der Ankunft des Hamburger Dampfes zu empfangen. Schon von Weitem winkten Wichard und feine Brüder mit den Mützen, Adele mit einem weißen Tuche uns Grüße zu. Sie fprang, als die Brücke angelegt war, ihren Brüdern vorbei, machte vor den Eltern ihre graziöfen Knickse und beeilte fich, Alfred und mir, dann auch meiner Schwefter die Hand zu reichen. Sie war fo lebendig, heiter und hübfch, daß ich, fie anfehend, faft vergaß, die Freunde zu bewillkommen.

Es wurde eine luftige Fahrt anderen Vormittags bei fonnigem Wetter nach Steinkirchen an der Mühle. Onkel Georg mit Tante Anna und ihren Kindern waren eingetroffen, die Bankwagen fuhrten vor, es ging an die Vertheilung der Plätze. Wir drei jungen Freunde wurden dem Wagen zugetwiefen, worin Tante Anna mit ihrer Tochter, dem Backfifch Cordula, Platz genommen hatte. Wichard hob feine und meine Schwefter auf denselben Wagen. Endlich fuhr die Gefellfchaft in großer Fröhlichkeit davon. Cordula gab fich Mühe um Wichard, der fich jedoch lieber in das kinderhaft fcherzende Gefpräch mifchte, welches Alfred mit Adele und Clotilde führte. Mehrere Male zog Adele mich in die Unterhaltung mit ihren Kufen: „Ernst, haft Du den Vers gehört, den Alfred eben machte?“ und ähnlichen. Sie war überaus luftig, Clotilde ftiller als fonft, Cordula fehr gefprächig, aber nicht amüfant, wie Adele. Als ich die drei jungen Mädchen betrachtete, jah ich, wie viel zierlicher die Gefaltten der beiden jüngeren, wie viel feiner ihre Züge, als die Cordulas waren, die ihren Gefchwiftern, befonders dem vierzehnjährigen Jobft gleich und wie diefer breit von Körper und Geficht war.

Wir fuhrten auf ebenen Wegen, im Schatten der über uns fich vereinigenden Zweige wie im Laubengange eines Gartens. Im Gebüfch an den Waffergräben fchlügen die Nachtigallen und eifrig bei der reichlichen Blüthenmenge arbeiteten die Bienen. Vater im vorderften Wagen leitete den Zug nicht gleich nach dem Orte, wo unter Bäumen das Mittagsmahl eingenommen werden follte, fondern vorher nach dem Punkte, wo die Mühle in die Elbe fließt. Hier lud er die Gefellfchaft ein, den Elbdeich zu beftiegen.

Das lohnt wohl der Mühe! Man hat den ftolzen, von großen und kleinen Schiffen belebten Strom vor fich und gegenüber, von der Mittagfonne beleuchtet, die Mantener Höhen, geziert mit Schlöffern und Thürmen, und an den Berglehnen wie Nefter hängend die Fifcherdörfer.

Wendet man fich nun um, fo hat man in der Frühlingszeit ein ganz anderes Bild, welches Jeden, der es zum erften Male fieht, überrascht. Wie eine Schneedecke auf grünem Walde oder wie ein weiches Tuch, weiß mit grünen Blättchen darauf, breitet fich das Blüthendach von Baum zu Baum weithin, rechts, links, vorwärts. Ueberall die größte Ruhe. Hier und da steigt aus niedrigem Schornstein dunkler Rauch, dem man zürnen möchte, daß er das blendende Weiß verdirbt. Die höheren Häuser heben neugierig das rothe Dach aus

der Decke, als wollten sie sich den lustigen Blüthentanz rund um ansehen. Und auf jedem dieser Dächer ist ein großes Nest, die Residenz des Schutzpatrons.

Die Gesellschaft gab sich behaglich diesem eigenthümlichen, reizenden Anblick hin. Kein Laut unterbrach die Stille, bis ein Storch klapperte.

„Wo ist er?“ „Wo ist er?“ fragten die Kinder. Man fand ihn nicht sogleich.

„Wißt Ihr, weshalb der Storch klappert?“ fragte Alfred.

„Er ruft seine Frau,“ erklärte Jobst.

„Mag sein,“ erwiderte jener; „doch weiß ich noch eine andere Erklärung.“

„Erzähle!“ bat Adele und faßte seine Hand.

„Dort steht er. Er trägt den langen Hals so hoch, er will gesehen und bewundert werden. Der Hals ist aber weiß, wie die Kirschblüthen und man sieht ihn nicht. Nun schlägt das eitle Thier mit seinen schwarzen Flügeln und stellt sich gerade auf seine rothen Beine. Das hilft ihm alles nicht; denn auch der Schornstein ist schwarz und das Dach ist roth. So wird er nicht gesehen. Und darum schnattert er.“

„Es ist richtig. Hierdurch hat er sich uns bemerklich gemacht,“ äußerte Cordula.

„Nun stand ein Mann hier auf dem Deich, dem ging es mit dem Storch wie uns,“ fuhr Alfred fort, „und ein Amländer Bauer stand bei ihm. Du Schwächer, so schalt der Mann den Storch, solltest stillschweigen. Du nuzest weniger, als die Blüthen auf den Bäumen und die Fische im Wasser und die sind doch stumm. Da sprach der Bauer: Lassen Sie mir den Vogel in Ruhe, der bringt dem Alten Lande Glück —“

„Und Kinder!“ rief Onkel Georg aus der Gruppe der Erwachsenen. „Von den vielen Störchen kommen die vielen Menschen im Alten Lande.“

Einige lachten.

„Wir haben im Rehding'schen nicht so viele Menschen,“ sagte Jobst, „aber mehr Hasen und Rebhühner. Die Störche sind Räuber, sie fressen die jungen.“

Jetzt bestieg man die Wagen wieder zur Vollendung der Fahrt nach dem nahen Steinkirchen. Dort blieben wir zu unserem vollkommenen Vergnügen bis zum Abend. Es war ein schöner Tag, für Alfred und mich ein wohl-gelungenes Abschiedsfest.

Wenige Tage darauf verließ ich mit ihm meine liebe kleine Vaterstadt.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Der Abend vor der Hochzeit.

Novelle

von

Ch. Richard.

Es war ein kalter Tag im Januar. Man hatte weiße Weihnacht gefeiert und auch das neue Jahr war im Schneemantel herangezogen. Der kurze Wintertag ging bereits in Nacht über, obgleich die Dorfkuhr erst eben fünf Schläge durch die dünne Luft gefandt hatte, und im Herrenhause auf der Anhöhe erhellten sich die Fenster eines nach dem andern, aber nur für wenige Minuten; dann senkten sich schützende Vorhänge, schoben sich feste Fensterläden vor dieselben und nur hier und da fand ein einsamer Lichtstreif durch eine Spalte den Weg in's Freie. Nur das große Fenster der Halle blieb unverdeckt; und ein heller, warmer Schein, gastlich hinauswinkend, fiel durch dasselbe auf den festgefrorenen Schnee.

Wer den nordischen Winter scheute, durfte aus den schützenden Mauern des Hauses, in welchem große Oefen behagliche Wärme verbreiteten, nicht hinaus in die vom Sturm rein gefegte Luft, hart und durchsichtig wie Krystall; wen aber Pflicht oder Neigung in's Freie trieb, der mußte sich tief ergriffen fühlen von der Großartigkeit des Anblicks: Schnee so weit das Auge reichte, — Feld und Wald, Häuser und Kirchturm, Alles von derselben weißen Decke umhüllt und darüber lagernd jene eigenthümliche Stille der nordischen Winterlandschaft, die den Bewohner des Südens wie Grabeschauer anwehen mag, dem echten Nordländer aber nicht minder schön und feierlich zum Gemüth redet, wie Orgelton und Glockenklang, oder wie das tiefe Brausen des Meeres an einsamer Küste. — Heute war auch dieses verstummt; der Sturm hatte sich seit einigen Tagen gelegt und es schien, als wolle das Meer sich nach langem Kampfe ergeben und fesseln lassen, vielleicht gar zum kurzen Winterschlaf vorbereiten unter dünner Eisesdecke. — Doch zurück zum Herrenhause. Da stand es auf der Anhöhe, von alten Bäumen umgeben, ein schmuckloser Bau aus grauem Gestein, der Geschlecht auf Geschlecht hatte erstehen und vergehen sehen, aber so rüstig die Last der Jahrhunderte zu tragen schien, das mindestens noch ebenso viele Generationen sicher sein durften, Schutz und Heimath innerhalb seiner festen Mauern zu finden. Jahre lang hatte das große Haus ernst und düster auf das um-

liegende Land herunter gesehen, als wolle es nichts mit demselben gemein haben; aber seit einem Jahre etwa regte sich's wieder darin von frischem, jungem Leben und heute vollends summt und tönte es wie in einem Bienenkorbe, in welchem ein neues Geschlecht seinen Auszug auf morgen vorbereitet. Es war der Vorabend eines großen Familienfestes, der Polterabend, wie man es hier zu Lande nennt, und von Fern und Nah versammelte sich, was zum Hause gehörte, in seinen weiten, gastlichen Räumen. Schlitten auf Schlitten war im Lauf des Tages dem Hause zugefahren und alle Ankommenden waren mit freudigem Willkommen empfangen worden; und von Neuem wurde jetzt draußen die Stille unterbrochen durch leises, aus der Ferne tönendes Schellengeläut. Ein schwarzer Punkt erschien auf der weißen Fläche, bald hinter einer Hecke verschwindend, bald wieder auftauchend; näher und näher klang das Geläut, schon hörte man das Schnauben der Pferde und das Stampfen ihrer Hufe auf dem hart gefrorenen Schnee, über welchen ein Verdeckschlitten, geräuschlos, fast ohne eine Furche zu ziehen, pfeilschnell dahin glitt. Jetzt bog er in die Pappelallee, die zum Hause empor führt, und hielt nach wenigen Augenblicken vor der großen Treppe desselben; die Thüre hatte sich bereits gastlich geöffnet und Diener eilten zum Empfang die Stufen hinunter. Ein hochgewachsener Mann, über die Mitte der Jahre hinaus, aber von ungebeugter, kräftiger Gestalt, stieg schnell aus dem niedrigen Gefährt, hob eine Dame heraus und führte sie die Treppe zur Halle hinauf, an deren Eingang Baron von Sander die Hand zum warmen Willkommen entgegen reichte. Einige Schritte hinter ihm stand eine ältliche Dame, Baronin Elisabeth, des Hausherrn unverheirathete Schwester, welche seit dem frühen Tode seiner Frau, ihrer liebsten Jugendfreundin, deren Stelle als Mutter und Herrin des Hauses vertreten hatte. Herzlich umarmte diese die eben Angekommene, während der Begleiter derselben sich rasch seines Pelzrockes entledigte und dann mit ausgestreckter Hand auf sie zutrat. Mit einer Mischung von Zutraulichkeit und ritterlicher Galanterie, die den stattlichen Mann wohl kleidete, küßte er die Wange seiner Schwester und dann ihre Hand, die er liebevoll in der seinen behalten hatte. „Willkommen, lieber Bruder,“ sagte sie, zu ihm aufsehend, leise mit innigem Ton, und dann sich wieder zu ihrer Schwägerin wendend, welche, von Pelzmantel und Kappe befreit, nun als eine nicht mehr junge, aber noch ungewöhnlich schöne Frau vor ihr stand, sagte sie, freundlich besorgt: „Was für eine kalte, lange Fahrt habt Ihr gehabt, Ihr Lieben! Komm schnell herauf, Abele, damit ich Dich in Dein warmes Zimmer führe!“ — „Kalte, lange Fahrt,“ wiederholte diese, während beide die Treppe hinauf stiegen, „ich habe es nicht kalt gefunden, Elisabeth, und lang ist mir der Weg auch nicht geworden, dazu war ich zu voll von Freude und Erwartung.“ Und den Kopf zurückwerfend nach den beiden Brüdern, die Arm in Arm der Thür des Vorzimmers zuschritten: „O Elisabeth,“ sagte sie, „Roderich ist wirklich wieder jung geworden! Und Du selbst, Liebe, hast Dein schwarzes Kleid endlich mit einem heitern Silbergrau vertauscht. Nun weiß ich, daß dieses Haus aufgehört hat, ein Trauerhaus zu sein.“ — Sie waren in's Zimmer getreten und Elisabeth, auf das helle Seidenkleid herabsehend, das ihre Gestalt und ihr Gesicht noch schwächtiger und durchsichtiger, als gewöhnlich, erscheinen ließ, erwiderte: „Du hast wohl Recht,

Udele; und doch irrst Du, wenn Du denkst, die Trauer könne je aufhören; sie ist nur eine andere geworden. Wie wir mit den geliebten Verstorbenen fortleben, so leben sie doch auch mit uns fort; und wird unser Gemüth wieder fähig, sich der Freude zu öffnen, und haben wir ihnen Gutes und Schönes zu zeigen hier unten, wo sie einst wandelten, so fühlen wir wohl nicht weniger tief und schmerzlich, daß sie uns zu früh entriffen wurden; aber es ist kein Stachel mehr darin und keine Bitterkeit, nichts als die Liebe, die nie aufhört, niemals, auch nicht jenseits des Grabes.“ — Rührend, wie der fromme Kinder Glaube, der aus ihr sprach, war das feine, vergeistigte Gesicht, mit welchem sie zu der lebenswarmen Schönheit Udelens auffah. „Aber ich vergesse, daß ich noch Pflichten als Wirthin zu erfüllen habe,“ sagte sie plötzlich erschrocken; „denn Du mußt wissen, wir sind nahezu vollzählig bei einander und Ihr seid fast die letzten. Lebe wohl für eine kleine Weile; ich schicke Dir die alte Josephe, die sich schon seit Wochen darauf freut, Dein Angesicht wieder zu erblicken. Nicht wahr, Du kommst hinunter, sobald Du angekleidet bist?“

„Nur noch einen Augenblick,“ erwiderte Udele, „ich habe ja noch nicht einmal nach dem Brautpaar gefragt. Alles ist schön und gut, nicht wahr? So wie es am Abend vor der Hochzeit nur sein kann?“

„Und hoffentlich immer bleiben wird,“ ergänzte Elisabeth; „wenn Du erst Conrad gesehen haben wirst, — nun aber, Du wirst ihn ja sehen und so sage ich weiter nichts.“ Und Udele zurückend, verschwand sie durch die Thür gerade in dem Augenblick, als wieder ein Gefährt vor dem Hause hielt, dessen Schellengeläut sie beide im eifrigen Gespräch überhört hatten. Diesmal sprang kein männlicher Begleiter aus dem Schlitten, den der alte Diener des Hauses geöffnet hatte, und der Baron selbst stieg eilig die Treppe hinunter und bot einer ältern Dame die Hand, hinter welcher drei frische, jugendliche Mädchencöpfe sichtbar wurden. „Willkommen, liebe Cousine, willkommen, Ihr Mädchen; ich muß es Johann überlassen, Euch hinauszuhelfen, während ich Eure Mutter hinaufführe. Doch Ihr bedürft keines Beistandes, wie ich sehe,“ fügte er zurückblickend hinzu, als die drei schlanken Mädchen, eine nach der andern, kaum den Arm des Dieners berührend, aber ihm freundlich zurückend, wie einem alten Bekannten, leicht in den Schnee hinausprangen und bereits auf der obersten Stufe standen, ehe der Alte sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Wie das herangewachsen ist,“ sagte er vor sich hin und nahm sorgfältig Pelzdecken und Fußsäcke über den Arm, die im Schlitten umhergestreut lagen.

In der Halle stand wieder Elisabeth zu Gruß und Willkommen bereit und während sie mit der ältern Dame die ersten Begrüßungsworte wechselte, trat eine lebhafteste, kleine Blondine heran, küßte eilig die Hand ihrer Tante und wandte sich dann mit komischer Gravität an die drei Schwestern: „Verzeiht, verehrteste Cousinen, daß ich Euch empfangen, statt Eurer Cousine Helene. Aber ich bin schon eine Ewigkeit hier, das heißt seit vorgestern, und gehöre daher gewisser Maßen zum Hause; so meinten wenigstens Harald und Conrad, als sie behaupteten, ich müsse die Honneurs machen. Im Vertrauen gesagt, ich halte es für ein Complot, das die Beiden geschmiedet, nur um Helene so lange als möglich für sich behalten zu können. Haben sie sie doch bereits seit fünf Uhr in ihr weißes

Mouffelin Kleid hineinperjuadirt (in welchem sie, nebenbei gesagt, wie ein Engel aussieht), nur um dann mit Fug und Recht behaupten zu können, sie dürfe in dem leichten Anzuge nicht in die Halle hinaus, wenn Schlitten ankämen und die Hausthür geöffnet würde. Die Folge davon ist nun," fuhr sie fort, halb rückwärts gewandt und, den Andern voraus, die Treppe hinauf tanzend, mehr als gehend, „daß in meine unwürdigen Hände das Amt gelegt ist, Euch in Eure Zimmer zu führen und Legion ist die Zahl der Aufträge, die mir Helene auf's festeste für Euch eingepägt hat. Aber o weh!" rief sie, die zweite Treppe in derselben Weise in Angriff nehmend, „ich habe sie sämmtlich vergessen. Ich will zum Haifisch werden, wenn ich mich auch nur eines einzigen erinnern kann.“ Und die Hände ringend, aber nichtsdestoweniger im Tanzschritt, flog sie den Corridor entlang, an mehreren geschlossenen Thüren vorüber und öffnete dann ein großes, angenehm erwärmtes und erleuchtetes Zimmer, aus welchem leichter Hyacithenduft den Eintretenden entgegen drang. Sabine fuhr wie ein Wirbelwind bis in die Mitte desselben und rief mit Entzücken: „Mir geht ein Licht auf und ich bin gerettet! Der erste Auftrag war: ob Ihr zu feine Witterung habt, um die Hyacinthen im Zimmer behalten zu können; in diesem Fall sollen sie sogleich hinaus gethan werden, denn Kopfschmerzen dürfe morgen Niemand haben. No. 2: Ob Ihr die alte Josephe zum Toilettenbeistand haben wollt? Ich rathe Euch dazu, denn sie könnte Euch frisiren, wie es vor fünfzig Jahren Mode war und das wäre doch hübsch und eine Abwechslung. Oder zieht Ihr die junge Karoline vor, die erst im vorigen Winter bei dem ersten Friseur der Haupt- und Residenzstadt ihre Sporen verdient hat?“

„Um des Himmels willen, Sabine," fiel hier die älteste der drei Schwestern halb entsetzt, halb lachend ein, „was ist nur mit Dir geschehen? Erst willst Du zum „Haifisch“ werden und gleich darauf geht Dir „ein Licht auf“, das Dich indessen nicht verhindert, von unserer mehr oder minder feinen „Witterung“ zu sprechen, als ob wir Jagdhunde wären, und nun handelt es sich sogar um eine Kammerjungfer, die ihre „Sporen“ verdient haben soll?“

„Oh, wenn es weiter nichts ist," unterbrach lachend die zweite Schwester; „Du vergißt, Antonie, daß die Brüder zu den Weihnachtsferien nach Hause gekommen sind, und dann ist Sabinens Wörterbuch stets so reich an den überraschendsten Wendungen und den kühnsten Bildern, daß ich mich über nichts wundere.“

Sabine sah einen Augenblick verlegen drein, aber Gretchen, die jüngste, eilte auf sie zu, und sie herzlich küssend, rief sie: „Es bleibt unter uns und Niemand im Saale soll etwas von dem Haifisch und den Sporen erfahren. Ueberdies, weißt Du, spricht aus uns nur der blasse Neid; sind wir doch der einzige Zweig unserer Familie, der keine Jungen aufzuweisen hat. Drei Schwestern und kein Bruder! Also nichts für ungut, nicht wahr?“

„Never mind, würde Cousine Agathe in diesem Falle gesagt haben," erwiderte Sabine, deren bewegliches Gesicht schon wieder seinen harmlosen Ausdruck angenommen hatte.

„Agathe," rief Gretchen, „ist sie denn hier?“

„Seit gestern früh.“

„Nun, und? — Wir haben sie seit Jahren nicht gesehen und glaubten sie noch in der Pension. Wie sieht sie aus, wie gefällt sie Dir, Sabine?“

„O, sehr gut und wir haben uns schon sehr befreundet. Ein bißchen gelehrt ist sie freilich; Gott, mir schwindelt der Kopf, wenn ich daran denke, was sie Alles gelernt hat! Aber das ist doch eigentlich nicht ihre Schuld und es wird sich ja wohl mit der Zeit abschleifen.“

„Oh gewiß,“ tröstete Antonie, „besonders wenn Du ihr dabei hilfst.“

„Das sage ich auch,“ erwiderte Sabine unschuldig, und dann plötzlich von dem Stuhl in die Höhe schnellend, auf den sie sich endlich gesetzt hatte, — „ein neuer Schlitten, sollte das schon Edith sein,“ rief sie in höchster Aufregung. „Aber nein, sie kann vor sieben Uhr nicht hier sein. Fräulein Marianne, Helenens frühere Erzieherin, — Ihr erinnert Euch ihrer doch? — ist ihr entgegen gefahren, was sonst natürlich Harald gethan hätte; aber er erwartet seinen Freund, Theodor von Nerval, den noch Niemand von uns gesehen hat, und auf den ich brennend neugierig bin. — Still, Kinder,“ rief sie plötzlich, obgleich Niemand außer ihr gesprochen hatte. Durch die offen gebliebene Thür wurde des Barons Stimme hörbar, wie er im wohlwollendsten Ton einen neu Angekommenen in der Halle begrüßte, während eine jüngere Stimme in lebhafter Freude dazwischen rief: „Junge, Du siehst ja aus, wie Knecht Ruprecht selber! Das muß wahr sein, im Schnee haben wir uns gefunden und im Schnee, so scheint's, müßten wir uns wiedersehn! Aber willkommen, herzlich willkommen! Zum ersten Mal in der Halle meiner Väter!“

Eine jugendlich wohlthuende Stimme erwiderte etwas, das die Mädchen nicht verstanden und Antonie, sich plötzlich besinnend, daß sie sich eigentlich auf dem Lauscherposten befänden, rief: „Ich bitte Euch, laßt uns die Thür schließen! Sabine, mein Kind, das ist offenbar Herr von Nerval, aber zähme Deine Neugierde noch für ein halbes Stündchen.“

„Was sagte denn aber Harald von dem Finden im Schnee, das klingt ja ganz poetisch?“ fragte Gretchen.

„Was,“ rief Sabine, „davon wißt Ihr nichts? Wie Harald vor zwei Jahren in der Schweiz mit seiner gewohnten Waghalsigkeit sich's in den Kopf gesetzt hatte, ganz allein ohne Führer auf einen Gletscher zu steigen und dann im Schneefeld den Weg verlor, irgendwie in eine Spalte gerieth, — ach, ich mag gar nicht an all die graufigen Details denken, — genug, daß Theodor von Nerval wie ein Engel vom Himmel herabgeschneit kam, noch grade zu rechter Zeit, um ihn zu retten. Und daß Harald noch lebt, ist einzig und allein sein Verdienst und dafür sollten wir Alle ihm dankbar sein,“ fuhr sie mit vorwurfsvollem Blick auf die Andern fort, die ihr die Sache viel zu kühl und phlegmatisch anzusehen schienen, „denn Harald ist der beste von uns Allen, — Helene ausgenommen, — aber das ist freilich etwas ganz Anderes.“

„Natürlich,“ beruhigte Gretchen; „aber um auf Theodor von Nerval zurückzukommen, ist er Franzose?“

„Sein Vater war französischer Schweizer, seine Mutter eine Deutsche. Beide sind todt. Er wurde theils in Genf, theils in Deutschland erzogen und soll vollkommen geläufig deutsch sprechen. Da habt Ihr seine Biographie. Er

muß sabelhaft klug sein, überhaupt ganz was Besonderes, glaube ich; denn Onkel Eberhard, welcher ihn vor zwei Jahren in Genf kennen lernte, sprach neulich mit einer Anerkennung von ihm, die —

„Die alle Anerkennung verdient,“ fiel Antonie ein, „wenn man bedenkt, wie sparsam Onkel Eberhard mit der seinigen ist. Nun, ich dünkte, wir hätten Herrn von Nerval jetzt genügend mit unserer Neugierde beehrt und könnten zu einem andern Gegenstande übergehen. Sage mir, Sabine, Du, die Du bekanntlich seit einer Ewigkeit hier bist, weißt natürlich, ob Helene auch sicher diese Nacht in ihrem eigenen Zimmer schläft, oder ob sie es etwa einer der Tanten abgetreten hat. Wir wollen ihr nämlich ein Ständchen bringen und es wäre doch lächerlich, wenn wir dies vor der unrichtigen Thür thäten. Du mußt uns aber nicht verrathen, Sabine, hörst Du?“

„Ich,“ rief diese, „Euch verrathen! ich bin verschwiegen, wie das Grab und überhaupt die schweigsamste Person von der Welt. Was Helenens Zimmer anbetrifft, so könnt Ihr ruhig sein; es ist dasselbe, welches sie immer gehabt hat, so lange ich denken kann, beiläufig das reizendste Mädchenzimmer, das ich je gesehen. Aber was sagt Ihr zu dem Eurigen, ist es nicht traulich und gemüthlich?“

„Es ist in der That so,“ erwiderte eine der Schwestern. „Aber wie kommt es nur, daß ich mich nicht erinnern kann, je in diesem Theile des Hauses gewesen zu sein?“

„Kein Wunder,“ erwiderte Sabine; „denn es enthält, außer Vorraths- und Wirthschaftsräumen, nur diese Reihe kleinerer und größerer, seit vielen Jahren leer stehender Besuchszimmer. Sie münden alle auf den endlos langen Corridor, durch den Ihr gekommen seid und welcher am Tage so dunkel ist, wie in der Nacht. Tante Elisabeth hat für jetzt eine „ewige Lampe“ darin gestiftet und sie und Fräulein Marianne haben in der Eile das Menschenmögliche geleistet, um Alles zu unserm Empfange so wohnlich herzurichten. Unsere Mädchenzimmer sind eins so hübsch und anmuthig wie das andere; für die Zimmer der Herren blieb denn auch nur wenig Zeit übrig und Tante Elisabeth konnte sich nicht trösten, daß sie so spartanisch einfach aussähen. Ich aber sage: was braucht so ein Mann mehr, als höchstens ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl? Sind sie nicht viel glücklicher daran? Die Männer haben es überhaupt viel besser als wir, — ich wollte, ich wäre ein, — ja so,“ unterbrach sie sich, auf Antonie blickend. Diese war jetzt ganz von dem Oeffnen ihres großen Koffers in Anspruch genommen und sagte nur: „ich denke, es ist Zeit, uns umzukleiden. Wie wäre es, Sabine, wenn Du uns bald die junge Karoline mit den Sporen schicktest.“

„Und Dich selbst auf Dein Zimmer trolltest?“ fiel diese lachend ein; „in dieser Beziehung verstehe ich den leisesten Wink.“ Und wie ein Kreisel drehte sie sich um sich selbst herum und fuhr zur Thür hinaus.

Während dieses Gesprächs waren die beiden Freunde die Treppe hinauf und, unwillkürlich ihre Stimmen dämpfend, an dem Zimmer der jungen Damen vorüber geschritten.

„Nur muthig vorwärts, Theodor, wir sind noch nicht am Ziel unserer Reise,“ rief Harald seinem Gefährten zu, als dieser in der Mitte des langen Ganges

unwillkürlich vor einer der Thüren inne zu halten schien, neben welcher ein schwarzer Reisekoffer lag, offenbar vorausgeschickt und seines Besitzers harrend. Es stand nur ein einfaches E. v. H. auf demselben und doch stieg dem jungen Manne dunkle Gluth in das gebräunte Gesicht und unwillkürlich beschattete er es mit der Hand, wie um es der Beobachtung seines Freundes zu entziehen. Doch dieser war mit dem Auffuchen des Zimmers beschäftigt. „Verzeih, ich habe Dich unrichtig geführt,“ sagte er, wieder gegen die Mitte des Corridors zurückkommend; „aber der Irrthum ist verzeihlich. Diese Thüren sehen eine aus wie die andere, wie Mönchszellen, die auf einen Klostergang führen; nicht wahr? Und wie ein Mönch wirst Du Dich hier behelfen müssen,“ fügte er hinzu, das Zimmer öffnend, welches in der That außer dem nach Sabinens Ansicht für männlichen Comfort ausreichenden Mobiliar nichts Wesentliches enthielt. „Ich hätte Dir das meinige abgetreten, aber das hat natürlich eine meiner Tanten erhalten und ich selbst schlafe irgend wo hier herum. Aber was ist das?“ rief er lachend; „daß ich eine Auster wäre, oder ein fühlloser Barbar, wenn ich hier nicht Tante Elisabeths Hand erkannte! Einen Vorhang hat sie Dir zur Entschädigung für alles Andere um's Bett gegeben und, Gott steh' mir bei, mit rosenfarbnem Bande aufgebunden, wie für ein junges Mädchen! Nun mein Junge, Schaden wird Dir ja das weiße Lappchen nichts, und wenn Du um so sanfter darunter ruhst, so danke es Tante Elisabeth. Und nun will ich Dich allein lassen, um unten im Saal meine Pflichten als Sohn des Hauses zu erfüllen. Auf baldiges Wiedersehen!“

Im Saal hatte sich die Scene, seit Harald denselben verlassen, wesentlich verändert. Die älteren Familienmitglieder, mit Ausnahme des Barons, welcher sich auf kurze Zeit beurlaubt hatte, waren sämmtlich auf Sopha und Lehnstühlen, um einen mit zierlichem Geräth bedeckten Tisch gruppirt, und wurden von Elisabeth mit dem heute gänzlich verspäteten Nachmittagskaffee erfrischt. Das Gespräch floß bald ernst, bald heiter, natürlich und anmuthig hin, wie unter Menschen, welche nahe Verwandtschaft und gegenseitige Zuneigung, zahlreiche gemeinschaftliche Erinnerungen und eine gewisse Gleichheit in Rang und äußerer Lebensstellung harmonisch verbinden, während doch Zeit genug seit ihrem letzten Zusammensein verflossen war, damit Jedes eine gute Strecke auf eignem Wege hatte gehen können. Nun brachte man mit, was man Neues gesammelt, warf es anspruchslos in die Schale der allgemeinen Unterhaltung, und eine neue pikante Mischung schien daraus zu entstehen.

Die jüngere Welt hatte sich um Helene und Conrad gruppirt, und Scherz und Lachen tönte heid erregend von dem Ecksopha unter der Hängelampe zu den jüngeren Bettern herüber, die noch nicht den Muth hatten, sich dem Kreuzfeuer der Neckereien ihrer Cousinen und Schwestern auszusetzen, und sich daher lieber um Curt, den jüngeren Sohn des Hauses und hoch aufgeschossenen, neugebackenen Studenten scharten.

Als Harald eintrat, ging es wie ein heller freudiger Zug durch den ganzen, am Kaffeetisch versammelten Kreis — er war offenbar der Liebling von Jung und Alt — und als er sich darauf der Gruppe am andern Ende des Saales zuwandte, streckten sich ihm so viele Händchen grüßend entgegen, daß er nicht

wußte, welche er zuerst ergreifen sollte, und sich durch einen allgemeinen Anieffall aus der Verlegenheit zog, den jede der Cousinen, und alle zusammen sich zueignen mochten. Jetzt öffnete sich die Thüre und Theodor v. Nerval trat ein. Die Vorstellung der um den Kaffeetisch Versammelten war schnell beendet, und Harald trat mit dem Freunde zu seiner Schwester. „Dir, liebe Helene, führe ich einen alten Bekannten zu, der keiner Vorstellung bedarf,“ sagte er; „aber hier mein zukünftiger Schwager, Conrad von Hoffmann, freut sich seit lange auf Deine Bekanntschaft, lieber Theodor. Und nun erlaube mir, Dich meinen Cousinen vorzustellen. Herr v. Nerval, Fräulein v., Fräulein v., und die Reihe der mehr oder weniger wohlklingenden Namen wurde schnell durchlaufen. Nur wenige Augenblicke stockte die Unterhaltung, dann wandte sich Helene mit einigen einfach liebenswürdigen Worten an Theodor, so daß dieser sofort auf's Ungezwungenste eingeführt war, und jede Steifheit verschwand. Von Zeit zu Zeit beobachtete wohl eine oder die andre der jungen Mädchen den Neuankommenen, der im Ganzen so ziemlich der Vorstellung entsprach, die sie sich von ihm gemacht. Er war nichts weniger als ein schöner Mann im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber der edel geformte Kopf saß fest und stolz auf einer jugendlich kräftigen und doch biegsamen Gestalt von mehr als gewöhnlicher Höhe. Seine dunkle Gesichtsfarbe und braunen Augen und Haare stachen angenehm ab gegen die durchweg blonden oder lichtbraunen Schattirungen der versammelten Familienmitglieder. Offenbar um einige Jahre älter als Harald, besaß er eine Art vornehmer Ruhe und Gelassenheit, die jedoch nichts mit Temperament und Charakter gemein hatten, sondern für den schärferen Beobachter nur das Resultat vollkommener Herrschaft über sich selbst waren. Das Anziehendste an ihm war wohl eine ungewöhnlich sympathische Stimme, die auch bei leisem Sprechen ihren vibrirenden Ton behielt und im dichtesten Gewirre der Unterhaltung so zu sagen von selbst ihren Weg fand.

Nach einer angenehmen verplauderten Viertelstunde stand Harald auf, und seinen Arm in den des Freundes schiebend, zog er ihn in eine der tiefen Fensternischen, in welchen Lehnstühle standen. „Sie werden uns jetzt nicht vermissen,“ meinte er „und wir haben uns ja noch kaum gesprochen. Sage mir, wie lange kannst Du bei uns bleiben? Denn daß Du nur hergekommen sein sollst, um Helene zum Altar führen zu helfen, davon kann nicht die Rede sein!“ — „Ich kann wirklich selbst nicht genau sagen, welches meine Pläne sind,“ erwiderte der Andere. Du weißt, ich bin von Niemandem abhängig, und doch . . .“ Mit einem scheinbar plötzlichen Sprung in seinem Gedankengang fuhr er fort: „Warum spricht man immer nur von dem Vaterlande eines Menschen, Harald? Ich für meinen Theil fühle deutlich, daß ich auch ein Mutterland habe, hier, in eurem eifigen Norden, zu dem ich einen untwiderstehlichen Zug empfinde, wie zu einem alten Freunde. Was würdest Du sagen, Harald, wenn ich hier, in der Nähe Deines alten Stammhauses, mir eine Heimath gründete?“ — „Junge!“ rief dieser, indem er seines Freundes Hand ergriff und so kräftig drückte, daß dieser sie ihm lächelnd entzog, „müßte ich nicht meine Würde als ältester Vetter dieser Jugend gegenüber aufrecht erhalten, so flöge ich Dir an den Hals. Aber sage mir, ist es nur ein augenblicklicher Einfall oder denkst Du ernstlich daran?

Und wovon hängt es noch ab? Und wann wird es sich entscheiden?“ Er fuhr in der höchsten Aufregung mit der Hand in seinen blonden Haarschopf, bemerkte aber gleichzeitig, daß Theodors Aufmerksamkeit plötzlich abgelenkt zu sein schien, denn dieser blieb ihm einige Augenblicke die Antwort schuldig und sagte dann wie zerstreut: „es hängt ab von . . . , es ist eben noch ganz unbestimmt; wir sprechen später davon. Hörst Du nicht Schlittengeläut? Aber Ihr erwartet heute wohl Niemanden mehr?“ Harald sah ihn verwundert an; indessen Theodor hatte seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen, und er selbst war zu lebhaft an dem Gegenstande ihres Gesprächs theilhaftig, um über seines Freundes sonderbares Benehmen nachzudenken. „O doch,“ erwiderte er, „wir erwarten meine Cousine Edith, die eigentlich schon seit gestern hier sein sollte; aber sie wollte nicht ohne ihren Vater kommen, weil sie meinte: würde sie vom Plage, so wäre es mehr als zweifelhaft, ob er überhaupt käme. Nun hat sie höchst wahrscheinlich doch ohne ihn abfahren müssen, da sie unmöglich riskiren konnte, morgen post festum hier zu erscheinen. Jemand hat, eben so maliciös wie bezeichnend, von meinem Onkel Eberhard gesagt, er werde einst von seinem eignen Begräbniß fortbleiben, oder wenigstens zu spät kommen. Du hast ihn vor zwei Jahren nur in der Urlaubs- und Ferienstimmung gesehen, in welcher er nicht wieder zu erkennen ist, und alle Liebenswürdigkeit und Grazie seiner Natur zur Geltung kommt. Auch war er leidend und mußte leben wie ein anderer Mensch. Für gewöhnlich aber ist er absolut unberechenbar. Edith ist noch die Einzige, seit dem Tode seiner Frau, die etwas über ihn vermag. Uebrigens wirst Du meine Cousine gewaltig verändert finden. Damals war sie ja kaum erwachsen, und jetzt — nun ja, sie ist eigentlich das schönste Mädchen, das ich jemals erblickt; Du wirst mir recht geben heute Abend, wenn —“

„Ich habe Fräulein v. Horn öfter gesehen seit unserer ersten Begegnung,“ fiel Theodor mit anscheinender Ruhe ein, „bei meinen Verwandten in Genf, deren Bekanntschaft sie und ihr Vater bald nach Deiner Abreise machten, und die dann im nächsten Jahre erneuert wurde.“ — „Wahrhaftig? Nun um so besser! Aber sonderbar, daß Edith dessen nie erwähnt hat.“ — „Es war auch nicht des Erwähnens werth, und Ihr hattet wahrscheinlich interessantere Gesprächsgegenstände,“ warf Theodor leicht hin, aber ein prüfender Blick traf unbemerkt das Gesicht des Freundes. Dieser jedoch sah ihn treuherzig an und sagte: „Du glaubst, ich sei in sie verliebt? Aber wenn ich auch ein solcher Thor wäre — so ist sie doch im Grunde gar nicht mein „genre.““ —

„O! Und warum nicht?“ „„Ha, unsere Base Edith!““ citirte Harald mit Pathos, „„sie spricht immer wie ein König, und als ein König wollen Wir ihr antworten,““ wenn wir nämlich können, lieber Junge; und da hast Du den Grund, weshalb —“

„Wenn Du einen fremden Autor citirst, Vetter Harald, so könntest Du es wenigstens im Original thun, statt in einer schlechten Uebersetzung.“ ließ sich hier eine kleine naseweise Stimme vernehmen, und eine niedliche Blondine, offenbar im ersten langen Kleide, mit der ersten kleinen Schleppe, schwebte an den Beiden vorüber. Harald war aufgesprungen und folgte der Kleinen Dame durch den Saal in demüthiger Haltung. „Habe Rücksicht mit mir, verehrte Cousine

Agathe! Mein „Englisch“ reicht gerade hin, um Walter Scott zu lesen; aber ein Citat auf englisch zu machen, und das auf die Gefahr hin, von Dir gehört zu werden — wie könnte mir so etwas einfallen! Aber da ist Curt, frisch von der Schule, wie Du von der Pension; er hat sich auch der neueren Sprachen befließigt, soviel ich weiß; den wähle Dir zum Opfer, Cousine! Und mach' es ihm heiß, es wird ihm gut thun!”

Und galant führte Harald die Kleine, der es nicht recht klar war, ob er im Ernst oder Spott gesprochen hatte, zu einem Sessel, und winkte dann seinen Bruder herbei. Dieser, welchen die Unterhaltung mit den jüngern Vettern nachgerade zu langweilen anfang, und der doch nicht ganz sicher war, ob seine ihm selbst unzweifelhafte männliche Ueberlegenheit den erwachsenen Cousinen schon genügenden Eindruck machen würde, war nur zu gern bereit, dem jüngern Päschen seine Dienste zu weihen. In weniger als zwei Minuten waren sie im tiefsten Gespräch über Dichter aller Zeiten und Völker, und offenbar auf dem besten Wege zu den wichtigsten Fragen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; denn noch ehe Harald seinen Rundgang durch die verschiedenen Gruppen des Saales beendigt hatte und zu seinem Freunde zurückgekehrt war, hörte er zu seinem unbeschreiblichen Ergötzen die bescheidenen Worte, mit welchen Curt es besonders liebte, seine Sätze einzuleiten: „Das einzig Richtige ist . . .“ deutlich zu sich herüberklingen.

„Höre,“ sagte er lachend; „es thut mir doch leid, daß Du gerade unsern Kleinen Backfisch führen sollst! Aber es ließ sich wirklich nicht anders einrichten. Edith wird von mir geführt und die Andern . . .“ — „Mache Dir darüber keine Sorgen,“ unterbrach ihn Theodor. „Für mich kann es ja kaum einen Unterschied machen, welche der hier anwesenden jungen Damen mir morgen die Ehre erweist, sich meiner Führung anzuvertrauen; und ich werde jedenfalls suchen, Fräulein Agathens Zufriedenheit zu erwerben.“

Der kleine Zwischenfall war schnell vergessen über Gesprächsgegenständen tiefern Interesses. So verschieden die Freunde waren, so entscheidend für Beide war das Zusammentreffen auf ihrem Lebenswege gewesen; nur zwei Jahre, bei vielfach unterbrochenem Verkehr, waren seitdem verfloßen, und doch hatten sie das sichere Gefühl innerlichen Zusammengehörens für die Lebenszeit gewonnen. Während sie in leisem eifrigen Gespräch fast zu vergessen schienen, daß sie diesmal nicht allein waren, öffnete sich geräuschlos die aus des Barons Arbeitszimmer in den Saal führende Thüre, und er selbst, im Begriff einzutreten, die aufgehobene Portiere noch in der Hand haltend, blieb unwillkürlich stehen, als sein Blick auf die Gruppe fiel, welche sich um Helene gebildet hatte. Wie eine Lilie hob sich ihre Gestalt im weißen Kleide von dem Rosenroth und Himmelblau der Freundinnen ab, und der seine gesenkte Kopf, mit dem regelmäßigen Profil, dem kindlich reinen und innigen, fast nachdenklichen Ausdruck, ließ sie jünger und älter zugleich als diese erscheinen. Nie war die Ähnlichkeit mit der verstorbenen Mutter sprechender und überwältigender hervorgetreten, und des Vaters Blick hing wie festgebannt an ihren Zügen. Der Vorhang fiel hinter ihm herab, und in dem Schatten des tiefen Thürbogens bemerkte Niemand seine dunkle Gestalt. Nur der große Neufundländer hob den Kopf, bewegte

leise den Schweif, und blickte prüfend nach seinem Herrn hinüber. Dieser strich mit der Hand über die Stirn, wie um sich zu besinnen, was ihn eigentlich hergeführt; aber der Zauber alter Erinnerungen war über ihn gekommen und hielt ihn gefangen mit übermächtiger Gewalt. Ja, so hatte sie ausgesehen am Abend ihres letzten Mädchentages, ehe sie Vater und Mutter verließ, um dem Erwählten zu folgen. Und der Glückliche, welcher neben ihr stand, wie jetzt Conrad neben Helenen, den Arm auf die Lehne ihres Sessels gestützt, der war er selbst, auf der Höhe seines kurzen aber unaussprechlichen Glücks! Jahr auf Jahr zog an ihm vorüber, fester und fester spannen tausend Fäden der Erinnerung sich ihm um's Haupt, Vergangenes und Gegenwärtiges verwebte sich zu immer dichterm Netz — und immer noch lehnte er unbeweglich im Schatten des Thürbogens. Da wurde es dem treuen Hunde unheimlich; er erhob sich, und den buschigen Schweif immer energischer schwingend, ging er langsam quer durch den Saal und drückte den großen Kopf an seines Herrn Knie. Dieser erwachte wie aus einem Traume. „Du hast Recht, alter Freund,“ sagte er leise, den Kopf des schönen Thieres streichelnd. Dann richtete er sich hoch auf und schritt der Gruppe unter der Hängelampe zu. Hier stand er einige Augenblicke, die Hand liebevoll auf Helenens Schulter gelegt, und hörte dem anmuthigen Geplauder zu; dann sagte er zu ihrem Verlobten: „Ich muß Sie auf einen Augenblick abrufen, Conrad; nur auf einen Augenblick.“ Conrad folgte ihm sogleich und Beide verschwanden unter der Thür des Arbeitszimmers.

„Ein prächtiger Junge!“ sagte Harald, ihnen nachblickend; „und wenn Einer sie haben sollte, so gönne ich sie Diesem! Aber es bleibt doch hart, daß uns die Kleine so bald entführt wird. Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, wie anders dies alte Haus geworden ist, seitdem Helene aus der Pension zurückgekehrt ist. Der Vater und Tante Elisabeth sind buchstäblich wieder jung geworden in diesem Jahre, und ich mag gar nicht daran denken, wie es sein wird, wenn sie uns nun verläßt!“ Er blickte liebevoll zu der Schwester hinüber, die soeben ihren Platz verlassen hatte, und an einem der Fenster stehend, den schweren Vorhang lüftete, um hinaus zu spähen. Harald trat zu ihr. „Was hast Du, und wonach siehst Du so eifrig?“ fragte er, ihr in's Gesicht blickend, welches einen Ausdruck von Unruhe und Spannung trug. „Harald,“ sagte sie, „Edith sollte längst hier sein! Sieh, wie der Schnee jetzt dicht herabfällt und Spuren und Geleise zugebedt hat! Wenn Friedrich vom Wege abgetommen wäre — ich fange an, mich zu beunruhigen.“ — „Sei ruhig Kind,“ erwiderte er, ihre Hand brüderlich lieblosend; „Friedrich hat in seinem langen Leben diesen Weg wohl tausend Mal gemacht, und bei dichterm Schneegestöber, dessen kannst Du gewiß sein! Aber Eure Freundschaft lasse ich gelten; sie hat eine wichtige Probe bestanden, denn sie ist noch frisch und unverändert am Tage vor der Hochzeit!“

„Harald,“ erwiderte sie in derselben lieblich-ernsten Weise, welche sie heute nicht verließ, „alle die langen, langen Jahre hindurch, als ich in Genf, und Niemand von Euch mir nahe war, da war Edith bei mir. Niemand weiß, was sie mir in jener Zeit gewesen ist, noch könnte ich es je vergessen! — Aber sehe ich dort nicht den Schlitten? Gewiß! Wie war es nur möglich, das Geläut

nicht früher zu hören! Jetzt biegt er in die Pappelallee, jetzt ist er oben! Ich bitte Dich, laß mich nur diesmal hinaus!" Und schnell wie ein Reh flog sie durch den Saal, durch das Vorzimmer, in die Halle hinaus, und geradezu in Edith's Arme. Harald war ihr gefolgt, und der Baron und Conrad, welche im Arbeitszimmer das Kommen des Schlittens überhört hatten, traten nun ebenfalls begrüßend hinzu.

Edith wollte auf ihr Zimmer gehen, aber Helene zog sie mit sich fort in den Saal. „Du kannst Dich später umkleiden," sagte sie. „Ich muß Dich vorher wenigstens eine kleine Weile gesehen haben; heute kann ich Dich ja nicht wie sonst hinauf begleiten."

Als die beiden Mädchen neben einander in den Saal traten, wäre es schwer gewesen, zu entscheiden, welcher von Beiden die Palme gebühre. Edith war ohne Zweifel die schönere. Ihre Züge waren von tadelloser antiker Regelmäßigkeit, und sie trug ihre schlankte Gestalt wie eine Diana, so leicht und frei. Aber auch etwas von der jungfräulichen Herbheit dieser Göttin lag in ihrer Erscheinung, und machte es nicht leicht, sich ihr zu nähern. Obgleich über ein Jahr älter als ihre Freundin, deren tiefes Gemüthsleben sich früh entfaltet hatte, schien das ihrige noch in der Knospe befangen und wie zurückgehalten durch die vorwaltende Entwicklung des Verstandes. So oft sie sich jedoch zu Helenen wandte, flog ein Ausdruck tiefster Innigkeit über ihr Gesicht, das dann gar schön und lieblich aussehen konnte.

Es entging Helenen nicht, daß Edith beim Eintritt in den Saal einen raschen prüfenden Blick über die in demselben Versammelten warf, daß ein tiefes Roth sich über ihr Gesicht ergoß, und ihre Hand leise zitterte. Aber im nächsten Moment richtete sie sich um so stolzer in die Höhe und trat grüßend zu den älteren Verwandten.

Nach einigen erklärenden und entschuldigenden Worten über ihres Vaters vorläufiges Ausbleiben, das von allen Seiten lebhaft bedauert wurde, ohne daß es jedoch irgend Jemanden zu überraschen schien, hatte Edith sich neben der jugendlichen Gruppe am andern Ende des Saales angeschlossen, als Theodor an Harald's Seite sich ihr näherte.

„Zu meiner Freude höre ich, Cousine Edith, daß mein Freund Dir nicht nur von jener ersten Begegnung am Genfer See her bekannt ist, sondern im vergangenen Jahre Gelegenheit hatte, sich Dir in's Gedächtniß zurückzurufen," sagte er unbefangen und ohne zu bemerken, daß Edith's Stirn sich leise röthete, während sie Theodor's Verbeugung mit einer etwas stolzen Neigung des Kopfes erwiderte. Beide wechselten nur wenige Worte der Begrüßung, dann wandte Edith sich zu den Uebrigen, die Unterhaltung wurde allgemein, und Niemand außer Helene, welche ihn theilnehmend beobachtete, schien zu bemerken, daß Theodor, immer schweigsamer werdend, sich zuletzt gar nicht mehr an dem Gespräch betheiligte, obgleich nichts in seiner Haltung verrieth, daß etwa seine Gedanken durch Anderes in Anspruch genommen wären. Bald darauf erhob sich Edith, um auf ihr Zimmer zu gehen. Der Handschuh, den sie in der Hand gehalten, war ihr unbemerkt, zu Boden geglitten, und Theodor, sich rasch danach bückend, folgte ihr damit bis zur Thüre des Saales. Wenn dies

in der Hoffnung auf einen freundlichen Blick oder ein Wort von ihr geschah, so hatte er sich getäuscht. Nur eine leichte dankende Neigung des Kopfes wurde ihm zu Theil; und selbst in dieser lag eine Art Verwunderung, als maße er sich ein Recht an, das einem der Bettern zugekommen wäre.

Ein düsterer Schatten lagerte sich über Theodors Gesicht und wollte nicht weichen, auch als Edith kurze Zeit darauf im Abendanzuge wieder herein trat.

Mittlerweile war es spät geworden und man begab sich in das Speisezimmer. Es gelang, die unerläßliche „bunte Reihe“ glücklich zu Stande zu bringen und offenbar Jeden mit der ihm zugetheilten Tischnachbarschaft zufrieden zu stellen. Helene und Edith hatten das, als Ausnahme bewilligte, Recht erhalten, neben einander zu sitzen; ihnen zur Seite fanden natürlich Conrad und Harald ihren Platz; Curt, dessen Unterhaltung mit Agathe noch keinerlei Symptome von Erschöpfung verrieth, hatte sich den feinigern neben ihr zu sichern gewußt; und Theodor war Sabinen als Tischnachbar zu Theil geworden, deren naiv harmloses Geplauder ihm wohl that, so daß er fast bedauerte, als das Mahl beendigt war, und man sich in den Saal zurück begab. Hier hatte man, in Gruppen vertheilt, eine Weile heiter plaudernd beisammen gegessen; da plötzlich polterte es von außen mit Macht gegen die Thüre, und klirrend und prasselnd schien alles zerbrechliche Geräth des Hauses in Scherben zu gehen. Einige der ältern Damen fuhren ein wenig zusammen, aber man sah einander nur lächelnd an, und Niemandem schien der Lärm unerwartet zu kommen.

„Bravo!“ rief Harald. „Kein Stück ist ganz geblieben!“ Und zu Theodor gewendet, welcher etwas befremdet drein sah, fügte er lachend hinzu: „das ist Alles, was in unserm an Poltergeistern einst so reichen Norden uns noch davon übrig geblieben ist. Ich wüßte nicht, daß auch dieser letzte Rest zu unserm Behagen unentbehrlich wäre. Jedoch sämmtliche Diensthoten, Johann und Friedrich an der Spitze, würden es uns nicht vergeben, wollten wir, den alten Brauch verachtend, ihnen die Genugthuung rauben, so und so viele Töpfe und Schüsseln dem Untergang zu weihen.“

Jetzt stand der Baron auf und sagte: „Der Polterabend ist eingeleitet und von Rechts wegen sollte sich unsere Jugend nun in allerhand mehr oder weniger geistreichen Leistungen ergehen. Aber ich habe von jeher eine unübertwindliche Abneigung gegen sogenannte Polterabendscherze gehabt, gleichviel ob vorbereitet oder improvisirt, und mein Kind Helene theilt meine Empfindung. Dagegen ein hübscher und würdiger Schluß für einen Abend vor der Hochzeit scheint mir eine Polonaise zu sein, in welcher das Kind des Hauses in feistlichem Zuge noch ein Mal die Räume, in welchen es herangewachsen, durchwandelt, ehe es sie verläßt, und ich schlage daher vor, daß wir uns zu einer solchen anschicken, wenn Fräulein Marianne die Güte haben will, sie für uns auf dem Clavier zu begleiten.“ — Er bot der ältesten Dame die Hand, Alt und Jung folgte seinem Beispiel und bei dem Klange einer jener feistlich, altmodisch-vornehmen Tanzweisen setzte der stattliche Zug sich in Bewegung. Erst rund um den großen Saal, dann durch alle Zimmer desselben Stockes hindurch, in die Halle hinaus, in welcher die versammelten Diensthoten betwundernd zuschauten; darauf die breite Treppe hinauf und wieder hinunter in die Halle; dann zurück in den

Saal, der nochmals durchwandelt und in zierlichen Schlangenlinien durchmessen ward, und dann eine tiefe Verbeugung jedes Herrn vor seiner Dame, welche ihm dieselbe erwiderte, — die Musik schwieg und die Polonaise war beendet. „Gute Nacht, gute Nacht!“ hieß es nun von allen Seiten und Damen und ältere Herren schickten sich an, die Treppe hinauf zu gehen und ihre Schlafzimmer aufzusuchen.

Helene und Edith waren im Saal zurückgeblieben. Conrad, dessen Schlitten vor dem Hause hielt, um ihn zum benachbarten Landfiz seiner Eltern zurückzuführen, stand, den Moment des Abschieds so lange als möglich hinauschiebend und die Hand seiner Braut in der seinen haltend, mit ihr neben einem der Fenster, von welchem der Vorhang zurückgeschlagen war. Beide blickten in die jetzt klare Winternacht hinaus und leise, zärtliche Worte, die Niemand hörte, gingen zwischen ihnen hin und wider. „Gute Nacht!“ sagte er endlich zum hundertsten Male. „Gute Nacht!“ gab sie zurück und fort war er. Helene sah dem Schlitten nach, bis er hinter einer Hecke verschwand, dann küßte sie Vater, Tante Elisabeth und die Brüder und ging mit Edith langsam die Treppe hinauf. „Komm in einer halben Stunde, wenn Alles still ist, zu mir in mein Zimmer,“ bat sie leise, und Edith nickte und stieg zum oberen Stockwerk hinauf.

Die jungen Leute waren mit den Söhnen des Hauses in einem der unteren Zimmer zurückgeblieben.

„Ich kann der lieben Jugend das Stündchen bei der Cigarre und einem Glase Wein heute nicht verweigern,“ sagte Harald zu Theodor, „aber Du sollst zu diesem Vergnügen nicht gepreßt werden, mein Junge; Du siehst ohnehin aus, als wär’st Du lieber allein. Geh immer hinauf, ich übernehme Deine Entschuldigung bei dem jungen Volke.“

„Ich habe allerdings nothwendige Briefe zu schreiben,“ erwiderte Theodor. Und dann, mehr um seine tiefe Verstimmung vor dem Freunde zu verbergen, als auf eine Antwort begierig, fragte er: „Wer ist der junge Mann mit dem blonden Krauskopf? Er sieht aus, als ob er nicht zu Eurer Familie gehöre.“

„Er gehört in der That in entfernterem Grade, als alle Andern, zu uns,“ erwiderte Harald; „aber habe ich denn vergessen, Euch einander vorzustellen? Das wird der Hitzkopf übel nehmen. Adalbert,“ rief er, „erlaube mir, Dich mit meinem Freunde, Theodor von Nerval, bekannt zu machen. Mein Vetter, Adalbert von Stusnowski.“ — Die jungen Leute wechselten einige Worte, dann sagte Harald, mit Theodor im Zimmer auf- und niedergehend, während die Andern anfangen, es sich gemütlich zu machen: „Er ist ein guter, gescheuter Mensch, den ich aufrichtig gern habe, und der mir mit Leib und Seele ergeben ist, nur maßlos heftig ist er, und hat, wie Cassio, das Unglück, keinen Tropfen Wein vertragen zu können; ich darf ihn daher heute, natürlich ohne daß er es merkt, nicht aus den Augen verlieren.“ Gleich darauf verließ Theodor, der kaum mit halber Aufmerksamkeit zugehört hatte, das Zimmer, und einen Augenblick später trat der Baron herein. Er nickte der versammelten Jugend wohlwollend zu, blieb einige Minuten unter ihnen und sagte dann im Hinausgehen leise zu Harald: „Laß es heut nicht zu spät werden, und komme einen Augenblick auf mein Zimmer, ehe ihr hinaufgeht.“ —

„Dein Freund schien etwas zerstreut, als Du mich ihm vorstelltest,“ sagte Adalbert gereizt, „und unsere Gesellschaft scheint ihm nicht eben interessant zu sein, da er sie so früh verläßt.“ „Er hat Briefe zu schreiben und mir aufgetragen, ihn bei Euch Allen zu entschuldigen,“ erwiderte Harald, indem er beschwichtigend die Hand auf Adalberts Schulter legte.

Bald war die kleine Gesellschaft im besten Zuge. Komische Einfälle des Augenblicks wechselten mit dem Erzählen drolliger Anekdoten und kleiner Abenteuer. Zuweilen wurde das Lachen so laut und ausgelassen, daß Harald es mit der Mahnung dämpfen mußte, die Schlafenden nicht zu stören; und nur die Rücksicht auf diese hielt die junge Versammlung davon zurück, in einige jener Chöre und Rundgesänge auszubringen, ohne welche eine Anzahl deutscher Jünglinge nicht beisammen gedacht werden können.

Es hatte länger als eine halbe Stunde gedauert, bis Edith leise an Helenens Thüre klopfte. Diese öffnete selbst. „Habe ich Dich lange warten lassen, mein Liebling?“ fragte Edith. „Ich wäre früher hier gewesen, aber ich habe den Einfall gehabt, ganz so zu Dir zu kommen, wie ich es in der Pension zu thun pflegte;“ — sie deutete auf ihr aufgelöstes Haar und den langen weißen Pudermantel, der in weichen Falten ihre Gestalt umgab, — „in diesem Aufzuge durfte mir natürlich Niemand begegnen; und doch, sobald ich mein Zimmer öffnete, hörte ich Schritte auf der Treppe oder im Corridor, und mußte wieder zurück.“

„Ich fing schon an zu fürchten, Du könntest das Zimmer verfehlt haben,“ erwiderte Helene lächelnd, „Du weißt, dies war immer Deine schwache Seite. Aber nun bist Du da, Du Liebe, Einzige! Ich bin schon ausgekleidet und bereit, mich nieder zu legen. So — und nun setze Dich an mein Bett und laß uns noch eine Weile beisammen bleiben, wie wir es so oft thaten in vergangenen Zeiten!“

„Ja, wenn wir die Erlaubniß dazu erhalten konnten! Und das geschah nur, wenn wir fest versprochen, es solle nicht über eine Viertelstunde dauern. Dies Versprechen aber gebe ich mir heute selbst; denn Du sollst schlafen und morgen frisch und klaräugig aussehen!“ fügte sie hinzu, neben dem Bette der Freundin niederknieend, „was sagt sonst der Vater und Conrad?“ Beide schwiegen einige Augenblicke, aber in Helenens Augen, die mit mehr als gewöhnlicher Innigkeit auf denen ihrer Freundin ruhten, lag es wie eine ernste schüchterne Frage, und um ihren Mund zuckte es wie Worte, die sie gern gesprochen hätte, und die doch immer scheu wieder in's Innere zurückwichen.

„Edith,“ begann sie endlich zögernd, „ich habe Dich lange fragen wollen — aber nein, ich will nicht fragen, nicht in Dich bringen! Nur verzeih mir, wenn ich heute, am Vorabend meines neuen Lebensabschnittes, zu Dir rede, wie ich es sonst nicht gewagt hätte! Mir ist, als wärest Du in Gefahr, Edith. Das Schönste, das Beste, welches das Leben uns geben kann, bietet sich Dir; Du aber gehst daran vorüber, als sei es eine Gabe, die jeder neue Tag Dir wieder bringen könne. O täusche Dich nicht über Dein eignes Gefühl! Ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst kennst! Und jung und unerfahren wie ich bin, doch weiß ich: das höchste Glück tritt uns nur ein Mal entgegen; wenn wir es dann

muthwillig verkennen, so wendet es sich von uns. Stoße Du das Deinige nicht von Dir, Edith!"

Edith hatte ihr Gesicht auf Helenens Kissen gelehnt, sie antwortete nicht. „Sieh mich an!“ bat Helene leise. Aber Edith blieb unbeweglich.

Da plötzlich erklang vor der Thüre des Zimmers mehrstimmiger Gesang. Weber's wunderbar ergreifendes: „Leise, leise, fromme Weise“, von drei jugendlichen Frauenstimmen getragen, erst wie flüsternd, dann allmählig lauter anschwellend, schien sich in Wahrheit aufzuschwingen wie auf Engelsflügeln, so fromm, so feierlich rührend, so gleichsam körperlos überirdisch, schwebten die Töne durch das stille Haus. Tief ergriffen hatten Beide unwillkürlich die Hände gefaltet, und lange nachdem der Gesang verstummt, und leise, kaum hörbare Tritte sich entfernt hatten, mochte keine von ihnen die Stille unterbrechen. Endlich erhob sich Edith, beugte sich über Helene und küßte ihre gesenkten Augenlider. „Gute Nacht! Nach diesem Liebe ziemt sich kein irdisches, gesprochenes Wort,“ sagte sie und ging sacht zur Thüre hinaus.

Draußen stand sie einen Augenblick überrascht still. Sie hatte erwartet das Haus noch erleuchtet zu finden; aber die Dienerschaft war, in Ansehung des morgenden geschäftreichen Tages, zur Ruhe geschickt worden; man wußte die Damen und ältern Herren sämmtlich in ihren Zimmern, die große Hängelampe der Halle war ausgelöscht, und nur eine Art Nachtlampe brannte noch, die kaum einen trüben Schimmer nach dem Treppenschur hinauf warf, auf welchem Edith stand. Leise stieg sie zum obern Stockwerk hinan; hier aber war es völlig dunkel, die Lampe des Corridors war, wohl durch einen Zugwind oder sonstigen Zufall erloschen, und sie mußte tastend die Thüre ihres Zimmers suchen. Die ihr eigenthümliche Unfähigkeit, sich zu orientiren, kam jetzt über sie, sie wußte nicht aus noch ein. Rathlos stand sie einen Augenblick. Da fiel ihr ein, daß sie das Licht in ihrem Zimmer brennend zurückgelassen habe. Vielleicht würde ein Schimmer desselben jetzt im Dunkeln unter der Thüre sichtbar werden. Welch glücklicher Gedanke! Und wirklich, da schimmerte etwas schwach hervor. Mit einem Gefühl der Erleichterung schritt sie rasch dem Scheine zu. Es war hohe Zeit, denn unten hörte sie Gemurmel von Männerstimmen. Die Herren waren offenbar aufgebrochen und kamen die Treppe herauf; in wenigen Augenblicken mußten sie oben sein. Schnell tastete sie nach dem Thürknopf, und stand im Zimmer und hatte die Thüre hinter sich zugebrückt, ehe sie gewahr wurde, daß es nicht das ihrige war, und daß — Theodor vor ihr stand. Er hatte schreibend am Tische gegessen, war bei ihrem plötzlichen Eintritt aufgesprungen, und stand nun unbeweglich, in sprachlosem Erstaunen, ihr gegenüber. Alles Blut war aus Edith's Wangen gewichen, als sie mit einer Art von Entsetzen sich ihres Irrthums bewußt wurde. „Ich habe mein Zimmer verfehlt,“ sagte sie, sich gewaltjam fassend und wandte sich nach der Thüre. Aber schon hörte man Tritte im Corridor. Es war zu spät, um unbemerkt hinaus zu kommen, und rasch neben die Thüre tretend sagte Theodor: „Warten Sie einige Augenblicke, bis Alle in ihren Zimmern sind!“ Aber mit Schrecken hörte er, wie die Schritte und das Stimmengemurmel, anstatt vorüber zu gehen, vor seinem Zimmer anzuhalten schienen. Er bückte sich, den Riegel vorzuschieben; er war verrostet und widerstand, und kein Schlüssel steckte im Schloß.

„Sie müssen sich verbergen,“ sagte er. Sie sah rathlos im Zimmer umher. „Der Bettvorhang! Verlieren Sie keine Zeit!“ fügte er fast gebieterisch hinzu, und sie gehorchte willenlos.

In demselben Augenblicke klopfte es an die Thüre, und ohne ein „Herein“ abzuwarten, trat Adalbert ein, welchen die ihn Begleitenden offenbar vergebens zurückzuhalten gesucht hatten.

„Herr von Nerval,“ sagte er mit aufgeregtem Gesicht, „Sie haben durch Ihr frühes Aufbrechen uns zu bald Ihrer Gesellschaft beraubt, so daß wir uns jetzt dafür entschädigen wollen. Erlauben Sie —“ und er trat mit einer Art Trotz über die Schwelle.

„Ich bin Ihnen äußerst verbunden,“ antwortete Theodor mit Ruhe; „aber es ist spät, und ich fürchte, wir könnten die Damen in ihren Zimmern stören.“

Des jungen Mannes Gesicht röthete sich vor Zorn, als er erwiderte: „Was in Ihrem Lande Sitte sein mag, weiß ich nicht; aber bei uns ist dies nicht die Art, einen Besuch zu empfangen, es sei denn daß man ihn beleidigen wolle.“ Und er machte Miene, weiter vorzugehen. Noch ein Schritt, und das Versteck hinter dem Bettvorhang war kein Versteck mehr, und doch mußte Edith vor Entdeckung geschützt werden um jeden Preis!

„Ich bedaure, zu dieser Zeit und Stunde die Ehre Ihres Besuches nicht besser würdigen zu können,“ sagte Theodor, ihm entgegen tretend; „aber ich muß Sie wirklich bitten, mich jetzt allein zu lassen.“

„Das heißt, Sie weisen mich zur Thüre hinaus,“ erwiderte Adalbert, dessen Stimme, durch die Bemühung, sie zu dämpfen, zischend hervorbrach. „Es wäre das erste Mal in meinem Leben und“ — er hob die Hand, zitternd vor Wuth und wollte auf Theodor zutreten, — dieser stand unbeweglich, während er leise und fest sagte: „Noch einen Schritt, Herr v. Stusnowski, und Sie schießen sich morgen mit mir.“ —

In diesem Augenblicke hörte man eilige Schritte auf Treppe und Flur, im nächsten Moment wurde Adalberts Arm kräftig gefaßt, und Harald stand zwischen Beiden. „Was soll dies, Adalbert, — ich bitte Dich, Theodor, was bedeutet dies Alles?“ rief er in maßlosem Erstaunen von Einem zum Andern blickend.

„Ich wünschte in meinem Zimmer allein zu bleiben,“ erwiderte Theodor ruhig, „und Herr v. Stusnowski wollte mich dieses Vorrechts berauben. Verzeih' mir, aber ich kann Dir heute keine andere Erklärung dieses mehr als sonderbaren Auftritts geben.“

„Verzeih' Du mir,“ erwiderte Harald, „ich hätte wachsammer sein sollen; hoffentlich ist wenigstens keine unserer Damen durch diesen widerwärtigen Vorfall aufgeschreckt worden. Ich komme morgen in aller Frühe zu Dir auf Dein Zimmer, nochmals: verzeih', gute Nacht.“

Und den Erregten, welcher wie in plötzlicher Ernüchterung keinen Widerstand mehr leistete, mit sich fortführend, schloß Harald die Thüre. Nach einigen Minuten hörte man sie die Treppe hinabgehen, dann war Alles still.

Edith, welche, obwohl in einer Art von Erstarrung, gleichwohl kein Wort von der ganzen Scene verloren hatte, trat jetzt langsam hervor und ging, ohne aufzublicken, der Thüre zu.

„Es ist dunkel auf dem Corridor, aber ich darf Ihnen kein Licht anzünden,“ sagte er.

„Ich kann den Weg im Dunkeln nicht finden,“ erwiderte sie tonlos.

„So will ich Sie führen.“ Er öffnete geräuschlos die Thüre, ergriff ihre eiskalte Hand und leitete sie bis zur Thür ihres Zimmers. Dort ließ er leise ihre Hand fallen und ging, ohne ein Wort von ihr abzuwarten.

Edith trat ein. Das Licht war herabgebrannt und nur der weithin leuchtende Schnee warf zwischen den Vorhängen hindurch einen blassen Schimmer in das Gemach. Mit einem halb unterdrückten Schluchzen, in dem sich die ganze, zurückgebrängte Qual der letzten halben Stunde Luft machte, fiel sie neben ihrem Bette nieder und weinte, wie sie sich nicht erinnern konnte, jemals geweint zu haben. Wie tief, wie grenzenlos gedemüthigt fühlte sie sich in diesem Augenblick! Zu einem unwürdigen Versteck hatte sie bei ihm ihre Zuflucht nehmen müssen, wie ein hilfloses Kind hatte sie vor ihm gestanden, den sie nur vor wenigen Stunden wie eine beleidigte Königin angesehen, weil er gewagt hatte, sich ihr wie ein Bekannter zu nahen, statt abzuwarten, wie weit sie ihn als solchen anerkennen wolle. Es war ihr nicht entgangen, wie tief ihr fremder, kühler Gruß ihn verletzete und doch war sie mit kaltem Blick vorübergegangen, als er sie darauf in der Thüre des Saales traurig fragend, fast bittend angesehen hatte, — und weshalb? Nur weil ihre stolze Mädchenseele den Gedanken nicht ertragen mochte, er oder ein Anderer könne errathen, daß er ihr nicht gleichgültig sei. O, es war thöricht, kindischer Troß und Hochmuth, ja schlimmer als das, es war herzlos gewesen und sie büßte es in der Qual dieser Stunden, während sie auf ihren Knien lag und ihre Thränen immer von Neuem über die zusammengepreßten Hände strömten. Aber mitten durch das trostlose Gefühl ihrer Demüthigung, ihrer Reue, zog es wie ein stolz freudiger Ton, wenn sie daran dachte, wie treu er sie beschützt, wie fest und beruhigend seine Stimme geklungen, während sie in tödtlicher Angst vor einer Entdeckung gezittert, und mit wie zarter Schonung, ihrer Demüthigung und Hilflosigkeit gegenüber, er sie sorgsam, wie eine Mutter ihr strauchelndes Kind, geleitet hatte. O, warum hatte sie so lange ihr eigenes Herz verkannt; ja, Helene hatte Recht gehabt, das höchste Glück war ihr entgegengetreten, sie hatte es fortgestoßen in thörichtem Stolz, — nun wandte es sich von ihr, es war zu spät, sie konnte es nicht mehr zurückerufen, es war nun Alles zu Ende zwischen ihm und ihr.

Der Hochzeitmorgen brach an. In aller Frühe war es in den unteren Räumen des Hauses lebendig geworden, Diener und Mägde eilten in rastloser Geschäftigkeit hin und her, aber Jedes that ohne Lärm seine Pflicht, kein lautes Wort wurde gehört. Als das Tageslicht hell durch die mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben brach, war bereits Alles zum heutigen Feste vorbereitet, von der mit Lannenzweigen geschmückten Halle stieg würziger Duft empor, und wie Sonntagsfrühe lag es über dem Hochzeitshause. Helene hatte gebeten, allein mit dem Vater in seinem Zimmer frühstücken zu dürfen, dann war Tante Elisabeth mit ihr, sonst Niemand, — selbst nach Edith hatte sie nicht gefragt.

Im Frühstückszimmer versammelte man sich nicht wie gewöhnlich. Jeder ging heut, so zu sagen, seinen eigenen Weg, bis zu der Stunde, wo man zur Fahrt nach der Kirche bereit sein und sich im großen Saale treffen sollte.

Als Theodor zu der angezeigten Stunde die Halle durchschritt, begegnete ihm Adalbert, welcher zu seiner nicht geringen Verwunderung mit ausgestreckter Hand auf ihn zutrat. „Herr v. Nerval,“ sagte er ernst, „ich will kein Edelmann sein, wenn ich eine Ahnung von dem habe, was gestern Abend vorgefallen ist. Aber ich muß meinem Vetter Harald glauben, wenn er mir sagt, daß ich alle Ursache habe, Sie um Entschuldigung zu bitten; und das thue ich hiermit und hoffe, Sie sind überzeugt, daß es mir aufrichtig leid thut, wenn ich Sie beleidigt habe.“

Es lag so ehrliches Bedauern, so treuherzige Offenheit in den Zügen des jungen Mannes, daß Theodor keinen Augenblick zögerte, die dargebotene Hand warm zu ergreifen; aber der Schatten von seiner Stirn wich nur für einen Augenblick, und als Adalbert in den Saal getreten war, sagte er düster vor sich hin: „Er hat mir mehr zu Leide gethan, als er ahnt und gut machen kann.“ — Es war ihm unmöglich, sich unter die Andern zu mischen, und er wollte den Moment der Abfahrt lieber im Bibliothekzimmer erwarten, wo in diesem Augenblick gewiß Niemand zu finden war. Ohne aufzublicken trat er ein und wollte sich in einen der Lehnstühle niederwerfen, als ein leises Geräusch ihm verrieth, daß er nicht allein sei. Er sah auf und Edith, im weißen Brautjungferanzuge, stand am Fenster, den Blick auf die schneebedeckte Landschaft gerichtet. Sie wandte sich um und Beide standen einen Augenblick stumm einander gegenüber. „Verzeihen Sie,“ sagte er und hatte sich bereits zum Gehen gewandt; aber plötzlich kehrte er zurück und sagte ruhig, obgleich seine tiefe Stimme stärker als gewöhnlich klang: „Ich hatte keine Ahnung, Sie hier zu finden, und gewiß nicht die entfernteste Absicht, Ihnen beschwerlich zu fallen; aber da der Zufall uns noch einmal einander allein gegenüber gestellt hat, so lassen Sie mich Ihnen jetzt und hier Lebewohl sagen. Ich reise unmittelbar nach der Trauung ab. Briefe aus meiner Heimath geben vor den Andern eine Erklärung dieses plötzlichen Entschlusses, — Ihnen gegenüber bedarf ich keiner Erklärung.“ Er schwieg einige Secunden und fuhr dann mit mühsam unterdrückter Bitterkeit fort: „das Schicksal hat es nicht gut mit mir gemeint. Ob es mir je gelungen wäre, Sie für mich zu gewinnen, weiß ich freilich nicht, — soviel ist gewiß, seit dem unglücklichen Zufall in vergangener Nacht kann Ihnen meine Gegenwart nur zuwider sein und ich habe mich dem zu beugen, was ich einmal nicht ändern kann. Leben Sie wohl!“

Er hatte kaum eine Antwort erwartet; und doch als Edith schwieg, blickte er noch einmal auf und auf seinem verfürten Gesicht stand es wie eine schmerzliche Frage: und ist dies wirklich das Letzte zwischen uns? Aber wie festgewurzelt blieb er stehen, als er in Edith's Gesicht blickte. War es noch dasselbe, dessen stolz gebietender Ausdruck ihn stets getroffen hatte, so oft das warme, erlösende Wort ihm über die Lippen treten wollte? Und war sie es wirklich, deren Hand sich ihm entgegenstreckte, während ihre Augen, in denen aller Stolz in Liebe und Hingabe geschmolzen schien, deutlicher als Worte sprachen: geh' nicht fort, und wenn du mich wirklich noch liebst, so nimm mich hin und führe mich fortan an deiner festen, treuen Hand!

In diesem Augenblick wurde die Thüre aufgerissen und mit einem: „wo bleibst Du nur, Theodor, es sind nur noch wenige Minuten“. . . trat Harald

haftig in's Zimmer. Aber das Wort erstarb auf seinen Lippen, als er die Beiden erblickte. „Verzeih', Edith,“ wollte er sagen, aber es war nicht nöthig, er hatte Niemanden gestört, Niemanden erschreckt. Edith stand in der That da wie eine Königin von Gottes Gnaden, die sich bewußt ist, Keinem als sich selbst Rechenschaft schuldig zu sein; ruhig und ohne zu zucken blieb ihre Hand in der Theodors, aber die andere reichte sie Harald mit einem Ausdruck, so milde und warm, wie er ihn nie an ihr gesehen. Ueber sein ehrliches Gesicht zuckte es, wie verhaltener Schmerz; aber nur einen Augenblick, dann trat er näher und ergriff seines Freundes Hand, ohne die Hand Edith's fallen zu lassen. „Theodor,“ sagte er, „wir wollen eine Aenderung in der Anordnung des Brautzeuges vornehmen, — Du führst Edith und ich führe meine kleine Waise Agathe und nehme noch eine englische Stunde auf dem Wege zur Kirche. Macht Euch keine weiteren Gedanken, ich erkläre Helene Alles.“ —

„Nein, laß Alles unverändert bleiben,“ unterbrach ihn Edith, seine Hand drückend, „von Niemandem als von mir selbst soll Helene hören, was vorgefallen ist, laß uns nun gehen.“

Sie traten in die Halle. Die Schlitten, welche die älteren Familienglieder, mit Ausnahme Elisabeths und des Barons, bereits zur Kirche geführt, waren zurückgekehrt und hielten in langer Reihe vor der Treppe des Hauses. Brautjungfern und Brautführer standen zur Abfahrt bereit. Harald hüllte den Mantel um Edith's Schultern, man stieg eilig ein, die Pferde zogen an, und dahin flog der kleine Zug über den glitzernden Schnee der Richtung zu, von welcher die Kirchenglocken herübertönten. Sie betraten die Kirche und nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ganges; gleich darauf hielt der Schlitten des Barons, und er und Elisabeth begaben sich auf ihren Platz in der Nähe des Altars. Jetzt hielt der letzte Schlitten und das Brautpaar trat durch die Kirchenthüre. Wie dunkelgrüner, nordischer Wald umging sie der ehrwürdige Raum, jede Säule von Lannenzweigen umwunden und Lannengewinde von einer zur andern sich schlingend, während der Altar im Schein der Wachskerzen schimmerte, ernst, feierlich und verhöhnungsvoll. Die Anwesenden hatten sich erhoben, das Glockengeläute schwieg, die Orgel tönte leise vom Chor herab und das Brautpaar schritt den Gang hinauf, zwischen den aufgestellten Paaren hindurch. Diese schlossen sich hinter ihm und folgten zum Altar, wo der Geistliche stand, das Paar segnend hinüberzuleiten in den neuen Lebensabschnitt.

Als die heilige Handlung vorüber war und Helene, nachdem sie Vater, Brüder und Tante Elisabeth umarmt, die Hand der Freundin suchte, lehnte diese liebevoll ihre Wange an die ihrige und flüsterte leise Worte ihr in's Ohr. Helenens Augen leuchteten auf wie verklärt. „Ist es wahr, ist es möglich?“ fragte sie, in unaussprechlicher Freude zu Edith emporblickend.

„Es ist wahr,“ erwiderte diese leise, „und ich bin sehr, sehr glücklich; so glücklich, wie ich nicht glaubte, es je werden zu können, als ich Dich zuletzt sah, — am Abend vor Deiner Hochzeit.“ —

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Im Leben der Natur, wie im Leben der Völker gibt es Zeiten, in denen das kleinste, am Horizonte aufsteigende Wölkchen als Vorbote herannahenden Unwetters angesehen werden muß und andere, zu welchen es mit den schwersten Dunstbildungen Nichts auf sich hat, weil die allgemeine Temperatur Gewitterbildungen nicht günstig ist.

Während der Lage, welche die Mitte des Jahres bezeichneten, war ein großer Theil der deutschen Presse der Meinung, es werde der Sommer ohne ein schweres politisches Gewitter nicht zu Ende gehen. Die auf der Rhebe von Alexandrien abgefeuerten britischen Kanonenschüsse sollten den Anfang desselben bedeuten und mit dem Aufgebot der gesammten ihnen zur Verfügung stehenden moralischen Entrüstung protestirten gewisse Vertreter des Humanitätsstandpunktes gegen die „frivole“ Friedensstörung, welche eine Vorläuferin von Verwickelungen der bedenklichsten Art sein sollte. Der Erfolg hat gelehrt, daß die von den Feuereschlünden des Admiral Seymour geführte Sprache die einzige im Orient verständliche war, daß sie verstanden worden ist und daß keine europäische Macht (einschließlich der Pforte) gegen den Gebrauch derselben Etwas einzuwenden gehabt hat. Frankreich nicht, weil es (nach der treffenden Bemerkung eines Pariser Publicisten) „wohl eine Armee und die nöthigen Geldmittel, aber keine Politik hat“, Rußland nicht, weil es eine Politik und eine Armee, aber kein Geld hat, — Italien nicht, „weil es weder Geld, noch eine Armee, noch eine Politik besitzt.“ Deutschland hat über alle drei Dinge zu verfügen, aber gerade weil es eine wirkliche Politik hat, bleibt es Dingen fern, die seine Interessen und diejenigen des ihm verbündeten österreichischen Kaiserstaates nicht direct berühren. Unser Interesse an den orientalischen Dingen beschränkt sich darauf, daß Alles vermieden und Nichts zugelassen werde, was dem weiteren Vordringen des Slavismus an das Aegäische und das Adriatische Meer Vorschub leisten und dazu führen könnte, den Körper der germanischen Rasse mit einem slawischen Ringe zu umschließen. Im Uebrigen kann uns jede orientalische Combination recht sein, welche die nächstbetheiligten Staaten und Völker sich gefallen lassen und die dem Fortbestande des uns befreundeten türkischen Reichs nicht direct präjudicirt. Auch im ändersten Falle, — demjenigen einer dauernden Festsetzung der britischen Macht an der Nilmündung — würde davon noch nicht die Rede sein, weil das Interesse, welches Oesterreich und England an der Fernhaltung Rußlands von der Hauptstadt der orientalischen Welt haben, auch in diesem Falle das frühere bliebe. Und wenn das osmanische Reich einmal in seine Bestandtheile aufgelöst werden sollte, — es würde vom deutschen Standpunkte gegen eine Auspflanzung britischer Fahnen auf den Thürmen von Kairo und Alexandrien immer noch weniger einzuwenden sein, als gegen die Entfaltung der Tricolore oder des Doppeladlers mit dem heiligen Georg im Brustschilde, an der Nilmündung. Heute mit Möglichkeiten solcher Art zu rechnen ist um so weniger am Platze, als England unter Zustimmung des Sultans und auf Grund einer mit der Pforte abgeschlossenen Militärconvention in Aegypten intervenirt; es hat sich außerdem verpflichtet, nach Niederwerfung des

ägyptischen Aufstandes eine Neuordnung der Verhältnisse am unteren Nil und am Suezcanal nicht anders als unter Mitwirkung der übrigen beteiligten Mächte vorzunehmen. Sorgen die Beteiligten dafür, daß dieses Versprechen eingehalten werde, so fehlt jeder Grund zu Besorgnissen, — geschieht das nicht, so sind wir die letzten, die darüber in Harnisch zu gerathen brauchen. Angesichts der schwierigen Lage, in welcher das Londoner Cabinet sich Irlands wegen befindet und gegenüber den erheblichen Opfern, welche die an und für sich nicht zweifelhafte Bewältigung Arabi-Paschas in Anspruch nehmen wird, erscheint überdies wenig wahrscheinlich, daß Mr. Gladstone zu einem Arrangement schreiten werde, das die übrigen Mächte direct herausfordern oder eine definitive orientalische Auseinandersetzung herbeiführen könnte. Dem praktischen Politiker werden Wahrscheinlichkeitsrechnungen mit Factoren einer hypothetischen Zukunft ebenso wenig zugemuthet werden, wie sentimentale Beschäftigungen mit dem Existenzrecht der ägyptischen Nationalpartei oder der bekannten Phrase, daß Aegypten den Aegyptern gehöre. Daß es der in Constantinopel versammelt gewesenen Conferenzen gelungen ist, einen förmlichen Bruch zwischen England und der Pforte zu verhindern und die künftige Gestaltung der den Suezcanal umgebenden Verhältnisse offen zu halten, beweist zum Ueberflus, daß zu Besorgnissen vor einer Steuerlosigkeit dessen, was von gesamt-europäischer Politik übrig geblieben ist, wenigstens zunächst die Veranlassung fehlt.

Die bekannte Behauptung, daß der an der Gestaltung der ägyptischen Zustände zumeist beteiligte Staat der französische sei, hat inzwischen eine neue, in jeder Rücksicht merkwürdige Bestätigung erfahren. Auf den Gang der ägyptischen Angelegenheit Einfluß zu üben, ist der dritten Republik bis jetzt ver sagt geblieben: dafür haben die ägyptischen Vorgänge auf Frankreichs Geschichte nachhaltigen Einfluß geübt. Die Pariser Deputirtenkammer hat in der ägyptischen Frage in aller Form ver sagt, d. h. rein negative Beschlüsse zu Tage gefördert. Frankreich ist, im Gehorsam gegen die parlamentarische Doctrin, Gewehr bei Fuß stehen geblieben, und das Ministerium Freycinet (das dritte seit Erwählung der gegenwärtigen Kammer, das sechzehnte seit dem Sturz des Kaiserreichs!) hat darüber den Hals gebrochen. Der Beruf vielsöpfiger Parlamente zu Entschliefungen über große internationale Fragen ist vielleicht noch nie so deutlich illustriert worden, wie an jenem 29. Juli 1882, der das acht Tage zuvor mit einem imposanten Vertrauensvotum ausgestattete, genau sechs Monate am Ruder gewesene französische Cabinet zu Fall brachte. Wollen neun Tage waren erforderlich, um einen Nachfolger für Herrn de Freycinet ausfindig und zur Uebernahme der Geschäfte willig zu machen, — dieser Nachfolger aber galt aller Welt für einen Lückenbüßer, dessen vornehmster Beruf sein sollte, Herrn Gambetta den Weg und die Stätte zu bereiten. Dieser Aufgabe hat Herr Duclerc sich in doppelter Weise zu entledigen versucht: durch Ausgabe des Stichworts „Versöhnung der Parteien“ (d. h. der republikanischen) und durch Wiederbelebung des Kriegs- und Rachegeheiß gegen Deutschland. Ob der schließliche Erfolg dem erbaulichen Anfang entsprechen und ob der in den Gassen der Hauptstadt verführte Lärm in den kleineren Städten und auf dem flachen Lande einen Widerhall finden wird, läßt sich heute nicht beurtheilen. Dafür steht unbekreitbar fest, daß die Ereignisse der letzten Wochen den Credit der dritten Republik weder im Auslande, noch im Inlande befestigt haben, und daß die gegenwärtige Weltlage der Verwirklichung Gambettistischer Pläne noch sehr viel ungünstiger ist, als die Lage, welche der Ex-Dictator vor Jahresfrist und während der Tage seines „großen Ministeriums“ vorand.

Bereits unmittelbar nach dem Schiffbruch de Freycinet's und seiner Interventions-Projecte ist bei uns vielfach die Meinung ausgesprochen worden, Frankreichs Verstim-mung über das Fiasco seiner ägyptischen Politik und die verhaltene Thatenlust seiner Actionspartei würden schließlich gegen Deutschland abgeleitet werden. Diese Befürchtung gewann an Boden, als Herrn Duclerc's Name genannt und dessen enger Zusammenhang mit dem Namen Gambetta nachgewiesen wurde. Man prophezeite eine durch Englands Vorgehen erzeugte allgemeine Verwirrung, hinter der ein französischer An-

griff gegen uns lauern sollte. Der erste Theil dieser Vorhersagung ist unerfüllt geblieben, und rückfichtlich des zweiten liegt die Frage nahe, ob denn irgend Etwas geschehen oder auch nur vorbereitet worden ist, das der dritten Republik Ausflchten auf eine Alliance böte. Darauf aber wird es in letzter Instanz ankommen. England ist weder in der Lage, noch in der Laune, nach anderen als seinen nächsten Interessen zu fragen, und hat, ohne daß der Name Frankreichs dabei auch nur genannt worden wäre, durch den franjosienfeundlichsten seiner Staatsmänner, Sir Charles Dille, neuerdings öffentlich aussprechen lassen, wie schätzbar ihm die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und Oesterreich gerade gegenwärtig seien. Was könnte die mit einem auswärtigen Kriege und einer schweren inneren Verlegenheit belastete Regierung Mr. Gladstone's bestimmen, am Vorabende einer immerhin wichtigen Entscheidung der gefährdetsten Militärmacht des festen Landes, Frankreich zu Liebe, den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen? Rußlands auswärtige Politik wird seit dem Mai d. J. nicht mehr durch den Grafen Ignatiow, sondern durch Herrn von Siers bestimmt, der Herrn Gambetta nie zu seinen Freunden gezählt hat, und den der französische Vergangenheits- und Zukunfts-Dictator sich durch seine Werbungen um die Gunst Englands schwerlich zum Freunde machen wird. Mit der Möglichkeit einer französisch-russischen Alliance werden wir noch lange zu rechnen haben, — an Wahrscheinlichkeit hat diese Eventualität seit den letzten Wochen mindestens nicht gewonnen. Von den übrigen großen Mächten kommt nur noch Italien in Betracht; Italien aber steht zu uns und Oesterreich und wird auf diesem Platze stehen bleiben, so lange Frankreich seinen in Tunisien genommenen Posten behauptet. Was Frankreich unternehmen wird, wenn das „große Ministerium“ wiederhergestellt ist, wissen wir nicht; sicher ist nur, daß es gerade so isolirt dastehen wird, wie vor einem Jahr, vor drei und vor zwölf Jahren, daß das parlamentarische Fiasco vom 29. Juli seine politische Anziehungskraft erheblich vermindert hat, und daß Herr Gambetta weniger als irgend ein anderer Franzose dazu befähigt erscheint, an den europäischen Höfen für sein Vaterland Bundesgenossen zu werden. Was Frankreich thut, muß es allein und für eigene Gefahr und Rechnung thun, — ein Land, das die Leiter seiner auswärtigen Politik alljährlich mindestens ein Mal wechselt, hat aufgehört, alliancefähig zu sein.

Auch die innere Lage hat sich nicht zum Besseren gemendet. Unmittelbar nach der Cabinetsveränderung, welche durch die Abstimmung vom 29. Juli heraufbeschwooren worden war, ist das französische Parlament in die Ferien gegangen. Erfolge irgend welcher Art haben die Volksvertreter ihren Wählern nicht mitgebracht. Von den während der letzten Session berathenen größeren Gesetzentwürfen ist keiner fertiggestellt worden. Der Gesetzentwurf über die Wiedereinführung der Ehecheidung nicht, weil man in der Deputirtenkammer über die Modalitäten noch nicht einig geworden ist, unter welchen der „divorce“ wieder zugelassen werden soll, und weil der Senat (als Repräsentant einer Anschauung, die länger als ein halbes Jahrhundert diejenige der großen Mehrheit des Volkes gewesen), der Sache als solcher abgeneigt ist. Der famose Beschluß, die richterliche Unabhängigkeit zu beseitigen und auf solche Weise die Magistratur zu „reinigen“, d. h. die Selbständigkeit des Richterstandes in majorem gloriam der herrschenden Partei zu brechen und ein neues Weustück zur Vertheilung zu bringen, — dieser Beschluß ist unausgeführt geblieben, weil seine Urheber schlechterdings nicht anzugeben vermochten, wie sie sich seine Ausführung eigentlich gedacht hätten. Zum Ueberfluß hatte die conservative Opposition mit den Radicalen gemeinsame Sache gemacht und durch die Bestimmung, daß die Richter künftig nicht mehr ernannt, sondern gewählt werden sollen, dem gesammten Entwurf den Stempel vollendeter Absurdität auf die Stirn gedrückt. — Der üble Eindruck dieser legislativen Fehlgeburten ist nicht nur durch die parlamentarische Bankrotterklärung in Sachen Egyptens, sondern außerdem durch die grade in jüngster Zeit vielfach gemachten Erfahrungen mit der Unausführbarkeit gewisser Bestimmungen der vielgerühmten Ferry'schen Unterrichtsgesetze vom December 1880 verschärft worden. Hat der vielbesprochene Vorgang von Carcassonne doch einen redenden Beleg dafür geboten, daß die

Ausschließung des Religionsunterrichts aus dem Programm der Volksschule dem radicalen Schulmeistertum für eine Kriegserklärung gegen die Kirche gilt und daß der französische Bauer trotz allen Zuredens der städtischen Demokraten dergleichen Feldzüge mitzumachen nicht die geringste Neigung hat! Noch unglücklicher scheint es um die von den Gemeinden und Departements zu errichtenden höheren Töchterschulen zu stehen. Auch die freigeistlichen Kreise des gebildeten Bürgerthums halten an der herkömmlichen Methode der klösterlichen Mädchenerziehung fest und werden in dieser Neigung dadurch bestärkt, daß das Gesetz den Religionslehrer eben nur zuläßt, daß die Sympathie der Regierenden aber auf der Seite von weltlichen Lehrern steht, die sich (nach dem unverwerflichen Zeugniß der „Débats“) in der Mehrzahl der Fälle als Vorkämpfer dessen gebärden, was man in Frankreich „Philosophie“ nennt. — All' diese Umstände zusammen haben nicht verfehlt, dem Ansehen der republikanischen Worthalter einen gewissen Abbruch zu thun. Auch da, wo man durch Neigung und Interesse an die Sache der Republik gefesselt ist, wird nicht mehr in Abrede gestellt, daß die Ereignisse des letzten Vierteljahres Autorität und politischen Credit der republikanischen Partei erschüttert und den Umtrieben der monarchischen — und der socialistischen Gegner der bestehenden Ordnung einen gewissen Vorschub geleistet haben. Die schon jetzt angekündigten Anträge auf abermalige Modification der Verfassung bezeugen, daß die Republikaner selbst an der Lebensfähigkeit der mühsam zu Stande gebrachten Staatseinrichtung vom 24. Febr. 1878 zu zweifeln beginnen, die Sprache der royalistischen Presse aber kündigt ein wachsendes Selbstgefühl der Anhänger der Monarchie an und von den brutalen Pöbelauftritten in Montereau wissen wir, daß sie in der Hoffnung auf den Ausbruch einer allgemeinen socialistischen Erhebung unternommen worden sind. Diese Anzeichen innerer Zersetzung sind mit der Deutchenheze der rue St. Marc so merkwürdig zusammengetroffen, daß der Gedanke, es werde über kurz oder lang zu dem „bewährten“ Mittel einer Ableitung der Volksleidenschaften nach Außen gegriffen werden, sich nicht mehr ganz von der Hand weisen läßt. So lange der anerkannte Führer fehlt und die besitzenden Classen in der Lage bleiben, der Pflege ihrer materiellen Interessen ungestört nachzugehen zu können, wird diese Möglichkeit indessen nur als eine der vielen Möglichkeiten anzusehen sein, zwischen denen die Zukunft Frankreichs sich bewegt.

Die Aufmerksamkeit Englands ist durch den ägyptischen Feldzug und die Hindernisse, welche sich der erwarteten raschen Beendigung desselben in den Weg gestellt haben, so vollständig in Anspruch genommen worden, daß die inneren Fragen, einschließlich der irländischen, für den Augenblick in den Hintergrund getreten sind. Rücksichtlich der Beziehungen zum Auslande hat das Ministerium Gladstone eine Kühnheit und Festigkeit der Entschließungen gezeigt, deren Eindruck in England noch stärker gewesen ist, als auf dem festen Lande, und der die Vergeblichkeit des torystischen Ansturmes gegen das Pachttrübsandsgesetz sattsam erklärt. Noch läßt ein Ende der irischen Verwirrung sich indessen so wenig absehen, daß Mr. Gladstone darauf eingerichtet sein muß, auch im Falle einer raschen und glücklichen Beendigung des ägyptischen Unternehmens auf neue, durch die bisherigen Acte seiner Gesetzgebung nicht verminderte Schwierigkeiten zu stoßen und da wieder anzufangen, wo er bei Schluß der letzten Parlamentssession stehen geblieben war. Das Elend der irländischen Agrarverhältnisse ist ein zu altes, zu tief gewurzeltcs Uebel, als daß demselben mit palliativen Mitteln beizukommen wäre. — Die bedenklichste Seite der Sache aber bildet die Rückwirkung der irischen Reformen auf die ländliche Bevölkerung in England selbst. Rücksichten auf diese sind es, welche die Tories mit Mißtrauen gegen die in Irland befolgte Politik erfüllt, und die Hand der whiggistischen Regierung immer wieder gelähmt haben, und zwar Rücksichten der ernstesten und begründetsten Art. Den Verlegenheiten jenseits des St. Georgs-Canals anders als durch eine radicale Umgestaltung der Agrarverhältnisse beizukommen, wird auf die Länge nicht möglich sein. Wie aber soll verhindert werden, daß das in dem einen Theile des Staates gegebene Beispiel nicht auch in dem anderen sein Recht fordert und daß das Ende der einen agrarischen

Bewegung der Anfang einer andern, minder leidenschaftlichen, aber in ihren Folgen ungleich verhängnisvolleren Bewegung bedeutet? Mit den Gewaltmitteln, zu denen die Conservativen Alt-Englands dem meuterischen Erin gegenüber rathen, ist im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts einer von einem ganzen Volke getragenen Bewegung nicht beizukommen, mit denjenigen Neugestaltungen aber, welche allem wahrhaft helfen könnten, hat es in einem Staate, der nicht von einem aufgeklärten Despoten, sondern von 6000 an der Erhaltung des Status quo interessirten Latifundien-Besitzern regiert wird, noch nicht dagewesene Schwierigkeiten. —

Auf dem festen Lande gibt es bekanntlich einen Staat, dessen agrarische Zustände noch hinter den britisch-irländischen zurückstehen, den italienischen. An die Unhaltbarkeit der bäuerlichen Verhältnisse in den neapolitanischen und ehemals römischen Gebietstheilen ist die fünfte Großmacht auch neuerdings nachdrücklich erinnert worden; der gesammte Gang der neu-italienischen Entwicklung aber hat mit sich gebracht, daß man sich jenseits der Alpen auf die realen Bedürfnisse der Bevölkerung überhaupt nur in Ausnahmefällen besinnt, und daß die besten Kräfte des Staates in Wahl-, Partei- und Parlamentskämpfen vollständig aufgezehrt werden. Die gegenwärtige italienische Bewegung bildet das gewohnte trostlose Bild, nur daß der revolutionäre Radicalismus dieses Mal eine erhöhte Thätigkeit zeigt und zu einem entscheidenden Schlage gegen die bisher im Regimente gewesenen Parteien Miene macht. — An der norditalienischen Grenze ist das Bomben-Attentat von Triest das Hauptereigniß der letzten Wochen gewesen. Der Eindruck desselben hat es nur vergrößern können, daß auch aus andern Theilen der österreichisch-ungarischen Monarchie und schließlich aus der Hauptstadt des Kaiserstaates Kundgebungen der sozialistisch-revolutionären Partei gemeldet worden sind. Oesterreich theilt das Geschick Italiens, vor Sorgen reinpolitischer Art zu einer Prüfung und Heilung der Schulden nicht gelangen zu können, die den Untergrund des Volkslebens angegriffen haben und die für die besitzlosen Classen dieselbe Rolle spielen, wie die nationalen Gegensätze für die begünstigten Schichten der Gesellschaft. Noch sind die Politiker des cisleithanischen Reichstages mit nicht eben erhebenden Betrachtungen über die Ergebnisse der letzten Parlamentssession beschäftigt, und schon steht die Einberufung der Provinzial-Landtage vor der Thür. An Veranlassungen zu erbitterten Kämpfen in denselben wird es nicht fehlen, namentlich in Böhmen nicht, wo der thörichte Streit über den Prüfungserlaß der Prager Hochschule neues Blut in den alten Haber zwischen Jung- und Alt-Czechen gegossen und zu der vielbesprochenen Kieger'schen Straßpredigt an die „Führer des böhmischen Volkes“ Veranlassung gegeben hat.

In Galizien bereitet sich ein Nachspiel des Lemberger Hochverraths-Processes vor, welches das Hauptdrama wahrscheinlich an Wichtigkeit übertreffen wird. Für den intellectuellen Urheber der slavistischen und griechisch-orthodoxen Umtriebe unter den der unirten Kirche angehörigen ruthenischen Bauern gilt der römischen Curie seit lange ein Domherr Malinowski, dessen Einfluß auf den unirten Erzbischof Sembratowicz nahezu unbeschränkt sein soll und dem man Schuld gibt, in der Stille russische und griechisch-orthodoxe Interessen zu fördern. Gegen beide Männer wurde eine kirchliche Disciplinar-Untersuchung eingeleitet, deren Ausgang von demjenigen des Lemberger Processes durchaus verschieden gewesen ist. Herr Malinowski ist in den Ruhestand versetzt, der Erzbischof aber durch den Cardinal Simeoni zu einem Abschiedsgesuch bestimmt worden, dessen Annahme durch den Kaiser Franz Joseph für jetzt bestehend angesehen wird und das den Anfang zu einer tiefgehenden, natürlich im katholischen Sinne gemeinten Umgestaltung der unirten Kirchenverwaltung Galiziens bilden soll. Bei dem engen Zusammenhang, der zwischen den kirchlichen und den politisch-nationalen Parteien Galiziens besteht, kann nicht ausbleiben, daß der beabsichtigte Versuch zur Kräftigung des katholischen Elements in der unirten Kirche den Gegensatz zwischen Polen und Ruthenen über sein bisheriges Maß hinaus verschärfen und der slavistisch-russischen Propaganda neue Veranlassung zu Klagen über die polnisch-katholische Vergewaltigung liefern wird. — Ähnliche Verwickelungen bereiten

sich in dem benachbarten Ungarn vor, wo das Magyarethum der lutherischen Geistlichkeit in den slowatischen Gemeinden, als angeblicher Begünstigerin panflawistischer Umtriebe den Krieg erklärt und dadurch eine leidenschaftliche Erregung der Gemüther hervorgerufen hat.

Die größte aller dem Kaiserstaat bereiteten slawischen Verlegenheiten liegt aber weder in Böhmen, noch in Galizien oder Ungarn, sondern in den neuen bosnisch-herzegowinischen Provinzen. Je unvermeidlicher eine definitive Entscheidung über die Zukunft dieser Länder wird (und die durch den ägyptischen Handel erzeugte Bewegung in der orientalisirten Welt hat diese Nothwendigkeit nur erhöht), desto fragwürdiger wird dieselbe. Die Wiener Regierung hat nicht bloß mit den magyariſchen und deutschen Antipathien gegen die förmliche Annexion Bosniens, sondern außerdem mit einer schwerwiegenden äußeren Rücksicht zu rechnen. Ob Serbien, dem man in Wien die Verwandlung in ein Königreich gestattet hat und das seit dieser Erhöhung seiner Dignität im Kielwasser der österreichischen Politik schwimmt, — ob Serbien in der Gefolgschaft Oesterreichs erhalten werden könnte, wenn ihm die Hoffnung auf eine bereinstimmte Gebietsvermehrung durch die Einverleibung Bosniens in den Kaiserstaat definitiv abgeschnitten würde, ist mehr als zweifelhaft, — eine Wiederablenkung dieses Staates zu der russischen Fahne aber würde mit neuer erheblicher Vermehrung der österreichischen auswärtigen Schwierigkeiten gleichbedeutend sein. Darüber, daß auf eine wirkliche Pacification des unbotmäßigen Grenzlandes erst nach Herstellung definitiver Zustände gerechnet werden kann, sind alle Sachkenner einig; die Annexion aber erscheint so bedenklich, daß sogar das Project einer Abtretung Bosniens an die serbische Krone aufgetaucht ist. Da Bosnien aber nicht sowohl um seiner selbst willen, als im Hinblick auf einen bereinstimmten Vorstoß nach Saloniki in Besitz genommen worden ist, wird man sich schwerlich entschließen, die Freundschaft Serbiens und dessen Trennung von Rußland um den Preis einer Abtretung des neuerworbenen Gebietes zu erkaufen. An und für sich betrachtet, wäre die Möglichkeit, das junge Königreich zu einem österreichischen Bulgarien zu machen und den angestrebten Zweck durch ein neues kühnes Mittel zu erreichen, nicht ausgeschlossen. Kühne Entschlüsse solcher Art liegen aber nicht in der Richtung der österreichischen Politik, die gegen sich selbst ebenso mißtrauisch zu sein pflegt, wie gegen andere — der problematischen Vertrauenswürdigkeit König Milan's und seiner gegenwärtigen, von einheimischen und russischen Nationalen leidenschaftlich angefeindeten Regierung, ganz zu geschweigen.

Ob und wann Rußland wieder in die Lage kommt, nationale Politik im größeren Stil treiben und die nach Belgrad reichenden Fäden neu anzugehen zu können, ist freilich ebenso problematisch, wie die Treue Serbiens in seinem Verhältniß zu Oesterreich. Die mit einer gewissen Absichtslosigkeit zur Schau getragene Verstimmung des St. Petersburger Cabinets über Englands ägyptisches Vorgehen läßt deutlich durchsehen, daß man den Augenblick für eine orientalische General-Auseinandersetzung hinausgeschoben zu sehen wünscht und zu auswärtigen Unternehmungen bis auf Weiteres keine Neigung fühlt. Erklärlich genug erscheint das. Seit dem Rücktritt Ignatjew's ist eine gewisse äußere Ruhe in den Gang der russischen Verwaltung gekommen und von so handgreiflichen Thorheiten und Verbrechen, wie den Judenheken im Süden und Südwesten Nichts mehr zu spüren — auf dem Untergrunde der Dinge sieht es aber eben so bedenklich aus wie im Frühjahr dieses Jahres. Von andern Leuten als den Askatow und Genossen ist dem Grafen Ignatjew der Beruf zur Leitung des Staatsruders niemals zugeschrieben worden, eine der dazu erforderlichen Eigenschaften konnte dem ehemaligen Minister des Innern indessen nicht bestritten werden: feste Entschlußfähigkeit. Seit seinem Rücktritt ist Niemand vorhanden, der eine solche auch nur zu fingiren vermöchte und haben Verwirrung und Rathlosigkeit im Rathe der Krone so erheblich zugenommen, daß man (so paradox das klingen mag) gegen sich selbst regiert. Während in einem Theil des Reichs die Verfolgung der nihilistischen Verschwörer, ihrer Hintermänner und ihrer Begünstiger mit ebenso viel Eifer wie Ungeſchick fortgesetzt wird, zeigt man sich in dem andern

beßissen, eine Revolution groß zu ziehen. Alle aus den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland einlaufenden Nachrichten stimmen darin überein, daß der mit der „Revision“ dieser Landschaft betraute Senator Manassein der Hauptbegünstiger der lettisch-estnischen Wühlereien gegen die bestehende Ordnung der friedlichen, wohlhabendsten und gebildetsten Provinz des weiten Reiches ist. Im innern Rußland ist Anfang des Jahres eine Herabsetzung der von den emancipirten Bauern zu zahlenden Loskaufsummen beschloffen und feierlich angekündigt worden: die Einberufung der Landschafts-Verfassungen, welche einen Theil der dazu erforderlichen Arbeiten bestreiten sollen, läßt bis jetzt auf sich warten, weil Graf Tolskoy und dessen Freunde zu der Gefügigkeit dieser Versammlungen kein Vertrauen haben. Den ehemaligen Ministergehilfen Tischerewin hat man beseitigt, weil derselbe die politische Polizei von der Verwaltung der inneren Angelegenheiten unabhängig machen wollte und „als Tolskoy die Erbschaft Ignatjew's antrat, wurde noch ein Mal ausdrücklich beschloffen, daß ein besonderes Polizeiministerium nicht errichtet werden sollte: heute ist ein solches nicht der Form, aber dem Wesen nach da, und der Chef desselben direct dem Kaiser unterstellt. — Die Haupt Sorgen der neuen Militärverwaltung waren darauf gerichtet, die Kosten dieses Ressorts zu mindern und die unzuverlässigen Elemente aus der Armee zu entfernen: man hat damit debutirt, Millionen für eine „nationale“ Neuuniformirung des Heeres auszugeben und behufs Wiedereinbringung der Untosten dafür, Reductionen der militärischen Aemter und Entlassungen von Officieren so rücksichtslos und so eilig vorzunehmen, daß „unsere Armee nächstens ebenso unzuverlässig sein wird, wie die zumeist aus unzufriedenen Elementen bestehende Flotte“.

Auf die wahre Stimmung dieser Armee und der Gesellschaftskreise, mit welchen das jüngere russische Officiercorps zusammenhängt, haben die Kundgebungen, welche den Tod des General Slobelow begleiteten, ein deutliches Licht geworfen. Nicht sowohl dem glücklichen Heerführer, als dem kühnen militärischen Oppositionsmanne, der über die Köpfe der Regierenden hinweg nationale Politik trieb und seiner abschätzigen Beurtheilung der bestehenden Einrichtungen und der officiell verfolgten Ziele bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab, galten die Trauerveranstaltungen und Schmerzensausbrüche, in welchen beide Hauptstädte des Reiches einander zu überbieten suchten. Die leidenschaftlichsten Ausbrüche nationaler Trauer wurden gerade von den Elementen der Opposition, von den ungezählten Krypto-Nihilisten zur Schau getragen, welche die radicale Umgestaltung des russischen Staatswesens mit Hilfe eines auswärtigen Krieges fertig gebracht zu sehen hofften. Diese Elemente sind — schon ihrer Unfaßbarkeit wegen — die eigentlichen, die gefährlichsten Träger der Bewegung.

Dafür, daß das augenblickliche Zurücktreten des russischen revolutionär-nihilistischen Versuchswörtertreibens der Befestigung der Ruhe nicht zu Gute kommt, sorgen überreichlich die mit dem erbärmlichen Zustande des Eisenbahnbau- und Eisenbahnverwaltungswesens gemachten neuen Erfahrungen und die Mißgriffe des Grafen Tolskoy, dessen Unschlüssigkeit nur durch seine Planlosigkeit übertroffen wird, und von dem man annimmt, er werde noch rascher als sein Vorgänger abgewirthschaftet haben.

Selbstüberschätzung und politischer Optimismus haben niemals — auch nicht während der kurzen Periode des ersten Freudenrausches über die Wiederherstellung des Reiches — in Deutschland heimisch zu werden vermocht. Wer aber dürfte es dem Deutschen zum Vorwurf machen, wenn er von der Betrachtung der seine Grenzen umgebenden Verhältnisse an den heimischen Herd mit einer Befriedigung zurückkehrt, die er sich durch die (an und für sich begreiflichen) Verstimmungen des Tages nicht verkümmern läßt. An dem Maße der äußeren und inneren Sorgen gemessen, welche auf allen größeren Staaten und Völkern des Welttheils lasten, erscheinen die Hemmnisse unserer Befähigung und unserer Befundung immerhin erträglich, mögen sie von den Einzelnen auch noch so peinlich empfunden werden. An den bleibenden Bedingungen unserer nationalen Entwicklung hat sich „trotz alledem und alledem“ nichts verändert und darauf wird es für ein auf das Ganze gerichtete Urtheil doch allein

ankommen. Daß in Preußen die Wahlbewegung nicht recht in Fluß kommen will, daß der Beginn derselben, die Aussicht auf die Bildung großer festgeschlossener Parteien weiter denn je hinausgerückt zu haben scheint, daß das kirchenpolitische Gesetz vom 31. Mai d. J. zunächst nur zu einem Wiederaufflammen der durch den Culturkampf entzündeten Leidenschaften und zu neuen Präensionen des katholischen Clerus geführt hat, das wird denjenigen am wenigsten überraschend gekommen sein, die seit Jahr und Tag eine Stockung unseres politischen Lebens constatiren zu können glauben. Diese Stockungen zu überwinden dürfen wir aber um so zuversichtlicher hoffen, als keine derselben unsere Weiterentwicklung, geschweige denn unsere Existenz in Frage stellt. Jede eingehende Betrachtung der heutigen Lage des Welttheils lehrt, daß es Kämpfe um die Existenz sind, welche diesseits und jenseits des Canals, im Osten und im Westen Deutschlands geführt werden und daß unter den großen Staaten des europäischen Continentes der seiner Lage nach zumeist bedrohte, derjenige ist, der die relativ sicherste Aussicht darauf hat, an der einmal gewonnenen Grundlage seiner staatklichen und humanen Bildung in Frieden weiterzuarbeiten! — Daran werden wir uns mindestens für eine Weile genügen lassen dürfen.

Literarische Rundschau.

Neuere philosophische Literatur.

- I. James Mill. A biography by Alexander Bain, emeritus professor of logic in the university of Aberdeen. London, Longmans. 1882. Mit einem Bilde von James Mill.
- II. John Stuart Mill. A criticism: with personal recollections by Alexander Bain u. s. w.
- III. Reflexionen Kant's zur Kritischen Philosophie. Aus Kant's handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von Benno Erdmann. Erster Band, erstes Heft. Reflexionen zur Anthropologie. Leipzig, Fues. 1882.

James Mill und sein Sohn John Stuart Mill bilden eines jener seltenen Beispiele in der Geschichte des geistigen Lebens, wo wissenschaftliche Begabung bei Vater und Sohn besonders hervorragend war. Der Sohn, dessen höhere Bedeutung wohl Niemand bezweifelt, ist bei uns in Deutschland längst und mehr bekannt und geschätzt als der Vater. Obgleich wir nun von John Stuart Mill eine Autobiographie besitzen, begrüßen wir Professor Bain's biographisch-kritische Studien über J. St. Mill und seine Biographie von James Mill mit Freuden. Seine Arbeit ist, wie sich von dem berühmten Logiker erwarten ließ, durchaus sachgemäß und mit einer pietätvollen Gewissenhaftigkeit ausgeführt, welche gleich sehr auf unseren Dank, wie auf unsere Bewunderung Anspruch erheben kann.

James Mill wurde am 6. April 1773 in Northwater Bridge (Schottland) geboren und starb im Juni 1836. Sein Vater war Schuhmacher, ein braver Mann ohne besondere geistige Begabung. Seine Mutter, Isabel Fenton, Tochter eines wohlhabenden Farmers, hatte mit 17 Jahren geheirathet. Sie war bedeutender als der Vater, eine stolze Frau (proud woman) und zeigte einige Neigung, sich über die Sphäre zu erheben, in welcher sie lebte. So habe sie einst zu ihrem Manne gesagt: wenn Du mir Mehlsuppe gibst, will ich sterben; aber gib mir Thee und ich will leben. James, welcher Anlagen zeigte, wurde nie zu häuslichen Verrichtungen herangezogen und sollte eine höhere Bildung genießen. Wie er später bezeugt, hatte er schon zeitig den festen Vorsatz, „etwas zu werden“. Schon in seiner Kindheit war es einer seiner Lieblingsgedanken, seinen Namen in der gelehrten Welt berühmt zu machen und er glaubte ohne Selbsttäuschung (I, 9) sich sagen zu können, daß für dies genannte Ziel wenige Menschen so zeitig einen so guten Grund gelegt hätten, wie er.

Die Mittel zum Studium erhielt er aus einem von der Lady Jane Stuart ausgesetzten Capital, sobald er ihr als ein viel versprechendes Talent genannt war. So bezog er, 17 $\frac{1}{2}$ Jahr alt, die Universität in Edinburgh, wo er die üblichen Studien, auch theologische, betrieb, da er damals ein Diener der Kirche werden wollte. Philosophie hörte er bei Dugald Stewart. Er predigte wirklich (nach 1798) in der Kirche von Logie Pert (in seiner Heimath). Seine Stimme füllte zwar die Kirche, aber der größte Theil der Andächtigen klagte darüber, daß sie ihn nicht verstanden.

1802 reiste er nach London ab. Dort sehen wir ihn bald im Verkehr mit alten und später mit neuen Bekannten: Brougham, John Leyden, Jeffroy, Dav. Brewster, Th. Thompson, Ricardo, Jos. Hume, Will. Allen, seit 1808 mit Jerem. Bentham. Da er sich seinen Lebensunterhalt mit der Feder verdienen mußte, finden wir ihn mannigfach literarisch beschäftigt. Er selbst gründete eine Wochenschrift,

Literary Journal, „die ihn aber nicht bereicherte“. Vom Jahre 1806—17 hatte er an seiner Geschichte Indiens gearbeitet und erhielt 1819 eine gute Anstellung im India-house. In dieser Zeit begründete er die „Westminster Review“, welche bald sein überaus einflußreichstes Organ wurde.

Schon 1805 hatte er Harriet Barrow geheiratet; indessen war sie nicht recht eine geistige Genossin seiner Arbeiten. . . . „ich durfte wohl sagen (bemerkt Bain), daß es ihr an keiner von den häuslichen Tugenden einer englischen Mutter fehlte. Sie arbeitete emsig für ihr Haus und ihre Kinder und war eine süßame Gattin. Als bewunderte Schönheit scheint sie bekümmert gewesen zu sein bei der Entdeckung ihrer Stellung nach der Heirath. Da war Enttäuschung auf beiden Seiten, die Verbindung war niemals glücklich“. Gleichwohl segnete sie der Himmel mit neun Kindern, deren ältestes John Stuart Mill war, geboren den 20. Mai 1806, gestorben 1873.

Der Sohn ist bedeutender und sympathischer als der Vater. Er zeigte früh außerordentliche Begabung. Die Charakteristik, welche Bain (II. 141 f.) entwirft, ist mit großer Wärme und bereitwilliger Anerkennung geschrieben und da wir einen solchen Mann lieber zu viel, als zu wenig bewundern wollen, weil er gleich ausgezeichnet war als Mensch, wie als Gelehrter, so werden wir gegen Bain's Werthschätzung keinen Widerspruch erheben. James Mill's größter Beitrag für den menschlichen Fortschritt war sein Sohn J. St. Mill, dessen Erziehung er mit der ihr eigenen Consequenz betrieb. Beim Vater überwog Verstand und Energie bei Weitem das Gefühl; beim Sohn waren alle drei mehr im Gleichgewicht. Was ihn uns so sympathisch macht, ist gerade die Tiefe und der Adel seines Gefühls. Er war eines von den wenigen Wunderkindern, welches noch mehr hielt, als es versprochen hatte. Zudem waren seine Lebensverhältnisse sehr günstig und er besaß eine Gattin, welche, wie er behauptete, nicht nur an allen seinen Arbeiten Theil nahm, sondern welcher er beinahe das Beste dabei zu verdanken hätte und in deren Verehrung er keine Grenzen kannte.

Sehen wir von der englischen Lectüre ab, welche buchstäblich seine ersten Lebensjahre füllt, so ist, wie ein Brief vom Jahre 1819 beweist, sein Knabenalter bereits classischen Studien gewidmet. Im Jahre 1814 (1806 ist er geboren) las ich Thucydides und Anaxreon und, glaube ich, Sophokles' Electra, die Phönizierinnen des Euripides, den Plutus und die Wolken von Aristophanes, die philippischen Reden des Demosthenes. Aus der lateinischen Literatur Cicero's Rede für den Dichter Archias und einen Theil seiner Reden gegen Verres. Von Mathematikern Euklid und Euler's Algebra ic. 1815 las ich, glaube ich, Homer's Odyssee; Theokrit, etwas Pindar, zwei Reden von Aeschines und Demosthenes' Kranzrede. Aus dem Lateinischen, glaube ich, die ersten sechs Bücher von Ovid's Metamorphosen, die ersten fünf Bücher von Livius, die Bucolica und die ersten sechs Bücher der Aeneis von Vergil, einen Theil von Cicero's Reden u. s. w. 1816 las ich einen Theil von Polybios, Xenophon's Hellenica, Naag und Philoktet von Sophokles, Medea von Euripides, die Frösche von Aristophanes, einen großen Theil der griechischen Anthologie. Aus dem Lateinischen den ganzen Horaz mit Ausnahme der Epoden u. s. w. 1817 Thucydides zum zweiten Mal, einen großen Theil von Demosthenes' Reden, die ganze Rhetorik von Aristoteles. Aus dem Lateinischen den ganzen Lukrez mit Ausnahme des letzten Buchs, Cicero's Briefe an Atticus, seine Topica und seine Schrift De partitione oratoria u. s. w.“ Im folgenden Jahre begegnet uns ein Theil von Aristoteles' Organon.

Nach dem Tode seiner Frau schrieb er (II. 102): „Die Hoffnungen, mit welchen ich diese Reise begann, sind verhängnißvoll getäuscht worden. Meine Frau, die Gefährtin aller meiner Gefühle, sie, die mir meine besten Gedanken eingab, die Führerin aller meiner Handlungen, ist geschieden. . . es ist zweifelhaft, ob ich je wieder zu etwas tauglich sein werde für die Oeffentlichkeit oder im Privatleben (fit for anything, public or private). Der Quell meines Lebens ist versiegt (the

spring of my life is broken). Aber ich werde am besten ihre Wünsche erfüllen, wenn ich den Versuch nicht aufgebe, irgendetwas Nützliches zu vollbringen. Ich bin Ihrer Theilnahme sicher; aber wenn Sie wählten, was Sie gewesen ist, so würden Sie empfinden, wie wenig irgendwelche Theilnahme mir helfen kann“.

Seine Bekanntschaft mit Mrs. Taylor begann 1831. Er heirathete sie 20 Jahre später, als ihr erster Gemahl gestorben war.

Er nannte sie gern einen Apostel des Fortschritts (apostle of progress) und schrieb ihr besonderen Einfluß zu auf sein Buch „Political Economy“. Ueberhaupt gab sie durch die Unterhaltung seinen Gedanken Form und Gepräge (form and pressure). Um so inniger mag das Verhältniß auch deswegen geworden sein, weil seine Heirath die Veranlassung war zur Entfremdung zwischen ihm und seiner Mutter und seinen Schwestern. Bain, welcher dieser vorzüglichen Frau alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt, kann sich doch nicht entschließen, Mill's Superlative für ganz begründet zu halten und bekennt sich zu der Meinung, daß ihre Hauptfähigkeit darin bestanden habe, seine eigenen Fähigkeiten in Bewegung zu setzen; wie denn Mill eine große Receptivität besaß und wiederholt versichert, daß er nie aufgehört habe zu lernen — und zu erlernen.

Die Kritik Bain's ist milde und richtet sich hauptsächlich gegen Punkte, welche für Mill's Bedeutung im Ganzen nicht sehr entscheidend sind, wie z. B. gegen die gleiche Begabung der Geschlechter. Den nachgelassenen „Essays on Religion“ mißt er keinen großen Werth bei.

Wir bewundern an Mill nicht am wenigsten den vollen Pulsschlag des Lebens, der in seinen Schriften schlägt. Fähigkeit und Reigung, die socialen Probleme zu betrachten, ist ein Vorzug, welcher sich in England nach Lage der geschichtlichen Entwicklung leichter einstellen konnte als bei uns in der classischen Epoche der Philosophie am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts. Und bei uns ist der erste große Philosoph noch am meisten mit der Welt der Thatfachen vertraut. Das beweist auch die Publication, welche Prof. Erdmann veranstaltet.

Nach einer Einleitung „Zur Geschichte des Textes“ S. 1—29 folgt S. 37—64 ein historisch-kritisches Capitel „Zur Entwicklungsgeschichte von Kant's Anthropologie“. Mit den hier veröffentlichten „Reflexionen“ hat es, wie die Untersuchung des Herausgebers geschickt und überzeugend darlegt, folgende Bewandniß.

Seit dem Wintersemester 1773/74 sehen wir Kant's geographisch-anthropologische Studien in zwei selbständige Collegien zerfallen: in eine Sommer-Vorlesung über physische Geographie und eine Winter-Vorlesung, die, als Anthropologie bezeichnet, zuerst in jenem Wintersemester abgehalten wurde. Schon in dieser Zeit hatte er den Plan, seine anthropologischen Studien in Form eines Handbuchs herauszugeben. Indessen kam der Plan nicht zur Ausführung. Dagegen konnte er einen großen Theil dieses Materials für andere Bücher verwenden, welche im Lauf der Zeit entstanden, sodas bereits eine Menge von diesen anthropologischen Arbeiten anderweitig verwerthet war, als er sich endlich 1798 noch zu einer Separatausgabe seiner anthropologischen Vorlesungen entschloß. Dabei aber benutzte er nicht das ganze Material seiner Aufzeichnungen. Zwei Sammlungen solcher Aufzeichnungen sind uns erhalten; eine davon, die Erdmann's Publication zu Grunde liegt, findet sich in Kant's Handexemplar von Baumgarten's Metaphysik eingetragen. Wir sind überzeugt, daß die in 708 Nummern gegebene und nach Kant's „Anthropologie“ disponirte Auswahl durchaus nichts Wesentliches unterdrückt hat. Daß sich neben vielen feinen und wichtigen Bemerkungen Kant's auch manche weniger werthvolle, manche veraltete findet, darf nicht Wunder nehmen; und hier, wie anderwärts, kann man der Pietät des Herausgebers um so weniger einen Vorwurf machen, als sehr wahrscheinlich ist, daß Kant eigentlich diese Publication immer gewünscht hatte. Somit sei sie allen Freunden Kant's empfohlen. R. B.

Mr. Griswold's Autoren- und Sachregister der Deutschen Rundschau.

Autoren- und Sachregister der Deutschen Rundschau, I.—XXIX. Band. Von W. M. Griswold, A. B. (Harvard), Assistent-Bibliothekar in der Nationalbibliothek der Vereinigten Staaten (Library of Congress) zu Washington. Bangor, Maine. Verlag von O. P. Inger. 1882.

Es wird unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, daß ein Autoren- und Sachregister der „Deutschen Rundschau“ erschienen, und sie werden einigermaßen staunen, wenn wir hinzufügen, daß es uns aus Amerika zugekommen ist. Wir Deutschen sind im Ganzen kein Index-machendes Volk. Vieles zwar hat sich in dieser Hinsicht gebessert, seit Carlisle unter den Vorbereitungen seiner Geschichte Friedrich's d. Gr. ausrief: „Bücher, denen ein Register abgeht, sind ein peinlich Ding.“ Aber dennoch gibt es noch immer eine Menge höchst werthvoller, historischer und anderer deutscher Werke, durch deren Bände man sich mühsam durcharbeiten muß, weil ihnen das Register fehlt. Man kann Tage verlieren, wenn man irgend eine Stelle darin zu suchen hat; und vielleicht findet man sie noch nicht einmal. Wie gut begreift man in einer solchen Stimmung, was Lord Campbell, Oberrichter von England — übrigens kein blutdürstiger Mann —, einmal sagte: „daß es ihm das größte Vergnügen machen würde, jeden Autor zum Strange zu verurtheilen, der ein Buch ohne Register veröffentlicht.“ Einer solchen Sentenz ist die „Deutsche Rundschau“ glücklich entgangen, Dank der Bemühung des amerikanischen Autors, der seine Arbeit nicht nur in ausgezeichneter, sondern auch in einer für uns höchst verbindlichen Weise gethan hat. Mr. Griswold, der durch seine Register zu den leitenden amerikanischen Zeitschriften — „Nation“, „Atlantic“, „International Review“, „Hippincott's“, „Scribner's“ — sich einen Namen in Amerika gemacht — kündigte sein Register zu der unsrigen mit den Worten John Morley's an: „Des Deutschen unkundig sein, heißt, ohne einen der literarischen Sinne sein.“ Wir acceptiren das der deutschen Literatur gemachte Compliment in aller Bescheidenheit, soweit unsere Zeitschrift in Frage kommt; aber wir können es in der That nicht hoch genug schätzen, daß uns von jenseits des atlantischen Oceans, aus dem großen Lande, mit welchem so viele materielle sowohl als geistige Interessen uns verbinden, ein solches Zeichen der Anerkennung wird. Und nicht das allein. Herrn Griswold's Arbeit ist ein Muster von Fleiß und Genauigkeit, ein ungemein nützlichcs nicht nur, sondern in seiner Art geniales kleines Werk, welches bei dem denkbar geringsten Umfang das fast Unglaubliche leistet. Schlage man das Register auf, wo man wolle: es wird uns zuverlässig und ohne die Möglichkeit eines Irrthums führen. Indem sich äußerste Raumersparniß mit der größten Deutlichkeit verbindet, ist es möglich geworden, den Inhalt von 14,000 Seiten auf 13 Seiten, jede zu drei Columnen, vollständig zu verzeichnen.

Diejenigen Privat- und öffentlichen Bibliotheken, in welchen unsere Zeitschrift eine Stelle gefunden hat, werden eines solchen Hilfsmittels bei Benützung derselben künftig nicht entbehren wollen; und wenn es uns nicht ziemt, mehr zur Empfehlung einer Publication zu sagen, welche, wie sie nun einmal ist, einen integrierenden Theil der „Deutschen Rundschau“ bildet, so dürfen wir uns vielleicht einen Satz aneignen, welchen, bei der Besprechung des ihr gewidmeten „Index“, unsere amerikanische Collegin, das „Atlantic Monthly“, aussprach: „Sicherlich, bis eine Maschine erfunden ist, durch welche der Band, welchen wir gebrauchen, vom Bücherbrett herabspringt und seinen Platz auf unserem Tisch nimmt, offen bei der gewünschten Seite, können wir schwerlich mehr verlangen, als dieses Register.“

e **Deutsche National-Literatur.** Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balle, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Wachstein u. u. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Ein Unternehmen, welches an Großartigkeit der Conception ohne Beispiel ist in der deutschen, ja seines Gleichen vielleicht nicht hat in der Universal-literatur. Es ist der eigenthümliche Plan des durch seine minutiöse Literaturkenntniß, seinen Sammlerfleiß und sein editorielles Geschick ausgezeichneten Professors Joseph Kürschner, „die Gesamtheit der deutschen Literatur-schätze von den Anfängen des deutschen Schriftthums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung“ dem deutschen Publicum zu bieten. Von den Merseburger Zaubersprüchen, dem Hildebrandslied und Ulfilas' Bibelübersetzung bis zu Schiller und Goethe, der romantischen Schule, den großen Lyrikern der nach-Goethe'schen Zeit und ihren hervorragenden Prosaschriftstellern werden wir Alles empfangen, was den Inhalt der deutschen National-literatur ausmacht, in den besten, von competenten Gelehrten besorgten Ausgaben, mit biographischen Erläuterungen, kritischen Commentaren und allgemeinen Uebersichten. Unter den Mitarbeitern des Herausgebers finden sich die tüchtigsten und anerkanntesten Literaturhistoriker, denen, seit ihre Namen auf dem Titelblatt verzeichnet worden sind, noch Prof. Dr. Erich Schmidt in Wien hinzuge treten ist. Wöchentlich sollen 1—2 Lieferungen erscheinen und für die Vollen-dung des Ganzen sind 3—4 Jahre in Aussicht genommen. Ein Grundriß der deutschen Literatur-geschichte soll das umfangreiche Werk abschließen und zwei Registerbände werden die Benutzung desselben erleichtern, so daß in literarhistorischer, textkritischer und technischer Hinsicht die Kürschner'schen Ausgaben in der That ein Repertorium der deutschen National-literatur in Aussicht stellen, wie wir dergleichen noch nicht besitzen. Auch die Illustration, soweit sie sich auf athen-tisches Material stützt, soll zur Hilfe genommen werden, wie denn das vorliegende Heft, welches mit Goethe's Faust, herausgegeben von Dünker, beginnt, die Nachbildung einer Handzeichnung Goethe's (aus dem Jahre 1806) und das Facsimile einer Seite aus der Originalhandschrift des „Faust“ enthält. Jedem Heft wird endlich eine Art actualen Interesses dadurch gegeben werden, daß der Umschlag kurze Notizen, „Signale aus der literarischen Welt“, Mittheilungen über neue Bücher, aus Zeitschriften, über Preß- und Bibliothekswesen, sowie Nachrichten von den Universitäten bringt. Wir wünschen dem Herausgeber Glück zu dem Beginn eines Unternehmens, das eine der wichtigsten Vereicherungen unseres Bücher-schatzes zu werden verspricht.

e **Reumann's geographisches Lexikon des Deutschen Reichs.** Mit Raven-stein's Specialatlas von Deutschland,

den Plänen der 30 wichtigsten deutschen Städte und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen u. u. Complet in 40 Lieferungen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Dieses Lexikon stellt uns eine vollständige deutsche Landeskunde in Aussicht. Jeder Ort, auch der kleinste, mit einer Verkehrsstation oder Pfarrkirche, oder großem Gut oder nennenswerther Industrie, zusammen 40,000 Namen, werden darin Aufnahme finden. Gebirge und Flüsse werden kurz dargestellt Länder, Provinzen und Bezirke kurz beschrieben sein. Die Angaben bei den einzelnen Städten, Ortschaften u. u. werden alles wesentliche Detail enthalten; Industrie, Handel und Gewerbe, Post, Eisenbahn und Telegraphie, die neue Gerichtsorganisation sind allerorten auf das Genaueste berücksichtigt. Das Werk ist illustriert mit dreißig in Farbendruck ausgeführten Städteplänen, mit drei großen statistischen Karten der Dichtigkeit der Bevölkerung, der Verbreitung der Gewerbthätigkeit, der Vertheilung der Confessionen; ferner mit vierzehn Produktionskarten, welche Bodencultur, Gewinnung der Mineralien, Anbau der Nutzpflanzen, Verbreitung der Tierzucht umfassen und die neueste Productionsstatistik in Tabellenform geben; dazu kommen sechzehn Tafeln mit den Wappen der deutschen Bundesstaaten und etwa 250 deutscher Städte und endlich ein Atlas mit zehn großen Specialkarten von Deutschland und den angrenzenden Gebieten. Die Reichhaltigkeit ist erstaunlich, die Wohlfeilheit nicht minder, so daß das „Geographische Lexikon“, von welchem bis jetzt vier Lieferungen vorliegen, sich bald in allen Kreisen eingebürgert haben wird.

ae **Geschichte unserer Zeit** von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Von Arnold Ruge. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1881.

Wenn es dem vorliegenden Werke zum Vortzug gereicht, daß es mit der vollen Kraft jugendlicher Energie, mit welcher der Verfasser und seine Partei in den ersten Anfängen unseres Verfassungslbens ihre politischen Grundsätze aufstellten, dieselben auch noch heute zum Ausdruck bringt: so ist damit zugleich seine auffallendste Schattenseite bezeichnet. Seit den großen Bewegungen der vierziger Jahre haben in Deutschland alle Parteien gelernt. Aber zu allen Zeiten ist es das Schicksal im Exil lebender Patrioten gewesen, daß sie an der Entwidlung auch der befreundeten Parteien im Vaterlande nicht voll und ganz theilnehmen konnten. So ist denn das Buch im wesentlichen eine Antwort auf die Frage: Wie nimmt sich die Geschichte unserer Zeit“ in dem Kopfe eines unentwegten 48ers aus? — und zwar die Antwort eines Mannes, der schon von des Einflusses willen, den er bei Lebzeiten genüß, noch im Tode gehört zu werden verdient.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend: Annuaire de l'institut de droit international V. 1881—82. Bruxelles, C. Muquardt.

Berenberg. — Das königliche Nordseebad Norderney. Eine Skizze von Carl Berenberg. Norden, H. Braams. 1882.

Blodwiz. — Culturgeschichtliche Studien. Bilder aus Mythe und Sage, Glaube und Brauch. Von Johannes Blodwiz. Leipzig, V. Schöde. 1882.

Bouvier. — M. P. L. Bouvier's Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. 6. Aufl. Nach der 5. Aufl. gänzlich neu bearbeitet von Professor A. Ehrhardt. Nebst einem Anhang über Conservirung, Regeneration und Restauration alter Gemälde. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1882.

Bücher. — Die Frauenfrage im Mittelalter. Vortrag von Dr. Carl Bäcker. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhdlg. 1882.

Catalogue illustré du salon. Contenant environ 400 reproductions d'après les dessins, originaux des artistes. Publié sous la direction de F. G. Dumas. Ouvrage approuvé par le ministère de l'instruction et des Beaux-Arts. Paris, L. Baschet. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Winternachtsfönne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul V. Du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Sfg. 16. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Collection Spemann. — Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 28. Der Improvisator. Roman in 2 Theilen von G. G. Andersen. Nach dem dänischen Original neu übersetzt und eingeleitet von Edmund Lohbanz. — Bd. 29. Seltsame Geschichten von Gdgar Allan Poe. Uebersetzt und eingeleitet von Alfred Mürenberg. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Dietrichs-Parisius. — Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Rudolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten (aus der Xylographischen Anstalt von J. F. Richter in Hamburg). Sfg. 2—4. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Doornkaat Koolman. — Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 16. Norden, H. Braams. 1882.

Dunder. — Geschichte des Alterthums. Von Max Dunder. 6. Bd. 3. 4. u. 5. Aufl. Leipzig, Dunder & Humblot. 1882.

Duncker. — Denkmal Johann Winckelmann's. Eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1778. Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit literarhistorischer Einleitung versehen von Dr. Albert Duncker. Erster Bibliothekar an der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel. Kassel, Theodor Kay. 1882.

Erdmann - Chatrion. — Ausgewählte Werke von Erdmann-Chatrion. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Sfg. 13—18. Stuttgart, Neer'sche Verlagsbldg. 1882.

Erfindungen, die der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit zahlreichen Illustrationen. Herausgegeben unter Mitwirkung von Ingenieuren des I. Patentamtes von Dr. G. van Muyden und Heinrich Franberger. Heft 10—16. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Galla. — Kritische Monatsschrift für französische Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Dr. Adolf Kressner in Cassel. Bd. I. Nr. 2. August 1882. Leipzig, P. Ehrlich.

Gewerbefache. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Gifenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 9. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Goethe. — Goethe's Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Dünker. Sfg. 6. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Gd. Callberg).

Goethe. — Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. 2. vervollständigte Auflage bearbeitet von Wilhelm Fielzig. Bd. I. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1883.

Goethe's Faust. Ein Fragment. In der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. 2. Aufl. Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. G. W. Mohr. 1882.

Göbinger. — Reallexikon der deutschen Altertümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Ernst Göbinger. Heft 12—15. Leipzig, W. Urban.

Grans. — Ueber Goethe's „Torquato Tasso“. Eine Charakterstudie mit Anmerkungen für die Bühnenaufführung von Heinrich Grans. Leipzig, J. G. Nebel. 1882.

Griswold. — Autoren- und Sachregister der Deutschen Rundschau, L—XXIX. Band. Von M. Griswold. Bangor. 1882.

Griswold. — General-Autor- und Sachregister zu Zeitschriften meist historischen Inhalts, und zwar: die historische Zeitschrift, Unsere Zeit, das historische Taschenbuch. Von M. Griswold. Bangor. 1882.

Grove. — A dictionary of Music and Musicians (A. D. 1450—1882). By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. Vol. III. Part. XV. XVI. London, Macmillan & Co. 1882.

Seingarten. Eine Monatschrift, gegründet und geleitet von B. R. Hofegger. VI. Jahrg. Heft 12. September 1882. Graz, Lehmann-Josefthal.

Jolly. — Der Kirchentritt in Preußen von Dr. Jolly. Berlin, G. Reimer. 1882.

Juliane. — Drei Robellen von Juliane. Hamburg, R. Grubener & J. F. Richter. 1882.

Kalbeck. — Richard Wagner's Parsifal. Erste Aufführung am 26. Juli 1882 zu Bayreuth. Besprochen von Max Kalbeck. Breslau, Schletter'sche Buchh. (E. Franck). 1883.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Sfg. 24—26. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Kürschner. — Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch etc. herausgegeben von Joseph Kürschner. Erste Lieferung: Goethe's „Faust“, hrsg. von Prof. Dr. H. Düntzer. Stuttgart, W. Spemann.

Leigner. — Illustrierte Geschichte der fremden Litteraturen in volkstümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leigner. Mit über 300 Text-Illustrat. und zahlreichen Tonbildern etc. Sfg. 18—21. Leipzig, O. Spamer. 1882.

Leigner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesamtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leigner. Mit zahlreichen Illustrationen. Sfg. 52. Stuttgart, J. Engelhorn.

Leindan. — Legenden und andere Geschichten. Von Paul Leindan. Breslau, S. Schottlander. 1883.

Lindenschmit. — Tracht und Bewaffnung des Römischen Heeres während der Kaiserzeit, mit besonderer Berücksichtigung der Rheinischen Denkmale und Fundstücke. Dargestellt in zwölf Tafeln und erläutert von Ludwig Lindenschmit. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1882.

Lippert. — Das Leben der Vorjahren. Das Weltentlichte einer deutschen Culturgeschichte ältester Zeit. Dem Volke erzählt von Julius Lippert. Prag, Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1882.

Lyrifer, Deutsche, seit 1850. Mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Knefste. Mit Emanuel Geibel's Portrait in Stahlstich, gestochen von A. Wegers. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Sfg. 1—3. Leipzig, R. Linde. 1882.

Mangold. — Molieres Tartuffe. Geschichte und Kritik von Wilhelm Mangold. Oppeln, E. Franck's Buchhdlg. 1881.

Roldenhauer. — Das Weltall und seine Entwicklung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von G. F. Theodor Roldenhauer. Sfg. 15. 16. Köln, G. H. Mayer. 1882.

Reumann's geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Mit Ravenstein's Specialatlas von Deutschland, vielen Städteplänen, statistischen Karten und mehreren hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtepläne. Sfg. 2—4. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Breunede, Francis Bremel, Dr. Hans Hoffmann, A. Oberländer, Joh. Broels, Dr. Adolf Rosenfeld, Hugo Scheude, S. von Wobeser. Illustriert durch mehrere hundert Holzschritte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Sfg. 22. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Oberländer. — Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 9-16. Leipzig, Jul. Klinckschardt.

Perrot-Chipiez. — Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. — Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Lfg. 5. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Pollo. — Getrennt. Roman von Elise Pollo. 2 Theile in einem Bande. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Radicé. — Anastasius Grün's Lehrer und Freund, der florentische Dichter France Petrarca als deutscher Poet. Biographisch-literarische Studie von P. v. Radicé. Leipzig, J. S. Nebel. 1882.

Rehberg. — Die Principien der monistischen Naturreligion. Moderne Anschauungen über Religionsreformen. Von Herm. Rehberg. Jena, H. Dabiz. 1883.

Ring. — Berliner Leben. Kulturkriben und Sittenbilder von Max Ring. Leipzig, V. Schöke. 1882.

Romundt. — Verkannt als Christentum. Von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig, Zeit & Comp. 1882.

Rückert. — Leid und Lieb. Von Friedrich Rückert. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1881.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Wendt in München. IV. Jahrg. Heft 12. Wien, A. Hartleben. 1882.

Sacher-Masoch. — Der alte Castellan von Sacher-Masoch. Leipzig, G. V. Morgenstern. 1882.

Sacher-Masoch. — Salaria Raba. Novelle von Sacher-Masoch. Leipzig, G. V. Morgenstern. 1882.

Sammlung französischer Neudrucke. Herausgegeben von Karl Vollmöller. Heft 3. Robert Garnier, Les tragédies. Treuer Abdruck der ersten Gesamtauflage (Paris 1855). Mit den Varianten aller vorhergehenden Ausgaben und einem Glossar. Herausgegeben von Wendelin Foerster. I. Bd.: Porcie, Cornélie, M. Antoine. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben von Deutschen Vereinen zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 78. Die schädlichen Stoffe der Luft. Von Dr. Robert Schwarz in Prag. Prag, Deutsch. Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Sammlung gemeinerhändlicher wissenschaftlicher Vorträge. herausgegeben von Rud. v. Erdmann und Fr. von Holzendorff. XVII. Serie. Heft 395-396. Die Brille. Von Dr. Adolf Szilii. Heft 397. Habrion und Horns. Von Fr. Geyßenhardt. Berlin, G. Habel. 1882.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. VIII. 1. Materialismus und Nihilismus. Aus der philosophischen Bewegung der Gegenwart. Von Prof. Dr. J. Bergmann. — VIII. 2. Ueber das Wunder, von naturwissenschaftlichem Standpunkt aus. Von H. Stüb. — VIII. 3. Entstehung und Bedeutung der Brädergemeine. Vortrag von Friedrich v. Schmeinh. — VIII. 4. Der Graf von Byngendorf, ein kirchliches Charakterbild. Von W. Zwia. — VIII. 5. Falconet und das Denkmal Peter des Großen in St. Petersburg (17-2-1882). Eine Secularisirung von Hermann Talton. Heideberg, G. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1882.

Schneider. — Die seltene Gartenkunst in ihren Grundzügen gemeinschaftlich dargestellt. Ein Versuch zur ästhetischen Begründung derselben von K. G. Schneider. Dr. phil. Stuttgart, G. Ulmer. 1882.

Schranmen. — Altdeutschland. Bilder aus der Götter- undeldenlage, aus der Geschichte und der Kultur-entwicklung des deutschen Volkes von Johannes Schramm. Lfg. 1. Mit Zugabe: Das Hermanns-Denkmal (Titelkupfer zum ersten Bande). Köln, G. P. Mohr. 18-2.

Schädling. — Alte Ketten. Roman von Levin Schädling. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1883.

Schwab. — Gustav Schwab, kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von R. Müffel. Freiburg i. B. Akadem. Verlagsbuchhdlg. von J. C. B. Mohr. 1882.

Schwizer-Düssch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Heft 7. Aus dem Ranton Claraz. Heft 8. Aus dem Ranton Luerna. Heft 1. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Jülich, Orell Füssli & Co. 1882.

Seelhorst. — Australien in seinen Weltausstellungsjahren 1879-81. Nebst einem Anhang: Eine Reise in's Innere von Sumatra. Von Georg Seelhorst, Dr. philos. Augsburg, Gebr. Reichel, Hofbuchdruckerei. 1-82.

Schiffert. — Lexikon der Klassischen Alterthumskunde. Von Dr. Oskar Schiffert. Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Mythologie und Religion, Literatur, Kunst und Alterthümer des Staats- und Privatlebens. Mit 343 Abbildungen und einem Plane der Ausgrabungen von Olympia. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Shakespeare's sämtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. Lfg. 38-45. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Gb. Hallberger). 1882.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gelammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 18. Berlin, H. Giesenschmidt. 1882.

Stangen. — Aegypten. Auf Grund fünfzehnjähriger Erfahrungen mit Berücksichtigung der neuesten Ereignisse von Carl Stangen. Leipzig, Schmidt & Günther. 1882.

Strodtmann. Sprachvergleichende Begriffs-Ethymologie. Von Dr. J. E. Strodtmann. Jamburg, G. Grünig. 1883.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volksanfeherer als Gratis-Zugabe. 46. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schatzsche Buchhdlg.

Vorträge, herausgegeben von dem deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York. No. 5. Das öffentliche Schulwesen der Stadt New-York. Von Dr. Hartwig Gercke. No. 6. Das englische Recht und das römische Recht als Erzeugnisse indo-germanischer Völker. Von J. Bloeker Miller. New-York, E. Steiger & Co. 1882.

Vorträge, philosophische, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 2. Heft. Herbert Spencer's System der Philosophie und sein Verhältnis zur deutschen Philosophie von Prof. Michael, nebst den Entgegnungen des Lic. Dr. Fr. Kirchner und des Prof. Lasson. — Ueber das Princip des Schönen in der Kunst von Keeler Julius Ka., nebst den Entgegnungen des Prof. Michael und des Präsidenten v. Kirchmann. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer. 1882.

Wagner. — Von der weiblichen Schönheit und den Mitteln, sie zu erhalten. 289 Rathschläge und Recepte. Gesammelt, geprüft und herausgegeben von Charlotte Wagner. (Ab. XII der Bibliothek der Hausfrau.) 2. verb. und verm. Aufl. Leipzig, O. Graulauer. 1882.

Wanderbilder, europäische. Nr. 24. Bad Reinerz. Von P. Dengler. Mit 13 Illustrationen von J. Weber und 1 Karte. Zurich, Orell Füssli & Co.

Weber. — Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. 2. Auflage unter Mitwirkung von Franzlehrten revidirt und überarbeitet. Lfg. 7. Geschichte des Morgenlandes. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Welfhoff. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1882. II. Jahrg. Heft 10. 11. Leipzig, Weltweit-Verlag.

Werschlagin. — Reisen in Indien. Von Herrn und Frau Werschlagin. I. Bände: Ost-Himalaya. Mit Illustrationen. Leipzig, W. G. Teubner. 1882.

Wildenbruch. — Väter und Söhne. Schauspiel in 5 Akten von Ernst von Wildenbruch. Weilm., Freund & Jettel. 1882.

Wolff. — Der Hochmeister. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolff. Kiel Eiphus & Lischke. 1882.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Flugblätter zur Kenntniss der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Rudolph, Redacteur A. Wammsers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Franz von Holzendorff. Jahrg. XI. Heft 167-168. Der Zweck des Festens im Hinblick auf die Nehrung des Selbstmordes. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. — Heft 69. Ueber die den unglücklich Angeklagten und Verurtheilten gebührende Entschädigung. Von Prof. Dr. A. Meyer. Berlin, G. Habel. 1882.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piezer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das Maler-Majorle.

Novelle

von

Gustav zu Putlik.

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1867 war in dem Wirthshause eines kleinen tyroler Dörfchens ein eigenthümlicher Gast eingekehrt, ein Mann gegen fünfzig Jahre alt, aber doch schon mit stark ergrautem Haar, während ihn seine straffe militärische Haltung und die volle Rüstigkeit seiner Bewegung jünger erscheinen ließ, als diese andeuteten. Er schien mehr gedrückt, als mürrisch, denn ob er auch einsilbig war und dem Verkehr und Gespräch mit den andern Gästen des Hauses sichtlich aus dem Weg ging, so erwiderte er doch höflich jeden Gruß, so daß man seine Zurückhaltung nicht als Hochmuth auslegen konnte, wenn auch die andern Gäste, meist Bauern des Dorfes oder der benachbarten Gehöfte, und Geschäftsreisende, die der Richtweg über das Gebirge herführte, nicht eigentlich eine passende Gesellschaft für ihn schienen. Denn der Ort lag etwas höher und abseits der großen Reisestraße, in einem kleinen Seitenthal und wurde von den Touristen wenig berührt, immer aber nur von Fußreisenden oder jungen Malern, die mit der Studienmappe auszogen und dann einige Tage in der Einsamkeit dieser frischen Natur verträumten. Dazu war es aber noch zu früh, denn wenn auch in der Ebene und im Thal der Frühling schon mit Sonnenschein und erstem Blühen eingezogen war, so lag doch der Schnee noch hoch auf den Vorbergen und machte die Straßen dorthin fast unwegsam. Unser Reisender war auch zu Fuß gekommen, mit geringem Gepäck, das dem rüstigen tyroler Bergsteiger, den er als Führer in einem Ort an der großen Straße gedungen hatte, nicht eben viel Beschwerde machte. Auch diesem, der gewohnt war mit den Fremden, die er führte, zu plaudern, hatte er nur knappe Antwort und ausweichenden Bescheid gegeben, so daß, als sie im Wirthshause anlangten, der gute Seppi der neugierigen Wirthin keinerlei Auskunft hätte geben können, hätte er nicht, um den Protector zu spielen, dessen Empfehlung die Gastfreundin diesen Besuch danke, eine ganze Reihe von geheimnißvollen Andeutungen hingeworfen, die unzusammenhängend, da Seppi's Phantasie ihn in Stich ließ, mehr Neugierde weckten als befriedigten, mehr verbargen als errathen ließen. Nichtsdestoweniger

führten sie den ernst dreinschauenden, vornehmen Gast geheimnißvoll ein, um so mehr als die Wirthin sich den Zweck der Reise in dieser Jahreszeit, ja besonders des längeren Aufenthaltes am Orte, den der Fremde zwar nicht bestimmt aussprach, auf den er sich aber einzurichten schien, nicht zu erklären vermochte. Sie wußte also auch nicht, ob sie den Gast mit besonderem Entgegenkommen empfangen sollte oder nicht; aber die alte Gewohnheit geschäftlicher Bedienstlichkeit siegte über das angeborene Mißtrauen der Gebirgsbewohner, die nicht einmal ihrem uralten Berg und dem Boden, auf den sie ihr Haus bauten, vertrauen können, und so schickte sie sich an, dem müden Gast ihre besten Fremdenzimmer so schnell und so gut als möglich herzurichten. Der nahm das als selbstverständlich an, war mit Allem einverstanden, und wenn er später einmal für diese oder jene Aenderung einen Wunsch hatte, so sprach er das kurz und bestimmt aus, schnell abstehend, wenn er nicht erfüllt werden konnte, und höflich dankend, wenn man ihm willfahrte.

So hatte er nun schon mehrere Wochen in dem einfachen, aber doch auf verwöhntere Gäste nothdürftig eingerichteten Gasthause zugebracht, und von der Abreise war keine Rede. Im Gegentheil, es deuteten allerlei kleine Vorkehrungen auf längeres Verweilen. Täglich regelte er seine Rechnung mit pünktlichster Genauigkeit, obgleich die Wirthin schon angefangen hatte, mit einem einzigen Kreidestrich an der Tafel, den sie einfach an die Zimmernummer schrieb und auswischte, Guthaben und Quittung für den Tag abzumachen und schließlich vorschlug, sie wollen nicht weiter rechnen und ein für allemal eine bescheidene Durchschnittssumme feststellen, das sei dann bequemer, und wirklich legte der Fremde täglich die Summe schweigend auf den Zahl Tisch und die Wirthin nickte nur, höchstens daß sie ein „Schon recht!“ hinzufügte. Was aber diesen schweigsamen Gast in ihr Haus geführt hatte, was ihn in demselben festhielt, darüber hatte sie noch nichts erfahren, und eine Frage darauf zu richten, davon hielt sie die düstere Unnahbarkeit des Mannes ab, der seine Zeit theils auf seinem Zimmer zubrachte, theils, trotz Wind und Wetter und verschneiten Wegen, stundenlange Spaziergänge in das Thal hinauf unternahm und nur Abends sich in dem großen Wirthszimmer einstellte, wo er, etwas abseits von den andern Gästen, frischen gedrunghenen Bauerngestalten, sein einfaches Mahl und seinen Krug Bier verzehrte. Die Bauern hatten ihn erst neugierig und mißtrauisch angesehen und die Köpfe über den stummen Gast zusammengesteckt. Dieser schien das kaum zu bemerken, und als sie sich an seine Anwesenheit gewöhnt hatten, fing Einer nach dem Andern an, ihn zu begrüßen, was er leutselig erwiderte, indem er sich auch wohl in ein gleichgültiges Gespräch einließ. Allmählig setzten sich auch Einige an seinen Tisch, sprachen erst unter einander, richteten dann das Wort an ihn und so bildete sich ein gleichgültiges Gespräch. Schließlich kannte er die ganze Gesellschaft bei Namen und rebete sie auch so an, sonst aber mehr zuhörend als selbst das Wort führend, womit jene ganz zufrieden waren; denn Jeder sprach lieber selbst und von sich, und dem Fremden konnten sie allerlei Erlebnisse und Ereignisse des Dorfes erzählen, für die sie unter sich keine Zuhörer mehr fanden. Er hörte ruhig, wenngleich zerstreut zu; sobald aber seine Pfeife mit dem braun angerauchten Meerschäumkopf und dem ungarischen Tabak

ausgeraucht war, stand er auf, grüßte stumm und ging auf sein Zimmer. Dann war er wieder das Gespräch der Zurückbleibenden, und Alle waren darüber einig, daß den Mann etwas drücke, wenn man nur erfahren könne, was es sei, und die unglaublichsten Vermuthungen wurden laut. Wollte aber einer ihm eine Schuld oder ein böses Gewissen anmerken, dann fuhr die Gamswirthin dazwischen und verbat sich die gottlosen Reden; denn sie hielt es gegen die Ehre ihres Hauses, Jemanden zu beherbergen, dem man Unrechtes zutrauen dürfe. Wen aber die Gamswirthin einmal in Schutz nahm, der war gut vertheidigt; sie hatte den Mund auf dem rechten Fleck und schente sich auch nicht, bei Diesem oder Jenem auf Dinge anzuspieren, deren Erwähnung schnell wortkarg machte und einlenken ließ. Denn wer am boshaftesten raisonnirte, der hatte sicher am meisten auf dem Kerbholz, und die Wirthin hatte ein gutes Gedächtniß. Sie wußte Alles, denn sie hörte die Reden seit Jahren, wie sie jedes Glas Bier merkte, das die Kellnerin zapfte. Dafür saß sie auch hoch oben am Zahlstisch, übersah ihr Reich, und weil sie nicht wieder plauderte oder zwischentrug, denn sie wollte es mit keinem ihrer Gäste verderben, nahm man in ihrer Gegenwart kein Blatt vor den Mund. Wenn sie übrigens hätte reden wollen, so würde sie auch über den geheimnißvollen Gast Aufklärungen haben geben können; denn sie wußte mehr über ihn, als sie ihn merken ließ. Aber die Bauern sollten sich nur immer die Köpfe zerbrechen; wenn die Neugierde sie in das Gasthaus lockte, waren die Tische besetzt, und wenn sie sich erhitzen im Hin und Wider der Vermuthungen, mußte ein neues Fäßchen angestochen werden, ehe man es sich verschah. Der Gast hatte auch nicht einmal die Absicht, sich und seine Verhältnisse in Geheimniß zu hüllen; er hatte nur eine vergrollte Scheu, über dieselben zu reden, ein Bedürfniß nach Einsamkeit. Er versteckte sich sonst nicht vor der Welt, denn schon wenige Tage nach der Ankunft waren Briefe gekommen und abgegangen, oft durch die Hand der Wirthin, die ihr wenigstens den Namen verriethen und seinen früheren militärischen Stand und Rang. Er trug den Namen einer alten bayrischen Adelsfamilie und war bis vor Kurzem Major in der österreichischen Armee gewesen. Einmal hatte die Wirthin sogar gewagt, ihn „Herr Major“ anzureden; aber da war er heftig geworden und hatte sich diese Titulatur ein- für allemal verboten, und so hatte sie sich an das „Gnädiger Herr!“ gewöhnt, was er sich mürrisch gefallen ließ, und was sie auch nur anwandte, wenn sie allein waren. Neugierig war sie aber doch, trotz ihrer Discretion, und keinen Weg ließ sie unversucht, dieselbe zu befriedigen. So hatte sie denn ein paar Stunden in der Stadt, wohin sie gefahren war, die Lücken ihrer Speisekammer zu ergänzen, dazu angewandt, über ihren Gast Erkundigungen einzuziehen, was durch Zufälligkeiten auch nicht ohne Erfolg geblieben war. Mehrere Officiere, die gleichfalls in der österreichischen Armee gedient hatten, kannten den Major dem Namen nach, wußten etwas von seinen Verhältnissen und versprachen, sich bei gemeinsamen Bekannten näher zu erkundigen. Diese Nachrichten hatte die schlaue Wirthin dann, bei einer späteren Fahrt, eingeholt und so ziemlich erfahren, was sie über ihren Gast zu wissen wünschte.

Sein Vater hatte eine hohe Staatsstellung bekleidet, der einzige Sohn war in großer Opulenz aufgewachsen und hatte als junger, stattlicher, über reiche

Zulage verfügender Officier ein flottes Leben in Wien geführt. Da starb der Vater, und da dieser sein ohnehin nicht bedeutendes Vermögen verbraucht hatte, um den Glanz seiner Stellung zu erhöhen, sah sich der Sohn, der sich eben mit einer unbemittelten Frau verheirathet hatte, in einer äußerst beschränkten Lage, ganz gegen die Verwöhnung seiner Kindheit und Jugend, was er noch schwerer empfand, da, neben einem großen Ehrgefühl, eine übertriebene Reizbarkeit und Empfindlichkeit in seinem Charakter lag. Reiche Verwandte wollten zusammen-treten und ihm eine nicht unbedeutende Zulage aufbringen, aber das wies er heftig, wie eine Beleidigung zurück und verfeindete sich dadurch mit seiner ganzen Familie. Er ließ sich in ein billigeres Regiment in der Provinz versetzen, wo er sich von allem Verkehr zurückzog, freilich mit der Empfindung einer erlittenen Kränkung und geringeren Ansehens unter den Kameraden. Da starb auch seine Frau im ersten Wochenbett und ließ ihm eine Tochter, die er zu den mütterlichen Großeltern geben mußte, weil ihm der öftere Wechsel der Garnisonen nicht erlaubte, das Kind bei sich zu behalten. Die Trauer isolirte ihn immer mehr; denn obzwar das zumeist von ihm ausging, bildete er sich doch ein, daß die Kameraden sich von ihm zurückzögen und die Vorgesetzten ihn ungerecht zurücksetzten. Diese Ueberzeugung hatte sich so sehr bei ihm festgesetzt, daß sie ihm bei seiner angeborenen Empfindlichkeit mancherlei Händel und Ehrensachen eintrug, bei denen er sich freilich ebenso brav als ritterlich benahm, die ihm aber doch den Ruf der Unverträglichkeit machten. Man nannte ihn, freilich nur hinter seinem Rücken, das Pulverfaß, und diesem Renommé verdankte er es, daß man ihn gern zu kleinen Commando's detachirte, was er immer wie eine persönliche Kränkung auffaßte. So war er langsam zum Major avancirt und hatte in den letzten Jahren als solcher in einer kleinen elenden Grenzfestung im Venetianischen gestanden, wo es ihm, namentlich bei der immer wachsenden Feindseligkeit der Einwohner gegenüber der österreichischen Besatzung, fast an jedem Umgang gefehlt hatte. Er ertrug das scheinbar geduldig, als er aber, nach dem eben vollendeten letzten Kriege mit Italien und der Abtretung Venetiens die Festung räumen mußte, stieg seine Erbitterung so sehr, daß er um seinen Abschied aus der Armee einkam und sich lieber mit der bescheidenen Pension begnügte, als eine neue Zurücksetzung abzuwarten. Er ging in die Heimath zurück, konnte sich aber auch mit den Freunden seiner Kindheit nicht wieder zurecht finden; und da er in der großen opulenten Stadt mit Recht fürchten mußte, mit seinen Mitteln nicht auszureichen, hatte er sich eine billige Zurückgezogenheit in den tyroler Bergen gesucht, um den Groll gegen das Geschick in der Einsamkeit zu tragen. Er glaubte gefunden zu haben, was er suchte, und in der That gewährte es ihm eine selbstquälerische Genugthuung in der Stille des Gebirgsdorfes, in dem Niemand ihn kannte, für sich allein zu leben. Das war es, was die Wirthin ungefähr über seine Verhältnisse erfahren, oder sich doch aus den empfangenen Notizen und der eigenen Anschauung ergänzt hatte, denn ihre Beobachtungsgabe und der lange Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen hatten bei ihr eine schlaue Beurtheilung der Charaktere ausgebildet, die sie selten trog, und die sie auch bei ihrer Umgebung in Respect setzte. Sie hütete sich also auch wohl, dem „Pulverfaß“ mit Fragen nahe zu kommen, und um das

auch bei ihren anderen Gästen zu verhindern, die nach dem dritten oder vierten Krüge leichtlich mit einer indiscreten Anspielung hätten herausfahren können, verschwieg sie Alles, was sie wußte.

Nun kam der Frühling allmählig auch in das Thal. Der Schnee schmolz an den Abhängen der Berge; die Wasser rieselten durch die grünenden Wiesen; die Bäche schwellen und rauschten ihre trüben Schneewasser durch das Steingeröll, das sie selbst auf der Höhe gelöst hatten und zum Thale fortrissen. Geschäftigkeit zeigte sich überall im Dorf und der Verkehr im Gasthause mehrte sich. Der Major schien das nicht zu beachten, nur daß er sich noch mehr als früher auf sein Zimmer zurückzog und mit fast menschenfeindlicher Scheu der Begegnung mit den durchreisenden Gästen auswich. Er gab es sogar auf, Abends wie sonst unter den Dorfbewohnern im Gastzimmer zu sitzen, so daß es diesen auffiel und sie nur noch mehr und Abenteuerlicheres hinter dem Fremden vermutheten. Der aber grübelte über sein Geschick und vergrollte sich mehr und mehr im einsamen Hinbrüten. Die gutmüthige Wirthin fing ernstlich an, sich um seine Gemüthsstimmung Sorge zu machen, und die Bauern zeigten auf die Stirn, als ob es da nicht richtig sei, wenn er durch das Dorf ging. Es ist so leicht, über Anderer Empfinden und Aeußerung desselben den Stab zu brechen, und der Rath: das Leben und die Sorgen, die es bringt, nicht zu schwer zu nehmen, ist schnell gegeben. Aber wir sind nun einmal das, was das Leben und seine Geschehnisse aus uns machte; und wie wir sind, so empfinden wir die Welt.

Um so überraschender war ein plötzlicher Umschwung in dem ganzen Wesen des Majors. Er hatte eines Morgens einen Brief durch den Postboten bekommen, der diesmal aber nicht durch die Hand der Wirthin ging, da er eine Geldsendung enthielt und deshalb direct abgegeben werden mußte. Aber gleich nach Empfang hatte das Schenk mädchen der Wirthin ganz erstaunt, fast bestürzt berichtet, mit dem „inischen Herrn“ müsse etwas vorgegangen sein; er stürme mit gewaltigen Schritten durch sein Zimmer, von einer Ecke zur andern, fahre mit den Händen in der Luft umher, lache laut, aber nicht so sauertöpfisch wie sonst wohl, sondern wie ein lustiger anderer Mensch, ja er habe ein paar Mal sogar angefangen, einen frischen Schnaderhüpfel zu pfeifen, wenn ihm der auch nicht sonderlich von Statten gegangen sei. Sie habe er gar nicht bemerkt, wie sie verwundert in der Thür gestanden; aber, wenn es früher nicht ganz richtig mit ihm gewesen, jetzt sei er ganz toll geworden. Die Wirthin fuhr sie barsch an und verbot ihr den Mund. Sie hätte sich nichts darum zu kümmern, ob die Gäste in ihrem Zimmer betrübt oder lustig hantirten, das sei deren Sache, und sie hätte nur dafür zu sorgen, daß Alles sauber und ordentlich im Zimmer sei. Je weniger sie sähe und höre von den Fremden, desto besser für ein Zimmermädchen! „Freili könn's ihr ein's sein!“ brummte die Rest und wollte die Treppe hinunter; aber die Wirthin rief sie zurück und fragte doch noch einmal, was denn eigentlich passiert sei und schüttelte den Kopf. „An sein Hinsteren war man schon gewöhnt!“ murmelte sie vor sich hin, „aber wenn er anfängt zu lachen und zu pfeifen, muß man ja grad von vorn wieder mit ihm anfangen. Wer weiß auch, was das dumme Mäd'l geseh'n hat!“

Mit der Veränderung hatte es aber seine Wichtigkeit, das sollte sie bald

selbst gewahrt werden, denn der Major, der sonst nie vor Mittag sein Zimmer zu verlassen pflegte, kam festen Schrittes die Treppe herunter und hatte, statt der Pelzkappe sogar sein Militärkäppi aufgesetzt. Er strich sich den Bart, sah ganz vergnügt drein und legte zum ersten Male nicht seine tägliche Beche auf den Tisch, sondern fragte, ob er nicht in ein paar Tagen das Nebenzimmer, das schöne Eckzimmer mit den Fenstern nach zwei Seiten dazu haben könne. Ueber den Preis würden sie schon einig werden. Die Wirthin fragte, ob er Besuch erwarte; das verneinte er lachend, gab aber den Auftrag, ihm ein Gefährt zu besorgen, denn er habe in der Stadt Einkäufe zu machen. Die Wirthin warf hin, ob das nicht ein oder zwei Tage Zeit hätte, dann führe sie selbst in die Stadt und würde sich's zur Ehre rechnen —. Aber er ließ sie gar nicht ausreden; seine Besorgungen hätten Eile, sagte er, und dabei fuhr er in großen Zügen mit der Hand durch die Luft, daß der guten Frau fast Angst um seinen Verstand wurde. So schickte sie den Knecht nach der Post, ein Gefährt zu bestellen, das dann auch, mit allen Zeichen der Ungeduld vom Major erwartet, in einer Stunde vor der Thür hielt. Er fuhr sofort ab und kehrte erst am späten Abend bei Sternenschein zurück. Die Stammgäste waren aber noch alle versammelt, denn die Kunde hatte sich bereits durch das ganze Dorf verbreitet, der stille Mann in der Gams sei plötzlich ganz lustig geworden, und die Weiber, die ihn sonst nur mit gesenktem Haupt die Straße hinab hatten schreiten sehen, ohne sie zu bemerken, waren höchlich erstaunt gewesen, daß er von seinem Wagen so freundlich nach links und rechts gegrüßt, als er dahinfuhr. Nun wollte sich Jeder selbst von der Wandelung überzeugen, und als er eintrat, wurde er laut und freudig von Allen begrüßt. Das schien ihn auch gar nicht besonders in Erstaunen zu setzen, denn er schüttelte Allen fröhlich die Hand, setzte sich mitten unter sie, erzählte, er habe eine prächtige Fahrt gehabt, erst in dem Frühlingssonnenschein thalabwärts, wo es bei jeder Wegwendung grüner und blühender geworden wäre, und dann zurück mit dem sinkenden Tag, vor sich das Abendroth, das alle Bergabhänge im glühenden Widerschein vergolbet hätte, und nun die Sternennacht, die ihren Schimmer über alle die Schneegipfel der fernen Berge ausgegossen hätte. Den Bauern klang das freilich wie fremde Touristensprache; aber sie nickten doch mit dem Kopf dazu und stießen an mit ihren Krügen, was sie bis dahin nie gewagt. Dann ließ der Major vom Wagen packen, was er mitgebracht hatte, und Alle wollten helfen, halb aus Neugierde, halb um zu zeigen, wie sie sich freuten, daß er wieder da sei — dem Tyroler ist dem Fremden und Höherstehenden gegenüber eine gewisse aufdringliche Vertraulichkeit zur Natur geworden, wenn er auch mit schlauem Instinct schnell fühlt, wie weit er damit gehen kann. Heute Abend ließ der Major Alles geschehen, ja er litt es sogar, daß einige junge Burschen ihm aufgerollte Leinwand, Farbkästen, Staffelei und sonstige Malergeräthe bis in sein Zimmer trugen, während Andere mit der Laterne folgten und leuchteten. Die Wirthin sah Allem mit Verwunderung zu. Das waren ihr ganz bekannte Gegenstände, denn schon oft waren Maler so angekommen; aber was sollte der Major damit? Schließlich kam sie auf den Gedanken, er erwarte einen Freund, der Maler sei, und diese Aussicht hätte den Mann so heiter gemacht. Sie warf sogar eine Frage hin, die darauf anspielte;

aber der Major erwiderte lachend, er erwarte Niemanden und brauche auch Keinen, um sich die Zeit zu vertreiben, dafür sei er sich selbst genug.

Am andern Morgen war er schon früh in voller Bewegung. Er kramte ein in das Eckzimmer mit dem schönen Licht, stellte die Staffelei auf und packte die Farben aus, prüfte die Pinsel und spitzte die Kohle. Dabei schaute er drein wie Einer, dem ein schwerer Alp von der Seele genommen sei, und das Zimmermädchen, das ihm das Frühstück hinaufgebracht hatte, kam mit der großen Neugierde herunter, der Herr sei noch vergnügter, als Tags zuvor, und allen Vorkehrungen nach hätte er die Absicht, mit Malen anzufangen, und das sei schrecklich, das kenne sie schon. Aufräumen dürfe man niemals und hernach sei Alles so voll Flecken, daß man das Zimmer in einem ganzen Jahr nicht wieder in Ordnung bringe. Das Mädchen hätte noch lange fortgeklagt, und wer weiß ob die Wirthin nicht eingestimmt, wäre der Major nicht herunter gekommen, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit zu so früher Stunde, um allerlei Aenderungen zu verlangen, auch ein paar Tische, die er noch gebrauche, und das Alles mit so befehlendem Ton, daß gar keine Widerrede möglich schien, und doch so freundlich, daß man ihm schon deshalb nichts hätte abschlagen können. Der Mann war ein Anderer geworden. Er ließ sich sein Frühstück, das er noch nicht angerührt, herunter holen, denn er hatte allerlei mit der Wirthin zu besprechen. Zunächst fragte er nach einem manierlichen, geschickten Burtschen, der womöglich mit Hammer und Nagel umzugehen wisse, und den er sich zum Farberreier und Gehilfen anlernen wolle. Wenn er sich gut schicke, würde er ihn auch ganz als Diener annehmen, um ihn immer zur Hand zu haben. Die Wirthin meinte, das sei ein schweres Ding, zu solcherlei Handreichungen seien die Tölpel im Ort nicht zu gebrauchen und an zu freies Leben gewöhnt, um zu gehorchen, wie es einem Diener zieme. Wenn es gälte, einem Gamsbock nachzuspüren oder sonst mit dem Stutzen umzugehen, seien sie schon geschickter. Die Kessi sah sie von der Seite an und warf hin, freilich sehr zaghaft: „Etwa der Xaver?“ Aber da fuhr die Wirthin auf. „Den bösen Buben, den lasse ich mir nicht in's Haus kommen, der bringt Unglück!“ Die Kessi nahm auch ihren Vorschlag gleich zurück, es sei ihr nur so über die Lippen gesprungen; als sie aber weiter deliberirten, daß dieser wohl gepaßt hätte, wenn er nur nicht seit drei Jahren fortgezogen wäre, und Jener brähe Alles zusammen, was er nur angriffe, Kohlenbrenners Hansel aber hätt' schon einen Dienst und der Bauer gäbe ihn nimmer frei, die Andern müßten aber mit den Herden auf die Alm, fuhr der Major ungeduldig dazwischen: „Nun, was ist's denn mit dem Xaver?“ „Der Richtigste könnt' er schon sein,“ sagte die Wirthin, „für das, was Guer Gnaden suchen, wenn er nur nicht gar so widerwärtig wäre. Ein armer Tropf ist's freilich, und hätte er seine Eltern behalten, wär' er vielleicht nicht so zuwider aufgewachsen. Sein Vater seliger verunglückte beim Holzfällen, der Bub war erst drei Jahre alt, und die Mutter, bei der er nicht recht gut thun wollte, brachte ihn auch nur in's neunte Jahr und starb. Seitdem mußte die Gemeinde für ihn sorgen, und das war eine rechte Last. Er ging die Reihe herum, schlief im Stall, wurde verköstigt mit dem, was übrig blieb, und mußte schaffen, was kein Anderer wollte. Schläge hat er auch mehr bekommen, als gute Worte, und

da er von Natur böshaft ist, machte ihn das nur noch störrischer und widerhaariger. Er ließ dann seinen Zorn am unschuldigen Vieh aus. Aber geschafft hat er manchmal über seine Jahre und wenn im wüthtesten Wetter eine schwere Last über das Gebirge zu schleppen war, wurde sie ihm aufgepackt. Es wäre manchmal zum Erbarmen gewesen, hätte er es besser verdient. Alles was im Hause vorkam, was kein Anderer zu Weg brachte, mußte der kleine Kerl schaffen, und wenn er's nicht richtete, hagelte es Hieb'. Das hat ihn denn findig und geschickt gemacht, und ihn gelehrt, sich mit Allem zu helfen. Wo aber auch ein Schabernack geschehen war im Dorf, ein Kind mit blutigem Kopf heim kam, oder ein Schloß verbrochen war, oder eine Stallthür heimlich aufgerissen, daß das Vieh ausbrach und sich verließ, da war's der Xaver gewesen und ihn traf die Straß', er mocht' leugnen oder nicht. So, das ist der Xaver; gelehrt ist er, aber zu thun will Kein's mit ihm haben."

"Schafft mir den Xaver!" rief der Major, „das ist mein Mann. Ich will's mit ihm wagen.“

Die Wirthin remonstrirte und hatte noch eine ganze Reihe von Xaver's Schandthaten zu berichten; Kesi schlug die Hände über den Kopf zusammen, aber der Major ließ sich nicht abschrecken. Er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den bösen Xaver zu bändigen. Was war zu thun? Es mußte nach ihm geschickt werden. Die Kesi übernahm ungern den Auftrag, den Jungen zu holen, aber sie entschloß sich endlich doch, und eine halbe Stunde später kam sie mit ihm an. Die Kesi war eine robuste Person, so in den Dreißigen, und konnte Lasten bewältigen wie ein Mann; aber sie hatte Mühe, den Buben, der fast um eine Kopfhöhe kleiner war als sie, in das Zimmer zu zerrn. Mit Schelten und Wortwürfen führte sie ihn ein. Der faule Lagedieb wollte nichts verdienen und pochte darauf, die Gemeind' müsse ihn erhalten. Es sei eine Sünd' und eine Schand'. Der Bursch, fast zu gedrungen und kräftig ausgewachsen für seine sechzehn Jahre, machte einen wenig empfehlenden Eindruck, nicht mehr als Knabe und noch nicht als Erwachsener. Dazu war ihm die alte, abgetragene Joppe viel zu weit und schlotterte um die sonst breittkräftige Gestalt, die dadurch etwas Unproportionirtes erhielt und den Anschein gab, als stecke der übrigens fein gebildete Kopf zu tief in den Schultern. Das Gesicht war intelligent, der Blick scharf, aber schlau, das krause dunkle Haar hing verwildert in den Nacken und ließ das Gesicht nur noch kleiner erscheinen. „Da sehen's, Guer Gnaden, wie der Schlingel wieder ausschaut!“ rief die Wirthin. „Und wie er seine Kleider hält, nur weil er sie verachtet. Ihm ist's nicht gut genug, die abgelegten Röck' ehrlicher Leut' zu tragen, und selber kann er sich doch keine verdienen.“ Der Bursche warf den Kopf zurück und lachte höhnißch.

„Nun, was gibt's zu schaffen?“ fragte er. „Da muß große Noth sein, wann Ihr mich holt, oder böse Arbeit, für die nur der Xaver nicht zu schlecht ist.“

Der Major hatte den jungen Menschen schweigend betrachtet, mit einer Empfindung halb von Mitleid, halb von Verständniß. Da war wieder Einer, dem die Nebenmenschen Unrecht gethan hatten, der sie verachtete und der sie lieber haßte, anstatt über sie zu klagen oder sich vor ihnen zu beugen. Er war

stolz auf seinen Haß und freilich hatte er sonst nichts weiter, worauf er stolz sein konnte.

Die Wirthin zuckte die Achseln. „Und da sehen's, Euer Gnaden. Den wüßten Tolpatsch werden's nicht gebrauchen können. Wenn Du nichts verdienen willst, Xaver, ich will Dich nicht zwingen, und so magst wieder Dein' Weg' gehn!“

„Das war der Müh' werth nach mir z'schicken!“ sagte Xaver und wandte sich zur Thür.

„Xaver!“ rief der Major, „ich hätte noch ein Wort mit Dir, aber allein. Willst Du mit mir auf mein Zimmer kommen?“

Der Bursch wandte sich und sah den Fremden mißtrauisch an. Mißtrauen gegen alle Welt hatte ihn das Geschick seiner Kindheit gelehrt, und Freundliches hatte er noch von keinem Menschen erfahren. „Sag's der Herr, was er von mir will!“ rief er und sah ihm scharf in's Gesicht.

„Nicht hier!“ erwiderte der Major fest. „Anhören zwingt Dich zu nichts.“ Dabei stand er auf und schritt, ohne sich umzusehen voraus, zum Zimmer hinaus. Xaver drehte den Hut in der Hand und zauberte. Es war etwas in Blick und Ton des Mannes gewesen, was er noch nicht kannte; was sein Mißtrauen zwar nicht hob, aber seine Eitelkeit weckte. Er war sich seiner Geschicklichkeit wohl bewußt und es reizte ihn, dem Fremden zu zeigen, daß er der Nichtsnutz nicht sei, als welchen die Wirthin ihn bezeichnet hatte. Das ganze Dorf haßte er und es war ihm fast eine Genugthuung, daß das schlecht von ihm dachte und ihn fürchtete; denn das war die einzige Abwehr, die ihm blieb gegen üble Begegnung. Gegen den Mann hatte er keinen Grund zum Haß, und der schien ihn auch nicht zu fürchten. „Behüt' Di Gott, Gamswirthin,“ rief er. „Numero 2?“ — Er zeigte mit dem Finger die Treppe hinauf, und als sie mürrisch mit dem Kopf nickte, war er zur Thür hinaus.

Der Major hatte wirklich den Kopf nicht gewandt, aber er war noch nicht die Treppe hinauf, als er Schritte hinter sich hörte, und hatte kaum die Thür seines Zimmers geschlossen, als an dieselbe gepocht wurde. Auf sein kurzes „Herein“ trat der Xaver in's Zimmer, blieb aber halb trotzig, halb verlegen an der Schwelle stehen.

„Bist Du doch gekommen?“ fragte der Major.

„Was soll's geben?“ erwiderte der Bursch.

„Hör' mir zu,“ fing Jener an. „Ich wollte Dir einen Vorschlag machen, doch ist er mir schon halb wieder leid geworden. Schau her: da gibt's allerlei zu thun, was zwar nicht schwer ist, aber wozu doch Geschick und Pünktlichkeit gehört. Da muß ein Rahmen von Holz zusammengefügt werden, dann ist Leinwand drüber zu spannen, Farben sind zu fortiren, Pinsel zu pugen. Das vorerst. Ferner ist das Zimmer in Ordnung zu halten, denn wenn ich erst angefangen habe mit der Arbeit, lasse ich nicht gern die Frauenzimmer hier hantiren, weil sie zu neugierig sind und zuviel schwätzen. Dann muß ich einen gewandten Burschen haben, der mir die Geräthschaften nachträgt, wenn ich ausziehe und Skizzen mache, das heißt zeichne, und schließlich wird auch sonst allerlei zu thun sein. Weißt Du einen Burschen hier im Dorf, der das übernehmen könnte und auch gern übernehmen möchte? Denn einen Widerwilligen mag ich nicht.“

„Ich wüßt' schon einen!“ erwiderte Xaver. „Zu Stand brächt' er das schon Alles und hat sich auch dergleichen bereits versucht. Vor zwei Jahren waren ein paar Maler hier aus der Stadt, so aus dem Bayrischen, und bei denen hat er das auch schon durchgemacht. Ei, weshalb denn nicht, es ist ja keine Hexerei.“

„Und der, den Du meinst,“ fragte der Major wieder, „würde es thun, fleißig, treu und ehrlich? Denn ich ließe ihn auf sein ehrlich Gesicht mit meinem Kram schalten.“

Dem Jungen flammte es dunkelroth auf im Gesicht und sein Auge bligte: „Ja!“ sagte er und trat einen Schritt näher. „Ja!“ wiederholte er mit festem Ton. „Und hast erst gethan, als wolltest Du nicht?“ warf der Major hin.

„Hab' auch erst meine Bedingungen,“ sagte Xaver und sah dabei verlegen vor sich hin. „Hier im Dorf sagen die Leut ich sei böß, und die Gamswirthin, die immer noch nicht die Schlimmste, wird mir bei dem Herrn auch nicht den besten Leumund gemacht haben, das habe ich gleich gesehen, als der Herr mich unten anschaute. Wer mich aber für böß hält, gegen den bin ich's auch. Nun müßten Euer Gnaden 'mal drüber nachdenken, ob Sie einen bößen Buben in Dienst nehmen wollen, oder ob's so arg nicht sein wird.“

Der Major lachte auf. „Ich sage Dir ja, daß ich Dich nehme auf Treu und Glauben, denn ich meine, Du wirst nicht bößhafter gegen die Leute sein, als sie's gegen Dich sind.“

„So weit also wär's recht!“ fuhr Xaver fort, „aber zweierlei hätte ich noch, und wenn mir das der Herr zusagen will, kann er alles Andere allein bestimmen. Einen neuen Anzug muß er mir machen lassen, funkelnagelneu, von Kopf zu Fuß, complet. O Jesus, Maria, Joseph, wie hab' ich mir den gewünscht seit Jahren, ein einzigmal nicht die Lumpen tragen, die einem Andern zu schlecht geworden. Das Geringste ist mir recht, aber neu muß es sein und für mich. Dann wird mir sein, als hätte ich eine neue Haut angezogen, und die abgeworfen, die mich böß macht.“ Er jauchzte frisch auf und über die gedrückten Züge flog ein Schein wie von behaglichem Glück. Dann sagte er sich wieder und setzte hinzu: „Ich mein' nur, wenn ich's hätt!“

„Du sollst's haben,“ sagte der Major.

„Wirklich?“ rief Xaver. „Ha, das macht mich ganz wirklich vor Glück, und darüber, mein' ich, hab' ich ganz vergessen, was ich noch wollt, und's war doch die Hauptsach. Mergern wird's die Leut' im Dorf, wenn sie mich sehen, das können Euer Gnaden schon glauben. Und wenn Andere sich ärgern, das ist grad so schön, als wenn man selbst eine Freud' hat. Ja, was wollt' ich nur?“

„Besinn Dich!“ sagte der Major, „und schnell. Du triffst mich nicht alle Stunde so willfährig.“

„Ich weiß schon wieder!“ rief Xaver. „Euer Gnaden sollen mich ganz in Dienst nehmen, nur für Kost und Kleidung, damit ich nicht mehr brauch für die auch nur soviel zu thun. Ich scheu mich nicht zu schaffen, aber ich will's nicht mehr hören: „Das muß der Xaver thun, wir haben ihn aufgezogen, wir haben ihn gekleidet, wir haben ihn beköstigt, das ist er uns schuldig.“ Ich würd' vielleicht Diesem oder Jenem dankbar sein, aber ich will mir's nicht immer vor-

rücken lassen. Also, wenn der Herr mich gebrauchen kann, muß er mich ganz nehmen, sonst bleibt's beim Alten, bis ich einmal davon laufe, so weit die Beine mich tragen. Der Herr kann's ja überlegen." Er hatte den Fremden dabei scharf in's Auge gefaßt, um aus dem Eindruck seiner Worte zu schließen, ob er gewillt sei, auf den Vorschlag einzugehen; ob er wagen dürfe, auf seinen Bedingungen zu bestehen, ohne Alles auf's Spiel zu setzen. Er hatte doch die Empfindung, an einem Wendepunkte seines Geschickes zu stehen.

Der Major stellte sich vor den Burschen hin und musterte ihn lächelnd. Ihm gefiel der Junge, der so deutlich wußte, was er wollte. Er that ihm leid und fühlte doch, daß es gewagt sei, was er übernehmen würde; und wieder reizte es ihn, das Geschick eines Menschen zu werden, der ihm, wider Willen, Vertrauen einflößte. Zwei Tage vorher würde er ihm die Thür gewiesen haben, aber seit gestern war ihm selbst eine Wendung des Schicksals gekommen, die ihm ein Stück Menschenvertrauen wiedergegeben hatte, die ihn hob und seinem Leben neuen Reiz lieh. Er trug den Kopf wieder aufrecht und vertraute auf eigene Kraft, und wer sich selbst vertraut, hat auch den Muth, Andern zu helfen. Er legte dem Burschen die Hand auf die Schulter, sah ihm fest in's Auge und sagte: „Gut, mein Junge, ich will es mit Dir wagen. Uebermorgen fahre ich wieder in die Stadt, Du sollst mich begleiten, und da kleide ich Dich ein. Dann geht Dein Dienst an, denn obgleich ich nicht recht weiß, was ich mit einem Diener anfangen soll, sehe ich doch ein, daß, wenn ich Dich dazu mache, ich Dich nicht in Lumpen gebrauchen kann.“

So hatte unser Freund, der vor wenig Tagen noch überlegte, wie weit die schmale Baarschaft seiner Börse reichen könnte, einen Diener angenommen, den er kleiden und beköstigen wollte, und so kam das verachtete Ziehkind des Dorfes in den Dienst.

Die Frau Wirthin schüttelte freilich den Kopf und brummte, als der Major ihr eröffnete, der Kaver ziehe zu seiner Bedienung in den Gasthof, und würde auf seine Rechnung beköstigt. Ihre Leute hätten die Gäste noch immer ausreichend bedient, meinte sie, und keine gerechte Klage sei jemals laut geworden, seit sie das Haus führe, das hätte sie sich auch ausbitten wollen. Wenn's nicht gereicht hätte für den Herrn Major mit der Aufwartung, müsse sie sich's gefallen lassen; aber warnen wolle sie den gnädigen Herrn, denn der böse Kaver hätte noch allertwegs Unglück gebracht und an ihren Tisch ließe sie sich den Bettelbuben nicht nieder sitzen, er könne sich sein Essen in sein Kämmerchen holen oder auf der Bank vor dem Hause verzehren.

Mit dem Kreidestrich auf der Tafel, der täglich gelöscht wurde, hatte es aber von nun an sein Ende. Der Gast legte nicht mehr jeden Morgen den Betrag seiner Zechen auf den Zahl Tisch und die Wirthin führte eine ganz andere Rechnung als früher in ihrem Buch. Im Dorf erregte die Neuigkeit nicht weniger Aufsehen und der Haß gegen den armen Kaver, geschürt von Neid, machte sich in bösen Reden Luft, die dem Jungen nachgerufen wurden. Als aber die Stammgäste auch beim Bier, in Gegenwart des Majors, ihre Stichelreden versuchten, theils gradezu, theils unter sich, mit bissigen Anspielungen, fuhr dieser zornig auf und erklärte, er verbitte sich solche Angriffe; wer in seinem

Dienst stehe, stünde auch in seinem Schutz; dem Burschen sei übel genug mitgespielt worden, und das habe nun ein Ende. Er gab seinen Worten so nachdrücklichen Ton, daß vor ihm die Verkeumdung schwieg, der Haß gegen den Xaver aber nur noch bitterer wurde, und als dieser nun gar im schmucksten Tyroleranzug, der ihm so knapp saß, daß aus dem hochschultrigen, gedrungenen Buben plöblich ein kräftiger Jüngling geworden war, auf dessen regelrecht geschorenem Lockenhaar der neue Hut mit dem Spielhahn sein frisch grünes Band und die Goldschnur prangen ließ, hatte die Wuth keine Grenze, wenn sich auch hier und da, aber daß es ja Niemand merke, ein hübsches Tyrolerkind noch einmal verstohlen umwandte, wenn er das Dorf entlang ging, und lech that, als merke er nichts von dem Haß und der Nachrede. In dem Eckzimmer des Majors wurde aber frisch und fröhlich gearbeitet, und Xaver zeigte bald seine Brauchbarkeit, so findig war er und so schnell hatte er Alles bei der Hand, wessen sein Herr bedurfte, ja er hatte schon Vieles vorbereitet, ehe dieser es verlangte. Auf verschiedenen Staffeleien waren große gewaltige Bilder angefangen und mit mutbigem und breitem Pinselstrich malte der Künstler darauf los, Xaver aber stand bewundernd davor, und ließ sich erklären, was dies vorstelle und was man sich bei jenem zu denken habe. Je gewaltiger die Umrisse waren, desto besser gefiel es ihm, und je bunter es herging auf der Leinwand, desto fröhlicher jubelte er auf, und hunt genug ging es her, denn der alte Soldat hatte sich lauter Schlachtenbilder zum Vortwurf gewählt, und zwar aus dem Tyroler Kriege (1809), Episoden aus den Kämpfen am Berge Isel, auf dem sterzinger Moje, oder in den tyroler Pässen, wo dann die Vaterlandsvertheidiger an den schroffen Felsabhängen lehnten, Pulverdampf die Schluchten füllte, Verwundete niederstürzten von der Höhe und im wirren Durcheinander der Gestalten und der Landschaft Alles drüber und drunter ging. Das war Xavers Lust. Er kam in eine Aufregung, als ob er das Alles mit erlebe; wollte immer mehr Kämpfer, wo der Raum nur gestattete, einen anzubringen; gerieth in helle Wuth gegen Franzosen und Bayern. „Wenn ich da hätte dabei sein können! Auf den Kerl hätt' ich gezielt! Der muß mir auch noch herunter!“ rief er ein Mal über das andere, und der Maler hatte seine Noth, seine Krieger gegen den muttigen Ingrimme seines Dieners zu schützen. Bald war diesem auch seine untergeordnete Aufgabe des Handreichens nicht mehr genug, er wollte selbst mitmalen und mit Mühe war er nur dadurch abzuhalten, daß ihm eine eigene Leinwand aufgespannt wurde, auf der er dann nach Herzenslust darauf los pinseln konnte. Dabei ging es freilich nicht ohne Streit ab, denn bei aller unbegrenzten Bewunderung seines Herrn, dem er in fast abgöttischer Untertwürfigkeit anhing, ließ er sich bei seiner Pinselerei nur schwer und widerwillig unterweisen und nicht selten erlaubte er sich selbst bei der Arbeit seines Meisters eine Kritik, die dieser heftig zurückwies. Dabei aber, und besonders auf den kleinen Fußreisen, die die landschaftlichen Studien bedingten, entwickelte sich allmählig eine gewisse Intimität zwischen Herrn und Diener, die, wenn dieser auch für jenen durch's Feuer gegangen wäre und blind gehorchte, ihm doch manch freies Wort und manche offene Frage gestattete. Wenn der Major nun auch über sein Leben und seine Person der Vertraulichkeit eine schroffe Grenze zog, so war er desto ausgiebiger, wenn es sich um seine Kunst

handelte. Wir wollen knapp zusammenfassen, was Kaver so im Laufe mehrerer Monate des Zusammenlebens erfuhr.

Der Major hatte in der italienischen Festung fast ohne geselligen Verkehr einsam und zurückgezogen gelebt. Sein einziger Umgang war ein Landsmann, ein armer Maler, den eigenthümliches Schicksal in dem kleinen, abseits alles Verkehrs, gelegenen Ort geführt hatte, wo er sich kümmerlich durchbrachte, theils durch photographische Arbeiten, freilich mit ziemlich veraltetem Apparat, besonders aber durch das beständige Copiren einiger architektonischen Ansichten von Venedig und Mailand, oder von Landschaften nach Skizzen, die er vor Jahren an den oberitalischen Seen entworfen hatte. Die Sachen wurden ihm dann zu Spottpreisen von Kunsthändlern in den Hauptstädten abgenommen, und, da sie nicht ohne allen künstlerischen Werth waren, für das Zehnfache an Touristen verkauft. Der Mann aber, unermüdet wie ein Handwerker, saß seine bestimmten Stunden täglich vor der Staffelei und legte den Pinsel nieder, wenn die Thurmuhr zum Schlag der Feierstunde ausholte. Er wußte genau, wieviel er im Tage verdient hatte, und hatte sicher berechnet, daß das zu seinem bescheidenen Haushalt reichte. Dann ging er in's einzige Wirthshaus des Ortes, wo er regelmäßig den Landsmann vorfand, und ein paar Stunden mit ihm verplauderte. Zuweilen kam dieser aber auch zu ihm in's Atelier und sah seiner Arbeit zu. Er war gar nicht zufrieden mit der ewigen Wiederholung von höchstens 6—8 Bildern und nannte das handwerksmäßig und eines Künstlers unwürdig; der Maler aber, der sehr genau und aus mehrfacher früherer Erfahrung wußte, daß er nur damit sich eine gesicherte Einnahme schaffen könne, dabei nicht ohne Selbstgefühl auf seine Künstlerschaft war, ließ das nicht gelten und hielt die Behauptung fest, die Reproduction stünde der Production in keiner Weise nach, es käme nur darauf an, wie sie ausgeführt wäre. Der Major dagegen meinte, solch Schaffen brauche gar kein Talent, nur Uebung; und das elendeste Original sei mehr werth, als die beste Copie. Ueber diese Controverse hatten die Beiden nun schon mehrere Jahre hindurch, täglich einige Stunden, und nicht ohne Leidenschaftlichkeit gestritten und waren nicht um ein Haar breit in der Verständigung weiter gekommen. Schließlich schlug der Maler vor, wenn seine Kunst so gering wäre, daß Jeder sie sich durch Uebung aneignen könne, möge doch der Herr Major den Versuch wagen, und einmal zeigen, was er mit Pinsel und Farben auf der Leinwand zu Wege brächte. So wurde der Principienstreit vor das Schiedsgericht des Empirischen gebracht. Der Major, der sich nach und nach einige kleine Kunstgriffe des Malers abgesehen hatte, ohne dieselben auszuüben, ging denn auch mit großer Zudersicht an's Werk und pinselte und strich ein Landschaftsbild seiner Phantasie zusammen, das so grasgrün als möglich im Vordergrund, bläuliche Bergcontouren in der Ferne und blau und weiß schimmernden See dazwischen zeigte. Er war gar nicht unzufrieden mit seinem ersten Versuch, der Maler aber bemühte sich, ihn auf alle Weise lächerlich zu machen, und gab so in seiner vernichtenden Kritik, wider seinen Willen, die gründlichste, wenn auch härteste Unterweisung. Noch behandelte der Major das wie einen Scherz, fing aber doch ein neues Bild an und gewann nach und nach an den Pinselereien einen Zeitvertreib, der ihm längst gefehlt hatte. Der Maler freilich blieb bei

seinem Ironisiren und oft kam es zu heftigen Scenen, die aber immer zum Guten ausgingen, und die beiden Freunde, selbst wenn sie Tags vorher in vollem Zerwürfniß geschieden waren, kamen am nächsten Morgen wieder im Atelier zusammen und fingen mit einem neuen Bilde ein neues Verhältniß an. Da kam der Krieg, rief den Major ab und endete seine Malstudien, die eigentlich auch aus beständigem Kampf hervorgegangen und aus Eigensinn fortgeführt waren. So aber hatte er malen gelernt, und das ungefähr hatte er Xaver von seinen Anfängen als Künstler erzählt. Wir wollen nun kurz ergänzen, wie der Major zu dem Entschluß kam, sich so eifrig wieder der Kunst zuzuwenden: Als er seinen Abschied aus der Armee genommen hatte, kehrte er zunächst in seine Vaterstadt zurück, eigentlich in der Absicht, sich um irgend eine Stellung zu bewerben, denn seine schmale Pension reichte nicht weit und er sehnte sich danach, seine eben erwachsene Tochter von den Großeltern wieder zu sich zu nehmen. Aber alle seine Bemühungen schlugen fehl, und da seine Verwandten sich, wie schon mitgetheilt, mit ihm übertworfen hatten, blieb ihm eigentlich nur ein Freund, fast ein Pflegebruder. Der Vater des Majors hatte den Sohn eines seiner Beamten, den er sehr geschätzt hatte und dem er manchen Dank schuldete, nach dessen frühem Tode in sein Haus genommen, um ihn mit seinem gleichaltrigen einzigen Sprößling zusammen zu erziehen. Die beiden Knaben schickten sich vortrefflich mit einander, obgleich sie in Bezug auf Charakter und Anlagen durchaus verschieden waren. Der Sohn des Hauses träumte, kaum erwachsen, schon von dem scheinbar freien, flottten Officiersleben, war schwer an das Lernen zu bringen, nahm den Glanz und die Verwöhnung der Stellung seines Vaters als selbstverständlich hin, und baute darauf, daß sie ihm überall die Thüren öffnen würde. Sein Pflegebruder machte sich früh klar, daß, wenn er auch ganz wie ein eigenes Kind im Hause gehalten wurde, er doch einmal im Leben auf sein eigenes Wissen und Können angewiesen sein würde. So geschah es, daß, als der um ein Jahr jüngere Haussohn in die Armee trat, der Pflegesohn bereits die Universität bezog und daß sein Pflegevater und Wohlthäter es gerade noch erlebte, daß Ersterer durch nicht unbedeutende Schulden den größten Theil seines väterlichen Erbtheils verbraucht hatte, als dieser in's Beamtengehalt einrückte und durch die Verheirathung mit einem reichen Mädchen, die der Minister vermittelte, sogar in eine glänzende äußere Lage kam. Nun hatte er durch seine Tüchtigkeit eine schnelle Carrière gemacht und durch seine solide Umsicht das Vermögen der Frau so vortrefflich verwaltet, daß er für sehr reich gelten konnte, und das gesuchteste Haus der Residenz ausmachte. Zu diesem Pflegebruder kam unser Major und wurde mit offenen Armen und Herzen empfangen, denn auch die Frau wußte, was ihr Mann dem Vater des Majors verdankte, und sie selbst, dadurch daß er ihre sehr glückliche, wenn auch leider kinderlose, Ehe vermittelt. Der Präsident, zu dieser Stellung hatte sich der Pflegebruder des Majors emporgearbeitet, begrüßte diesen in seinem Hause, als sei es seine selbstverständliche Heimath, und er nicht Gast, sondern Angehöriger der Familie, in der beide Gatten sich bestrebten, es dem Freunde so behaglich als möglich zu machen. Das aber gelang ihnen nicht. Gerade der Luxus des Hauses, an dem sich die Präsidentin freute, und die gastfreie Opulenz, auf die der Präsident

Werth legte, drückten ihn, und beschämt machte er immer wieder den Vergleich seiner Lage, seiner Stellung und Verhältnisse mit denen des Pflegebruders, ohne Reid zwar, aber doch mit dem drückenden Gefühl, daß er sein halbes Leben verloren hätte, und diese Empfindung steigerte sich so sehr, daß er sich vor Niemand zeigen wollte, namentlich früheren Jugendfreunden aus dem Wege ging, und daß ihm der Aufenthalt, die Gastfreundschaft im Hause des Pflegebruders zur unerträglichen Pein wurde. Dieser merkte das zuerst gar nicht, denn wenn auch von scharfem Verstande, war sein Gemüth doch nicht zum Nachfühlen solcher Empfindungen fähig, und er versuchte immer wieder, den Gast, dessen Verstimmung er ja begreifen konnte, durch die Dinge aus seinem Trübsinn herauszureißen, die ihm seinen Reichthum erwünscht machten. Er gab ihm Diners im kleinen oder großen Kreise, stellte ihm ein Reitpferd, eine elegante Equipage zur Verfügung, suchte sein Interesse zu erregen an den kleinen Kunstschätzen, die den Salon schmückten und die er mit seinem Geschmack und Verständniß auf Reisen gesammelt hatte. Alles vergebens. Die Frau Präsidentin, eine kränkliche, sensitive Natur, die den Pflegebruder ihres Mannes erst kennen lernte, verstand ihn schneller, und sah ein, daß es mit ihm auf die Länge in ihrem Hause nicht gehen würde; eine Geldunterstützung durfte man ihm nicht anbieten, das wußte sie aus der Erfahrung, die die Verwandten gemacht hatten, und so lag sie ihren Mann an, ihm irgend eine Stellung zu suchen. Das war aber nicht so leicht, denn wozu war er noch tauglich, und sein Hang zum einsiedlerischen Hinbrüten wuchs täglich. Schon zeigte er sich nicht mehr bei Tisch oder im Salon, wenn noch irgend ein Fremder da war, und hatte auch schon mehrere Mal die feste Absicht ausgesprochen, sich an irgend einen billigen Ort zurückzuziehen, wo Niemand ihn kenne. Der Präsident hielt ihm dann vor, daß er noch nicht alt genug sei, um die Hände in den Schoß zu legen, und daß ihm Unthätigkeit unmöglich auf die Länge befriedigen könne. Das nahm der Major empfindlich auf, und erwiderte gereizt, fast heftig, zum Tagelieb sei er freilich noch zu jung, aber so untüchtig auch nicht, daß er nicht irgend eine Beschäftigung finden werde. Es fielen ihm dabei seine Malereien ein, und wie er manchen unausgefüllten Tag in der kleinen Garnison vor der Staffelei hingebracht hatte, und eigentlich um seinem Gastfreunde zu zeigen, daß er wohl einen Trost für einsame Stunden besäße, schleppte er Farbenkasten und Leinwand zusammen und brachte ein kleines Landschaftsbildchen zu Wege, das, mit dem ersten Versuch im Atelier des armen Landsmannes verglichen, immerhin sich sehen lassen konnte, und den Präsidenten, der un erwartet in das Zimmer trat, sichtlich freudig überraschte. Er galt für einen feinen Kunstkenner, und da der Major ihn seit der Kindheit als einen wahren und aufrichtigen Charakter kannte, so verwunderte ihn zwar die unbeschränkte Anerkennung, aber sie erfreute ihn um so mehr. Der Präsident setzte sich dem Bildchen gegenüber und begann ein scheinbar gleichgültiges Gespräch, in dem er aber immer wieder auf die Malerei zurück kam, einen feinen Zug nach dem andern, den der Major selbst gar nicht gemerkt hatte, hervorhob und ein paar Entwendungen hintwarf, nur um sie dann selbst durch einen Vorzug zu übertwiegen. Dann sprach er im Allgemeinen von der Befriedigung, die die Production gewähren müsse und von dem Glück, ein Talent zu besitzen, welches

daß, ja für Jeden zeitweise, öde Leben schmückte und erhelle, Vielen mehr werde — die Rettung in der Noth, das Ueberwinden von Sorgen. Der Major corrigirte an seinem Bilde, dann plötzlich stand er auf, legte Pinsel und Palette nieder, sah dem Freunde fest in's Gesicht, und fragte: „Glaubst Du wirklich, Paul, daß mit solcher Pinselerei, wenn sie unter der Hand verkauft würde, eine Kleinigkeit zu verdienen wäre?“ Er hatte das mit sichtlicher Anstrengung herausgebracht und nahm auch schnell die Malgeräthschaften wieder auf, als müsse er seine Verlegenheit über diese Frage verbergen. Der Präsident schwieg eine Weile, dann erwiderte er: „Wie viele müssen nicht von der Production leben und sich und die Andern erhalten? Was der Modeluzus der Zeit unter seine Protection nimmt, bekommt seinen Markt und seinen Preis. Leider beugt sich dem die Kunst. Deshalb werden Kunstwerke selten nach Verdienst bezahlt, deshalb muß ihnen der Weg oft eigenthümlich gebahnt werden, aber ohne Preis sind sie selten.“

„Man kann doch damit nicht hausiren gehen von Thür zu Thür, oder sich auf den Markt damit hinsetzen, wie die Marktweiber mit ihren Korbköpfen?“ warf der Major hin.

„Man kann es einem soliden Kunsthändler übergeben, und abwarten, ob er einen Käufer dafür findet!“ sagte der Präsident ganz ruhig, als merke er gar nicht, daß der Freund ein persönliches Interesse an der Frage habe.

„Und ohne sich zu nennen?“ fragte dieser schnell.

„Weshalb nicht!“ erwiderte der Präsident. „Es tritt so Vieles anonym in die Oeffentlichkeit.“

Das Gespräch rückte vorsichtig, aber immer näher auf das Ziel, das die Beiden fest vor sich hatten, und schließlich erbot sich der Präsident, das Bild, ohne den Namen des Malers zu nennen, einem ihm bekannten und sogar vielfach verpflichteten Kunsthändler zum Verkauf zu übergeben und der Major, der freilich, Pessimist wie er war, die Aussicht auf einen Erfolg weit zurück wies, verlangte nur selbstverständliche Discretion, und überließ alles Weitere dem Freunde, wollte aber selbst nichts thun, ja es war ihm erwünschter, den Erfolg in der Ferne abzuwarten. So reiste er ab und traf in dem Gebirgsdorf ein, wie wir im Anfang unserer Erzählung berichtet haben. Dorthin folgte ihm in einigen Wochen ein Brief des Präsidenten, der, als handle es sich um eine Angelegenheit geringer Bedeutung, einfach meldete, der Kunsthändler habe das Bild verkauft, sei übrigens erprobt verschwiegen, und so habe er ihm die Adresse des Freundes gegeben, damit er das Geschäftliche, eventualiter auch für kommende Fälle, direct abmachen könne. Solch ein Brief, ganz geschäftlich gehalten, folgte denn auch dem des Präsidenten auf den Fuß, enthielt eine viel bedeutendere Summe für das Bild, als der Major je für möglich gehalten hätte, und die Aufforderung zu neuen Verkaufsaufträgen, soweit Muße und Vergnügen am Schaffen den Künstler zur Production anregten. Welche Wirkung diese Nachrichten hervorbrachten, haben wir an der Wandlung der Stimmung und Lebensweise des Majors gesehen, müssen aber versuchen, diese zu erklären. Der ganze Druck seiner Lage, den er selbstquälerisch noch übertrieb, war von ihm genommen. Er fühlte auf einmal die Kraft in sich, zu schaffen, zu verdienen; er sah die

Möglichkeit, in einiger Zeit die geliebte Tochter an seine Seite zu rufen, ja vielleicht für ihre Zukunft sorgen zu können. Und über Alles, das Glück an der Production selbst, wie hob es ihn, wie erfrischte es seine Gedanken, wie füllte es seine Zeit aus! Er sah wieder eine Zukunft vor sich, sein Selbstgefühl gewann Schwüngen und trug ihn über die Dede seines Lebens. Dann kamen freilich wohl Momente des Zagens, aber als ein zweites und drittes Bild an den Kunsthändler abgeschickt waren, und schneller als beim ersten die Nachricht kam, es sei verkauft, dies an einen Russen, jenes größere nach Amerika, wuchs der Muth, und im Besitz des reichlichen Preises schien sich der Meister ein Krösus, und die Quelle, die eigene Kraft ihm wie einen Zauberbrunnen erschlossen hatte, unerschöpflich. Er rechnete auch nicht mehr ängstlich von einem Tage zum andern, sondern warf das Geld ungezählt in das Schubfach seines Tisches im Atelier und griff, wieder ohne zu zählen, hinein, wenn die Wirthin einmal mit der Rechnung anrückte. Immer eifriger aber wurde er bei der Arbeit, und immer mehr beglückte sie ihn. Aus den kleinen Landschaften, für die auch Xaver sehr wenig Interesse und Verständniß zeigte, waren bald die riesigen Schlachtenbilder geworden, die bei dem Jungen alle Leidenschaften und die wunderlichsten Aeußerungen der Theilnahme erregten. Bei denen wollte er immer helfen, und sei es nur, daß er an einem Kleidungs- oder Waffenstück der Helben ergänzte oder nachhalf, oder, als unaufgefordertes Modell, eine kühne Stellung annahm, um zu zeigen, wie der Kämpfer vorschreiten und seine Waffe gebrauchen müsse.

Auch mit den Stammgästen im Wirthshause hatte der Major ein ganz anderes Verhältniß gewonnen. Er kannte sie Alle und scheute sich nicht zwischen ihnen Abends Platz zu nehmen und sich von ihren Verhältnissen erzählen zu lassen, und da sie ihn nicht mehr wie einen Fremden betrachteten, wich allmählig ihr schlaues Mißtrauen, das unter der Maske berechneter Treuherzigkeit die Eigenthümlichkeit dieser Bergbewohner ist. Sie hatten natürlich von seinen Malereien gehört, obgleich Niemand etwas davon zu sehen bekam, nicht einmal die Wirthin, denn das Atelier hielt er fest verschlossen. Aber man sah doch die Risten mit Bildern abgehen und von Zeit zu Zeit den Major und seinen Diener mit den Malergeräthen ausziehen zum Skizziren. So hieß er bald im Dorf in aller Mund „das Maler-Majorle“, man wußte nicht recht als Schmeichelnamen oder zum Spott. Als aber ein Mal ein junger Bursche es sich herausnahm, ihn Abends im Wirthshaus so anzureden, fuhr er heftig auf und verbat sich das ein für alle Mal. Wer ihn ansprechen wolle, hätte ihn bei seinem Namen oder Titel zu rufen, sonst würde er kurios Bescheid geben und sich in Zukunft seinen Wein auf das Zimmer bringen lassen. Er gäbe Jedem seine Ehr' und seinen redlichen Namen, eine Gesellschaft aber, in der das nicht die Art sei, stünde ihm nicht an. Da wurden Alle fein still, denn sie hatten längst an seiner Manier gemerkt, daß mit ihm nicht zu spaßen sei. Im Wirthshause wurde der Name nicht mehr laut, dafür sorgte auch die Wirthin, die sich den einträglichen Gast nicht verdrießlich machen lassen wollte; aber im Dorf und in der Umgegend war er nicht zu unterdrücken und Xaver hatte vielen Aerger davon. Wo er sich nur blicken ließ, rief man ihm nach: „Se, Xaver, was macht denn

bei Maler-Majorle, bischt a wobl schon a Künstler worden?“ und das machte den Burschen so wüthend, daß er rechts und links um sich schlug und oft mit blutigem Kopf heim kam, und dann die ernste Zurechtweisung seines Herrn schweigend hinnehmen mußte, denn um die Welt hätte er nicht eingestanden, daß er um feinewegen hatte kämpfen müssen. Im Dorf aber wuchs der Aerger auf Xaver, der auch nichts that ihn zu mindern, denn er fühlte sich in seiner Stellung und war stolz und eitel geworden auf seinen schmucken Anzug, auf seine Gestalt, die schlank und kräftig auffchoß, zumeist aber auf das Vertrauen seines Herrn, dem er wie einem höheren Wesen anhing.

So war der Sommer hingegangen und der Winter wieder da. Die Ausflüge in die Berge mußten unterbleiben, und so lange es Tag war, kamen Herr und Diener nicht aus dem Atelier. Abends hielt der Major darauf, daß Xaver sich übte im Lesen, Schreiben und Rechnen, denn er fand ihn nicht allein gelehrt, sondern auch lernbegierig, und Alles, was man ihm zeigte, suchte er sich eifrig anzueignen. Selbst für das Malen verrieth er auffallendes Geschick und hätte noch schneller damit vorwärts kommen können, hätte der Major, der selbst nicht zeichnen gelernt hatte, ihn besser zu unterweisen vermocht. Dazu nahm sich dieser auch nicht die Muße, denn er war unermüdt vor seiner Staffelei, und ein Bild nach dem andern wanderte in die Residenz zum Kunsthändler, der auch stets nach einiger Zeit das Geld dafür schickte. Das warf er dann zu dem übrigen in das Schiefdach, und nie im Leben hatte er sich so reich gefühlt, als jetzt. Freilich zeigte sich auch an ihm die Erfahrung, daß das Erwerben zum Verschwender macht, während das Ersparen den Geiz weckt. Die Leute im Thal hatten schnell gemerkt, daß das Maler-Majorle offene Hand und offenes Herz hatte und jede Noth, selbst die nicht ganz wahre, wandte sich an ihn. Der Maler griff in sein Schiefdach und half, wie auch Xaver dagegen protestirte. Die Leute seien es nicht werth, behauptete dieser immer, und da er Alle und ihre Verhältnisse kannte, hatte er auch stets Gründe für seine Behauptung. Aber sein Herr verwies ihn jedes Mal, warf ihm vor, er sei nachtragend und vergönne Niemandem etwas. Er gab nun einmal mit vollen Händen, ohne zu berechnen; er, der durch sein halbes Leben jeden Groschen zu Rath gehalten hatte, fast mit Troß über seine beschränkten Mittel. Jetzt war er ja reich. fand sich dann irgend eine gemeinnützige Angelegenheit für das Dorf, so war er immer der Erste, der mit Rath und That half. Es dankte ihm aber Niemand. „Er hat es ja!“ hieß es, „wer hat, muß zuerst geben,“ und schließlich wo eine Hütte auszubessern, ein Weg fahrbar zu machen, oder sonst eine Unterstützung nothwendig war, ging's immer an des Maler-Majorle's Casse, die sich ja mit jeder Sendung des Kunsthändlers neu füllte. Freilich gab es auch knappe Zeiten; denn der Geschäftsfreund in der Residenz mahnte zuweilen, die Sendungen nicht zu schnell hinter einander folgen zu lassen, um die Preise nicht zu drücken, die ohnehin mitunter knapper ausfielen, als nach den ersten Einnahmen hatte erwartet werden können. Zum Glück kam da ein unvorhergesehener Zuschuß von einigen Tausend Gulden, die dem Major zwar nicht eigentlich gehörten, die ihm aber zur Aufbewahrung überandt wurden, und die er einfach in seine Casse legte. Das verhielt sich so: Der Major hatte einen Freund, den Arzt seines Regimentes,

der ihn ein Mal bei einer nicht unerheblichen Verwundung hergestellt hatte, und dem er sich in Folge dessen treu angeschlossen. Dieser starb und hatte den Freund als Vormund seines einzigen Kindes, eines hoffnungsvollen Sohnes, eingesetzt. Zu erziehen war nicht viel, denn der junge Mann war bereits in einem Alumnat untergebracht, und ging nach ein paar Jahren auf die Universität. Der Major aber verwaltete ihm sein kleines Vermögen so gewissenhaft und mit soviel sparsamer Umsicht, daß er bei der Volljährigkeit seines Mündels nicht allein pünktlichste Rechnung legte, sondern sogar ein paar Tausend Gulden, die er in den sieben Jahren erspart hatte, auszahlen konnte. Der junge Mann hatte Archäologie und Kunstgeschichte studirt, und die Ersparnisse, die sein Vormund für ihn gemacht, waren ihm sehr erwünscht zu wissenschaftlichen Reisen nach Italien und Griechenland, und hielten ihn nun schon seit etwa vier Jahren fern von der Heimath. Die persönliche Beziehung zum Vormund war eine sehr geringe. Die Beiden kannten sich kaum, und mit der Volljährigkeit Erichs, so hieß der junge Mann, hörte sogar der Briefwechsel auf, der sich auch bis dahin eigentlich auf geschäftliche Mittheilungen beschränkt hatte. Jetzt auf ein Mal kam ein Brief des jungen Mannes, der seine Rückkehr in allernächster Zeit ankündigte mit der Mittheilung, daß er sich als Privatdocent an einer noch zu wählenden Universität habilitiren werde, zugleich aber mit der Bitte, den Betrag einer Hypothek, der gezahlt würde, aufzubewahren, bis er sich denselben persönlich abhole. Es kamen auch richtig mit der Post 2000 Gulden, die der Major in Empfang nahm; pünktlich stellte er die Empfangsbefcheinigung aus, warf das Geld aber zu dem übrigen in das Schubfach. Die Leute im Orte aber wußten ganz genau, wann und wieviel Geld der Postbote dem Maler-Majorle brachte, und ihre Anforderungen an die volle und stets zum Geben willige Casse kamen immer zu gelegener Zeit. Vielleicht hätte aber doch dies Mal die Ueberlegung der allzu bereiten Hand Einhalt geboten, wäre der Major nicht gerade in besonderer Aufregung und Schaffensstimmung gewesen. Es war ihm ein Zeitungsblatt fast durch Zufall in die Hand gerathen (denn er hielt sich kein öffentliches Blatt), in dem ein Preis für ein historisches Schlachtenbild ausgesetzt war, der ziemlich hoch, nebenbei noch einen angemessenen Kaufpreis in Aussicht stellte. Die Concurrrenz reizte ihn, dazu die Summe, die verdient werden konnte, und die Zuversicht auf sein Können, zu der ihn die aufmunternden Briefe des Kunsthändlers in der Residenz berechtigten. Seine Bilder, die so leicht Käufer fanden, verbürgten ja schon dadurch einen Werth. Der Termin der Einlieferung war nahe, es war also keine Zeit zu verlieren, und mit doppeltem Eifer ging er an die Arbeit. Xaver, der natürlich der Vertraute seines Herrn war, gerieth in Fieber, und Beide berechneten die Tage bis zur Ablieferung des Bildes, bis zur Entscheidung der Preisrichter, und Einer überzeugte immer den Andern, daß es ja unmöglich sei, den Preis nicht zu erhalten, denn solch' prächtiges Bild hatte der Major noch nie gemalt, und Xaver versicherte immer wieder, keinen Andern gäbe es auf der ganzen Welt der solch' gewaltiges Durcheinander zu Stande brächte, auf dem man manchmal nicht wisse, wem die Beine und die Arme eigentlich zugehörten. Der Major selbst kam in vollkommene Kampfesstimmung und durchlebte wieder in der Production die Schlächterinnerungen seiner jungen Jahre, die muthigen

Erregungen, die seine Kriegsjahre zur beglückendsten Zeit seines Lebens gemacht hatten. Und dabei träumte er nur von seinem Bilde, und welchen Ruhm es ihm bringen müßte. Wer ihn jetzt vor seiner Staffelei gesehen hätte, würde sicher nicht den tief gekränkten, bis zur Menschenfeindlichkeit scheuen Mann wiedererkannt haben, der er noch vor anderthalb Jahren gewesen war; so erhob ihn das Gefühl des Schaffenskönnens; so beschäftigte ihn sein Planen und Erfinden. Abschlagen hätte er aber Niemandem etwas können in dieser Freude, und er that es auch nicht. Das hatten die gleich bemerkt, die seine Güte mißbrauchten.

Das Bild war fertig, grade noch zur rechten Zeit, um pünktlich zur Preisbewerbung einzutreffen. Der Meister war zufrieden mit seinem Werk, und mehr noch Xaver, der immer laut aufjubelte, wenn er vor die Staffelei trat, und bei jedem Fortschritt der Arbeit in neue Bewunderung ausbrach. Besonders gefiel ihm der Pulverdampf und die zusammenbrechenden Feinde. Sein Herr, der ihm Alles erklärte und dabei von den Schlachten erzählte, die er selbst mitgemacht hatte, stieg immer höher in seiner Verehrung, und er hing an ihm mit fast abgöttischer Hingabe.

Nun wurde das Bild zur Versendung verpackt, und das war erst recht ein Fest für Xaver, denn da konnte er auch mit eingreifen und seine selbst angeeignete Kunstfertigkeit zur Geltung bringen, und er that es mit einer Pietät für das Werk seines Herrn, als hätte er das Heiligste zu schützen, und Niemand würde er gestattet haben, es zu berühren, ja nicht einmal sehen hätte es Jemand dürfen, so eifersüchtig war er, als einziger Vertrauter des Künstlers. Ehe aber der wohlhaufgepaßte Deckel der Kiste, die das Meisterwerk einschloß, aufgelegt wurde, richtete er das Bild noch ein Mal in's beste Licht, und Herr und Diener standen davor in stummer Befriedigung. Das war ein beglückender Augenblick für Beide. Der Maler hatte alle seine Kraft, sein bestes Können an dies Bild gesetzt, hatte sich überarbeitet, und vermochte sich nicht so bald wieder an eine neue Arbeit zu wagen. Es kam ihm der Zweifel, ob er je wieder so Gutes würde zu Stande bringen können, und in diesem Gefühl, das ihn niederdrückte und zaghaft machte, ließ er, zum großen Leidwesen seines Dieners, Kohle und Pinsel ruhn und die Farben auf der Palette eintrocknen.

In dieser Stimmung sollte er überrascht werden durch den unerwarteten Besuch seines einzigen geliebten Kindes, seiner Tochter Sabine. Das gute Kind war bei den Großeltern in der Abgeschlossenheit des Landlebens aufgewachsen, und kannte nur die einfachsten, fast beschränkten Verhältnisse im Vaterhause der verstorbenen Mutter. Der Großvater bewirthschaftete seinen kleinen Grundbesitz in Steiermark mit gewissenhafter Pflichttreue, und die Frau stand ihm als gute Hausfrau mit Sparsamkeit und Ordnung zur Seite. Bei der Bescheidenheit ihrer Ansprüche hatten sie keine Sorgen, aber auch nicht mehr, und die aufblühende Enkelin war der Licht- und Sonnenschein ihres Hauses, in dem es frisch und fröhlich herging, denn beide Alten waren heiterer Gemüthsart, das Kind immer lustig, unermüdblich thätig in der Wirthschaft, und da jedes Vorkommniß in dieser wie ein wichtiges Weltereigniß betrachtet und besprochen wurde, fehlte es niemals an Abwechslung, Spannung und Unterhaltung. Bis

auf Rechnen und Buchführung, wofür sie ausgesprochene Begabung zeigte, und weshalb sie auch dem Großvater seine Wirthschaftsbücher in musterhafter Genauigkeit führte, hatte Sabine wenig gelernt, doch bewahrte die Großmutter, die in der Hauptstadt aufgewachsen war, noch immer soviel Interesse für die Ereignisse der Welt, die sie seit Jahren nicht mehr aus eigener Anschauung kannte, daß sie ein paar Zeitschriften mit den Nachbarn hielt, die, wenn auch oft verspätet, von den Wundern da draußen erzählten, und für die langen Winterabende Lectüre gewährten. Sabine mußte vorlesen, der Großvater schlief ein, sobald ihm die Meerschampfeife mit dem Ungarischen ausgebrannt war, die Großmutter wurde immer lebendiger in alten Jugenderinnerungen, und das Kind las oft, ohne zu wissen was. Dafür mußte sie um so besser, was im Hause und in den Ställen vorging, und ihr klares, Alles bemerkende Auge wurde mehr fast gefürchtet, als das des alten Herrn, dem nachgrade schon Manches entging. Das „Bien'l“ hieß sie in schmeichelnder Abkürzung unter dem Gesinde, und sie war auch wie ein Bienehen, so emsig, so sorgend für das Haus, so ordnend und umherschwirrend, dabei so schlank und dunkel, denn das Haar, das sie kurz abgesehritten und schief gescheitelt um die Stirn trug, beschattete ein gebräuntes Gesichtchen, fein geschnitten, mit einem muthigen und entschlossenen Zug um die Mundwinkel, welcher verrieth, daß das Bien'l auch seinen Stachel hatte, und sich, in Wort und That, zu vertheidigen wisse. Auf den ersten Blick hatte sie etwas Bubenhaftes, das aber sofort verschwand, wenn sie sprach mit dem weichen, fast kindlich hohen Organ, das immer wie ein kurzes Lachen klang. Damit freilich regierte sie das ganze Haus, die Großeltern zuerst, ohne es zu wissen, noch zu wollen, denn sie sprach nur offen aus, was sie für recht hielt, und weil es meist das Rechte war, folgte Jeder gern. War einmal etwas Absonderliches oder ein schneller Entschluß zu fassen, hieß es gleich: „da muß man das Bien'l fragen,“ und das hatte auch immer eine Antwort, die oft wie ein Scherz klang, und doch, selbst in ernstern Dingen, den Nagel auf den Kopf traf. Das Haus der Großeltern war ihre Heimath geworden; aber dabei liebte sie den Vater doch mit besonderer Zärtlichkeit, obgleich sie ihn selten, jetzt schon seit ein paar Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der Aufenthalt bei den Schwiegereltern war ihm peinlich und bei sich konnte er das Kind nicht aufnehmen. Selbst die Frage des Reisegeldes kam in Betracht. Als nun das Weihnachtsfest heranrückte, erinnerte sich der Major, daß er dem lieben Kinde immer eine kleine Gabe gesandt habe, wie es grade seine Mittel erlaubten. In dem einsamen tyroler Dorf war freilich nichts zu haben, aber dafür war seine Cass gefüllter als je. Er griff also tief in das bekannte Schiefdach, wechselte bei der Wirthin, was diese zur Zeit in Cassenscheinen liegen hatte, ein, und schickte das Geld der Tochter, mit der Bitte, sich zu kaufen was sie grade wünsche oder gebrauchen könne, oder sonst mit der Summe nach Belieben zu schalten. Das Bien'l empfing den Brief höchst erstaunt. Auch die Großeltern begriffen nicht, wie der Schwiegerjohn zu diesen Schätzen käme, und beriethen, was wohl damit zu machen wäre. Das Bien'l aber wußte es sofort und entschied: „damit reise ich zu meinem guten Vater, und das soll mein Christkind'l für ihn sein, wenn es auch erst nach dem neuen Jahr ankommt.“ Die Großeltern waren entsetzt über diesen

Entschluß und beriethen ihn lang und breit, ohne freilich einen Widerspruch zu erheben, denn es war ja abgemacht, das Wien'l hatte es gesagt, und das hatte immer recht. Es war auch eigentlich nicht viel einzuwenden, als das Wagniß einer so weiten Reise für das junge Mädchen, ganz allein in die unbekannte Welt hinaus. Sabine, so reiseunkundig sie auch war, sah darin nicht das geringste Bedenken. Sie wisse sich schon zu helfen, sei auch kein Kind mehr, im Gegentheil schon volle 17 Jahre alt. Nur Eins verlangte die sorgsame Großmutter, sie müsse warten, bis irgend ein Freund aus der Nachbarschaft nach Wien reise, dort hätte sie Verwandte, die sie für ein oder mehrere Tage aufnehmen würden, und, wenn sich keine weitere Reisegeellschaft fände, möge sie in Gottes Namen allein ihr Glück versuchen; auf die Eisenbahn würden die Verwandten sie ja schon bringen. Das war wenigstens ein Aufschub und Wien'l ließ ihn sich gefallen, obgleich sie die Lippen kramte und in die Höhe zog, denn sie war sonst gewöhnt, einen einmal gefaßten Entschluß sofort auszuführen. Nun ging es aber an die Reisevorbereitungen. Die ausgewachsenen Kleider wurden verlängert und hergerichtet, die Reiseroute mit Jedermann besprochen, festgestellt, und immer wieder umgeworfen, damit aber eine ganze Reihe guter Gelegenheiten verpaßt, bis die ersten Frühlingsboten sich zeigten im Thal, die Bienen auschwärmten aus ihrem Winterschlaf und auch unser Wien'l sich nicht mehr halten ließ vor Ungeduld. Was sollten die Großeltern thun als ihm willfahren, um so mehr, als sie ja eingestehen mußten, daß der Wunsch, den Vater wiederzusehen, ein gerechtfertigter war. So flog das Wien'l aus in die Welt, blieb erst einige Tage in Wien bei den Verwandten, und dann ging's weiter allein, denn sie hatte das Reisen bis dahin ja schon gelernt. Man hätte meinen sollen, daß nach der Landeinsamkeit, die sie nie verlassen hatte, die große Stadt mit allen den neuen und glänzenden Eindrücken sie in größtes Erstaunen hätte setzen müssen, aber dem war nicht so. Sie sah in die Dinge hinein mit klarem Blick, und anstatt sich verwirren zu lassen, fand sie sich schnell zurecht. Das Praktische und Einfache interessirte sie freilich mehr, als das Künstlerische und Glänzende, an dem sie bei ihrem angeborenen heitern Sinn mehr das Humoristische auffaßte, als daß sie es tiefer verstanden hätte. Die Verwandten in Wien staunten sie an wie eine Curiosität, fingen erst damit an, sie mit ihrer eigenthümlichen Unerfahrenheit zu necken, mußten aber bald vor ihren schnellen und mitunter scharfen Erwidrerungen die Segel streichen. Dabei wußte sie durch ihre redliche Offenheit sich schnell in Achtung zu setzen, und bewies durch ihre gesunden Urtheile, selbst Dingen gegenüber, die ihr bis dahin fremd gewesen waren, daß es ihr an Auffassungsfähigkeit weniger fehlte, als an Bildung. Als sie nach einigen Tagen weiter reiste, hatte sie sich doch die Herzen der Verwandten gewonnen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung in unser tyroler Dorf und zum Maler-Majorle zurück. Sein Bild zur Preisbewerbung war abgegangen und noch hatte er nicht Stimmung und Muth zu einer neuen Arbeit gewonnen. Das sind die Tage des Künstlers, in denen die eben abgeschlossene Production noch weiter arbeitet und ausklingt, die Stimmung, in der er ihr nachträumt, in Erwartung des Rückschlages, den sie im Urtheil der Oeffentlichkeit finden wird. Der Major

durchlebte das zum ersten Mal. Zuerst hatte er nur Freude an der Ausübung einer Geschicklichkeit gehabt, die seine müßigen Stunden ausfüllte, dann eine Befriedigung an dem Verdienst, den ihm eigenes Können eintrug. Künstlerisches Bedürfniß zum Schaffen war es noch nicht gewesen und ebenso wenig das Verlangen nach Anerkennung. Es genügte ihm vollkommen, ungenannt aus der Verborgenheit durch die Vermittelung des Kunsthändlers die Knappheit seiner Lage in ein Behagen zu wandeln, das ihm, der mehr zum Verschwender als zum Sparer angelegt war, die Gewöhnung der Kinderjahre zurück rief. Nicht grade die Noth, aber doch die Kargheit der Verhältnisse war seine Lehrmeisterin gewesen. Durch das Eintreten in die Concurrenz trat er vor die öffentliche Meinung und verlangte und erhoffte ihre Anerkennung. Er bot mehr als die Spielerei der Geschicklichkeit, er wollte eine Production geben — der Dilettant trat in den Anspruch des Künstlers, erst unbewußt, aber dann, im Fortschritt der Arbeit, in den Hoffnungen, die er an dieselbe knüpfte, immer klarer. Zum ersten Mal fühlte er sich beim Abschluß erschöpft, und die Fortsendung war ihm ein Abschied. Selbst seinem Diener war er durch dieses Bild näher getreten, denn dessen Begeisterung für dasselbe that ihm wohl, ermuthigte ihn, und fing an ihm Bedürfniß zu werden. Da er sich so noch unfähig fühlte zu einer neuen Arbeit, ließ er sein Atelier aufräumen und begann lange Wanderungen in das Thal, wo der erste Frühlinggruß sich unter dem thauenden Schnee der Wiesen, in den schüchternen Knospen der Bäume zu zeigen anfang, während im Werdeübermuth und in ungezügelter Kraft an den Bergen sich die Starrheit zu neuem Leben löste und die Schneewasser, erst tropfend, dann rieselnd und endlich als rauschende, schäumende Bäche über das Felsgeröll zum Thale stürzten. Xaver dagegen konnte sich nicht von dem Atelier trennen und schloß sich dort den ganzen Tag über ein, behauptend, er hätte dort immer wieder zu schaffen. Die Freude seines Herrn an der Natur und dem werdenden Lenz konnte er nicht verstehen. Seit er vom Zauberbecher der Kunst genippt hatte, war ihm aller Sinn für die Natur, den er übrigens nie eigentlich besessen hatte, vollkommen verloren. Der Wechsel der Jahreszeiten, der lebendige Reiz der Landschaft war ihm eine Nothwendigkeit, oft eine recht lästige, in die man sich finden mußte, nicht ein immer neues Wunder; sie lockten ihn nur, um sie mit Pinsel und Farben wiederzugeben.

Als Sabine, nach einer ohne Fährlichkeiten überstandenen Reise, am Wohnort ihres Vaters ankam, auf einem Wägelchen, das sie auf der letzten Station gedungen hatte, war der Major auf einem Spaziergang das Thal hinab. Im ersten Augenblick verdrießlich, hatte sie sich schnell gefaßt, und meinte, nun solle er sie gleich eingerichtet finden. Das setzte sie auch sofort in's Werk, und die Wirthin bot willig die Hand, obgleich das Bien'l das Zimmer, das sie sich aussuchte und das an jenes des Majors stieß, vollkommen ummeublirte, wobei das junge Mädchen aber wacker selbst mit zugriff. Am natürlichsten wäre es ja gewesen, Xaver zur Hilfe zu nehmen, der sich ein Mal wieder im Atelier eingeschlossen hatte, der aber, kräftig und geschickt wie er war, den Frauen das Rücken und Ergänzen der Zimmereinrichtung sehr hätte erleichtern können. Aber dem bösen Buben wollten nun weder die Wirthin noch die Kellnerin ein gutes

Wort gönnen, ja sie fingen gleich damit an, dem gnädigen Fräulein so viel hingeworfene Stichelreden gegen den Liebling und Vertrauensmann des Herrn Majors zwischen ihre sonstige Redseligkeit zu mischen, soviel böse Voraussetzungen über die schlimmen Erfahrungen, die der gute Herr noch an dem boshaften Schlingel machen würde, daß die arme Sabine wirklich annehmen mußte, der Vater sei da in schlimme Hände gerathen. Als sie mit ihrem eigenen Zimmer fertig war, und der Vater noch immer nicht heimgekommen, ließ sie sich dessen Zimmer öffnen und war entsetzt, wie unbequem und unzweckmäßig sie das hergerichtet fände, und wie unordentlich gehalten. Die Wirthin wälzte alle Schuld auf den Kaver, der nicht litte, daß sie oder ihr Mädchen das Zimmer beträten, und der Herr Major müsse darunter leiden; denn was verstünde der Bettelbube davon, wie es ein vornehmer Herr gewohnt sei und auch verlangen könne. Sobald sie aber nur im Geringsten einreden wollten, setzten sie sich Ungezogenheiten des Jungen aus, und dem gingen sie, schon aus Respect vor dem Herrn Major, aus dem Wege. Das bestätigte nun freilich Kaver selbst, denn er stürzte verstört und zornig aus dem Atelier und fragte barsch, wer sich unterstehen dürfe, in das Zimmer seines Herrn einzubringen. Die Wirthin gab es ihm tüchtig wieder, denn sie fühlte einen Rückhalt durch Sabine's Anwesenheit, bis diese muthig zwischen die Streitenden trat und ruhig aber fest erklärte, für das Zimmer ihres Vaters würde sie nunmehr die Anordnungen übernehmen, und wenn sie überhaupt dem Diener Befehle geben sollte, so hätte er zu gehorchen. Kaver, als er erfuhr, daß er die Tochter seines Herrn vor sich habe, war gleich wie gebannt still gestanden; aber seine Lippe, die kein Wort mehr vorbrachte, zuckte vor Zorn, die Faust ballte sich, und ein Gefühl von Feindschaft keimte in seinem Herzen, und ein Groll über die Demüthigung vor den verhassten Weibern. Das war der Eindruck, den ihm Sabine's Ankunft machte, und mit dem er still bei Seite schlich, als er den wohlbekannten Schritt seines Herrn auf der Treppe hörte.

Die Wirthin ging dem Major triumphirend entgegen und rief ihm, wie Sabine sie auch zurückhalten wollte, schon von oben hinunter zu, er solle sich eilen, es erwarte ihn Jemand, und er werde Augen machen über die Freude, die seiner harre. Der Major liebte solche laute Anrufe nicht und stand verdrießlich still auf der Treppe; als er jedoch den Kopf hob und sein geliebtes Kind erkannte, verging ihm der Athem, Sabine aber stürzte ihm entgegen und zog ihn dann, mit Thränen des Glücks im Auge, in sein Zimmer. Lange lagen sich die Beiden stumm in den Armen, ehe sie sich Alles erklären und erzählen konnten, und es war doch so einfach. Dem Major war die Ankunft der Tochter nach vielen Richtungen eine Ueberraschung. Er hatte wohl auch zuweilen daran gedacht, daß sie kommen könne; aber dann schien ihm die weite Reise ohne Begleitung unmöglich, besonders da er das Bien'l noch immer als Kind in der Erinnerung hatte. Und nun hielt er sie als erwachsenes Mädchen im Arm, und als eins, das sehr wohl wußte, was es wollte und konnte. Er hatte erst gar nicht bemerkt, welche Veränderung mit seinem Zimmer vorgegangen war, und kaum fiel es ihm auf, als das Bien'l ihm schon auseinander setzte, welch' Glück es sei, daß sie da wäre, um ihm seine Häuslichkeit vernünftig und behaglich zu gestalten. Sie würde Alles gleich in die Hand nehmen. Es war ihm nicht

ganz recht, aber sie machte das so allerliebft und so begreiflich, daß er nicht wagte, Einspruch zu erheben. Sie that gar nicht, als ob das anders sein könne, das hatte sie ja auch so bei den Großeltern gehalten, wo sie Alles regierte und, scheinbar dienend, herrschte. Schnell hatte sie nun auch dem Vater seine Gewohnheiten abgefragt, Manches gebilligt, Vieles als unstatthaft verworfen und Einiges mußte ja schon ihretwegen geändert werden. Nun wurden die Stunden der Mahlzeiten, die bis dahin ganz unregelmäßig und willkürlich gewesen waren, pünktlich festgesetzt, Sabine bestellte den Küchenszettel, half auch selbst am Herd, und erbat sich vom Vater eine kleine Wirthschaftscasse, mit der sie sehr häuslicherisch schaltete. Auch rechnete sie täglich mit der Wirthin ab. Das war der zwar nicht ganz recht, aber Sabine war ihr im Rechnen überlegen und ließ sich auch nicht den kleinsten Rechenfehler entgehen. Mit Xaver stellte sie sich freilich auch auf einen Fuß, den dieser noch nicht kannte. Sie ließ sich mit ihm in keinerlei unnützes Gespräch ein, sondern gab ihm ihre Befehle kurz und klar, aber sie hielt auch darauf, daß er sie pünktlich ausführte, obgleich sie wohl merkte, daß er es widerwillig that. Es ging ihm das ganz gegen die Natur. An schlechte Behandlung war er von Kindheit an gewöhnt, an Ordnung und Pünktlichkeit nicht, und mit seinem Herrn hatte er sich einen familiären Ton zurecht gemacht, auf den Sabine nun einmal nicht einging, und dadurch auch in ihrer Gegenwart nicht aufkommen ließ. Der Junge fühlte sich gedemüthigt und zurückgesetzt, und da der Major immer mit der Tochter war und sich ihr ausschließlich widmete mit voller väterlicher Zärtlichkeit, hatte sein Alleinsein mit Xaver so gut als aufgehört, um so mehr, als der Maler seit der Absendung seines Bildes zur Preisbewerbung kein neues angefangen und das Atelier kaum wieder betreten hatte. Damit war dem armen Jungen die beste Freude, die ihm in seinem freudlosen Leben geworden war, zerstört, und er fing an, Sabine's Ankunft wie ein Unglück anzusehen und auf sie selbst eine Eifersucht zu fassen, die sich fast zum Haß steigerte. Zehn Mal hatte er sich schon entschlossen, seinen Dienst aufzugeben, aber die Anhänglichkeit an den Major hielt ihn immer wieder davon ab. Dieser merkte die Veränderung im Betragen seines Dieners kaum, so sehr nahm ihn das bis dahin ungekannnte Glück, der Verkehr mit der Tochter, in Anspruch. Sie hatten sich so viel zu erzählen, so Manches nachzuholen, was im brieflichen Verkehr kaum zur Sprache gekommen war. Wenn das den Major nun auch abzog und die erste Zeit des Wiedersehens vollkommen ausfüllte, so hielt ihn doch der Ausgang der Preisbewerbung in fieberhafter Aufregung. Er zählte die Tage bis zur Entscheidung und träumte nur von dem Glück, das eine Lebenswendung für ihn werden mußte. Davon aber erzählte er der Tochter nichts. Er wollte sie überraschen, und falls wirklich seine Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten, durfte das liebe Kind nicht dadurch beunruhigt werden. Einen Pinsel hätte er aber nicht anzurühren vermocht in dieser Spannung und Ungewißheit.

Sabine, die immer die Augen auf hatte und Alles beobachtete, sah im Uebrigen mit Staunen der Lebensweise des Vaters zu. Sie kannte ja ungefähr seine Verhältnisse, denn aus denen hatten die Großeltern niemals ein Geheimniß gemacht, wie sie überhaupt Alles vor der Enkelin besprachen und beriethen.

Und nun sah sie den Vater, der früher seine Sparsamkeit bis zur Selbstpeinigung getrieben hatte, wie einen reichen Mann mit dem Gelde umgehen, und wenn das auch nicht für sich, so doch für Andere; denn aus der ganzen Umgegend kamen die Leute um eine Unterstützung, manchmal in der Form eines Darlehns, zu erbitten und immer war er zum Geben bereit. Sabine warf dann wohl eine bescheidene Frage hin, wie das möglich wäre; aber der Vater machte ein geheimnißvolles Gesicht, wich aus und versicherte nur, sie solle seiner Zeit Alles erfahren, bis dahin aber sich keine Gedanken machen; denn er wisse recht wohl, wie weit seine Mittel reichten. Sie machte sich aber doch ihre Gedanken und rechnete dem Vater im Kopf nach, wie sie das dem Großvater auch schon gethan hatte, und ihre Rechnungen stimmten immer ziemlich genau. Am leichtesten hätte sie das Geheimniß des Vaters ergründen können, hätte sie sich herabgelassen, Xaver auszufragen, denn die Wirthin erzählte ihr immer wieder, der Mensch habe das volle Vertrauen des gnädigen Herrn, und es solle sie wundern, wenn er es nicht noch arg mißbrauchen würde. Doch war das Aushorchen gegen ihre offene Natur und der junge Mensch ihr zuwider, der auch immer seine störrische Art herauskehrte, so oft er ihr begegnete, ja seit sie gekommen war, sich oft tagelang außerhalb des Hauses aufhielt oder in das Atelier schlich, Niemand wußte, wozu und weshalb. Endlich mußte selbst der Major es bemerken, welche Veränderung mit seinem Diener vorgegangen war, der auch ihm scheu aus dem Wege ging, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit.

Der Tag, an dem das Ergebniß der Preisbewerbung ausgesprochen werden sollte, war längst vorüber, und doch hatte unser Major seinen Namen und Adresse in dem versiegelten beigelegten Zettel, wie es vorgeschrieben war, ganz genau angegeben, und immer noch kam keine Nachricht. Während der Arbeit hatte er sich so sicher in die Hoffnung eines Gelingens hineingerebet; jetzt aber fing er an, wenn auch nur leise, so doch wiederholt an einem glücklichen Erfolg zu zweifeln. Sabine bemerkte wohl seine Zerkreuthheit, aber sie sollte ja nicht fragen, und begnügte sich, den Vater so gut sie konnte aufzuheitern. Sie machte sich ernste Gedanken darüber, daß ihr das so wenig gelingen wollte. Frisch, heiter und zuversichtlich hatte sie ihn gefunden, und nun schien ihre Anwesenheit ihn von Tag zu Tag mehr zu verstimmen.

Endlich kam ein Brief. Sabine begegnete dem Postboten damit auf der Treppe und nahm ihn in Empfang für den Vater. Er trug ein großes amtliches Siegel. Es war Nachmittag und die Dämmerung brach schon ein, als Sabine, ganz ahnungslos über die Bedeutung dessen, was sie in der Hand hielt, in das Zimmer des Vaters trat; dieser hatte aber kaum den Brief gesehen, als er ihn der Tochter aus der Hand riß und damit an das Fenster eilte. „Du wirfst Dir die Augen verderben, Väterchen,“ rief sie lachend, und eilte ein Licht anzuzünden. „So wichtig wird es ja nicht sein!“ Als sie aber mit dem Licht kam, fuhr sie erschreckt zurück, so bleich, so bewegt sah der Vater aus und starrte in das Schreiben, das ja doch nur wenige Zeilen enthielt, nichts als die Mittheilung, daß man sein Bild, das übrigens für den Preis gar nicht in Frage gekommen wäre, und das selbstverständlich auch sonst keinen Käufer hätte finden können, am wenigsten zu dem bezeichneten Preise, wenn er nicht anders darüber verfüge,

an seine Adresse zurückbefördern würde. Sabine sah entsetzt auf den Vater, der die Hand auf die Stirn legte; aber er winkte ihr, ihn jetzt zu verlassen und fügte, als sie zauderte, hinzu: „Ich werde Dich rufen, Kind, Du sollst Alles erfahren.“

Sie entfernte sich, und von ihrem Zimmer aus hörte sie den Schritt ihres Vaters, der erregt auf und ab ging. Was da nicht alles für Befürchtungen und Sorgen durch ihre Gedanken zogen. Es mußte etwas Wichtiges und Besonderes sein, was dem Vater mitgetheilt war in den paar Zeilen, denn so erregt hatte sie ihn niemals gesehen. Ja, es war eine schwere Entscheidung für den Mann, war nicht allein das Scheitern einer vielleicht zu grundlos, ja sogar thöricht aufgebauten Hoffnung, sondern ein Zweifel an sich selbst, der eine glückliche Wendung seines Lebens, und er hatte deren nicht viele gehabt, wie eine Selbsttäuschung erscheinen ließ, und seine ganze Zukunft wieder in Frage stellte. Er hatte seinen Namen preisgegeben, und das hatte ihm Ueberwindung genug gekostet; und nun mußte er sich so zurückgewiesen sehen, denn er las aus dem Brief eine, vielleicht nicht ein Mal beabsichtigte Geringschätzung heraus. Die Empfindlichkeit, die durch seine Lebenserfahrungen geschärft war, die er in der letzten Zeit durch die Arbeit und in derselben überwunden hatte, gewann abermals Gewalt über ihn, und er kam sich vor, als hätte er Alles wieder verloren, was ihm das Leben erträglich machte. Er vergaß sogar, daß, nur durch eine Thür von ihm getrennt, ein junges Herz schlug, darauf harrend, seine Sorgen zu theilen, sie ihm tragen zu helfen. Er war wieder ungerecht gegen sein Geschick; aber war er deshalb weniger zu beklagen? Was die Empfindung der Kränkung noch verschärfte, war der grelle Contrast in der Wendung seiner Zukunftshoffnungen. Gestern noch, in dem Zusammenleben mit dem lebenswürdigen und geliebten Kinde, mit allen den Träumen eines aus eigener Kraft geschaffenen Behagens, hatte er vielleicht die gehobensten Stunden seines Lebens genossen — heute sollte das Alles zertrümmert sein. Das Glück von gestern erschien ihm jetzt doppelt sonnig, und er übertrieb sich das Geschick von heute. Daß er das that, war nicht Schwäche; es lag in der Eigenthümlichkeit seines Charakters, der fähig gewesen wäre, einem großen Unglück ungebeugt gegenüber zu stehen, aber sich aufrieb in den kleinen Widerwärtigkeiten, die im Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft nun ein Mal Niemandem erspart bleiben. Ein Tropfen Künstlerbluts rollte doch auch in seinen Adern, der träumerische Hang zur Production, die Reizbarkeit, die der Frosthauch der Wirklichkeit schmerzlich trifft, das jubelnde Hoffen und das trübe Verzagen.

Sabine war eine ganz anders angelegte Natur als der Vater. Ihr mußte Alles wirklich und faßbar sein. Sie stand noch im festen Vertrauen auf die Menschen, wie das der Jugend, die noch keine Enttäuschung erfuhr, eigen ist, und die angeborene Heiterkeit ihres Sinnes ließ sie Manches fortlachen, was Andere betrübt hätte. Was nicht überlacht werden konnte, schalt sie sich vom Herzen und nie war sie lebenswürdiger, als wenn sie sich in ihrem Bösesein selbst ironisirte. Keine Verstimmung kam bei ihr auf den Grund, keine Stimmung pußte sie sich auf. Dazu war sie zu wahr und zu offen, sie konnte weder erfinden noch verbergen. Als sie aber still, lautlos in ihrem Zimmerchen saß, die Dämmerung allmählig zur Nacht wurde, und sie horchte auf die Schritte

des Vaters nebenan, auf die Lösung des Räthfels, die er ihr versprochen hatte, drohte doch die Heiterkeit sie zu verlassen und von Zeit zu Zeit mußte sie gewaltsam eine Thräne aus dem Auge wischen, die sich, sie wußte selbst kaum weshalb, dorthin verirrt hatte. Sie wußte noch nicht, daß die Sorge in reiferen Jahren das Auge starr macht gegen die Thräne, die der Jugend ein milder Balsam ist. Endlich ertrug sie die Spannung nicht länger, und leise öffnete sie die Thür zum Zimmer des Vaters, das helle Auge halb fragend, halb bittend auf ihn gerichtet. Als sie so lieblich vor ihm stand und sich ihm dann an die Brust lehnte, schloß er sie fest an sich und konnte lange das Wort nicht finden, ihr Alles zu erklären. Auch als er endlich angefangen hatte mit seinem Bericht, ging es nur langsam mit dem Erklären und Verstehen, denn das Wien' l konnte eigentlich nicht begreifen, wo das große plötzliche Unglück läge, und behauptete, mit dem Preis, das wäre ja recht hübsch gewesen, aber wer wisse, was dahinter stecke, und gehn würde es auch so. Wenn nun der Kunsthändler in der Stadt, wie früher, zahle, und dem Papa das Hantiren mit Pinsel und Farben einen angenehmen Zeitvertreib böte, so wäre das ja Alles, was man verlangen könne. Der Vater wurde im Verlaufe der Unterredung mehr als ein Mal heftig, nicht auf das Wien' l, weil es ihn nicht verstand, aber auf sich, daß er sich nicht deutlicher auszudrücken vermochte, und dann lachte das Kind und sagte: „So recht, Papa, werde böse und schilt mich aus, aber gräme Dich nicht mehr. So lange ich bei Dir bin, und ich komme nun alle Jahr zu Dir, will ich Dir Dein Wesen so führen und ordnen, daß Du reichlich auskommen sollst, und Farben und Seintwand fallen auch noch ab. Aber ein wenig sparsamer mußt Du mir werden, und weniger freigebig gegen Andere. So geht's nicht, und es dankt Dir auch Keiner.“ Der Major sagte, da möge sie wohl Recht haben; aber wenn das Wien' l auf die unverschämten Tyroler schalt, die den Vater nur ausbeuten und mißbrauchen wollten, nahm er diese in Schutz, und dann stritten sie miteinander, wobei aber die Kleine so komisch war, daß der Vater selbst lachen mußte, und da hatte sie gewonnenes Spiel. Schließlich fing der Major an, auf die Preisrichter zu schelten und zu toben, und das ließ die Tochter geschehen, wußte sie doch aus Erfahrung vom Großvater, daß es gut thut, wenn man sich ein Mal den Aerger vom Herzen poltert, besonders wenn es die trifft, die weit ab sind und es nicht erfahren. Nach einigen Stunden konnte das Wien' l getrost das bescheidene Abendbrot kommen lassen, das doch nicht gut auf einen Aerger zu nehmen ist. Dabei lief freilich wieder ein kleiner Verdruß mit unter, denn der Kaver war nirgend zu finden, um das Abendessen aufzutragen, und schließlich schlich er sich aus dem Atelier heraus, wo er der ganzen Auseinandersetzung seines Herrn zugehört hatte, und ganz verstört zum Vorschein kam. Sein dunkles, lockiges Haar hing ihm wirr um den Kopf, und eingestanden hätte er um die Welt nicht, daß er es in der Wuth auf die boshaften Preisrichter zerjault hatte, eigentlich aber aus einem bitteren Gefühl gegen seinen Herrn, mit dem er doch früher alle Hoffnungen getheilt hatte, und der ihm nun seinen Theil an dem Kummer nicht gönnte. Das Wien' l schalt ihn tüchtig aus, und das machte ihn erst recht rabiat. Aber von der, das wußte er ja, hatte er überhaupt nur Böses zu gewärtigen.

Dem stürmischen Abend sollte kein ruhiger Morgen und Tag folgen. In den Bergen ballt sich das Gewölk zusammen, das sich in der Ebene einzeln und milder entladet. Wenn es ein Mal losbricht, kommt eine ganze Reihe von Wetter zusammen. Der Major hatte doch eine schlechte Nacht gehabt mit allerlei quälenden Gedanken. Er schreckte immer wieder auf mit der Empfindung, als zöge ein Unheil heran. Er wollte klar sehen, und beschloß in das Städtchen zu fahren und zu versuchen, ob er nicht aus den Zeitungen, die er dort fände, Genaueres über das ihm feindliche Preisurtheil erfahren könne. Sabine wollte ihn begleiten, aber das gab er nicht zu. Das Wetter sei zu wüth, und nur ein offenes Wägelchen zu haben. Auch Xaver wies er zurück und gab ihm einen Auftrag über Land auszurichten und die Skizzenmappe zu holen, die sie in einem Dorfe, eine Stunde weit über das Gebirge, zurückgelassen hatten. Er wollte Alles beisammen haben, und entweder wieder mit neuer Kraft an die Arbeit gehen, oder ein für alle Mal dieser Beschäftigung entsagen. Xaver hatte sich, freilich ziemlich verdrossen, auf den Weg gemacht und das kleine Bauerngefährt hielt bereits vor dem Gasthause. Der Major, der seine Börse für alle Fälle füllen wollte, nahm den Schlüssel zu seinem Geldfache, um einige Gulden herauszunehmen; aber wie erstaunte er, als er das Fach bis auf wenig Stücke kleiner Münze leer fand. Da lag noch das fünffach gesiegelte Briefcouvert, in dem das seinem Bündel gehörige Geld angekommen war; aber auch das war leer. Der Major entfann sich, wohl ein paar Scheine aus demselben herausgenommen zu haben, die er dann mit der ersten Sendung des Kunsthändlers, vielleicht auch mit dem Preis seines Concurrnzbildes ergänzen wollte, jedenfalls aber mit dem Erlös des Bildes selbst, falls ihm die Prämie entginge. Daß aber das Geld ganz ausgegeben sein sollte, schien ihm unmöglich. Er war wie erstarrt und schlug sich vor die Stirn. Sabine und die Wirthin standen schon auf dem Gang mit Pelz und Fußsack und drängten zum Aufbruch. Der Major trat leichenblaß aus dem Atelier: „Mein Gott, Papa,“ rief Sabine, „was ist Dir? Du schaust aus zum Erschrecken!“

„Nichts, Kind,“ sagte er tonlos, „mir fehlt Geld in meinem Tisch, eine ziemlich bedeutende Summe. Es wird sich finden, es muß sich finden.“

„Laß uns suchen!“ warf Sabine hin.

„Wo? Nur dort hatte ich das Geld!“ antwortete der Vater, hielt aber sofort inne, denn jetzt erst bemerkte er die Wirthin, die höchst erregt hinzutrat und laut rief: „Es fehlt Geld, in meinem Hause ein Diebstahl, das ist unerhört, das bringt das ganze Wirthshaus in üblen Ruf!“

Der Major unterbrach sie. „Ich habe nichts gesagt von einem Diebstahl. Kein Wort davon, bitte ich mir aus, bis ich zurückkomme.“

„Also willst Du doch fort?“ fragte Sabine.

„Ja!“ antwortete er, „jetzt ist's nothwendiger als je. Verschließe die Thür des Ateliers. Ich muß überlegen, muß Entschlüsse fassen. Die Fahrt durch die frische Luft wird mir wohlthun. Sprich zu Niemand, Sabine, Du bist mein starkes, mein kluges Kind, mein einziger Freund auf der Welt. Auf Dich verlaße ich mich, Du wirst mir helfen.“ Er war schon auf der Treppe.

„Laß mich mitfahren!“ bat Sabine noch einmal.

„Nein!“ erwiderte er. „Dort kann ich Dich nicht gebrauchen, hier bist Du nothwendig. Sorge nur dafür, daß nichts gesagt wird, bis ich zurück bin.“ Er war äußerlich ganz ruhig, ja er winkte der Tochter noch freundlich zurück, als der Wagen fortrollte. Sie erwiderte den Gruß lächelnd, ja sie wandte sich dann scheinbar heiter zur Wirthin, die hinter ihr in der Hausthüre stand und sagte: „Es ist nichts, ich kenne den Papa. Vielleicht ein Mißverständniß. Es findet sich auch noch. Und schließlich wird es sich um ein paar Gulden handeln.“

Damit ging sie in ihr Zimmer, und erst als sie sich allein sah, brach sie in Thränen aus: „Armer Papa,“ sagte sie vor sich hin, „Großpapa hat Recht, er weiß nicht, sich mit dem Leben und seinen Verhältnissen einzurichten. Es hat mich oft getränkt, wenn Großpapa das sagte, und doch verstand ich eigentlich nicht, was er meinte. Heute verstehe ich es.“ Darauf aber wischte sie schnell die Thränen aus den Augen, nahm Bleistift und Papier und fing an zu rechnen. Damit hatte sie wieder ihre volle Fassung und Kraft gewonnen, sie, deren ganze Natur nun einmal ohne Illusionen, ohne falsche Hoffungssträume, aber auch ohne krankhaftes Verzagen, auf das Positive ging. Sie wußte sich mit dem Leben, mit der Zeit, mit dem Gelde einzurichten, und Alles war so befriedigend geordnet, wie die Vorrathskammer ihrer Großmutter, in der sie schon seit mehreren Jahren allein das Regiment führte. Da war Alles am richtigen Fleck, nichts unnütz, nichts zuviel, und so eingetheilt, daß sie auskam bis auf den Tag, den sie voraus berechnet hatte. Nicht ein Körnchen hätte fehlen dürfen, sie hätte es auf den ersten Blick bemerkt. So legte sie sich auch jetzt Alles zurecht, und der getreue Gefelle, ihr Bleistift, dazu die immer zuverlässigen Diener, die Zahlen, halfen ihr auch diesmal, nicht mit falschem trügendem Trost, aber mit sicherer, herber, offener Wahrheit. Sie wußte nun, wo die Schäden lagen, und bildete sich auch ein schon zu wissen, wie sie ihnen abzu- helfen vermöchte.

Die Wirthin war den Befehlen des Majors nicht so gehorsam als Sabine. Kaum war der Wagen ihres Gastes aus Sicht, und eben hatte sich das Fräulein in ihr Zimmer zurückgezogen, als sie auch schon höchst aufgeregt nach der Kellnerin, ihrer Vertrauten, rief, und als die, ziemlich langsam und phlegmatisch die Kellertreppe hinaufschlich, gähnend mit den Worten: „Ja, Gamswirthin, wo brennt's denn?“ polterte die ihr schon mit der großen Neuigkeit entgegen: „Jes, Maria, Joseph, dem Maler-Majorle ist sein Geldpult aufgebrochen und die ganze Baarschaft ausgeräumt. Mich trifft der Schlag. Das in meinem ehrlichen Haus, und Du wirst's sehen, er ist schon in die Stadt, das einzufädeln, wir müssen Alle vor's Criminal, und das ist 'ne Schand' für's ganze Dorf!“

Die Kessi schlug die Hände über dem Kopf zusammen, aber sie gönnte ihrer Verwunderung nicht lange Zeit, sondern fand gleich einen Ausweg, alle Schuld auf einen Andern zu wälzen: „Und das hat Keiner gethan als der Kaver,“ sagte sie, „das sag' ich, die Kessi, und für dumm hat mich noch Niemand angesehen. Ich bin zwar eine geringe alte Magd, aber ehrlich, das könnt Ihr nicht anders sagen, Gamswirthin, Ihr kennt mich zweiundzwanzig Jahr, und der das Geld genommen hat, ist der Kaver. Mir hat's mein kleiner Finger gesagt, daß der uns Unglück brächte in's Haus, und die ganze lekt' Zeit habe ich ihm etwas

angemerkt, und dem Holzen-Peter hab' ich's schon vor vierzehn Tagen gesagt, könnt ihn fragen!"

Die Gamswirthin hatte schon denselben Gedanken gehabt und wollte doch auch nicht dümmer sein, als ihre Kellnerin. Was die gemerkt hatte, durfte ihr nicht entgangen sein, aber sie scheute sich vor dem Major, der nun einmal nichts auf den Kaver kommen ließ. „Still," sagte sie, „erst wissen, dann wollen. Warten wir das Maler-Majorle ab, bis der heim kommt, und vorher steck ich's dem Bien'le, das hat auch gleich einen Zahn gehabt auf den Kaver, die kann's ihm sagen."

Aber da kannte sie die Kesi schlecht. Die war so stolz auf ihre Klugheit und daß sie gleich wußte, wer das Gold hätte, daß sie um aller Himmelseligkeit willen nicht geschwiegen hätte. Sie that zwar, als ginge sie wieder in den Keller an ihre Arbeit; aber sie schlüpfte nebenbei aus der Hofthür hinaus und traf auch gleich am Nebengehöft den Nachbarn, der das Dorf hinunter gehen wollte. „Ja, Kesi," sagte er, weil sie ihm so bedeutungsvolle Gesticulationen machte, „was ist denn in Dich gefahren, daß Du so verschrocken aus dem Haus läufft?"

„Wenn Ihr wüßtet," erwiderte sie, „Ihr solltet Euch wundern. Aber ich sag's nicht, die Gamswirthin will's nicht Wort haben, wenn aber das Maler-Majorle aus der Stadt heim kommt, dann könnt Ihr etwas erleben."

Sie wollte vorbeieilen, aber da kannte sie den Nachbarn schlecht; der ließ sie so mit der verschluckten Neuigkeit nicht fort, und daß sie darauf brannte, ihr Geheimniß los zu werden, sah er ihr auf den ersten Blick an. Sie warf denn auch, was die Gamswirthin nur angedeutet hatte, als grelles Factum, was sie selbst vermuthete als Gewißheit hin, und so bekam erst der Nachbar, dann das ganze Dorf, das sich in Gruppen zusammenfand, die entseßliche Geschichte zu hören, zu besprechen, zu vergrößern, der Kaver habe dem Maler-Majorle seinen Geldschrank erbrochen, habe die ganze Baarschaft gestohlen und sei auf und davon, das Maler-Majorle aber sei sofort in die Stadt gefahren, um die Sache anhängig zu machen, und die Schand' haste auf dem ganzen Dorf, das bald bei allen Fremden als ein Diebsnest verrufen sein würde. Die Entrüstung, die Empörung wuchs von Gehöft zu Gehöft, mit jedem neu Hinzutretenden, und wie ein Funken, der in's Pulverfaß fällt, entzündete die Nachricht den ganzen Haß, der seit Jahren im Dorfe auf dem Kaver offen und verborgen herrschte. Das wollte Jeder vorausgesehen haben, man kenne ja den Buben, der immer ein Lagenichts gewesen sei, und wenn ja Einer behaupten wollte, jede andere Bosheit, aber das hätte man dem Buben doch nicht zugetraut, schrie die ganze Gesellschaft auf, und aus dem zweifelhaften Saatkorn Entschuldigung wuchs wuchernd ein ganzes Feld Anklage auf. Nun hatte auch Jeder neue Beweise der Schuld und Alle wollten sich überbieten in Scharfsinn und Vorschlägen, was jetzt geschehen müsse zur Ehrenrettung des Dorfes. Das seien sie sich, aber das seien sie auch dem Maler-Majorle schuldig, der zwar etwas stolz den vornehmen Herrn gegen die Bauern ausspiele, aber doch auch Manchem geholfen hätte. Dabei schielte Jeder auf den andern und Keiner redete von der eigenen Dankeschuld. Nun wälzte sich die ganze Gesellschaft bis vor die goldene Gams

und Einzelne verlangten den erbrochenen Geldschrank zu sehen, und warfen etwas vom Thatbestand hin, der zunächst festgestellt werden müsse. Aber da stießen sie auf einen scharfen Widerspruch bei Sabine, die ihr und des Vaters Zimmer von innen verriegelt hatte und aus dem Fenster der Menge erklärte, Niemand dürfe ihr über die Schwelle, bis der Vater heim gekommen sei. So habe ihr dieser befohlen und das seien ihre vier Pfähle, die sie zu vertheidigen wissen würde. Damit schlug sie das Fenster zu. „Mit der ist nicht zu spaßen!“ sagte die Kesi, „die ist noch stierköpfiger als das Majorle, und das Bienle hat seinen Stachel!“ Die Bauern lachten, aber der Gamswirthin Gastzimmer waren nicht deren eigene vier Pfähle, sondern gehörten Jedem, der seinen Schoppen Bier oder Wein zahlen konnte, und da stürmte denn die ganze Gesellschaft hinein, ob auch die Gamswirthin schalt, besonders auf die Kesi, die, gegen ihr Verbot, die Mordgeschichte ausgeplauscht hätte. Die Kesi machte sich nichts daraus, kam sie sich doch wie die Heldin des Tages vor und wußte sie doch, daß die Wirthin ganz froh sei, beim Major die Schuld auf sie schieben zu können. Beim Glase discutirte es sich nun prächtig, und bald wußte das ganze Dorf, daß der Xaver seit einiger Zeit schon ein verschüchtertes und verstecktes Wesen gehabt hätte, daß er heimlich in das Malzimmer des Majorle geschlichen wäre und sich dort oft stundenlang eingeschlossen hielt, wozu gar kein Grund, denn das Maler-Majorle hatte seit des Bienle's Ankunft keinen Pinsel mehr angerührt. Und was der Junge für einen unnützen Staat treibe, recht als wolle er sagen, daß man ihn bis dahin in Lumpen hätte gehen lassen. Ein Anderer als er sei aber nicht die Stiege hinauf, geschweige denn in des Majorle Zimmer gekommen. Das waren doch Indicien genug, deren es übrigens kaum bedurft hätte, denn das ganze Dorf war so überzeugt von Xaver's Schuld, und das gab Allen solche Genugthuung, daß man Keinem hätte rathen mögen, sich seiner auch nur mit einem Wort anzunehmen.

Inzwischen war auch ein fremder Gast im Wirthshaus eingetreten, ein junger wohl aussehender Mann, der zwar zu Fuß gekommen war, aber mit einem Führer, der das elegante Reisetöfferchen trug, und der auch sonst schon in seinem Anzug, in Sicherheit und Haltung den vornehmen Herrn bekundete. Er hatte gleich beim Eintreten nach dem Major gefragt, auf den Bescheid aber, daß dieser in die Stadt gefahren sei und nicht vor Abend zurück käme, ein Zimmer verlangt, in das er auch seinen Koffer setzen ließ und sich zurückzog, bis das Frühstück bereit sei. Die Wirthin ließ ihm im Speisezimmer decken, das nur eine Glashür vom Schenktzimmer trennte. In diesem war die große Angelegenheit nun nach allen Seiten verhandelt und als der Dorfrichter dazu kam, ein strenger, einsilbiger Mann, wurden auch die Folgen für den Schuldigen in Erwägung gezogen. Wie sollte man aber desselben habhaft werden; denn daß er landesflüchtig sei, stand ja ganz fest, und dann fragte man sich, was das Maler-Majorle für Schritte in der Stadt thun würde, worauf der Dorfrichter erklärte, die Voruntersuchung sei seine Sach' und da ließe er sich von den Herren in der Stadt nichts davon fortnehmen. Da stimmten Alle lebhaft bei und Jeder erbot sich, nach bestem Wissen sein Zeugniß abzugeben, obgleich Keiner eigentlich etwas vorzubringen hatte, als eitle Gerüchte. Da kam auf einmal ein Haufen Kinder

gelaufen und schrie schon von Weitem durcheinander: „Der Xaver kommt, der Xaver, wir haben ihn gesehen auf der Brücke der Ripper-Mühle, und jetzt muß er schon im Dorf sein!“

„Der Unverschämte, der freche Bub' wagt es wiederzukommen. Das ist sein Unglück,“ schrien Alle und sprangen auf, die Jüngeren stürzten vor das Haus, die Aelteren riefen: „Hierher bringt ihn, hierher, er soll gleich verhört werden vor uns Allen, und im Hause, wo er den schändlichen Einbruch verübte.“ Der Dorfrichter remonstrirte. Dazu sei die Amtsstube, aber man hielt ihn mit Gewalt fest, Jeder wollte dabei sein, die Zeugen seien ja beisammen und Angesichts der allgemeinen Entrüstung würde der Dieb am leichtesten zum Geständniß zu bringen sein. Endlich mußte der Dorfrichter nachgeben und blieb, ließ sich auch sogleich einen Tisch herrichten mit Dintensaß und Feder, um die Verhandlung aufzunehmen.

Xaver war ruhig vom Mühlentweg in die Dorfstraße eingebogen, die Mappen und den Feldstuhl seines Herrn auf dem Rücken. Der Weg über das Gebirge hatte ihm warm gemacht. Er stand still, Lüftete den Hut und wuschte sich die Stirn. Da hörte er von einer Kinderchar seinen Namen rufen und, vor ihm herlaufend, wiederholen, als erschreckten sie vor ihm. Aus allen Häusern kamen die Leute oder steckten die Köpfe aus den Fenstern und riefen ihm zu: „Da kommt er, der Xaver! Er wagt's, der Unverschämte. Pfui der Dieb, der Einbrecher!“ und ballten die Fäuste drohend nach ihm. Xaver hemmte den Schritt, schon schwoh ihm die Hornesader auf der Stirn, aber er hielt an sich und wollte ruhig seinen Weg fortsetzen. Da trat ihm ein halbes Duzend junger Leute entgegen und hemmte seinen Weg. „Platz,“ rief er, „Ihr seht, daß ich schwer trage und die Arme nicht frei habe. Sonst wollte ich mir schon Bahn machen.“ „Er droht noch!“ schrien die Andern und ergriffen ihn an den Schultern. Nun ließ er seine Bürde niedergleiten, machte die Arme frei und setzte sich zur Wehre. Mit dreien oder vieren wäre er schon fertig geworden, denn er war gewandt und kräftig; aber es waren ihrer zuviel, und er wollte doch auch die Mappen seines Herrn nicht Preis geben. Er hatte sich fest über dieselben gestellt und erwartete drohend, mit geschwungenem Stab die Angreifer. Inzwischen waren immer mehr und mehr hinzugetreten, die ihn auch von hinten faßten und zu Boden rissen. Ein Paar knieten ihm auf die Brust, Andere ergriffen seinen Arm und trotz harter Gegenwehr banden sie ihm dieselben mit einem Strick auf den Rücken. Beschmutzt, mit zerrissenen Kleidern, blutend im Gesicht, schleppten sie ihn mit Stößen und Verwünschungen vorwärts, bis in das Wirthshaus, wo er mit Hohngeächzei und Schimpfworten empfangen wurde.

Der Dorfrichter erhob sich ernst und feierlich: „Mußt Du mir so vor Augen kommen, Xaver,“ sagte er, „als die Schande des ganzen Dorfes?“

Der Bursche sah ihn zornglühend an, erwiderte aber kein Wort.

Nun wurden zwei Männer als Wachen an die Thür, vier zur Seite des Delinquenten gestellt und das Gehör sollte beginnen. Xaver stand aufgerichtet und trotzig da. Er ließ das dunkle Auge durch den ganzen Kreis streifen, kein freundlicher, wohlwollender Blick begegnete ihm. Hohn, Verachtung, Schadenfreude von allen Seiten. Vor den Fenstern, im Hausgang hatte es sich gefüllt.

Die Weiber und Kinder waren zusammen gelaufen und discutirten durcheinander, aber kein entschuldigendes Wort für den Verbrecher, als den sie Xaver Alle ansahen, nur der Wunsch, ihm möge die strengste Strafe werden, die sie ihm Alle gönnten. Xaver wußte längst, daß man ihn hasse im Dorfe, aber er hatte doch Genossen gehabt, die mit ihm aufgewachsen waren, seine Spielcameraden in der Kindheit, die Gefährten der Arbeit in den Jünglingsjahren. Jetzt hielt keiner zu ihm, keiner wagte der allgemeinen Meinung auch nur soweit entgegen zu treten, daß er nicht mitschmähete. Im Gegentheil, wer noch bis dahin ein leidliches Verhältniß zu ihm gehabt hatte, wollte jetzt beweisen, daß das aufgehört habe und schimpfte am lautesten. Es ist ein verhärtendes, verbitterndes Gefühl, sich gehaßt zu wissen, ausgestoßen aus dem allgemeinen Wohlwollen, selbst wenn man fühlt, daß das ungerecht ist. Aber es beugt nicht nieder, es macht stolz und hochmüthig, es gibt die Genugthuung des Verachtens. Xaver wußte nicht, was dieser allgemeine Zorn bedeute, worauf der Schimpf ginge, der ihm ungefragt, unverurtheilt angethan wurde. Die Gewalt der Uebermacht hatte ihn bezwungen, dessen brauchte er sich nicht zu schämen; er war mit einer Art von Befriedigung auf die härteste Behandlung gefaßt, nur um ein volles Recht zu gewinnen, sie Alle wieder zu hassen, sie zu verachten aus Grund der Seele. Das trieb eine Röthe des Zorns auf seine Stirn, stolz hob er den Nacken und ein Lächeln der Geringschätzung spielte um seine Lippen. Der Jüngling, den man bis dahin noch fast wie einen Knaben behandelt hatte, wurde auf ein Mal zum Mann; seine jugendlich schwächliche Gestalt streckte sich in Kraft und Muth; man hätte ihn schön nennen können, wäre nicht ein böser Ausdruck, wie der Entschluß zur Rache, über seinen Zügen aufgeleuchtet. Ihm gegenüber, ohne daß er es bemerkte, stand in der Thür zum Speisezimmer der eben eingelehrte Gast und beobachtete ihn mit gespannter Theilnahme. Der wußte nicht, wessen man den jungen Mann bezüchtigte, aber er sah ja, daß Alle einig waren im Beschuldigen und Verdammen und doch, wie er ihn dastehen sah, mußte er sich sagen: „der ist entweder ein frecher, schamloser Verbrecher, den die Schande nicht mehr beugt, oder ein groß angelegter, in der Ungunst des Geschickes gekälhter Charakter, der über jeder Anklage steht.“

Nun erhob sich der Dorfrichter von seinem Stuhl und gebot Ruhe. Mehrere Mal mußte er das wiederholen, obgleich man ihm sonst gehorchte, denn er war als unerbittlich gefürchtet und dazu der reichste Bauer im Thal. Reichthum gibt immer Ansehen, besonders unter den Bauern. Endlich war es leidlich still im Zimmer und außerhalb, und der Dorfrichter wandte sich zum Gefangenen: „Xaver, willst Alles gesteh'n? 's nützt Dir doch nicht mehr z' leugnen oder abzuschwören, 's sind zuviel Zeugniß wider Dich, und schau Dich um, nicht Einer würd' Dir glauben. Mach's kurz! Gesteh. Hernacher nehm ich Dein Geständniß zu Protocoll, und Du kommst aus dem Dorf, wo Du nur noch zum Aergerniß bist und ich Dich kaum vor der allgemeinen Wuth schützen kann. Was Dir zukommt, mußt Du doch tragen, und leugnen macht's schlimmer.“ Der alte Mann hatte versucht, sich alle mögliche Amtswürde zu geben, ja sogar einen Ton von Wohlwollen und Mitleid in seine Rede zu legen. Der Verbrecher, den man neben sich hat aufwachsen sehen, ruft doch noch immer etwas Theilnahme mehr

hervor als der, von dem man nichts weiß als seine Schuld. Aller Blicke richteten sich auf Xaver. Was wird er sagen? Der aber stand da, hoch aufgerichtet, keine Wimper zuckte, und doch überlegte er. Sollte er antworten, oder wäre das unter seiner Würde? Schließlich richtete er den Blick scharf auf den Dorfrichter, als sähe er die Anderen gar nicht, und erwiderte fest, ohne das kleinste Schwanken der Stimme: „Wess' gebt Ihr mir Schuld, Dorfrichter?“

Ein Brausen der Entrüstung zog durch die Anwesenden. „Er stellt sich unschuldig; er trotzt unserem Zeugniß!“ und eine Fluth von Schimpfreden richtete sich gegen Xaver. Der drängte an dem Strick, der ihm die Hände band, man sah die Anstrengung in allen Muskeln des Gesichts zucken, die jugendliche Gestalt streckte sich in der Kraftfülle. Dann stand er wieder unbeweglich.

Der Dorfrichter sah ihn eine Weile an, als wolle er ihm Zeit lassen sich zu besinnen, dann schüttelte er den Kopf und richtete nun seine Rede an die Anwesenden: „Wer von Euch,“ fragte er, „will und kann zeugen wider den Xaver? Der trete vor und bringe an, was er weiß!“

Es entstand ein Murmeln in der Menge, Einer sah den Anderen an, Jeder erwartete vom Nachbarn das erste Wort. Das dauerte eine ganze Weile, endlich schob man, fast mit Gewalt, die Kesi vor, die sich sträubte und sich wehrte mit den Worten, sie wüßten es ja Alle, was sie denn noch sagen sollte, wahr würde es schon sein, aber sie wolle nichts mehr damit zu thun haben. Der Dorfrichter fuhr sie barsch an, sie sollte reden; sie hätte ja zuerst die Sache ausgebracht. Das Mädchen wandte sich von Einem zum Anderen, sie wüßten es ja auch, meinte sie, und könnten besser ihre Rede stellen. Sie sei eine arme, alte Magd, was sie wisse, wisse sie; aber es so richtig zu expliciren sei nicht ihre Sach'. Sie könne es nicht so zusammenbringen, daß man es aufschreiben könnt', und wenn man sie zwingen wolle, sage sie gar nichts mehr. Dabei fing sie an zu weinen und drückte schluchzend die Schürze vor das Gesicht. Der Amtsrichter ließ sie zornig an. Sie sollte reden oder er werde andere Maßregeln ergreifen. Sie behauptete, sie sei eine redliche Person, dafür kenne sie das ganze Dorf; und wenn dem auch die Wirthin zustimmte, und noch ein paar Stammgäste, mußte sie sich doch endlich bequemen Rede zu stehen, aber sie schob Alles wieder auf die Gamswirthin, die hätte ihr's erzählt, und was sie von der erfahren, sei einfach, daß dem Maler-Majorle sein Geldkasten erbrochen und seine Barschaft gestohlen sei, und da Niemand sonst als der Xaver das Zimmer beträte und er immer in dasselbe schliche, müßt er's auch gewesen sein, und mehr wisse sie nicht. Nun fing die Gamswirthin an zu schelten: vom Xaver hätte sie gar nichts gesagt, das hätte allein die Kesi behauptet, sie ließe sich nur ihr Haus nicht in schlechten Leumund bringen, und zu Tage müsse es kommen, wer das Geld gestohlen hätte. Die beiden Weiber geriethen in heftigen Streit miteinander, die Frau keifte, die Magd weinte, die Nachbarn versuchten sich in's Mittel zu legen, alles Mögliche kam zu Tage, weit aus der Vergangenheit, nur nicht was zur Sache gehörte. Man hätte fast den Diebstahl und den Xaver vergessen, der aber stand unbeweglich zwischen allem dem Lärm, als ging' es ihn gar nicht an. Der Dorfrichter schrie um Ruhe und klopfte mit der hölzernen Sandbüchse auf den Tisch, aber vergebens. Endlich schlugen einige vor, man solle die Rückkehr des Majorle ab-

warten, bis dahin aber den Kaver in's Loch werfen und gut bewahren, daß er nicht ausbräche, denn der sei gefährlich und verstände alle Schlösser aufzumachen.

Da änderte sich plötzlich die Scene. Sabine, die den Lärm in ihrem Zimmer gehört hatte, war die Treppe heruntergekommen und hatte auf dem Gang den letzten Vorschlag mit angehört. Sie verstand schnell, um was es sich handle, machte sich Platz und stand plötzlich am Tisch des Dorfrichters. Alle wichen zurück: „Nun kommt das Zeugniß!“ sagten sie, „nun ist der Kaver fertig. Vor der Tochter seines Herrn, den er so schmäzlich bestohlen, kann er nicht mehr leugnen!“

Es wurde still. Das junge, schwächliche Mädchen, so kindlich es aussah, löste Allen Respekt ein. Und Kaver? Als er die Tochter seines Herrn eintreten sah, als sie ihn fest anblickte, noch ohne ein Wort zu reden, wurde er kreidbleich, dann senkte er das Auge zu Boden und seine Fassung verließ ihn. Von der war ihm nie etwas Gutes gekommen; das Vertrauen seines Herrn hatte sie ihm geraubt und immer die Ueberlegenheit ihrer Stellung fühlen lassen. Eins aber beschloß er: was sie auch gegen ihn sagen würde, keine Silbe wollte er erwidern, und wenn es sein Leben kosten sollte. Er haßte sie mehr als alle Andere, wenigstens bildete er sich das ein. Die jungen Burschen von zwanzig Jahren bilden sich meist ein, die jungen Mädchen zu hassen, und Kaver merkte nicht, daß die letzte Stunde ihn um mehrere Jahre älter gemacht hatte. Es war ihm ordentlich ein freudiges Behagen, daß ihm grade das Bien'l weh thun würde. Er wollte es auch auf sich nehmen.

Sabine sah wohl, welchen Eindruck ihr Eintreten unter den Bauern gemacht hatte, erkannte gleich, daß sie hier handeln müsse, und leise erröthend wandte sie sich an den Dorfrichter. „Ihr scheint mir der Älteste hier und der Besonnenste. Wollt Ihr mir sagen, was hier vorgeht, und auch mein Wort gestatten?“

Der Dorfrichter sah sich um im Kreise, und als er überall ein Zeichen der Zustimmung gewahrte, erwiderte er: „Wenn's zur Sach' gehört, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, denn wir sind hier bei strenger Untersuchung.“

„Zur Sache wird's schon gehören!“ sagte Sabine, „und ich errathe ungefähr, was Ihr hier verhandelt. Ich habe auch Anstand genommen, dazwischen zu treten, denn mein Vater hatte mir und der Frau Wirthin befohlen, nichts zu thun noch zu reden, bis er heim käme. Nun aber, wie mir scheint, die Frau Wirthin seinen Befehl nicht geachtet hat, und die Angelegenheit dadurch an ganz falschem Ende heraus kommt —“

Die Gamswirthin wollte sich entschuldigen, aber eine leise Handbewegung des jungen Mädchens schloß ihr den Mund. Dieses fuhr fort: — „so muß ich wohl eingreifen. Zuerst also frage ich: was wollt Ihr von dem Diener meines Vaters? Er steht in unsern Diensten, und da mein Vater nicht hier ist, habe ich ihm zu befehlen. Wer aber den Diener schmächt, beleidigt den Herrn, und dagegen, so lange er in unserm Dienst steht, werden wir uns und ihn zu schützen wissen. Sagt es also grade heraus, wessen Ihr ihn anklagt.“

„Er ist verstoßt und will nicht Rede stehen,“ erwiderte der Dorfrichter, und die Andern stimmten bei.

„So ist er also bisher keiner Schuld überführt,“ sagte Sabine, und fügte dann befehlend, mit erhobener Stimme hinzu: „Lößt ihm die Arme. Wer frei reden soll, muß auch die Hand frei haben.“

Die Bauern sahen sich erstaunt an, gehorchten aber. Xaver hob leise die rechte Hand, als wolle er nur prüfen, ob sie nicht mehr gebunden sei, dann legte er sie wieder auf den Rücken und stand unbeweglich wie vorher, aber sein Blick hing in gespannter Erregung an den Lippen des jungen Mädchens. Sabine zeigte zum ersten Mal eine Unsicherheit, denn sie fühlte, daß sie eine Schwäche des Vaters eingestehen müsse. Aber schnell sagte sie sich. „So, Xaver,“ fing sie an, „tritt hierher, hinter mich!“ Der Bursche wurde feuerroth, wie im Triumph ließ er das dunkle Auge durch den Kreis fliegen, und that dann, wie Sabine befohlen hatte. Diese fing an: „Ich habe genug gehört von meinem Fenster, um zu errathen, was man dem Diener meines Vaters vorwirft. Mein Vater meinte im Augenblick, als er fortfuhr, es fehle ihm Geld aus seinem Fach. Er irrte sich. Das Fach ist zwar leer, aber das Geld hat sich gefunden — in meinen Rechnungen, wenigstens kann ich es so ziemlich nachweisen.“

„So ziemlich!“ rief die Wirthin mit beleidigtem Ton. „So ziemlich! Auf Kreuzer und Pfennig muß es beisammen sein. Anders leid' ich es nicht, zur Ehr' meines Hauses! Den Xaver habe ich gesehen, wie er sich heimlich in das Zimmer schlich, in dem das Geld war, habe gehört, wie er sich da einschloß, und immer, wenn sein Herr nicht im Hause war.“

„Nun kommt's heraus!“ riefen die Bauern durcheinander.

„Ist's wahr, was die Wirthin sagt?“ fragte Sabine, indem sie sich zu Xaver wandte.

Xaver nickte mit dem Kopf.

„Was hattest Du allein da im Zimmer zu schaffen?“ fragte Sabine weiter.

Der junge Bursche wurde feuerroth. „Ich will's sagen,“ stotterte er, „aber nur meinem Herrn, wenn wir allein sind, oder dem gnädigen Fräulein, den das hat nur zu befehlen, wenn er nicht da ist. Vor denen aber sage ich nichts — nicht eine Silbe, und wenn sie mich todt schlagen. Sie haben's nicht um mich verdient, und wenn ich nicht besser wäre als sie, ich wollte —“ er erhob die Faust, und der Zorn drohte ihn zu übermannen. Auf einen Blick von Sabine ließ er aber den Arm sinken und indem er sich vor ihr beugte, flüsterte er leise: „Erlaßt es mir, gnädiges Fräulein, das zu sagen, und ich werde es Euch in Ewigkeit nicht vergessen.“

Sabine zögerte einen Augenblick, dann trat sie ganz vor. „Wo das Geld meines Vaters blieb, kann ich selbst Euch sagen,“ fing sie an, „und Eure Ungerechtigkeit zwingt mich sogar, das auszusprechen, was man sonst nicht gern laut werden läßt. Das Geld ist fort, weil Viele unter Euch, und einige kenne ich sogar, obgleich ich erst wenige Wochen hier bin, die Andern wird aber vielleicht der Xaver bezeichnen können, die Gutheit meines Vaters mißbrauchten und ihm seine Barschaft abborgten und abbettelten, und weil er willig gab, so lange er selbst hatte, wenn er meinte, es sei einer in Noth oder doch im Augenblick in Sorge. Er hat es selbst kennen gelernt, was es heißt, sorgen von einem Tag zum andern, und das hat ihm das Herz nachgibig gemacht, wenngleich ihm die

Ueberlegung anders hätte rathen müssen. Nun kann ich Euch genau nachweisen, wie viel mein Vater im Kasten hatte, und Ihr könnt nur helfen nachzuweisen, wo das Geld blieb, wenn Jeder vortritt, der von ihm Darlehn oder Unterstützung empfing. Wir rechnen dann auf. Es soll Keiner einen Kreuzer zurückgeben, es ist nur, daß wir um des Kaver's willen feststellen, wo das Geld blieb. Jeder muß Zeugniß abgeben. Nicht wahr, Herr Dorfrichter, erst das Zeugniß, dann die Anklage!" Das Bien'l hatte jetzt ein Mal den Stachel gezeigt, und das in aller Ruhe und Besonnenheit.

Von den Bauern trat aber keiner vor zu dem Zeugniß, das Sabine verlangt hatte, sondern hier und da brückte sich Einer hinter die Andern fort und verschwand aus dem Zimmer. Auch die Kesi mußte wohl wieder im Keller und die Gamswirthin am Herd zu thun haben, freilich der neu angekommene Gast, der wartend in der offenen Thür zum Speisezimmer stand, wollte sein Frühstück, und wenn sie ihre ganze Rechnung mit dem Major noch ein Mal hätte aufstellen sollen, wäre sie doch ziemlich in Verlegenheit gekommen. Schließlich wurde der Kreis immer kleiner im Zimmer und auch der Dorfrichter packte seine Papiere zusammen, stellte Dintensaß und Sandbüchse wieder auf das Pult der Wirthin und reichte Sabine mit einem verlegenen „Grüß Gott“ die Hand, indem er hinzufügte, er hoffe doch, der Herr Major, dessen Antwesenheit ein Segen für das ganze Dorf sei, würde es diesem nicht entgelten lassen, wenn sie sich wirklich seiner Angelegenheit etwas zu eifrig und voreilig angenommen hätten. Damit ging er, ohne aber den Kaver, der ihm fast im Wege stand, eines Blickes zu würdigen.

Das Zimmer war leer; denn auch der Gast in der Thür des Eßzimmers war zurückgetreten, und Sabine und Kaver standen sich allein gegenüber. Sie war scheinbar ganz ruhig, der junge Mann rang nach Worten und konnte sie nicht finden. „Saß gut sein, Kaver,“ sagte das junge Mädchen, „wasche Dir das Blut aus dem Gesicht und bringe Deine Kleider in Ordnung. Der Herr Major kann jeden Augenblick zurückkommen, und Du sollst ihm so nicht be-
gegnen.“

„Erst muß ich seine Mappen in Sicherheit bringen,“ erwiderte er, „sie rissen sie mir auf der Gasse vom Rücken, um mich zu binden.“

Sabine trat ihm in den Weg: „Du wirst wieder in Streit kommen!“ sagte sie.

„Nein!“ erwiderte er, „jetzt nehme ich's mit dem ganzen Dorf auf.“ Und damit stürzte er zum Zimmer hinaus. Sie folgte, stieg ruhig die Treppe hinauf und wollte vom Fenster aus beobachten, wie sein Gang ausfiel.

(Schluß im nächsten Heft.)

Indische Reisebriefe.

Von
Ernst Haekel.

XVI. Die Kaffee-Districte des Hochlandes.

Den letzten Monat meines Aufenthaltes auf Ceylon hatte ich beschlossen einem Besuche des Hochlandes zu widmen. Die Flora und Fauna desselben, wie sein Klima und sein gesammter Naturcharakter, ist von demjenigen des Tieflands so verschieden, daß beide zwei weit entfernten Erdtheilen angehören könnten. Wenn man in einer einzigen Tagereise die sechstausend Fuß aus den Palmengärten des Unterlandes in die Urwälder des Oberlandes emporsteigt, so ist der Unterschied im Klima und Scenerie nicht geringer, als ob man plötzlich aus den Urwäldern Brasiliens auf die Hochebenen von Peru, oder aus den Dattelhainen Egyptens auf die blumenreichen Matten unserer Alpen versetzt würde.

Das Hochland von Ceylon nimmt ungefähr den vierten Theil seines gesammten Flächeninhalts ein und hat eine durchschnittliche Höhe von 4—6000 Fuß über dem Meerespiegel; nur die höchsten Erhebungen steigen bis 7000 und 8000 Fuß empor. Die nördliche Hälfte der Insel ist ganz flach. In der südlichen Hälfte erhebt sich das Oberland ziemlich steil und abgeschlossen als ein zusammenhängendes Bollwerk von Urgebirge, dessen östliche und südliche Gehänge weit schroffer sind als die westlichen und nördlichen. Der flache Ring des Unterlandes, welcher dasselbe umgibt und vom Meere trennt, ist auf der östlichen Seite doppelt so breit als auf der westlichen. Eine Senkung der Insel um wenige hundert Fuß würde genügen, drei Viertel derselben unter Wasser zu setzen; das Hochland allein würde als letztes Viertel steil aus dem Spiegel des Oceans sich erheben. Der gewaltige Felsenleib desselben besteht fast ausschließlich aus krystallinischen Gesteinen, ganz vorwiegend Gneiß. An einzelnen Stellen ist dieser von Granit, an anderen von Trachyt und Basalt durchbrochen.

Noch im Anfang unseres Jahrhunderts war das Hochland von Ceylon zum größten Theile ganz unbekannt. Auf der Karte, welche 1813 der Regierungs-Ingenieur Schneider veröffentlichte, sind nicht weniger als zwei Drittel vom ganzen Königreich Kandj durch einen weißen Fleck bezeichnet. Als im Jahre 1817

Doctor Davy (der Bruder des berühmten Physikers) die erste gründlichere Durchforschung desselben unternahm, stieß er auf unsäglich Schwierigkeiten. Der größte Theil des Gebirges war noch ganz unzugänglich, mit einem zusammenhängenden und undurchdringlichen Mantel von ungeheuren Urwäldern bedeckt, welche noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Scharen von Elephanten, Bären, Leoparden, Wildschweinen, Hirschen u. s. w. waren die Beherrscher dieser Wälder; die Spuren menschlicher Existenz beschränkten sich auf die wilden Horden der Beddahs, die gegenwärtig ihrem Aussterben entgegen gehen. Keinerlei gebahnte Wege führten durch diese Urwälder hindurch; keine Brücken überwölbten die wilden Bäche und Ströme, die in den unzugänglichen Schluchten des Gebirges zahllose Wasserfälle bildeten.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit, im Verlaufe von weniger als fünfzig Jahren, hat sich dieser Charakter des Hochlands völlig verändert. Im Jahre 1825 legte der verdienstvolle Gouverneur Sir Edward Barnes die erste Kaffeepflanzung im Hochlande, in der Nähe von Peradenia an und wies nach, daß Boden und Klima daselbst für die Kaffeecultur außerordentlich günstig seien. Ermuntert durch sein Beispiel, angespornt theils durch die lockende Aussicht auf hohen Gewinn, theils durch die eigenthümliche Romantik des Hochland-Lebens, drang jetzt ein ganzes Invasionsheer von Kaffeepflanzern in die Urwälder des Gebirges ein und verwandelte in weniger als zwanzig Jahren mit Hilfe von Art und Feuer den größten Theil desselben in einträglich Kaffeepflanzungen. An den steilen Abhängen der Berge wurden ganze Wälder dadurch niedergelegt, daß die obersten Reihen der uralten Baumriesen mit der Art gefällt und auf die darunter stehenden an einer Seite eingeschnittenen Bäume gestürzt wurden. Der ungeheure Druck jener gewaltigen, durch Schlingpflanzen dicht verketteten Baummassen brachte auch diese letzteren zu Fall und so setzte sich lawinenartig der Zusammensturz von oben nach unten bis zur Thalsohle fort. Dann wurde der ganze niedergelegte Urwald angezündet und so der fruchtbarste Boden für die neuen Kaffeepflanzungen gewonnen. Der Ertrag derselben war so reichlich und die ganze Kaffeecultur wurde durch zufälliges Zusammentreffen von glücklichen handels-politischen und commerciellen Verhältnissen so ausnehmend begünstigt, daß schon zwanzig Jahre nach dem ersten Anfang, 1845, die Kaffe speculationen eine schwindelhafte Höhe erstiegen hatten.

Natürlich blieben die Rückschläge, die stets auf solche übertriebenen Speculationen folgen, nicht aus. Wie bei den australischen und californischen Goldminen, oder bei den Diamantensfeldern von Südafrika, verlockten die glänzenden Erfolge einzelner Glücklicher auch eine große Anzahl von Unternehmern, die weder Capital noch Verstand und Kenntnisse genug hatten. Und so sollen in den fünf Jahren zwischen 1845 und 1850 mehr als fünf Millionen Pfund Sterling an Privatvermögen durch verunglückte Kaffee-Unternehmungen verloren worden sein. Auch machten sich, wie es bei allen Culturpflanzen früher oder später geschieht, bald zahlreiche und gefährliche Feinde geltend, welche den Kaffeepflanzungen großen Schaden brachten, theils Thiere, theils Pflanzen und Protisten; so namentlich die gefräßigen Golunda-Ratten (*Golunda Elliotti*) und die gefährlichen Kaffeeschildläuse (*Lecanium Caffaeae*), ferner verschiedene vegetabilische Parasiten. In

den letzten zehn Jahren wuchsen zunehmend die Verwüstungen durch den weitaus gefährlichsten Feind, einen mikroskopischen Pilz, die *Hemileja vastatrix*; die durch ihn bewirkte Krankheit der Kaffeelätter hatte gegenwärtig solche Dimensionen angenommen und hatte sich als so unheilbar erwiesen, daß in vielen Pflanzungen die Kaffeecultur ganz aufgegeben worden war; der Theestrauch und der Chininbaum (*Cinchona*) waren jetzt an die Stelle des Kaffeebaumes getreten, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge.

Mag nun in Zukunft mehr der Kaffee oder mehr der Thee oder mehr die *Cinchona* das Hauptobject der Pflanzungen in diesen sogenannten „Kaffee-Districten“ der Insel bilden, so kann doch darüber kein Zweifel mehr bestehen, daß die klimatischen und Bodenverhältnisse des Hochlands von Ceylon für die Cultur der genannten und vielleicht auch noch anderer höchst werthvoller Nutzpflanzen überaus günstig sind. Nicht lange mehr wird es dauern und das ganze Hochland mit Ausnahme sehr weniger Stellen wird ein Culturland ersten Ranges sein. Schon jetzt dehnt sich das Netz der Kaffeedistricte alljährlich mehr bis in die entlegensten Theile des Gebirges aus, und ich mußte schon ziemlich weit wandern, um noch ein größeres Stück desselben in seiner ursprünglichen jungfräulichen Beschaffenheit kennen zu lernen. Aber selbst dort begegnete ich fast allenthalben in nächster Nachbarschaft der unberührten Urwälder jungen Rodungen, die soeben mit Feuer und Art urbar gemacht wurden.

Daß mein sehnlicher Wunsch, einen der wildesten und ursprünglichsten Theile des Hochlands zu besuchen, in Erfüllung ging, verdanke ich hauptsächlich der freundschaftlichen Unterstützung von Dr. Trimen, dem Director des botanischen Gartens von Peradenia. Bei meiner letzten Anwesenheit verabredeten wir uns, Mitte Februar in Nurellia, der berühmten „Sommerfrische“ des Hochlands zusammen zu treffen, und von da aus gemeinschaftlich einen Ausflug nach Horton-Plain's zu unternehmen. Es ist dies der wilde und selten besuchte südöstliche Theil des Plateau's, von welchem dasselbe am sogenannten „Ende der Welt“ überaus steil, fast 5000 Fuß hinabstürzt; hier wollten wir in das Hüggelland von Willahuloha hinuntersteigen, von da westwärts nach Ratnapura, der „Stadt der Edelsteine“ wandern und endlich von hier auf dem malerischen „schwarzen Flusse“, dem Kalu-Ganga, bis zu dessen Mündung an der Westküste, bis Caltura, zu Boot fahren. Mein Freund Trimen übernahm es gütigst, alle nöthigen Vorbereitungen zu dieser Expedition zu treffen. Da wir über eine Woche in völlig menschenleeren Gegenden zu campiren hatten, und zwar in dem kältesten und wildesten Theile des Hochgebirges, so mußte zum Tragen der Lebensmittel, Decken, Betten, Zelte u. s. w. ein Transport von mindestens zwanzig Kuli's eingerichtet werden. Ich selbst beschloß inzwischen die erste Hälfte des Februar für den Besuch des westlichen Gebirgstheils und insbesondere des weltberühmten Adams-Pik zu verwenden.

Nachdem ich Ende Januar von Punto-Galla nach Colombo zurückgekehrt war, traf ich in Whist-Bungalow die nöthigen Vorbereitungen für diese Unternehmung. Indessen wurde fast die ganze erste Woche des Februar durch die Theilnahme an einem seltenen und höchst merkwürdigen Schauspiel weggenommen, das man gegenwärtig wohl nur noch in Ceylon — und auch da nur noch sehr

felten — sehen kann, durch einen „Elephanten-Korral“. Man versteht darunter den Fang und die Zähmung einer ganzen Heerde wilder Elephanten, welche durch gezähmte Elephanten bethört und gefesselt werden. Früher, als die wilden Elephantenheerden in Ceylon noch sehr zahlreich und lästig waren, und als die zahmen Elephanten noch vielfach zum Wegebau und zu anderen Arbeiten verwendet wurden, fanden solche Korral's ziemlich häufig statt. Gegenwärtig hat ihre Zahl und Bedeutung sehr stark abgenommen; und da jetzt ein solcher Korral nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten herzustellen ist, kommt er nur noch selten, bei besonders feierlichen Gelegenheiten zu Stande. Diesmal wurde die Veranlassung dazu durch den Besuch der beiden Söhne des Prinzen von Wales gegeben, die gelegentlich der Rückkehr von ihrer Weltumsegelung ein paar Wochen in Ceylon zubrachten. Nicht weniger als 3000 Treiber waren volle drei Monate hindurch beschäftigt, die wilden Elephanten aus den Urwäldern zusammen zu treiben und nach dem Korral von Lambugama hinzutreiben; hier war ein besonderes Dorf aus Blockhäusern, ein „Korral-Town“, für die zahlreichen Gäste dieses interessanten Schauspiels erbaut worden; in den ersten drei Tagen des Februar fand der merkwürdige Fang und die Fesselung der wilden Elephanten statt. Ich verspare jedoch die Beschreibung desselben auf eine spätere Gelegenheit, da sie mich hier zu weit von meinem eigentlichen Gegenstande hinwegführen würde.

Aus demselben Grunde übergehe ich hier auch den ersten Theil meiner Hochlandsreise, von Peradenia über Gampola und Dickoya, sowie die Besteigung des Adams-Pit. Ich erstieg diesen berühmten Berg, einen der merkwürdigsten Gipfel der Erde, am 12. Februar d. J. beim schönsten Wetter und werde diese interessante Bergfahrt ein ander Mal im Zusammenhang ausführlich schildern. Der Ausgangspunkt dieser Unternehmung, zu dem ich auch zurückkehrte, war St. Andrews, die höchst gelegene Kaffeepflanzung in der südwestlichen Ecke des Hochlands, unmittelbar am Fuße des Adams-Pit. Der Eigenthümer derselben, Mr. Christie, der mich ein paar Tage freundlichst beherbergte, führte mich selbst bis auf den Gipfel des heiligen Pilgerberges.

Von hier wendete ich mich in nordöstlicher Richtung gegen den Mittelpunkt des Hochlandes, um einige Tage in Nurellia zuzubringen, dem beliebten und viel besuchten Sanitarium der Engländer. Der Weg von St. Andrews bis Nurellia beträgt 45—50 englische Meilen. Noch vor wenigen Jahren führte der größere Theil desselben durch dichte Wälder; jetzt sind dagegen meistens Kaffee- und Cinchonapflanzungen an deren Stelle getreten. Ich legte diesen Weg, von schönem und nicht allzuheißen Wetter begünstigt, in zwei starken Tagemärschen zurück, nur von zwei schwarzen Tamil-Kuli's begleitet, die mein Gepäck trugen. Am ersten Tage (am 13. Februar) wanderte ich 24 englische Meilen, von Morgens sechs bis Abends acht Uhr; am zweiten Tage 20 Meilen. Da die genannte Jahreszeit in diesem Theile der Insel die kühlste ist, und die Temperatur Mittags im Schatten nur 24—26° R. betrug, konnte ich auch die Mittagsstunden, mit Unterbrechung durch eine einstündige Rast, zum Marschiren benutzen. Als bestes Erfrischungsmittel benutzte ich dabei wieder nasse Tücher, die ich unter dem breit-

krämpigen Sola-Hut über Kopf und Nacken trug und in den allenthalben reichlich fließenden Bächen jede Viertelstunde auffrischte.

Da ausgedehnte Pflanzungen, die nur aus Massen einer einzigen Culturpflanze bestehen, meistens in den Tropen kaum weniger langweilig sind als unsere einförmigen Kornfelder und Weinberge, so hatte ich mich vor dieser tagelangen Wanderung durch die Kaffeeplantagen etwas gefürchtet. Indessen erwies sich dieselbe weit unterhaltender, als ich gedacht hatte. Das Terrain des Hochplateaus wird vielfach von tiefen Schluchten eingeschnitten, in denen schäumende Bäche, oft in schönen Wasserfällen und von prächtigster Farn- und D jungle-Vegetation bekränzt, herabstürzen. Viele dieser Schluchten sind bereits von guten neuen Brücken überwölbt. An anderen hingegen wird deren Stelle einfach durch einen Baumstamm vertreten, der von einem Ufer zum anderen hinüber gelegt ist. Bisweilen ist daneben eine Liane feilartig ausgespannt, die als Geländer zum Festhalten dient. Bisweilen ist man gezwungen, ganz frei über den hoch schwebenden Baumstamm hinüber zu balanciren, wobei man allerdings nicht an Schwindel leiden und sich nicht durch das Loben des wilden Bergbaches irre machen lassen darf, der tief unten schäumend über zackige Felsen dahin strömt. Alte Turnkünste, seit vielen Jahren nicht geübt, wurden bei dieser Gelegenheit wieder aufgefrischt und kamen mir sehr zu Statten.

Dann und wann wird auch unser Weg, der wechselnd bergauf, bergab geht, durch ein größeres tiefes Thal geschnitten, an dessen steilen unzugänglichen Felswänden noch ein Rest des alten Urwaldes stehen geblieben ist. Der Anblick seiner mächtigen Riesenstämme, die säulengleich hoch emporsteigen und von deren breiten Schirmkronen gewaltige Lianenmassen dicht verschlungen herabhängen, läßt uns die unvergleichliche Vegetationspracht ahnen, die hier dem unaufhaltamen Fortschritte der menschlichen Cultur zum Opfer gefallen ist. Auf kurze Strecken ist auch unser Pfad mit der Art mühsam mitten durch das Dickicht selbst gehauen und wir können die mannigfaltigen Baumformen näher betrachten, die dasselbe zusammensetzen, hauptsächlich verschiedene Lorber- und Myrtenarten, Rubiaceen u. s. w. Meist sind die Blätter dieser Gebirgsbäume von einem dunkeln, bräunlichen oder schwärzlichen Grün, trocken und lederartig. Die schönsten Guirlanden verschiedenartiger Kletterpflanzen schlingen sich von Stamm zu Stamm, während die Stämme selbst mit den seltsamen Blüten zahlreicher Orchideen und Bromelien auf das Prächtigste geschmückt sind. Unter den Lianen zeichnet sich besonders der Kletternde Pandang aus (*Freycinetia*), aus dessen schraubensförmig gewundenen Blätterbüscheln glühend feuerrothe Blütenähren hervorragen. Von den schönen Palmen des Tieflands ist hier nichts mehr zu sehen; aber ihre Stelle wird ersetzt durch die wundervollen Baumfarne, eines der zierlichsten und anmuthigsten Producte der Tropenflora. Im Grunde der schattigen Schluchten ragen armsdick kohlschwarze Stämme solcher Farnbäume (*Alsophila*) 20—30 Fuß, bisweilen noch höher empor, während ihre flach ausgebreitete Fiederkrone aus vielfach eingeschnittenen Wedeln von 8—12 Fuß Länge sich zusammensetzt. Eine Masse der verschiedensten kleineren Farnkräuter und ihrer zierlichen Cousinen, der feinen Selaginella, ist daneben allenthalben über den Klippen ausgebreitet.

Während diese anmuthigen Waldschluchten den verschlungenen Fußpfad durch

die Hügellandschaft der Kaffeedistricte vielfach unterbrechen und ihre üppige Felsen-Vegetation häufig den schönsten Vordergrund für ein Landschaftsbild liefert, ist auch der Blick auf den entfernten Hintergrund durch die blauen Gebirgsketten oft nicht wenig gehoben, und namentlich ragt der schlanke Keel des Adams-Pit weit über seine Nachbarn hervor. Besonders im Hügellande von Maskilia, dessen Bach reich an schönen Wasserfällen ist, bildet der Pit darüber einen sehr stattlichen Hintergrund.

Uebrigens ist auch der Anblick der Kaffeepflanzungen selbst ganz hübsch. Während die Kaffeebäume im Tieflande, wo die Singhalesen sie einzeln neben ihren Hütten cultiviren, zu schlanken Stämmen von 20—30 Fuß Höhe emporwachsen, werden sie dagegen in den Plantagen des Hochlands jetzt meistens des reicheren Ertrages wegen stark verschritten und in Gestalt flacher Sträucher, nur 3—4 Fuß hoch, gezogen. Die schönen dunkelgrünen glänzenden Blätter bilden ein dichtes Dach, auf welchem die Büschel der duftenden weißen Blüthen und der dunkelrothen kirchenähnlichen Beeren anmuthig zerstreut sind. Auf ausgedehnten Strecken findet man jetzt, mit dem ursprünglich herrschenden Kaffee abwechselnd, den duftigen Theestrauch und die schlanken Cinchonabäume, beide ebenfalls mit zierlichen weißen Blüthen geschmückt. Die großen Blätter der Chinarindenbäume sind in der Jugend prächtig roth gefärbt; ihre schlanken Stämmchen zeichnen sich durch sehr festes und zähes Holz aus; und ein solches Stämmchen, das ich mir am Adams-Pit selbst ausgegraben hatte, lieferte mir für meine ganze Gebirgsreise den besten Wanderstab.

Die unterhaltendste Staffage in den Hochlandsplantagen bilden die schwarzbraunen Arbeiter in denselben, die sogenannten Tamil-Kuli's. Dieselben gehören zu der echten Rasse der Dravida, die früher noch mit der arisch-indischen Bevölkerung vereinigt, neuerdings aber mit Recht ganz davon abgetrennt worden ist. Von den eigentlichen Singhalesen sind sie ganz verschieden und halten sich auch völlig von ihnen getrennt. Ihre Tamilsprache hat gar Nichts mit dem Pali der Letzteren gemein, so daß die neueren Linguisten überhaupt keine Verwandtschaft zwischen Beiden herausfinden können. Die meisten Anthropologen halten die Tamils oder „Malabaren“ für die Reste der Urbevölkerung Vorder-Indiens, welche erst durch die von Norden kommenden Arier mehr und mehr verdrängt wurde. In Ceylon hingegen traten die Ersteren nachweislich als Eroberer auf, welche die arischen, früher eingedrungenen Singhalesen zunehmend verdrängt haben. Gegenwärtig ist nicht allein der ganze Norden der Insel und ein großer Theil des Ostens vorwiegend von Tamils bewohnt, sondern auch im centralen Hochlande haben sie sich auf Kosten der trägen und weidlichen Singhalesen überall ausgebreitet, Dank ihrer größeren Tüchtigkeit und Arbeitsfähigkeit. Eine sehr große Anzahl von Tamilen oder sogenannten Malabaren (schon vor dreißig Jahren 50 000, jetzt wohl weit über 200 000) kommt alljährlich während der Winterzeit über die Adams-Brücke von der Koromandel-Küste nach Ceylon auf sechs bis acht Monate herüber, um in den Pflanzungen zu arbeiten, und kehrt für den Rest des Jahres mit ihren Ersparrnissen in die festländische Heimath zurück.

Die Tamilen sind in Hinsicht auf Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe

und Charakter von den eigentlichen Singhalesen nicht weniger verschieden als bezüglich ihrer Sprache, ihres Cultus, ihrer Sitten und Gewohnheiten. Während die Letzteren größtentheils an Buddha glauben, sind die Ersteren hingegen meistens Anhänger des Siva-Cultus. Die Hautfarbe der Tamilen ist stets viel dunkler, kaffeebraun bis schwarzbraun, diejenige der Singhalesen hingegen zimtbraun bis hell gelblichbraun. Das lange Haar ist in beiden Rassen durchgängig schwarz und schlicht oder schwachlockig (niemals wollig). Der Bart ist hingegen bei den Tamilen weit schwächer entwickelt als bei den Singhalesen; die Gesichtsbildung weicht viel bedeutender von der mediterran-europäischen ab, als bei den Letzteren. Die Stirn ist niedriger, die Nasenflügel sind breiter, die Rippen dicker und aufgeworfener, das Kinn stärker. Der Blick ist ernst und finster. Selten sah ich Tamilen lachen und niemals so heiter, als es oft die Singhalesen sind. Der Skeletbau der Tamilen ist schlanker und kräftiger als der der Singhalesen. Das Muskelsystem der Ersteren ist weit besser entwickelt als das der Letzteren: wie sie denn auch mit Leichtigkeit und Ausdauer die schweren Arbeiten verrichten, zu welchen diese nicht zu gebrauchen sind. Der auffallend weiche und oft weibliche Typus der Körperbildung, der besonders bei den männlichen älteren Singhalesen sich geltend macht, fehlt den Tamilen ganz; und selbst das weibliche Geschlecht erscheint hier weit kräftiger und nerviger. Dabei ist übrigens der Körperbau der Tamilen keineswegs besonders robust und starkknöchig; vielmehr schlank und zierlich. Die Proportionen des Körpers entsprechen durchschnittlich so sehr den künstlerischen Anforderungen der Schönheit, daß man die Dravida in dieser Hinsicht keineswegs zu den niederen Menschenrassen zählen darf. Vielmehr nähern sich Viele auffallend dem griechischen Ideale. Da die Kleidung derselben in den Pflanzungen sich beim männlichen Geschlecht auf einen leichten Turban und einen schmalen Lendenschurz oder eine Schwimmhoje beschränkt, beim weiblichen Geschlecht auf eine kurze Schürze und ein locker umgeschlungenes Busentuch oder ein kurzes weißes Jäckchen (— überdies während der heißen Arbeit oft entfernt —), so hat man bei der Wanderung durch die Pflanzungen stets Gelegenheit, die Schönheit ihres Körperbaues zu bewundern. Dazu kommt noch, daß ihre Bewegungen durch eine gewisse natürliche Anmuth ausgezeichnet sind und daß die mannigfache schwere Arbeit in den Plantagen sie in den verschiedensten Stellungen zur Anschauung bringt. Wie viel mehr könnte hier an diesen natürlichen und ungefälschten Modellen ein Bildhauer für das Verständniß der Schönheit und des Ebenmaßes der menschlichen Figur gewinnen, als in den Atkälän unserer Kunstakademien, wo die mühsam ausgesuchten Modelle des verkümmerten Kulturmenschen in künstlich erzwungenen Stellungen nur ein dürftiges Surrogat liefern!

Der freundlichen Einladung eines der angesehensten Pflanzler des Hochlandes, Mr. Talbot, folgend, übernachtete ich am 13. Februar in Wallaha. Da im Gebirgslande von Ceylon (mit Ausnahme einzelner vielbesuchter Punkte) weder Hôtels noch Rasthäuser existiren, so ist der Reisende fast ausschließlich auf die Gastfreundschaft der englischen Pflanzler angewiesen, und diese wird auch allenthalben mit einer unbegrenzten Freigebigkeit gewährt, als ob sie selbstverständlich wäre. Allerdings liegt auch die große Mehrzahl der Pflanzungen so isolirt

inmitten einsamster Wildniß, daß jeder Besuch willkommen ist; ein fremder Gast aber, der unmittelbar aus Europa kommt und frische Neuigkeiten aus dem geliebten Mutterlande erzählen kann, wird zu den erfreulichsten Ueberraschungen gerechnet. Ich zähle die gastfreundliche und herzliche Aufnahme, die ich hier allenthalben fand, zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. Nichts ist wohlthuernder, als der unvergleichliche britische Comfort: ein kühles Bad, ein vortreffliches Abendessen, ein anregendes Gespräch bei einem guten Glase Wein, und endlich ein weiches Bett, nachdem man zehn bis zwölf Stunden bergauf, bergab durch die steinigten und sonnigen Fußpfade der Kaffeepflanzungen gewandert ist, dabei vier bis sechs Stunden in einer Hitze, welche diejenige unserer schlimmsten „Hundstage“ übertrifft. Nur bisweilen wird dieser Genuß etwas getrübt durch die Strenge der britischen Gesellschafts-Etiquette, die einzelne wohlgezogene Pflanzler selbst mitten in der Wildniß des tropischen Hochlandes nicht verleugnen können. So gedente ich noch mit Schrecken eines Abends, als ich höchst ermüdet nach Sonnenuntergang in eine ganz einsame Pflanzung kam und der gastfreie Hausherr mir deutlich zu verstehen gab, daß er mich bei dem bald beginnenden Diner in schwarzem Frack und weißer Cravatte zu sehen erwarte. Meine aufrichtige Bethuerung, daß ich dieses „black evening dress“ unmöglich in meinem kleinen Tournister auf dieser wilden Hochgebirgstour mit mir führen könne, vermochte nicht zu hindern, daß mein Wirth selbst mir zu Ehren dieselbe anlegte, und daß auch die Frau Gemahlin, die dritte und letzte Person an unserm Gesellschaftstische, in feierlichem Dinner-Costüm erschien.

Abgesehen von diesen und einigen anderen steifen Formalitäten, die uns zwanglosen Deutschen sehr sonderbar vorkommen, habe ich von meinem Aufenthalte bei den britischen Pflanzern im Hochlande von Ceylon nur die angenehmsten Eindrücke bewahrt. Das einsame Leben dieser Leute ist voll harter Arbeit und vieler Entbehrungen, und man würde gar sehr irren, wenn man sie etwa mit den Sklavenbaronen des tropischen Amerika vergleichen und annehmen wollte, daß sie mühelos durch die Arbeit ihrer Hunderte von schwarzen Tamils ein reiches Vermögen erwürben. Hier heißt es vielmehr: thätig sein, denken und aufpassen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ueberall fand ich die Pflanzler schon mit Tagesanbruch bei der Arbeit; ein großer Theil des Tages wird durch den Besuch des weit ausgedehnten Culturlandes weggenommen, durch die Instruction und Beauffichtigung der vielen Diener und Aufseher, durch Berechnungen, Correspondenz u. s. w. Denn ein großer Theil des guten Erfolges hängt von umsichtiger Berechnung ab, wenn auch die Glücksverhältnisse der Lage, des Wetters u. s. w. dabei eine große Rolle spielen. Da in der Regel die Pflanzungen durch weite Entfernungen von einander getrennt sind, ist der nachbarliche Verkehr sehr beschränkt, und besonders die Frauen sind meistens auf sich selbst angewiesen. Viele werden für diese Entbehrungen nur theilweise durch die ungebundene Freiheit entschädigt, deren sie sich auf ihrem ausgedehnten Besitze erfreuen, und durch den unmittelbaren Verkehr mit der großartigen Natur, die allerdings einem dafür empfänglichen Gemüthe hier hohe Genüsse darbietet.

Das „Bungalow“ oder das eigentliche Wohnhaus des Pflanzers ist in der Regel ein einstöckiges steinernes Gebäude mit breitem Schattendach und freund-

licher Veranda, von einem hübschen Garten umgeben und innen mit all' dem britischen Comfort ausgerüstet, den die Umstände nur irgend gestatten. In nächster Umgebung stehen gewöhnlich (ebenso auch in der Pflanzung streckenweise vertheilt) kleine Gebüsch von australischem Eucalyptus globulus, der seiner austrocknenden und gesunden Nachbarschaft wegen besonders geschätzt wird.

Die Wohnhütten der Tamils, die oft ein kleines Dorf zusammen bilden, stehen gewöhnlich in weiterer Entfernung, in der Nähe der Kaffeemagazine. Neuerdings ist viel für Anlage guter Wege geschehen und bei der zunehmenden Ausdehnung der Pflanzungen wird bald der größte Theil des Hochlandes von solchen durchschnitten und für Wagen zugänglich sein.

XVII. Nurellia.

Der weitaus besuchteste und bekannteste Ort des Hochlandes von Ceylon die beliebteste „Sommerfrische“ der Insel, ist Nurellia (geschrieben Nuwara-Eliya, d. h. die „Lichtstadt“). Dieser Ort liegt inmitten eines muldenförmigen elliptischen Hochthales von 1—2 Stunden Ausdehnung, das rings von 1500 bis 2000 Fuß hohen Bergketten eingeschlossen ist. Das Plateau selbst liegt 6000 bis 6200 Fuß über dem Meere. Klima und Scenerie sind völlig verschieden von demjenigen des Tieflandes und erinnern vielmehr an das Gebirgsland von Mitteleuropa. Wenn auch um Mittag bisweilen die Tropensonne eine Hitze von 20—25° R. hervorruft, so sind doch die Nächte beständig kühl und im Frühjahr findet man nicht selten Morgens das Gras mit Reif bedeckt und die Wassergefäße, die man zur Kühlung vor das Fenster gestellt hatte, mit einer dünnen Eiszicht überzogen. An den meisten Tagen wird Abends und Morgens Feuer in den Kaminen gemacht, die überall in den niedrigen steinernen Häusern angebracht sind.

Wenn man bedenkt, daß Nurellia unter 7° nördlicher Breite liegt, so erscheint eine mittlere Jahrestemperatur von 12—13° R. bei nur 6000 Fuß Meereshöhe auffallend niedrig. Sie ist wohl, wie die unverhältnißmäßig niedere Temperatur des Hochlandes überhaupt, vorwiegend der isolirten Lage von Ceylon und der überaus starken Verdunstung bei Lage, wie der nächtlichen Abkühlung durch Wärmestrahlung zu verdanken. Die Luft ist beständig feucht. Dichter Nebel erfüllt das ganze Hochthal oft tagelang. Die Regenmenge ist überaus groß; zahlreiche Quellen und Bäche, die überall von den Berghängen in reicher Fülle herabstürzen, begünstigen die üppigste Vegetation und speisen den kleinen See, der einen großen Theil der Südhälfte des Plateaus einnimmt.

Dieses Uebermaß von kühler Feuchtigkeit, von Nebel- und Wolkenbildung, Regen und Sturm verstärkt den ernststen und melancholischen Eindruck, welchen die einförmige Gestalt der einschließenden Bergketten, die düstere Farbe ihrer schwarzgrünen Wälder und des braungrünen Moorbodens der Sumpfwiesen unten im Thale hervorbringt. Man fühlt sich oft unwillkürlich fünfzig Breitengrade weiter nördlich, nach dem Hochlande von Schottland versetzt, und genau dieselbe düstere Stimmung, die mich vor wenigen Jahren (im Herbst 1879) beim Durchstreifen des Letzteren erfaßt hatte, überkam mich auch zu wiederholten Malen in dem Hochmoor von Nurellia. Ja, ich glaube, daß sich aus dieser auffallenden Aehnlich-

keit in Klima und Scenerie mit Schottland auch größtentheils die ausgeprägte Vorliebe der britischen Colonisten für Nurellia erklärt. Das Feuer im Kamin zaubert ihnen hier nicht weniger die Reize der entfernten nordischen Heimath vor, als draußen der Zug der grauen Nebelwolken, die sich von den schwarzen Bergwäldern auf das feuchte dunkle Moor und den blanken Spiegel des eiskalten Sees herabsinken.

Zwar war dies entlegene und verborgene Hochthal von Nurellia, mitten im höchsten Theile des waldbigen Oberlandes, den Eingeborenen des heißen Unterlandes schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt; und ein alter Randalokönig soll schon im Jahre 1610 hier vor den portugiesischen Eroberern eine sichere Zuflucht gefunden haben. Allein den ersten Besuch von Europäern erhielt es erst im Jahre 1826. Es waren englische Officiere, die sich auf der Elephantenjagd zufällig hierher verirrt: sie gaben von der erfrischenden Kühle und Schönheit des Gebirgsthals eine so begeisterte Schilderung, daß der damalige Gouverneur, Sir Edward Barnes, sich alsbald daselbst ein Bungalow baute und eine Gesundheitsstation für die britischen Truppen gründete, welche schon 1829 eröffnet wurde.

In der That wirkt die kühle Gebirgsluft von Nurellia auf den europäischen Organismus, der durch längeren Aufenthalt im heißen Unterlande erschläfft ist, ganz wunderbar erfrischend; und wenn man jetzt mit Hilfe von Eisenbahn und Postkutsche innerhalb vierundzwanzig Stunden von Colombo hier hinauf gelangt, so fühlt man sich mit einem Schlage wie umgewandelt. Das ungewohnte Vergnügen des Frierens und der einseitigen Erwärmung am Kaminfeuer, das behagliche Gefühl, mit dem man wieder beim Ausgehen den längst entwöhnten Ueberrock und Plaid anthut, und sich Abends ein Mal wieder die warme Bettdecke bis über die Ohren zieht, wirken als Contrast zu den nackten Gewohnheiten des heißen Unterlandes so anheimelnd, daß man allenthalben in den Städten des Letzteren mit Begeisterung Nurellia preisen hört. Würden wir direct aus unserm frostigen Norddeutschland dahin verseht, so würden wir von der überraschenden Aehnlichkeit nur wenig erbaut sein!

Im Allgemeinen wird die Bedeutung von Nurellia als Gesundheitsstation sicher stark übertrieben; denn das feuchte und kühle Klima, dessen Temperatur an klaren Wintertagen zwischen Morgen (3—4°) und Mittag (20—25°) nicht selten um mehr als 20° R. innerhalb sechs Stunden springt, disponirt natürlich leicht zu starken Erkältungen und ist für viele Leiden, insbesondere catarrhalische und rheumatische, nichts weniger als zuträglich. Auch hörte ich von vielen einzelnen Erkrankungen, die der plötzliche Klimawechsel zwischen Colombo und Nurellia herbeigeführt hatte. Trotzdem erhält sich, theils durch künstliche Reclame, theils in Folge secundärer Verhältnisse, sein hoher Ruf als klimatischer Curort beständig und ist sogar fortwährend im Wachsen. Die Zahl der englischen Landhäuser oder „Cottages“, welche den grasigen Thalboden und den Fuß der waldbigen Gehänge bedecken, nimmt von Jahr zu Jahr bedeutend zu und es kann nicht lange mehr dauern, so wird Nurellia eine ansehnliche Stadt sein, allerdings nur während des dritten oder vierten Theils des Jahres bewohnt, während der trockenen Monate Januar bis April. Später, während der Dauer des Südwest-

Monfuns, läßt der ununterbrochene triefende Regen keinen längeren Aufenthalt mehr zu.

Der letztere Umstand macht es auch zweifelhaft, ob Nurellia sich, wie Viele hoffen, bleibend zur Errichtung einer großen Erziehungsanstalt für die in Ceylon geborenen Kinder der Europäer eignen wird. Dazu kommt noch die enorme Theuerung der Wohnungen und Lebensmittel. Nirgend in Ceylon hat mein schlanker Jenenser Geldbeutel so schwer geblutet, wie in dem schlechten Kasthause von Nurellia. Beispielsweise mußte ich für jedes Hühnerei 50 Pfennige zahlen, für ein Pfund Butter 2 Mark, eben so viel für jede Flasche schlechtes Bier u. s. w. Obwohl daher jeder europäische Gentleman in den heißen Küstenstädten von dem heimlichen Verlangen besetzt ist, die trockene kühle Frühlingsaison in Nurellia zuzubringen, besinnt er sich doch mehr als ein Mal, ob sein Portemonnaie diese starke Erleichterung ertragen kann.

Sehr amüfant zu beobachten ist es, wie die Anpassung an die Vorstellung, in einem „Badeort erster Classe“ zu leben, hier unter dem 7. Grade nördlicher Breite ganz dieselben Culturaustrüchse und Modekrankheiten hervorruft, wie 50 Breitengrade weiter nördlich in den vornehmen Bädern von Nordeuropa. Das starke Geschlecht wetteifert mit dem schönen in Production der elegantesten, theuersten und geschmacklosesten Toiletten. Die kleinen Kinder erscheinen oft in Kleidungen, welche lebhaft an diejenigen ihrer vierhändigen Stammverwandten im Affentheater erinnern. Die reichsten und vornehmsten Residenten suchen sich in ihren modernen Equipagen auf den Promenadenanlagen eben so durch Glanz der Ausstattung zu überbieten, wie innerhalb ihrer Cottages durch Luxus des Mobiliars. Daher entwickeln sich auch bereits mitten zwischen den Bananen- und Reisplantagen der Singhalesen jene charakteristischen Luxusläden unserer Badeorte, in denen raffinierte Schwindler durch zehnfach übertriebene Preise den eleganten Badegästen die wohlverdiente Strafe für ihre Modenarrheiten angebeihen lassen. Mir kam dieses europäische Badetreiben mitten im wilden Hochlande von Ceylon, wo zahlreiche Elephanten, Bären und Leoparden noch jetzt die Wälder in wenigen Stunden Entfernung bevölkern, um so komischer vor, da ich noch ganz von den Erinnerungen an mein primitives Singhalesen-Leben in dem erst kürzlich verlassenen Belligemma erfüllt war.

Die Illusion, hier in einem europäischen Badeorte sich zu befinden, wird um so größer, als auch die Mittagstafeln von Nurellia sich möglichst denjenigen der Letzteren anzupassen suchen. Da bekommt man zu seiner großen Ueberraschung frische Kartoffeln in der Schale, gewürzt mit frischer Butter, zu essen, ferner frische grüne Erbsen und Bohnen, Kohl u. s. w. Alle diese edlen europäischen Gemüse gedeihen in den Gärten und auf den Aeckern von Nurellia fast eben so gut, wie daheim bei uns; und die Kartoffeln (— für die germanische Rasse natürlich die Hauptsache! —) können bei guter Düngung (mit Knochenmehl) sogar vier Mal im Jahre auf demselben Acker geerntet werden! Leider muß man dafür auch das Vier- bis Sechsfache zahlen! Es ist aber sehr unterhaltend bei Tische, den Enthusiasmus zu vernehmen, mit dem hier der kühle Brite von den vortrefflichen Kartoffeln und Erbsen, von dem warmen Ueberrock und dem

Raminfeuer spricht. Man sieht, der Hauptreiz des Lebens liegt überall in der Contrastwirkung!

Die große Aehnlichkeit, welche das gelobte Land von Kurellia mit Nord-Europa besitzt, und welche ihm die warme Sympathie der europäischen Colonisten von Ceylon einbringt, ist übrigens zum großen Theile nur oberflächlich und zeigt bei genauerem Zusehen mancherlei Differenzen. Das gilt sowohl von dem Klima, als von der Vegetation, den beiden Hauptfactoren, welche den Charakter jedes Landes bestimmen. Was das Klima betrifft, so zeichnet sich nicht allein Kurellia, sondern auch das übrige Hochland von Ceylon durch ganz eigenthümliche Verhältnisse aus, die durch die insulare Lage, frei im indischen Ocean und unterhalb der Südspitze des vorderindischen Festlandes bedingt sind. Die beiden Passatwinde, der trockene Nordost-Monsun des Winters ebensowohl als der nasse Südwest-Monsun des Sommers, führen in Folge der localen Verhältnisse hier beide Niederschläge herbei, nur mit dem Unterschiede, daß die schweren Regenmassen des letzteren weit bedeutender und anhaltender sind als die des ersteren. Daß auch die sogenannte „trockene Jahreszeit“ hier (ebenso wie an der Küste von Südwest-Ceylon) ihren Namen nur euphemistisch führt, davon konnte ich mich aus eigener Erfahrung genügend überzeugen. Während meines dreiwöchentlichen Aufenthalts im Hochlande kamen häufig (besonders Nachmittags) starke Regengüsse, bisweilen von solcher tropischen Gründlichkeit, daß ich trotz Regenschirm und Regenmantel keinen trockenen Faden am Leibe behielt.

Auch die Flora von Kurellia, die auf den ersten Blick überraschend viel Aehnlichkeit mit unserer nordeuropäischen hat, zeigt bei genauerer Betrachtung sehr wesentliche Unterschiede. Die braungrünen subalpinen Moortwiesen, welche die Thalsohle größtentheils bedecken, sind zwar auch, wie bei uns, vorzugsweise aus Niedgräsern und Binjen zusammengesetzt (Carices und Juncaceae) und darin finden sich überall viele liebe alte Bekannte zerstreut: Weilchen, Glockenblumen, Ranunkeln, Maiblümchen, Baldrian, Horntraut, Knöterich, Brombeeren, Fingerhut u. s. w. Aber daneben und dazwischen entdecken wir auch viele eigenthümliche Blumen, die uns ganz fremd sind, so z. B. prachtvolle große Balsaminen von höchst origineller Blütenform, phantastische bunte Orchideen, scabiosenähnliche Restiaceen, große violette Gentianen mit gelben Staubfäden (Exacum), besonders aber hohe Lobelien mit rothen mehrere Fuß langen Blütentrauben. Folgen wir dem Laufe der Bäche aber aufwärts und bringen in die schattigen Schluchten ein, so entdecken wir sofort einige tropische Charakterpflanzen, die unsere europäischen Illusionen zerstören; vor Allen die herrlichen Farnbäume (Alsophila), die mächtigen Schirmfarne (Angiopteris), die merkwürdigen Nillustauden (Strobilanthus) und die prachtvollen baumartigen Alpenrosen (Rhododendron arboreum): letztere 20—30 Fuß hohe knorrige Bäume, deren Aeste die schönsten Riesenbouquets von blutrothen großen Blüten tragen.

Noch größere Verschiedenheiten zeigt der Wald, der mit seinen dichten dunkelgrünen Laubmassen aus der Entfernung fast wie Nadelwald aussteht. Er setzt sich aus sehr vielen Baumarten zusammen, die größtentheils zu den Familien der Myrten, Lorberen, Heidekräuter, Guttabäume und Magnoliaceen gehören. Obwohl die zahlreichen Species dieser Bäume nach Blütenbau und Frucht zu ganz ver-

schiedenen Familien gehören, sehen sie sich doch auffallend ähnlich im äußeren Habitus und Wachsthum. Die lederartigen Blätter sind dunkelgrün oder braungrün, unten oft filzig. Der säulenförmige gerade Stamm gleicht oft ganz den südeuropäischen Pinien und geht oben in zahlreiche Gabeläste aus, die eine breite flache Schirmkrone tragen. Auffallend pinienähnlich sind namentlich die hohen Guttabäume (*Calophyllum*), von denen zahlreiche Prachtexemplare Stämme von 80—90 Fuß Höhe und 10—12 Fuß Dicke bilden, ausgezeichnet durch die spirale Drehung ihrer Borke. Sehr groß ist auch in diesen Wäldern des kühlen Hochlandes, ebenso wie in denjenigen des heißen Tieflandes, die Menge und Mannigfaltigkeit der Schmarotzer, der Kletter- und Schlingpflanzen; nur sind es hier größtentheils andere Arten und Gattungen als dort. Außerdem kommen aber hier dazu noch dichte Mäntel von Laubmoosen an den Baumstämmen.

Viele Wälder in der nächsten Umgebung von Nurellia sind jetzt zugänglich gemacht durch breite bequeme Promenadenwege oder wenigstens durch passable Fußpfade, und der civilisirte zahme Badegast, der hier Nachmittags gemächlich luftwandelt, kann sich dabei mit dem schauerlichen Gedanken kitzeln, daß Nachts an derselben Stelle, kaum eine Stunde von seiner Wohnung entfernt, wilde Elephanten seinen Weg gekreuzt, oder Leoparden ein wildes Schwein erlegt haben. Freilich ist die üppige Uebermacht der wilden Vegetation auch hier so groß, daß die Forstaufseher beständig mit der Art nachhelfen müssen, um die Waldpfade leidlich gangbar zu erhalten.

Die vier Tage, welche ich in Nurellia verweilte, verwendete ich dazu, um interessante Ausflüge nach allen vier Himmelsgegenden zu machen. Am 16. Februar bestieg ich den höchsten Berg der Insel, den östlich gelegenen Pedro-Talla-Galla und feierte auf der Spitze desselben meinen achtundvierzigsten Geburtstag. Diese höchste Bergspitze von Ceylon erreicht 8200 Fuß Meereshöhe und liegt mithin nur 2000 Fuß höher als das Plateau von Nurellia. Sie führt ihren Namen: „Matten-Gewebe-Berg“ von den vielen Binsen, die auf ihrem wasserreichen Fuße wachsen und zum Weben von Matten verwendet werden.

Es war ein prächtiger sonniger Frühlingsmorgen, als ich in zwei Stunden von Nurellia hinaufstieg, nur von einem Tamil-Kuli begleitet, der mein Malzeug und den Proviant trug. Der enge Pfad führt anfangs ziemlich steil, später sanfter aufwärts, fast bis zur Spitze durch dichten Wald, mehrmals über rauschende Bergbäche und kleine Wasserfälle. Das Merkwürdigste, was ich beim Hinaufsteigen fand, war einer der großen berühmten Regenwürmer des Hochlandes von Ceylon; sie sind die Riesen ihres Geschlechts, fünf Fuß lang, zollbreit und von schöner himmelblauer Farbe. Außerdem traf ich hier zum ersten Male den prächtigen Waldhahn des Hochlandes (*Gallus Lafayettei*), den ich später „am Ende der Welt“ sehr häufig fand. Auch der große aschgraue Affe des Berglandes (*Presbytis ursinus*) zeigte sich, war aber so scheu, daß ich nicht zum Schusse kommen konnte. Die dichte, mit langem rothgelben Moospelz verbrämte Walddecke des Pedura geht fast bis zu dessen Gipfel hinauf. Eine eigentlich alpine, oder selbst subalpine Vegetation fehlt auf Ceylon. Die Schneelinie würde hier erst bei 14—15 Tausend Fuß Höhe beginnen.

Die freie Aussicht von dem baumlosen Gipfel ist großartig und umfaßt den

größten Theil der Insel, bis zum Meere hin, von dem westlich und östlich ein schmaler Silberstreifen sichtbar ist. Im Osten erhebt sich der schöne Ramuna-Pit über den Thälern von Badula, während im Westen der Adams-Pit alle anderen Höhen überragt. Wie auf dem letzteren, so ist auch hier das imposante Panorama insofern einförmig, als der größte Theil desselben von dunkelgrünen, dichtbewaldeten Bergmassen eingenommen wird, durchzogen von den dünnen Silberfäden zahlreicher Bäche und Ströme, aber nur hier und da von kleinen Stücken heller grünen Culturlandes unterbrochen. Es ist mehr das Gefühl der Erhabenheit, welches inmitten dieser unendlichen Wald einsamkeit das Gemüth erhebt, und die Vorstellung, eine der schönsten und reichsten Inseln der ganzen Welt von einem Punkte aus zu überschauen. Während am frühen Morgen die Rundsicht vom Pedura noch ganz rein und klar war, stiegen bald nachher zahlreiche Nebel aus den Thälern auf und ballten sich zu dichten Wolkenmassen. Ich folgte dem interessanten Spiel derselben mehrere Stunden, wie ich denn überhaupt kaum irgendwo in unseren Gebirgsländern so merkwürdige Wolkenstudien machen konnte, wie im Hochlande von Ceylon.

Am 17. Februar, ebenfalls einem ausnehmend schönen Frühlingstage, wanderte ich von Nurellia auf guter Fahrstraße fünf Meilen südwärts, über die Brücke von Uda-Pussilatwa nach dem südöstlichen Rande des Plateaus. Ich bestieg hier einen Berggipfel, der eine prächtige Aussicht nach Süden auf den Hatgalla gewährt. Dieser „Kieferberg“ besitzt unter allen Bergen, die ich auf Ceylon gesehen habe, die schönste Form und gleicht durch die edle Composition seiner Massen und den feinen Schwung seiner Linien dem berühmten Monte-Pellegrino bei Palermo. Die waldigen, tief eingeschnittenen Schluchten dieser Gegend, in denen hohe Wasserfälle herabrauschen, zeichnen sich durch den Reichtum an prächtigen Baumfarnen aus.

Den folgenden Tag machte ich von Nurellia aus nordwärts eine Excursion in die Gegend von Rambodde, auf der Hauptfahrstraße, welche von Randy hier heraufführt. Der Weg steigt zunächst zwei Stunden aufwärts zur Höhe des Rambodde-Passes, ungefähr 7000 Fuß über dem Meere. Der Sattel dieser Passhöhe gewährt einen prächtigen Doppelblick, südwärts auf den ganzen Thalkessel von Nurellia, im Hintergrunde der schön geformte Hatgalla, darunter der blanke Spiegel des Sees; nordwärts auf die waldigen Schluchten des Kotmallithales und darüber hinaus auf die weiten Hügelflächen des Pussilatwa-Districtes. Unter den vielen Berghauptern des letzteren erhebt sich in der Mitte vor allen stattlich der Doppelkegel des Alla-Galla. In vielen Schlangentwindungen senkt sich hier die Fahrstraße steil abwärts gegen Rambodde, und ich folgte ihr mehrere Meilen weit, bald der zahlreichen hübschen Wasserfälle mich erfreuend, die von beiden Seiten in den engen Thalboden herabstürzen, bald der üppigen Buschvegetation und besonders der schönen Baumfarnen, welche die Bachufer säumen. Der herrliche Hochwald, der die Berglehnen hier noch vor wenigen Jahren bedeckte, ist jetzt fast allenthalben den Kaffeepflanzungen gewichen. Die Straße war besät mit sehr zahlreichen großen Ochsenkarren, jeder mit vier starken weißen Zebu bespannt, die Proviant und Luxusartikel nach Nurellia hinaufschleppten.

Am 19. Februar benutzte ich den schimmernden Sonntagmorgen, um in

aller Frühe die Bergkette zu besteigen, welche die Westseite des Nurellia-Beckens begrenzt. Ich hatte von der Höhe die schönste Aussicht auf den Adams-Pik und die zwischenliegenden Bergketten von Dimbula. Zu Mittag folgte ich der Einladung des Gouverneurs, welcher Tags zuvor mit seiner Gemahlin nach Nurellia gekommen war und in dem freundlichen, von einem hübschen Garten umgebenen „königlichen Landhaus“, der „Queens' Cottage“, an der westlichen Thalseite residirte. Hier konnte ich einen außerlesenen Flor von Rosen, Veilchen, Tulpen, Nelken und anderen europäischen Gartenpflanzen bewundern, die in schönster Blüthe standen; auch üppige Kirschbäume und andere europäische Obstbäume. Sie bekommen hier reichen Blätter- und Blüthenschmuck, tragen aber keine Früchte.

Ich traf hier mit Dr. Trimen zusammen, der inzwischen alle Vorbereitungen für unsere Hochgebirgsreise vollendet hatte, und noch am selben Nachmittag traten wir unsere Tour „an das Ende der Welt“ an. Wir fuhren jedoch für heute nur zwei Stunden weiter südwärts, bis Hatgalla, wo die Fahrstraße und die menschliche Civilisation überhaupt aufhört. Hier befindet sich in 6000 Fuß Höhe, unmittelbar am südlichen Fuße der vorher erwähnten prächtigen Gebirgskuppe, ein botanischer Garten für tropische Gebirgspflanzen, eine Filiale des großen Peradenia-Gartens, und gleich diesem von Dr. Trimen dirigirt. Wir benutzten einige Abendstunden, um denselben zu durchwandern und die Pflanzschulen für die verschiedenen Cinchona- und Rasseesorten zu mustern, sowie die prachtvollen Baumfarren und Pothospflanzen, von denen hier Rieseneremplare gezüchtet werden. Man genießt von den Terrassen dieses höchstgelegenen Gartens von Ceylon eine schöne Aussicht auf die stattliche Felspyramide des Ramuna-Pik, der sich ostwärts über den Thälern von Badula isolirt erhebt. Wir übernachteten im Hause des schottischen Gärtners, dem äußersten Vorposten europäischer Cultur in diesem Theile des Hochlandes.

XVIII. Am Ende der Welt.

Die ausgedehnte und unbewohnte Hochebene, welche sich von Nurellia südwärts bis gegen den Rand des großen Central-Plateaus von Ceylon ausdehnt, und an deren nördlicher Grenze der Hatgalla-Garten als vorgeschobener Posten ganz isolirt liegt, führt ihrem Entdecker, Lord Horton zu Ehren, den Namen Horton-Plain. Der größte Theil derselben ist noch heute mit Urwald bedeckt, abwechselnd mit trockenen oder sumpfigen Grasflächen, den sogenannten Patna. Die Beherrscher dieser Wildnisse sind Leoparden, Bären und wilde Elephanten. Der wellenförmige Rücken des Plateaus wird von zahlreichen Bächen durchschnitten, zwischen denen sich flach gewölbte Hügel erheben, hier und da auch einzelne höhere Berge, von 7000 bis gegen 8000 Fuß Meereshöhe. Am südlichen Rande fällt das Plateau fast überall äußerst steil ab und der wildeste Theil dieses schroffen Absturzes führt den charakteristischen Namen „World's End“, das Ende der Welt. Ueber 5000 Fuß hoch fallen die jähren Felswände hier anscheinend senkrecht hinab und gewähren einen wunderbaren Blick in die üppigen Thäler des südlichen Tieflandes, die sich unmittelbar zu ihren Füßen ausdehnen. Dieser merkwürdige Ort ist als der wildeste Theil der ganzen Insel berühmt, wird aber nur sehr selten von Europäern besucht.

Nicht weit von diesem romantischen Punkte liegt, mitten in der einsamen Wildniß, eine unbewohnte dickwandige Steinhütte, welche die Regierung als Zufluchtsort für durchreisende Beamte hat errichten lassen: „Horton Plains' Rest-house“. In dieser Hütte beabsichtigte ich mit Dr. Trimen eine Woche zu bleiben und von da aus Excursionen in die wilde, auch von Letzterem noch nie besuchte Umgegend anzustellen. Alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, der Schlüssel des Kasthauses und die Erlaubniß des Gouverneurs in unseren Händen, und so brachen wir denn wohlgemuth und voller Erwartung am frühen Morgen des 20. Februar von Hatgalla auf.

Da wir nicht allein den nöthigen Proviant für acht Tage, sondern auch Betten, Decken, Zelte, Waffen u. s. w., sowie eine Menge Apparate und Gefäße zum Sammeln von Pflanzen und Thieren mit uns zu nehmen hatten, so brauchten wir für den Transport dieser Dinge nicht weniger als zwanzig Träger. Außerdem hatte ein Jeder von uns Weiden noch seinen besonderen Diener und Dr. Trimen mehrere Leute aus dem Peradenia-Garten zum Sammeln und Präpariren von Pflanzen bei sich. Diese letzteren waren braune Singhalesen, die übrigen meistens schwarze Malabaren oder „Tamil-Kulis“. Mit Einschluß eines Koches und eines Führers belief sich unsere Gesellschaft auf nicht weniger als dreißig Mann.

Wie immer in Indien, wenn ein so großer Troß sich in Bewegung setzen soll, vergingen mehrere Stunden, ehe Alles in Ordnung war. Obgleich wir schon vor Sonnenaufgang gerüstet waren und unterwegs sein sollten, fehlte an unserer Bagage doch bald dies, bald das. Als endlich sämmtliche dreißig Leute gerüstet beisammen waren und der Abmarsch beginnen sollte, machte der „Hühner-Kuli“, welcher einen großen Korb mit ein paar Duzend Hühnern trug, einen Fehltritt und durch eine geöffnete Lücke des Korbes entwichen ein paar Hennen unter lautem Gackern. Das war das Signal für alle Kulis, sofort ihre aufgepackte Last vom Kopfe zu werfen und sich unter lautem Geschrei an der allgemeinen Jagd auf die entwichenen Flüchtlinge zu betheiligen. Raum waren diese eingefangen, wieder eingesperrt, und der Abmarsch auf's Neue begonnen, als ein zu festgepackter Reissack platzte und seinen weißen Körnerinhalt auf den Boden entleerte. Uebermaliges Signal zu allgemeinem Stillstand und zur Betheiligung am Einsammeln des Reises. Diese Pause benutzten einige Hühner, um durch eine neuentdeckte Lücke des Hühnerkorbes abermals zu ent schlüpfen und auch ihrerseits Reiskörner zu sammeln, aber direct in den Magen. Nun ging die lustige Jagd erst recht los und abermals verrann eine kostbare halbe Stunde, ehe Alles wieder in Ordnung war. Aehnliche Scenen wiederholten sich am Tage noch mehrmals und so war es kein Wunder, daß wir mehr als volle zwölf Stunden gebrauchten, um den Marsch von zwanzig englischen Meilen, von Hatgalla bis zum Kasthaus, zurückzulegen. Es war ein Glück, daß unser Marsch den ganzen Tag vom schönsten Frühlingswetter begünstigt war; denn bei heftigem Regen wären wir hier schlimm angekommen.

Der einsame und selten betretene Pfad, der dahin führt, durchschneidet abwechselnd dichten Urwald und ausgedehnte offene Grasflächen oder Patnas. Beide sind fast überall vollkommen scharf abgegrenzt. Denn die trocknen hohen Nied-

gräser, welche vorwiegend die Patna zusammensetzen, wachsen so äußerst dicht gedrängt und ihre Rasen bilden so undurchdringliche Wurzelgeflechte, daß sie im Kampf um's Dasein die sämmtlichen riesigen Bäume des Urwalds besiegen und daß jeder Keim der letzteren, der aus den zahlreich ausgestreuten Samen zwischen den Gräsern emporzustreben beginnt, alsbald von diesen erstickt wird. Nur ein einziger Baum besteht diesen Kampf bisweilen siegreich und man sieht seinen hohen Stamm mit dunkelgrüner Schirmkrone oft einzeln mitten aus den Patnas hervortragen; es ist die Bergmyrte mit giftigen birnförmigen Früchten (*Careya arborea*). Fast alle jene Gräser liefern ein schlechtes Viehfutter und zeichnen sich durch trockene, harte und rauhe Blätter, scharfe und spröde Stengel aus, viele zugleich durch aromatischen Geruch. Theils sind es echte Gramineen, theils Cyperaceen und Restiaceen.

Der dichte Hochwald, der mit diesen Patnas abwechselt und gewissermaßen große unregelmäßige Inseln in dem ausgedehnten Graslande bildet (ähnlich wie in den Prairien von Nord-Amerika), besitzt denselben ernsten und düsteren Charakter, der alle Wälder des Hochlandes, vom Adams-Pik bis hinüber zum Pedura auszeichnet. Obwohl die Bäume desselben sehr zahlreichen verschiedenen Arten und Gattungen angehören, stimmen sie doch in der allgemeinen Physiognomie meistens sehr überein; und da Blüthen und Früchte oft fehlen, hält es sehr schwer sie zu unterscheiden. Die Blätter sind meistens lederartig, oben dunkel braungrün oder schwärzlich grün, oft glänzend; unten heller, häufig graugrün, silber- oder rothfarben. Die starken knorrigen Stämme sind mit gelben Moosen und Flechten oft ganz umwickelt und außerdem mit Massen von Schmarozern bedeckt, unter denen sich Orchideen und Leguminosen durch ihre prächtigen Blüthen auszeichnen.

Horton-Blain's Resthouse liegt ebenso hoch, wie der Gipfel des Adams-Pik, 7200 Fuß; mithin tausend Fuß höher als das Becken von Nurellia. Diese Steigung fällt größtentheils auf die zweite Hälfte des Weges, während die erste Hälfte sich in wellenförmigem Hügellande, abwechselnd bergauf und bergab bewegt. Ungefähr in der Mitte zwischen Beiden stießen wir auf einige leere Rohrhütten, die von einer Jagdgesellschaft vor einiger Zeit errichtet waren, und hier wurde eine Stunde Mittagsrast gehalten. Einige wilde Bergbäche abgerechnet, die wir auf übergelegten Baumstämmen überschritten, bot der Weg keine besonderen Schwierigkeiten.

Sobald wir, nach Ueberwindung einer steilen, von einem schönen Wasserfall durchrauschten Schlucht, die höhere Stufe des Plateaus erklimmen hatten, begannen die charakteristischen Nillu-Wälder, der Lieblingsaufenthalt der wilden Elephanten. Die großen, zum Theil ganz frischen Dunghaufen derselben, die hier überall zerstreut lagen, sowie das niedergetretene Gebüsch bewiesen zur Genüge, wie häufig ihre Heerden hier noch sein mußten. Da wir alle Augenblicke auf eine solche stoßen konnten, bemächtigte sich des ganzen Kuli-Trusses eine große Aufregung, und während die Träger vorher in kleineren Gruppen weit auseinander zerstreut gewandert waren, schlossen sie sich nun eng zusammen und gingen auf dem schmalen Pfade im Gänsemarsch dicht hinter einander, in einer langen Linie.

Die Killu-Wälder, welche ich hier in Horton-Blain's in der größten Entwicklung und Ausdehnung antraf, bilden eine sehr eigenthümliche Waldformation und führen ihren Namen von verschiedenen Arten der *Canthaceen*-Gattung *Strobilanthus*, von den Eingeborenen Killu genannt. Sie sind das bevorzugte Lieblingssfutter der Elephanten; meistens dünne, schlanke Stämmchen von 15—20 Fuß Höhe, in dicht gebrängten Garben neben einander wachsend und oben mit hübschen Blütenähren geschmückt. Die schönste von ihnen (*St. pulcherrimus*) zeichnet sich durch prächtig carmoisinrothe Färbung der Stengel und Blütenrispen aus, und da sie in dichten Massen das ganze Unterholz des Hochwaldes bildeten, brachten die durchfallenden Strahlen der sinkenden Abendsonne in ihnen einen wundervollen Effect hervor. Die Elephanten fressen sich durch dieses dicke Unterholz förmlich hindurch. Einer geht immer dicht hinter dem anderen; alles Gebüsch, das nicht gefressen wird, wird flach niedergetreten, und wenn eine Herde von zwanzig oder dreißig solcher Colosse hinter einander durch den Urwald marschirt ist, hat sie eine glatte Straße von einem Meter Breite gebahnt, wie man sie hier nicht angenehmer sich wünschen kann. Solche Elephantenstraßen waren es, auf denen wir in den nächsten Tagen uns fast ausschließlich bewegten, und nur mit ihrer Benutzung konnten wir mehrere sehr interessante Excursionen ausführen. Freilich sind aber diese bequemen Straßen auch nicht ungefährlich. Denn wenn man auf einer solchen plötzlich einer Elephantenherde begegnet, ist an Ausweichen nicht zu denken und man muß daher stets auf der Hut sein.

Die Sonne war bereits untergegangen und es wurde schon ziemlich dunkel, ehe wir beim Austritt aus einer Waldinsel auf die freie Patna in der Entfernung einer Meile des ersehnten weißen Kasthauses ansichtig wurden. Neuer Muth durchdrang die ermattete und zum Theil schon recht niedergeschlagene Gesellschaft. Aber wir mußten noch einen tiefen Thaleinschnitt hinab und herauf klettern, um zu dem auf der jenseitigen Lehne gelegenen Kasthaus zu gelangen. In der Tiefe dieses Einschnitts toste ein wilder Bach, über welchen anstatt der Brücke ein übergelegter Baumstamm führte. Wir waren recht froh, als endlich der ganze Troß im Dunkeln glücklich diesen gefährlichen Weg passirt hatte und wir wohlbehalten am ersehnten Ziele waren. Rasch wurden Feuer angemacht, die öden Räume der einsamen Steinhütte so behaglich als möglich hergerichtet, und der Reis nebst Hühner-Curry mit einem Appetite verzehrt, der den Anstrengungen des Tagemarsches entsprach. Die Temperatur, die Mittags in der Sonne gegen 30° R. betragen hatte, war jetzt auf 8° gesunken, und wir fühlten uns daher drinnen am Kaminfeuer, in wollene Decken eingewickelt, sehr behaglich, während unsere Kulis, draußen im halboffenen Schuppen gelagert, an die großen Feuer so nahe heranrückten, als ohne Verbrennung möglich war.

Das Wetter blieb während unseres Aufenthaltes in Horton-Blain's Kasthaus fortwährend schön und begünstigte die interessanten Ausflüge, die wir in die wilde Umgebung dieser weltentlegenen Einsiedelei machten. Die erfrischende Hochgebirgsluft wirkte außerordentlich anregend; nur unsere arme Haut, durch die gleichmäßige feuchte Hitze des Tieflandes sehr verwöhnt, hatte viel zu leiden. Gesicht und Hände sprangen so auf, wie bei uns mitten im Winter, theils in

Folge der ungewohnten Trockenheit der dünnen Luft, theils auf Grund der starken Temperaturwechsel. Während das Thermometer in den heißen Mittagsstunden (im Schatten) auf 24—26° R. stieg, fiel es nach Mitternacht auf 3—4°, und Morgens früh fanden wir die Patnas vor uns mit Reif bedeckt. Dichter Nebel lagerte dann auf Berg und Thal, sank aber bald wieder und machte dem strahlendsten Sonnenschein mit tiefer Himmelsbläue Platz. Nachmittags bildeten sich gewöhnlich dicke Haufwolken, ohne daß es jedoch zum Regen kam; sie gruppirten sich zu phantastischen Massen, welche die untergehende Abendsonne mit den prachtvollsten Farben schmückte.

Wie das Wetter hier im Februar mich sehr an einen schönen Spätherbst in der deutschen Heimath erinnerte, so hatte auch die ganze Hochgebirgslandschaft, gegenwärtig schon dem Ende der sogenannten „trocknen Jahreszeit“ entgegengehend, einen vorwiegend herbstlichen Charakter. Die dichten Grasdecken der Patnas waren größtentheils vertrocknet, mehr gelb und braun als grün gefärbt. Lange Strecken derselben waren auch braun und schwarz, mehr oder weniger verkohlt. Die singhalesischen Gebirgshirten, welche jährlich auf einige Monate mit ihren Heerden hier herauf kommen, haben nämlich die Gewohnheit, vor Eintritt der Regenzeit die Grasflächen anzuzünden und niederzubrennen, um dadurch das Grasland zu verbessern. Wir genossen jeden Abend das prachtvolle Schauspiel dieser ausgedehnten Prairiebrände, die sich bei dem wellenförmigen Hügeltterrain der Hochebene und inmitten der dunkeln Wälder, die die Patnas umschließen, doppelt großartig ausnehmen. Bald kroch die rothe Flamme im Zickzack gleich einer feurigen Riesenschlange an den Bergtanten hinauf; bald ergriff sie, rasch sich ausbreitend, eine größere Fläche trockenen Grases und schuf ein Flammenmeer, dessen rother Glanz von den düsteren Wäldern des Hintergrundes und den dunkeln Wolkenmassen des Firmaments zurückgeworfen wurde. Dann wieder stiegen hunderte von kleinen weißen Rauchwolken aus den Patnas auf, als ob heiße Geisfirquellen aus dem Schoße des Gebirgs hervorbrächen; und die rothen hellen Feuerstreifen, welche dieselben blickartig durchzuckten, vermehrten die vulcanische Illusion.

Obgleich wir jeden Abend vom Rasthause aus an dem wechselnden Feuerwerke dieser Grasbrände uns ergöckten, so bekamen wir doch niemals die Urheber derselben, die singhalesischen Hirten, zu Gesicht; und die vollkommene Einsamkeit, deren wir uns hier erfreuten, wurde durch keine menschliche Figur gestört.

Wir feiern in unserer deutschen Poesie die herrlichen Reize der „Waldeinsamkeit“ und entschädigen uns durch deren Illusion für die zahlreichen Qualen, welche unser verschrobenez Culturleben uns tagtäglich auferlegt. Was ist aber unsere eingebilbete deutsche „Waldeinsamkeit“ (im besten Falle wenige Meilen vom nächsten Dorfe entfernt) gegenüber der wahren und unergründlichen Waldeinsamkeit, welche hier die alten Urwälder im Hochlande von Ceylon uns darbieten? Hier sind wir sicher, in Wahrheit ganz allein mit der ursprünglichen Natur zu sein. Ich werde niemals die Wonne der stillen Lage vergessen, die ich hier in den dunkeln Wäldern und auf den sonnigen Grasflächen „am Ende der Welt“ zubrachte. Da mein Freund Trimen, mit besonderen botanischen Aufgaben beschäftigt, meistens seine eigenen Wege ging, durchstrich ich diese un-

berührten Wildnisse theils ganz allein, theils nur von einem schweigsamen schwarzen Tamil-Kuli begleitet, der mein Gewehr und Malzeug trug.

Der tiefe Eindruck absoluter Einsamkeit, den diese abgelegenen Wälder im Hochgebirge von Ceylon hervorbringen, wird nicht wenig dadurch verstärkt, daß das Thierleben in denselben auffallend wenige Neußerungen darbietet. Allerdings sind wilde Elephanten auch heute noch die Könige dieser Wälder. Aber nur ein einziges Mal bin ich ihnen hier wirklich begegnet, und die großen Ruffa-Hirsche oder „Elke“ (*Russa Aristotelis*), die hier noch sehr häufig sein sollen, habe ich zwar mehrmals gehört, aber niemals gesehen. Auch von den Rippenbären und Leoparden, den gefürchteten Raubthieren dieser Wälder, habe ich keinen zu Gesicht bekommen. Diese und die meisten andern Bewohner derselben sollen vorzugsweise oder ausschließlich eine nächtliche Lebensweise führen und sich tagsüber im kühlen Dickicht versteckt halten. Selbst die großen grauen Affen (*Presbytis ursinus*), die hier zahlreich sind, habe ich nur selten sehen können, obwohl ich ihre grunzende Stimme am frühen Morgen oft hörte.

Die klagenden melancholischen Stimmen einiger Vögel, insbesondere der schönen grünen Waldbauben und Bienenfresser, hört man meistens auch nur am frühen Morgen. Später ist gewöhnlich das bunte Waldbuhn der einzige Vogel, der sich hören läßt. Dieser prächtige *Gallus Lafeyetti* steht dem vermuthlichen Stammvater unseres Haushuhns ganz nahe. Der Hahn zeichnet sich durch bunt glänzendes Gefieder, schönen rothbraunen Halskragen und grünen Sichelchwanz aus, während die Henne ein unscheinbares graubraunes Federkleid besitzt. Die klangreiche Stimme des wilden Hahnes, viel melodischer als das Rikeri seines kultivirten Betters, hörte ich oft stundenlang im Walde, bald näher, bald ferner; denn die rivalisirenden Hähne führten ihren musikalischen Wettkampf um die Gunst der kritischen Hennen mit großem Eifer aus. Zum Schusse konnte ich aber trotzdem selten kommen; denn sie sind so scheu und vorsichtig, daß beim leisesten Geräusch das Concert verstummt, und sobald ich ein Mal einen geschossen hatte, blieb der Wald lange Zeit mäschenstill.

Oft saß ich hier, mit Malen beschäftigt, stundenlang auf einem alten Baumstamm, ohne einen einzigen Laut zu vernehmen. Wie das Vogelleben, so ist auch das Insectenleben, die Ameisen ausgenommen, auffallend arm, und namentlich von Schmetterlingen und Käfern sieht man nur sehr wenige, meist unansehnliche Formen. Das leise Summen schwebender Waldfliegen ist oft der einzige Laut, der neben dem Gemurmel eines kleinen Baches oder dem Rauschen des vom Winde bewegten Laubes das tiefe Schweigen des Gebirgsgeistes unterbricht.

Um so größer ist der Eindruck, den die phantastischen Baumformen des Urwaldes hervorbringen, die knorrigen, wild durcheinander gewachsenen Stämme, deren zackige Aeste mit fußlangen Wärten von rothgelben Moosen und Flechten geschmückt sind, und von deren breiten Schultern glänzend grüne Mäntel von Schlingpflanzen herabhängen. Oft sind die Stämme unten mit den weißen oder bunt gezeichneten duftreichen Blüthen parasitischer Orchideen geziert, während oben über ihrer schwarzgrünen Krone Schmarogerpflanzen verschiedener Familien ihre bunten Blüthen entfalten. Eine ganz besondere Decoration dieser Wälder bilden die zierlichen schlingenden Bambusen (*Arundinaria debilis*). Ihre schlanken

dünnen Rohrchalme klettern hoch oben in die Bäume hinauf und hängen von deren Zweigen senkrecht, gleich Ampeln, herab, auf das Zierlichste mit Quirlen von frischgrünen Blattbüscheln geschmückt. Den größten Schmuck bilden aber auch hier wieder, wie allenthalben im Hochlande, die prachtvollen baumartigen Alpenrosen (*Rhododendron arboreum*) mit den Riesenbouquets ihrer hochrothen Blüten. Demnächst sind die wichtigsten Bäume dieser Hochlandwälder verschiedene Lorber- und Myrtenbäume, namentlich Eugenieen, ferner Rubiaceen und Ternstroemiaceen. Dagegen vermisst man gänzlich die gewöhnlichen Baumformen unserer europäischen Wälder und vor Allen die Nadelhölzer. Diese wichtige Familie fehlt merkwürdiger Weise auf Ceylon ganz.

Das schönste Gebirgs panorama, das wir bei unseren Excursionen auf Horton-Plain's zu Gesicht bekamen, genossen wir auf dem Gipfel des Totapella-Pik, den wir am 22. Februar beim prächtigsten Wetter bestiegen. Derselbe ist 7800 Fuß hoch und liegt nahe dem östlichen Rande des Plateaus. Von seinem schwach bewachsenen Gipfel, der mit prächtigen rothen Melastomen (*Ostebeckia buxifolia*) geziert ist, genießt man einen weiten freien Blick nach allen Seiten, nördlich auf die Gebirge von Nuvelia, Pedura und Hafgalla; östlich auf die Hügelandschaft von Badula und den Namuna-Pik; südlich auf die Grenzmauern vom „Ende der Welt“ und westlich auf den Adams-Pik. Auch der Zugang zu diesem schönen Berggipfel wurde uns größtentheils nur dadurch möglich, daß wir ausgetretenen Elephantenpfaden folgten; wo diese fehlten, mußten unsere Kuli's mit der Art uns den Weg durch das dicht verwachsene Unterholz bahnen.

Am 24. Februar besuchten wir das eigentliche „Ende der Welt“ („World's End“), jene berühmte, aber selten besuchte großartige Felsenschlucht, in welcher der Südbhang des Hochlandes gleich einer senkrechten Mauer über 5000 Fuß in das Tiefland hinabstürzt. Der gewaltige Anblick dieses ungeheuren Abgrundes wirkt um so überraschender, als man nach zweistündiger Wanderung durch dichten Wald plötzlich beim Austritt aus demselben die gähnende Tiefe unmittelbar zu Füßen hat. Wie feine Silberfäden schlängeln sich die Flüsse unten durch den grünen Sammetteppich des Thalbodens, in dem man mittelst des Fernrohrs hier und da das Bungalow einer einzelnen Pflanzung erkennt. Von den oberen Rändern der Felsenschlucht, die mit prächtigen Baumfarnen geziert sind, stürzen Wasserfälle herab, die sich (ähnlich dem „Staubbach“ im Lauterbrunner Thale) vollständig in feinen Nebel auflösen, ehe sie unten ankommen.

An dieser wildesten und großartigsten Stelle von Ceylon war es, wo ich auch zum ersten und einzigen Male wilde Elephanten in voller Freiheit erblickte, nachdem ich sie zuvor schon bei der Elephantenjagd von Lambugama in den Korral hatte treiben sehen. Ich wurde zuerst auf sie aufmerksam durch das Knistern gebrochener Zweige mitten im Waldesdickicht, ungefähr fünfzig oder sechzig Fuß unterhalb der vorspringenden Felsplatte, auf welcher ich stand. Beim genaueren Zusehen entdeckte ich in den wogenden grünen Massen des Dickichts eine Elephantenherde von zehn bis zwölf Stück, die in aller Ruhe ihr Milu-Frühstück einnahm. Außer den Köpfen und den emporgestreckten Rüsseln, mit denen sie die Zweige umbogen und abbrachen, war von den meisten wenig zu sehen. Nach-

dem ich mich eine Zeitlang an dem seltenen Anblick geübelte, feuerte ich von meinem sichern Hinterhalt aus auf die nächststehenden Elephanten die beiden Schüsse meiner Doppelflinte ab, natürlich ohne sie irgend zu verwunden, da letztere nur mit Kehlposten geladen war. Die Antwort waren die lauten Trompetentöne, welche überraschte Elephanten stets ausstoßen, dann ein lautes Krachen in den dichten Baummassen, welche die gewaltigen Thiere wie Rohr niedertraten, und in wenigen Minuten war die ganze davon eilende Heerde hinter der nächsten Felsenecke verschwunden.

Vom „Ende der Welt“, das zugleich das Ende unserer höchst interessanten Hochgebirgsreise war, stiegen wir auf einem steilen vielgewundenen Serpentinpfade durch die prachtvollsten wilden Waldschluchten hindurch in fünf Stunden nach Nonpareil hinab, der nächsten Kaffeepflanzung, die am weitesten in diese Gindöden emporgedrungen ist. Dieselbe gehört Capitän Bahley, demselben unternehmenden Mann, dessen prächtiges Miramare in Puntogalla ich früher erwähnt habe. Bei seinem Sohne und Verwalter fanden wir die freundlichste Aufnahme. Wir hatten die Absicht gehabt, am Nachmittag deselben Tages noch weiter bis Billahuloha, dem ersten Dorfe dieses Thales, hinabzusteigen; allein als wir nach einem vortrefflich munden Mittagessen um vier Uhr weiter wandern wollten, brach ein so gewaltiger Gewitterregen los, daß wir gern der dringenden Aufforderung unserer werthen Gastfreunde entsprachen, die Nacht bei ihnen zu bleiben.

Nachdem der Regen gegen 6 Uhr aufgehört hatte, erfreuten wir uns noch eines herrlichen Abends. Wir besichtigten die großartige, musterhaft angelegte Pflanzung und machten einen Spaziergang durch deren schöne Schluchten. Hunderte kleiner Wasserfälle, die den heftigen Güssen ihren momentanen Ursprung verdankten, stürzten allenthalben von den steilen Felswänden herab. Die prachtvolle Waldvegetation, welche die engen Schluchten erfüllte, glänzte im frischesten Grün und namentlich die herrlichen Guirlanden der Schlingpflanzen, welche von den mächtigen Schultern der hohen Bäume gleich grünen Kränzen herabhingen, erregten auf's Neue unser Entzücken. Muntere Affen übten auf denselben ihre Seiltänzerkünste. Ganz besonders aber bewunderten wir die prächtigen Baumfarne (Alsophila), diese Palmen der Hochlandsschluchten. Ihre schirmförmigen zierlichen Fiederkronen mit den gewaltigen und doch so zarten frischgrünen Wedeln bildeten die schönsten Schattendächer über den schäumenden Wasserfällen, über deren Felsenbecken ihre schlanken, schwarzen Stämme sich zwanzig bis dreißig Fuß erhoben; einzelne Prachtexemplare erreichten hier sogar die seltene Höhe von fünfundvierzig bis fünfzig Fuß und darüber. Es war das letzte Mal, daß ich mich an solchen großartigen Farnbäumen erfreute; denn weiter unterhalb an den Bächen waren sie viel unansehnlicher und kleiner, und beim weiteren Herabsteigen in das Tiefland verschwanden sie bald ganz.

XIX. Der schwarze Fluß.

Voll von den herrlichen Eindrücken der Gebirgsreise durch das Hochland von Ceylon nahm ich am „Ende der Welt“ von ihm für immer Abschied und stieg am 25. Februar von Nonpareil nach dem ersten Dorfe des Thalgrundes, nach Billahul-Dha hinab. Dasselbe liegt bereits an der „großen Kaffeestraße“,

welche von den südöstlichen Kaffeedistricten, aus der Gegend von Badula, den Kaffee westwärts nach Ratnapura führt. Die Straße ist stets mit zahlreichen großen Ochsenkarren bedeckt, welche die Kaffeesäcke abwärts oder umgekehrt die Culturbedürfnisse der Kaffeepflanzer aufwärts schaffen. Bei Ratnapura wird der Kalu-Ganga, der große „schwarze Fluß“ von Ceylon, schiffbar. Hier wird der Kaffee in großen Booten verschifft, welche denselben flussabwärts bis zu dessen Mündung bei Caltura führen, und von hier endlich gelangt er auf der Eisenbahn nach Colombo.

Ich hatte mit meinem Freunde Trimen beschlossen, für unsere Rückreise nach Colombo diesen Kaffeeweg (den er ebenfalls noch nicht kannte) zu adoptiren und zunächst von Billahul-Oya mit dem Ochsenkarren nach Ratnapura zu fahren, von dort zu Boot den schwarzen Fluß hinab nach Caltura, und dann mit der Eisenbahn nach Colombo. Diese ganze Fahrt erwies sich höchst lohnend und sowohl die beiden interessanten Tage im Ochsenkarren, als besonders die wunder-volle Flußfahrt bereicherten uns mit einer Reihe der schönsten Bilder, ein würdiger Abschluß der gelungenen Gebirgsreise.

Das kleine Dorf Billahul-Oya (d. h. wörtlich „Opfer-Fackel-Bach“) führt seinen Namen von dem prächtigen Gebirgsbache, der hier in rauschenden Wasserfällen aus einer großartigen Schlucht des südlichen Gebirgsabsturzes hervorbricht und sich mit einem kleineren, vom „Ende der Welt“ direct herabkommenden Bache, sowie mit mehreren anderen Bächen vereinigt. Die engen felsigen Betten dieser wilden Bäche sind mit der prachtvollsten Vegetation geschmückt und von steilen himmelhohen Thaltwänden überragt, die der ganzen, nach Westen geöffneten Landschaft einen höchst großartigen Charakter verleihen. Schon beim Hinabsteigen von Nonpareil hatte uns dieselbe so entzückt, daß wir ein paar Tage an diesem herrlichen Orte zu bleiben beschlossen. Das Rasthaus des Dorfes liegt sehr schön an der steinernen Brücke, welche den Bach überwölbt, und ist von einer gewaltigen Tamarinde überschattet; einen großartigen Hintergrund darüber bildet das Felsen-Amphitheater vom „Ende der Welt“. Die Verpflegung in dem comfortablen Rasthause fanden wir auch verhältnißmäßig recht gut; wenigstens kam es uns nach den Entbehrungen in der Steinhütte von Horton-Plains so vor. Wir entließen demzufolge hier den ganzen Troß unserer Kulis und behielten bloß ein paar Diener bei uns, die uns bis Caltura begleiten sollten. Die Kulis nahmen ihren directen Rückweg nach Kandy und Nurellia über den Adams-Pil.

Während Dr. Trimen die reiche Flora in der Umgebung von Billahul-Oya untersuchte und durch die Entdeckung mehrerer neuer interessanter Pflanzenarten belohnt wurde, machte ich allein einige Excursionen in die verschiedenen Thäler und bereicherte mein Skizzenbuch mit mehreren Aquarellen. Ich bedauerte nur, daß ich hier nicht mehrere Wochen, statt weniger Tage bleiben konnte. Denn die tropische Vegetation, an deren Reize ich nun doch schon seit mehr als drei Monaten gewöhnt war, schien hier am südlichen Fuße des centralen Hochlandes ihre höchste Entfaltung zu erreichen. Da die brennende Tropensonne hier ihren mächtigsten Einfluß ausübt und gleichzeitig die Menge der atmosphärischen Niederschläge an der gewaltigen Gebirgsmauer überaus groß ist, so bringt die vereinte

Wirkung von größter Hitze und Feuchtigkeit eine Leppigkeit des tropischen Pflanzenwuchses hervor, die vielleicht von keiner anderen Stelle der Erde übertroffen wird. Indem ich stundentweit dem Laufe der Bäche folgte und in den steilen Felsenschluchten umherkletterte, stieß ich auf Wunderwerke der Ceylon-Flora, die alles bisher Gesehene übertrafen. Insbesondere waren es wieder die parasitischen Kletter- und Schlingpflanzen, die meine höchste Bewunderung erregten. Mächtige Baumstämme von mehr als ein Fuß Dicke winden sich hier korbzieherartig um die cylindrischen Säulenstämme von anderen Baumriesen, die mehr als hundert Fuß Höhe erreichen; in ähnlicher Weise wie bei uns die zarte Waldbrebe oder der wilde Wein mit ihren bindfadendünnen Kletterstengeln sich um den Stamm von schlanken Buchen oder Tannen emporwindet. Von den gewaltigen Kronen hoher Terminalien und Dillenien hängen grüne Mäntel herab, die aus einem förmlichen Flechtwerk von verwachsenen Lianen bestehen, und oft bedecken die goldgelben Blüthen der letzteren die Krone der ersteren in solcher Ausdehnung, daß man sie nicht für die Blüthen der Schmaroger, sondern ihrer Wirthe hält. Unzweifelhaft der großartigste dieser Parasiten ist jedoch der berühmte „Maha-Pus-Wael“, der „große hohle Kletterer“ (*Entada Purusaeta*); seine reifen Schoten sind volle fünf Fuß lang und einen halben Fuß breit, und enthalten schöne braune Bohnen von solcher Größe, daß die Singhalesen sie auszöhlen und als Trinkbecher benutzen.

Nicht minder herrlich als dieses Djungle mit seinen mannigfaltigen Parasiten ist auch die niedere Flora, welche in üppigster Entwicklung die Felsen der rauschenden Bäche bekleidet. Hier zeichnen sich besonders edle Farne mit zierlichen Fiederblättern von zehn bis zwölf Fuß Länge aus, ferner Balsaminen, Aroideen und Gewürznelken, die mit den prächtigsten großen Blüthen geschmückt sind. Eine besondere Zierde der Bäche ist hier eine kleinere Pandanus-Art (*P. humilis?*), die kleinen Zwergpalmen ähnlich sehen und in Menge auf den Steinen im Bache wachsen. Die Lianen an dem Buschwerk, das die Bachufer überhängend säumt, bilden ein so dichtes und undurchdringliches Gewebe, daß man nur im Bette der Bäche selbst vorwärts kommen kann. Allerdings reicht das Wasser oft bis über den Gürtel; aber bei der Temperatur von 22—24° R. erscheint das fortgesetzte Baden in demselben als eine höchst angenehme Erfrischung.

Größere Schwierigkeiten bereitete meinen Excursionen der Hauptbach des Thals, der zu den bedeutendsten Zuflüssen des schwarzen Flusses gehört und hier aus dem Zusammenflusse mehrerer kleiner Bäche entsteht. Durch die starken Regengüsse, welche an den vorhergehenden Tagen im Hochlande stattgefunden hatten, war derselbe so sehr angeschwollen, daß er eine Reihe von hübschen Wasserfällen bildete und seine Wassermassen unter lautem Brausen schäumend über die gewaltigen Granitblöcke des Flußbettes fortwälzte. Hier war nicht mehr daran zu denken, im Flußbette selbst aufwärts zu klettern, und ich war gezwungen, als Brücken die nackten Baumstämme zu benutzen, die von einem Ufer zum andern gelegt waren. Mit einigem Gruseln erinnere ich mich hier einer solchen Nothbrücke, die ungefähr eine Stunde unterhalb Willahul-Oya hoch über einen rauschenden Wasserfall führte. Ich war spät am Abend, auf dem Rückwege von einer weiteren Excursion, gezwungen, dieselbe zu passiren, um noch

vor Anbruch der Nacht auf das jenseitige Ufer zu gelangen. Als ich mitten über dem tosenden Wasserfall war, fing der ziemlich dünne Baumstamm, über den ich langsam und vorsichtig balancirte, dergestalt zu schwanken an, daß ich es für das Gerathenste hielt, meine aufrechte Stellung aufzugeben, mich langsam auf den Stamm niederzulassen und den Rest des Weges im Reitsitze zu passiren; ich athmete ordentlich auf, als ich mit Aufgebot aller meiner Turnkünste das andere Ufer glücklich erreicht hatte. Allerdings hatte ich nun das Vergnügen, im Dunkeln noch eine halbe Stunde durch überschwemmte Reisfelder zu waten. Als ich schließlich halb mit Schlamm bedeckt im Raft-hause anlangte, zeigten mir die langen Blutstreifen an den Beinleidern deutlich, daß die entsetzlichen Blutegel wieder ihr Werk begonnen hatten; ich las ihrer mehrere Duzend von den Beinen ab. Diese schreckliche Landplage, die im Hochlande glücklicher Weise ganz fehlt, begann hier im heißen feuchten Tieflande sofort wieder ihre Qualen; ich habe an wenigen anderen Orten von Ceylon so sehr von den Landblutegeln gelitten, als in den wundervollen Wäldern und Schluchten von Billahul-Dya.

Die Fahrt im Ochsentarren von Billahul-Dya nach Ratnapura nimmt zwei volle Tage in Anspruch; und da die Ochsen während der heißen Mittagszeit mehrere Stunden rasten müssen, brachen wir schon Morgens früh um vier Uhr auf. Die erfrischende Kühle der reinen Morgenluft und der außerordentliche Glanz der funkelnden Gestirne am tiefblauen Firmament ist in diesen Thälern ganz wundervoll und wir gingen mehrere Stunden lang neben den bedächtigen großen Zebu-Stieren unseres langsam fahrenden zweirädrigen Karrens einher, ehe die zunehmende Hitze der steigenden Sonne uns zwang, unter dessen breitem Dache Schutz zu suchen. Dieses gewölbte Dach aus Palmenmatten bietet genügenden Raum für sechs bis acht Personen, und wir konnten uns auf ausgebreiteten Matten unter demselben ganz bequem lagern, obgleich die Stöße des federlosen Karrens auf die Dauer etwas angreifend wurden.

Die Landschaft ist auf dieser ganzen Strecke voll hoher Schönheit. Der Weg zieht sich anfangs noch lange am Südabhange des Hochlandes hin, dessen gewaltige Gebirgsmauern die Ketten der niedrigeren waldbedeckten Vorberge hoch überragen. Die fruchtbare Thalebene an ihrem Fuße erweitert sich allmählig und ist theils mit Reisfeldern, theils mit Pflanzungen von Mais, Cassaven, Bananen und andern Nutzpflanzen bedeckt. Hübsche Waldpartien, mit diesen wechselnd, hier und da ein malerisches Dorf, ein Wasserfall des immer stärker werdenden Baches, bringen Mannigfaltigkeit in das anmuthige Bild. Papageien und Affen auf den Bäumen, Büffel und Reiber auf den Wiesen, Eisvögel und Kraniche an den Bächen sorgen für bunte Staffage. Auch die Straße selbst ist sehr belebt, theils durch Singhalesen, theils durch Ochsentarren.

Nach heißer achtkündiger Fahrt rasteten wir am ersten Mittage in Madula, einem kleinen Dorfe, das sehr malerisch in einer engen Waldschlucht liegt. Ich erquidete mich alsbald durch ein herrliches Bad in dem nahen Gebirgsbache; sein Genuß wurde nur durch Scharen kleiner Fische (Cyprinodonten?) beeinträchtigt, welche in dichten Haufen energische Angriffe auf den seltenen Badegast richteten; leider gelang es mir nicht, einen der kleinen flinken Räuber zu fangen, trotzdem sie unaufhörlich aus ihrem felsigen Verstecke hervorschossen und mit ihren kleinen

Mäulchen muthig zu beißen versuchten. Nach dem Mittagessen kletterte ich in das steinige Bett des Hauptbaches hinab, dessen steile Felsenufer mit dem schönsten Hochwalde geschmückt und mit den üppigsten Schlingpflanzen phantastisch decorirt waren. Gleich natürlichen Seilbrücken rankten sich mächtige Stämme von wildem Wein (*Vitis indica?*) in hohen Bogen von einem Ufer zum andern, und es gewährte ein prächtiges Schauspiel, eine Affenherde, die ich aufgescheucht hatte, eben so geschwind als gewandt über diese Lianenbrücke unter lautem Geschrei hinüber voltigiren zu sehen. Ich kletterte in dem schäumenden Wasser und über die glatten Felsen noch eine Strecke weiter, wo ein paar Riesenbäume erster Größe (*Terminalien?*) wie Säulen zum Himmel emporstrebten, mit mächtigen Lianen wie mit Kränzen und Guirlanden geschmückt. Während ich eine Skizze der wilden Scenerie aufnahm, entluden sich die inzwischen gesammelten Wolken in einem heftigen Gewitter. Die gewaltigen Blitze durchzuckten das finstere Waldthal Schlag auf Schlag und der Widerhall der Donnerstöße, einem starken Artilleriefener gleich, war so heftig, daß ich meinte die mächtigen Felsenblöcke erzittern zu sehen. Der folgende Regenguß war von solcher Heftigkeit, daß das Wasser in förmlichen Bächen von den Felsenkanten herabstürzte und ich fürchtete, mein ganzes Malzeug durchnäßt zu sehen. Aber der tausendjährige Feigenbaum, unter dessen ungeheurer Krone ich Schutz gesucht hatte, trug ein so dichtes Blätterdach, daß nur einzelne Tropfen dann und wann durchschlüpfen und ich mein Aquarell unbehelligt vollenden konnte.

Ueber eine Stunde hielt der gewaltige Regenguß an; als ich nach Aufhören desselben zum Rasthause wieder hinaufkletterte, hätte ich beinahe einen schönen Fang an einer stattlichen, über sechs Fuß langen Schlange gemacht, die von einem überhängenden Baumzweige herabglitt. Sie entschlüpfte jedoch rasch zwischen den angehäuften Blättermassen, ehe ich ihr mit dem Jagdmesser den Garaus machen konnte. Zum Ersatz dafür erbeutete ich hier mehrere riesengroße stachelige Spinnen (*Acrosoma?*), die mit ihren dünnen behaarten Beinen spannenlang waren. Außerdem schoß ich ein paar hübsche grüne Papageien, von denen ein ganzer Schwarm laut schreiend vorüberflog.

Die ersten Nachmittagsstunden, in denen die siegreiche Sonne das frischgewaschene Waldthal mit tausend glitzernden Diamanten schmückte, waren von entzückender Schönheit. Später brach leider der Regen von Neuem los und zwang uns, im Ochsenkarren Schutz zu suchen. Wir begegneten vielen Singhalesen, die unverdrossen im strömenden Regen mit stoischem Gleichmuth weiter marschirten, aber ein großes Caladiumblatt über dem Haupte hielten, um ihren theuren Zopf und Kamm vor Nässe zu schützen. Erst spät am Abend gelangten wir nach Belmadula, einem größeren schön gelegenen Dorfe, in dem wir übernachteten.

Von Belmadula an wird die Gegend offener und flacher. Die gewaltigen Bergmassen des eigentlichen Hochlandes treten mehr zurück; wogegen niedrigere Hügelreihen sich mehr geltend machen. Unter den ersteren ragte dominirend über seine Nachbarn der Adams-Pik hervor, obwohl er von dieser südlichen Seite bei Weitem nicht so großartig erscheint, als von der östlichen und nördlichen Seite. Die Vegetation nimmt hier schon mehr und mehr den Charakter an, den

sie im ganzen südwestlichen Theile der Insel beibehält. Insbesondere erfreuten wir uns wieder an dem Schmucke der herrlichen Palmen, deren Anblick wir im Hochlande ganz entbehrt hatten.

Da wir am 28. Februar sehr frühzeitig von Pelmadula aufgebrochen waren, trafen wir in Ratnapura schon Mittags bei guter Zeit ein und konnten noch mehrere Stunden auf den Besuch dieses Ortes und seiner nächsten Umgebung verwenden. Letztere ist sehr schön; das Thal, das sich hier zu einem stattlichen, rings von Bergen umschlossenen Kessel erweitert, ist gut cultivirt und mit der üppigsten Vegetation geschmückt. Dagegen bietet der Ort selbst nur wenig, und wenn man aus seinem stolzen Namen: „Stadt der Edelsteine“ etwa auf eine besondere Pracht schließen wollte, so würde man arg enttäuscht sein. Jener Name rührt von den zahlreichen Edelsteinen her, durch deren Reichthum diese Gegend seit Jahrhunderten berühmt ist; sie finden sich sowohl im Gerölle der Flüsse und Bäche, als in dem moorigen Grunde des Thalbodens; und noch jetzt gibt es hier berühmte Edelsteingruben, obwohl der Ertrag derselben bei Weitem nicht mehr so groß ist, als früher. Im Orte selbst sieht man auch viele Läden, in denen dergleichen verkauft werden, und viele Indo-Araber („Moormen“), die sich mit ihrer Bearbeitung und Schleifung beschäftigen. Doch nimmt auch hier schon die Zahl der künstlichen Imitationen neuerdings sehr zu, und wahrscheinlich werden schon jetzt in Ratnapura (ebenso wie in Colombo und Puntogalla) viel mehr geschliffene, aus Europa importirte bunte Gläser verkauft, als echte, daselbst gefundene Edelsteine. Die Kunst der Nachahmung ist jetzt so vervollkommenet, daß selbst Mineralogen und Juweliere von Fach ohne nähere physikalische und chemische Untersuchung die echten und unechten Producte oft nicht unterscheiden können.

In der Mitte von Ratnapura, auf dem rechten (nördlichen) Ufer des schwarzen Flusses, steht unter einem prächtigen uralten Tamarindenbaum ein hübscher Brunnen. Westlich davon erhebt sich auf einem Hügel das alte holländische Fort, dessen weitläufige Bauten jetzt als Gerichts- und Verwaltungs-Vocale der Regierungsbehörden benutzt werden. Am Fuße des Hügelns dehnt sich der Bazar aus, eine lange Doppelreihe von einstöckigen Hütten, in deren Läden hauptsächlich Lebensmittel, Gewürze und Hausgeräth neben den Edelsteinen feilgeboten werden. Einige andere Gruppen von Hütten längs des Flußufers und eine Anzahl von freundlichen Bungalows der englischen Beamten, die von hübschen Gärten umgeben in der parkähnlichen Thalfläche zerstreut liegen, bilden mit jenem Bazar und dem Fort zusammen das, was man die „Stadt der Edelsteine“ nennt. —

Am ersten März fuhren wir von Ratnapura den schwarzen Fluß hinab, den Kalu-Ganga, der hier erst schiffbar wird. Nächst dem Mahawelli-Ganga (der ostwärts fließt und bei Trinkomale mündet) ist er der größte, stattlichste und schönste Fluß von Ceylon, obwohl der bei Colombo mündende Kelany-Ganga ihm fast gleich kommt. In der Nähe des Kasthauses von Ratnapura befindet sich der Hafen des Ortes, d. h. die Stelle, an welcher die Flußschiffahrt beginnt und eine große Menge Boote vor Anker liegen. Die meisten dieser Rähne sind „Kaffeeboote“, welche den aus den östlichen Kaffeedistricten hierher geschafften

Kaffee stromabwärts nach Caltura befördern, und welche leer (oder nur schwach mit Importartikeln beladen) den beschwerlichen Rückweg machen. Die Boote sind entweder Doppelcanoes, aus zwei parallelen hohlen Baumstämmen bestehend, die durch Querbalken und übergelegte Bretter fest verbunden sind; oder mit einem sehr breiten und ganz flachen Boden ausgestattet, ohne Kiel. Vorder- und Hintertheil sind gleich gebaut. Stets sind sie mit einem ansehnlichen und wasserdichten Dach aus Palmen- oder Pandangmatten versehen, die über Bambusbögen ausgespannt sind. Der saalartige Raum unter diesem Dache, nur vorn und hinten geöffnet, ist so geräumig, daß auf den kleineren Booten 8—10, auf den größeren 20—30 Leute bequem darin Platz haben. Auf den größeren Booten ist der Raum oft durch quer gestellte Mattenwände in mehrere Abtheilungen getrennt. Wir mietheten ein kleines Doppelcanoe mit vier Ruderern.

Bei hohem Wasserstande und gutem Wetter kann man die ganze Fahrt auf dem schwarzen Flusse, von Ratnapura bis zur Mündung bei Caltura, in einem einzigen Tage zurücklegen, während man bei niederem Wasserstande oder schlechtem Wetter dazu zwei bis vier Tage braucht. Durch die heftigen Regengüsse der letzten Tage waren die Zuflüsse plötzlich so angeschwollen, daß wir den Vortheil eines sehr hohen Wasserstandes genossen und die ganze Fahrt ununterbrochen in achtzehn Stunden zurücklegten. Wir fuhren Morgens sechs Uhr von Ratnapura ab und waren um Mitternacht in Caltura. Ich bedauerte diese Schnelligkeit nachher sehr; denn die Scenerie des Flusses erwies sich fast überall so prachtvoll, daß ich gern die doppelte und dreifache Zeit auf ihren Genuß verwendet hätte.

Unsere Stromfahrt war vom schönsten Wetter begünstigt und ich werde nie die wunderbare Reihe von prachtvollen Bildern vergessen, die hier wie in einer *Laterna magica* an mir vorüberzog. Ich war neben meinem Freunde Trimen ganz vorn im Boote auf einer Palmenmatte bequem gelagert und durch das vorspringende Dach gegen die Sonne geschützt, während unsere Diener und Schiffsleute den mittleren und hinteren Theil einnahmen. Hier wurden auch unsere frugalen Mahlzeiten bereitet, bestehend aus Thee, Reis und Curry, Bananen und Cocosnüssen; als besondere Würze dienten ein paar Conservenbüchsen und Chocoladentafeln, die wir bis zulezt aufgespart hatten.

Die dichten Massen des überhängenden dunkelgrünen Laubes und der schwarze Spiegel, den ihr tiefes Dickicht am Ufer im Wasser hervorrufft, haben dem Kalu-Ganga, dem „schwarzen Flusse“ seinen bezeichnenden Namen gegeben. Das Wasser selbst ist bei niederem Wasserstande dunkelgrün oder schwärzlich braun, bei hohem Wasserstande gelbbraun bis rothbraun, in Folge der großen Mengen gelben oder rothen Lehmes, welche die Regengüsse hinein führen. Unmittelbar am Ufer liefern schroffe Felsen und mannigfaltige Steingruppen, überhängende Zweige und entwurzelte Baumstämme dem Landschaftler den schönsten Vordergrund für seine Skizzen; den erhabensten Hintergrund bilden die schöngeformten Gipfel der Berge, die in blauen Nebeldunst getaucht weit höher erscheinen, als sie wirklich sind.

Der weitaus größte Theil des Flußufers ist anscheinend von dichten Waldmassen gebildet; Aralien und Terminalien, Villenien und Bombaceen, Rubiaceen und Urticeen machen ihren wichtigsten Bestandtheil aus. Mit dem ernstesten Dunkelgrün dieses Waldes wechselt in anmuthiger Weise das heitere Lichtgrün

der Bambusen, deren orangegelbe, vierzig bis fünfzig Fuß hohe Rohrstämme sich in dichten Büschen erheben und die zierlichen Federkronen gleich den Büscheln riesiger Straußenfedern über das Wasser neigen. Daneben verrathen uns Cocos und Areca, Talipot und Attulpalmen, hier und da auch eine Pflanzung von Bananen und Cassaven, daß hinter dem Ufergebüsch auch Leute hausen, und daß die Flußufer keineswegs so wild und unbewohnt sind, wie ihr Waldsaum es vorspiegeln möchte. Seltener stehen einsame singhalesische Hütten einzeln auf einem Felsenvorsprunge des Ufers selbst, und noch seltener bezeichnet die weiße Kuppel einer Dagoba die Nähe eines kleinen Dorfes.

Auch das Thierleben trägt in mannigfaltiger Weise zur Belebung der reizenden Flußlandschaft bei. In der Nähe der singhalesischen Hütten treiben sich zahme schwarze Schweine am Ufer umher und wühlen an den Wurzeln der Bäume. Große schwarze Büffel wälzen sich auf Sandbänken oder am feichteren Ufer im Schlamm und lassen nur den Kopf über Wasser hervorragen. Wo hingegen eine längere Strecke einsamen Waldes folgt, zeigen große Scharen von schwarzen Affen ihre bewunderungswürdigen Turnkünste und springen unter lautem Geschrei von einer Baumkrone zur andern. Hier und da erscheint ein riesiger uralter Feigenbaum, dessen hohe entblätterte Aeste dicht mit Flederfüchsen behangen sind. Auf den überhängenden Zweigen am Ufer sitzen prächtige blau-grüne Königsfische oder Eisvögel und stürzen sich tauchend auf die vorbeischwimmenden Fische; Schnepfen, Reiher, Wasserläufer und andere Stelzvögel fischen an feichteren Stellen und auf den Sandbänken watend. Die Kronen der Bäume sind von den munteren Scharen der grünen und rothen Papageien belebt. Bisweilen zeigt sich auch der schöne „Paradiesvogel von Ceylon“, mit seinen beiden langen weißen Schwanzfedern. Crocodile waren früher im schwarzen Flusse sehr häufig, sind aber jetzt größtentheils durch den zunehmenden Verkehr der Kaffeeboote verdrängt worden. An ihrer Stelle sonnen sich auf den Felsen im Strome die grünen Rieseneidechsen, die „Cabra-Goya“. Auch an großen Flußschilbkroten, die ihre Eier auf den Sandbänken ablegen, fehlt es nicht. Von Fischen sieht man in dem trüben undurchsichtigen Wasser wenig, obwohl welsartige (Siluriden) und karpfenartige (Cyprinoiden) sehr häufig sein sollen; hier und da sitzt am Waldrand ein einsamer Singhalese, der angelt, oder mit dem Schöpfneze fischt. Von Insecten sind namentlich prachtvolle große Schmetterlinge und metallglänzende Wasserjungfern oder Drachensfliegen zu erwähnen; Stechfliegen und Mosquitos, die zu anderen Jahreszeiten äußerst lästig sein sollen, waren während unserer Fahrt erträglich.

Die interessanteste Episode unserer herrlichen Flußfahrt war die Passage der gefährdeten Stromschnellen oder „Rapids“, die ungefähr halbwegs zwischen Ratnapura und Caltura der Schifffahrt auf dem schwarzen Flusse ein gefährliches Hinderniß bereiten. Der Kalu-Ganga bricht sich hier gewaltsam Bahn durch mehrere Felsenbarren, welche das Flußthal gleich queren Niegeln durchsetzen; die hohen Ufer treten enger zusammen und unter lautem Brausen stürzt der eingeeengte Fluß schäumend zwischen einzelnen Felsen hindurch; das Gefälle ist hier auf kurze Strecken sehr beträchtlich. An der gefährlichsten Stelle mußte unser Boot vollständig ausgeladen und alle Sachen einzeln eine Strecke weit am

Ufer hinabgetragen werden; wir selbst kletterten über mächtige Granitblöcke an das untere Ende der Stromschnelle. Eine Anzahl Eingeborener sind hier beständig stationirt, um die entleerten Boote über die schäumenden Wasserfälle hinab und herauf zu schaffen. Ein halbes Duzend derselben, unter ihnen ein riesiger schwarzer Tamil von mehr als sechs Fuß Länge und herkulischem Körperbau, sprangen unter lautem Geschrei mitten in die schäumende Fluth und wußte das leere Boot so geschickt durch das enge Thor hindurchzuleiten, daß es ohne alle Beschädigung zwischen den zackigen Klippen hindurchschob.

Einige Stunden unterhalb dieser Stromschnellen erweitert sich das Flußbett bedeutend und geht allmählig in die flache Ebene des westlichen Küstenlandes über. Das Gefälle wird hier bald sehr schwach und unsere Bootsleute hielten ein großes viereckiges Segel auf, um durch die Hilfe des sanften Abendwindes die Ruderarbeit zu fördern. Bald nach Einbruch der Dunkelheit ergoß der aufgehende, nahezu volle Mond sein sanftes Licht über die weite spiegelnde Wasseroberfläche und warf glitzernde Strahlen durch die Kronen der Bäume. Der schwarze Fluß erscheint hier im untersten Theile seines Laufes nicht weniger stattlich als der Rhein bei Cöln. Nur die glockenähnlichen Stimmen kleiner Laubfrösche und das monotone Plätschern der Ruder unterbrach die lautlose Stille der Nacht, dann und wann der laute Schrei eines Vogels oder das Grunzen eines Affen. Die ganze Natur schien sanft entschlafen, als wir endlich nach Mitternacht in Caltura landeten.

XX. Heimwärts über Aegypten.

Die prachtvolle Reise durch das Hochland, welche mit der Thalfahrt auf dem schwarzen Flusse ihren reizenden Abschluß fand, hatte das Programm meiner wichtigsten Wünsche und Ziele auf der Wunderinsel Ceylon geschlossen und ich mußte nun mich zur bevorstehenden Heimreise rüsten. Allerdings hätte ich sehr gern noch das interessante und besonders in zoologischer Hinsicht so reiche Trinkomalie gesehen, und auch den alten Ruinenstädten im Norden der Insel, dem berühmten Anaradjapura und Pollanarua einen Besuch abgestattet. Aber mein halbjähriger Urlaub ging zu Ende; das letzte Lloydsschiff, welches mich noch rechtzeitig nach Europa zurückführen konnte, sollte schon am 11. März von Colombo abgehen, und ich will nicht verschweigen, daß trotz allen genossenen Herrlichkeiten doch das Heimweh sich immer mehr geltend machte und die glückliche Rückkehr nach der theuren deutschen Heimath mir immer mehr das Begehrenswertheste ersahien.

So begann ich denn alsbald nach der Rückkehr nach Colombo den Rest meiner Sammlungen zu packen und alle übrigen Vorbereitungen zu treffen. Einen sehr hübschen Ausflug machte ich noch mit Dr. Trimen nach Generatgodde, einer Filiale des Peradenia-Gartens, welche an der Colombo-Kandy-Bahn im heißesten Theile des feuchten Tieflandes liegt und für die Cultur derjenigen Pflanzen bestimmt ist, die den höchsten Hitzeegrad des Tropenklimas verlangen. Ich sah hier Prachtexemplare von Riesenbäumen, Palmen, Lianen, Farnen, Orchideen u. s. w., die mich nach allem Vorhergegangenen noch in Erstaunen versetzten. Ein paar sehr angenehme Tage verbrachte ich bei dem guten alten Mr. Staniforth Green

und seinem Neffen in der lieblichen „Villa der Tempelbäume“; und mit besonderem Vergnügen denke ich noch an eine reizende abendliche Kahnfahrt, die ich mit denselben auf dem spiegelglatten See der Zimmtgärten machte. Ein paar andere lehrreiche Tage widmete ich dem Studium des Colombo-Museums, dessen jetzt anwesender Director, Dr. Halp, mir auf das Freundlichste die lehrreichen Schätze desselben erläuterte. Sodann machte ich eine Anzahl Abschiedsbesuche bei anderen Engländern, die meine Zwecke während meines hiesigen Aufenthaltes in freundlicher Weise gefördert hatten. Mr. William Ferguson bereicherte noch am letzten Tage meine Sammlung mit einigen prachtvollen riesengroßen Tigerfröschen (*Rana tigrina*) und anderen Amphibien; und Freund Both krönte die Reihe seiner zoologischen Geschenke durch einen erwachsenen „Negombo-Teufel“, das große, von den Singhalesen abergläubisch gefürchtete Schuppenthier, welches allein die Ordnung der Edentaten auf der Insel vertritt (*Manis brachyura*). Es kostete einige Mühe, dieses zählebige Ungethüm vom Leben zum Tode zu bringen, da die Proceffe des Hängens, des Bauchaufschneidens und des Einspritzens von Carbonsäure sich durchaus ungenügend erwiesen hatten; erst eine größere Dosis Cyankalium führte das Ende herbei.

Alle freien Augenblicke, die mir das böse Geschäft des Einpackens übrig ließ, verwendete ich noch täglich auf den Genuß des geliebten Whist-Bungalot, von dessen schönsten Punkten ich noch mehrere Photographien aufnahm. Der Abschied von diesem lieblichen Paradiese und von den braven Landsleuten, deren Gastfreundschaft ich hier genossen, wurde mir natürlich besonders schwer, und ich empfand in seltener Stärke jenes drückende Gefühl, welches dem Abschiede von einem geliebten Erdenflecke vorausgeht. Freilich wurde aber diese gedrückte Abschiedsstimmung wesentlich aufgehoben durch den einen Zukunftsgedanken: Heimwärts! In den Tropen hat dieses theuere Wort für jeden Europäer noch einen ganz anderen Klang, als irgendwo in Europa. Das Gefühl von einer glücklich beendigten und erfolgreichen Tropenreise in die geliebte Heimath zurückzukehren, läßt sich nur mit demjenigen vergleichen, mit dem der Soldat aus einem siegreichen Feldzug heimkehrt. Ich durfte es in der That als ein besonderes Glück preisen, daß ich während meines fünfmonatlichen Aufenthalts in den Tropen, trotz aller Anstrengungen und Strapazen, nicht einen einzigen Tag krank gewesen war und daß ich allen drohenden Gefahren glücklich entgangen war.

Aber dieses Glück und jene Widerstandsfähigkeit haben auch ihre Grenzen, und ich hatte das instinctive Gefühl, nahe an diesen Grenzen angelangt zu sein. Die tausend wunderbaren und großartigen Eindrücke, mit denen die vier letzten Monate mich in überreichem Maße beschenkt hatten, waren fast allzu mächtig und hatten mich dergestalt übersättigt, daß ich die lebhafteste Sehnsucht nach Ruhe und Erholung empfand. Besonders während der letzten Woche in Colombo, wo zudem schon der drückende Einfluß des nahenden Monsun-Wechsels sich bemerkbar machte, fühlte ich mich ermatteter und mitgenommener als je zuvor. Ich sehnte mich zuletzt wahrhaft nach den kommenden ruhigen Wochen auf dem Dampfschiffe, und nach der stillen Muße, die mir dasselbe zur Bewältigung jener massenhaft zusammengerafften Eindrücke gewähren würde.

Und diese erhoffte Muße, diese Sonntagsstimmung ruhigen Genusses ge-

währte mir das schöne Schiff, auf dem ich von Colombo zurückkehrte, in vollstem Maße. Niemals habe ich eine schönere Seefahrt gehabt, als auf der prächtigen „Aglaja“, dem vortrefflichen Dampfer des Oesterreichischen Lloyd, der mich in achtzehn Tagen von Ceylon nach Aegypten hinüberführte. Derselbe kam bereits von Calcutta so schwer beladen an, daß er den größten Tiefgang hatte, und daß meine Kisten, in Ermangelung anderen Raums, im „Rauchzimmer“ untergebracht werden mußten. Selbst bei stürmischem Wetter würde das vollgeladene Schiff nur wenig geschwankt haben. Unter dem prachtvollen wolkenlosen Frühlingshimmel, dessen wir uns während der ganzen Fahrt erfreuten, den günstigen Nordost-Monsun im Rücken, war die Bewegung des Dampfers kaum wahrnehmbar, und die zehntägige Reise über den indischen Ocean, von Colombo bis Ahen, gleich einer heiteren Sonntagsfahrt über einen stillen Landsee.

Zu dieser großen Annehmlichkeit gesellte sich noch die andere, daß die Reisegesellschaft die willkommenste war. In der ersten Cajüte waren außer mir nur drei Passagiere, drei deutsche Landsleute, die von Calcutta heimkehrten, und mit denen ich mich vortrefflich unterhielt. Der alte Capitän, Herr N., war der liebenswürdigste, den ich je getroffen habe, und dabei ein humoristischer Philosoph, der alle Lebensweisheit von Sokrates und Aretski in sich vereinigte. Das schöne Geschlecht war auf dem ersten Platze gar nicht vertreten, was die Bequemlichkeit unserer Fahrt nicht wenig erhöhte. Verzeihe mir, gütige Leserin, dieses frevelhafte Geständniß! Sowohl wir vier Passagiere, als die freundlichen Schiffsofficiere, mit denen wir unsere Mahlzeiten theilten, genossen die mancherlei Vorrechte, welche uns die gänzliche Abwesenheit der Damen ertheilte, in ausgiebigster Weise und wir kamen während der ganzen Fahrt aus dem angenehmsten indischen Negligé nicht heraus. Weder Halskragen noch Cravatte schnürten unsere Kehle ein; bequeme gelbe indische Hausschuhe ersetzten die schwarzgewickelten Stiefeln, und das ganze übrige Costüm bestand aus jener unvergleichlich leichten und angenehmen weißen Baumwollenkleidung, die in Indien als „Pundjama“ allgemein üblich ist.

Von entzückender Schönheit waren die Nächte während dieser Fahrt. Wir schliefen stets oben auf dem Verdeck, von der mildesten tropischen Seeluft umspült, unter dem tiefdunkeln Zeltbache des reinen Firmaments, von dem die Sterne in unübertroffener Pracht herabfunkelten. Ich lag oft stundenlang in der Nacht wach und athmete mit vollstem Behagen die balsamische kühle Brise ein, im Vollgenuß des paradiesischen Friedens, der achtzehn Tage lang weder durch Briefe noch durch Correcturen, weder durch Studenten noch durch Bedelle gestört wurde. Pflichtschuldigst bewunderte ich sodann allnächtlich den „milden Glanz des südlichen Kreuzes“ und lange Zeit schaute ich oft in das funkelnde Kielwasser hinab, das hinter dem Schiffe einen langen feurigen Schwanz bildete, aus tausend leuchtenden Medusen, Krebschen, Salpen und anderen Leuchtthieren des Meeres zusammengesetzt.

Tagsüber beschäftigte mich größtentheils das Ordnen und Ergänzen meiner Reisetotizen und Aquarellskizzen; und wenn ich des Schreibens, Malens und Lesens müde war, wanderte ich hinüber auf den zweiten Platz, wo eine indische Menagerie von Affen, Papageien, Waldtauben und anderen Vögeln uns unerschöpf-

liche Unterhaltung bot. In meiner eigenen kleinen Menagerie war das Interessanteste ein Halbaffe von *Belligemma* (*Stenops gracilis*); ein höchst amüsanter kleiner Geselle, dessen fabelhafte Turnkünste wir jeden Abend bewunderten.

Von den Einzelheiten unserer Rückreise ist wenig zu berichten. Am 10. März Mittags 2 Uhr hatte ich nach herzlichstem Abschiede von den Bewohnern des Whist-Bungalow Colombo verlassen. Am 12. passirten wir die Malediven-Inseln und fuhren ziemlich nahe an den Cocoswäldern des Korallen-Eilandes Minitoi vorüber. Am 18. Morgens steuerten wir längs der malerischen Küste der großen Insel Sokotora hin, von deren zerklüfteten Gebirgsrücken sich mächtige schneeweiße Sandfelder, Gletschern ähnlich, in das Meer senken. Am 20. Abends langten wir in Aden an. Da wir jedoch wegen der fortbestehenden Cholera-Quarantäne keine Pratica erhielten, dampften wir schon um 9 Uhr weiter, in das rothe Meer hinein. Am 21. März passirten wir das Thränenthor, Bab el Mandeb, und am 22. die Guanoinsel Geb el Lebir. Ungeheure Massen von braunen Seeraben oder Cormoranen umschwärmten hier unser Schiff. Am 25. Morgens überschritten wir, dem Cap Berenice gegenüber, den Wendekreis des Krebses, fuhren am 27. längs der Sinaitküste hin und ankerten am 28. in der Morgenfrühe auf der Rhede von Suez.

Da ich noch ein paar freie Ferientwochen vor mir hatte und von Alexandrien jede Woche mehrmals Fahrgelegenheit nach Europa fand, beschloß ich vierzehn Tage in Aegypten zu bleiben; hauptsächlich um den schroffen Wechsel des Klimas zu vermeiden, den gerade zu dieser Jahreszeit die plötzliche Ueberfiedelung aus dem heißen Indien nach dem kalten Nord-Europa mit sich bringt. Auch reizte mich der Gedanke, die Natur von Unter-Aegypten, die mir bei meinem ersten Besuche, vor neun Jahren, so sehr imponirt hatte, mit meinen indischen Eindrücken zu vergleichen. Und dieser Vergleich war in der That lohnend; denn es kann kaum einen größeren Gegensatz in jeder Beziehung zwischen zwei Ländern der heißen Zone geben, als den Contrast zwischen Ceylon und Aegypten.

Ich verließ demnach am Morgen des 28. März die treffliche „Aglaja“, nach herzlichem Abschiede von den freundlichen Reisegefährten. Am folgenden Tage machte ich von Suez zu Esel eine Excursion nach der „Moses-Quelle“, einer interessanten kleinen Oase in der arabischen Wüste; einige Stunden östlich vom Eingang in den Suez-Canal.

Am 30. März fuhr ich auf der Eisenbahn in neun Stunden von Suez nach Cairo, wo ich in dem freundlichen deutschen „Hôtel du Nil“ meine Wohnung nahm. Zehn Tage in Cairo, diesem „Märchen aus Tausend und Einer Nacht“, benutzte ich, theils um die schönen Erinnerungen meines ersten Besuches aufzufrischen, theils um dieselben durch einige neue Excursionen zu ergänzen. Unter diesen war mir besonders ein weiterer Ausflug in die Wüste von Interesse, nach dem sogenannten „großen versteinerten Walde“. Unter der sachkundigen Führung eines freundlichen deutschen Landsmannes, des seit lange in Cairo ansässigen Apothekers und Botanikers Sickenberger, brach ich in Gesellschaft mehrerer anderer deutscher Landsleute am 5. April, früh 6 Uhr, dorthin auf. Wir hatten uns Alle gut mit Proviant und mit recht tüchtigen Eseln versehen, da der Ritt hin und zurück einen vollen Tag in Anspruch nimmt. Der

Weg führte uns gegen Osten, zuerst durch die wunderbare Todtenstadt der Chalifengräber, weiterhin längs der nördlichen Abhänge des Mokattam-Gebirgs hin. In vier Stunden scharfen Trabes mitten durch die Sandwüste hatten wir unser Ziel erreicht. Mitten in der pflanzenarmen Wüste liegen hier zwischen deren Sandhügeln versteinert eine große Menge stattlicher Baumstämme von 70—90 Fuß Länge, 2—3 Fuß Durchmesser. Die meisten gehören einem Balsambaum (*Nicotia*) aus der Familie der Sterculiaceen an. Die Mehrzahl der Stämme sieht glänzend schwarzbraun oder rothbraun, wie polirt aus, und ist in Stücke von zwei bis sechs Fuß Länge zerbrochen, die im Sande halb vergraben, zum Theil aber auch ganz frei hintereinander liegen. Am zahlreichsten sind sie in der Nähe des Kohlenbrunnens (Bir el Fahme), eines sechshundert Fuß tiefen Schachtes, den Mohamed Ali 1840 hier mitten in der Wüste graben ließ in der vergeblichen Hoffnung, Kohlen zu finden.

Den Rückweg vom versteinerten Walde nahmen wir durch das Wadi-Dugla, ein großartiges und malerisches Felsenthal, durch welches die nach Mekka bestimmte Pilger-Karawane von Cairo nach Suez zieht. In den mannigfachen Schlangentwindungen dieser wilden Schlucht, deren nackte gelbweiße Felsentwände beiderseits fast senkrecht emporsteigen, ritten wir mehrere Stunden abwärts, ehe wir wieder das Nilthal erreichten, zwischen Wadi-Turra südlich und den Mokattam-Höhen nördlich. Erst spät Abends trafen wir wieder in Cairo ein.

Dieser Wüstenritt, der einen recht guten Einblick in den Charakter der arabischen Wüste gewährt, regte mich lebhaft zu Betrachtungen über den merkwürdigen Gegensatz an, in welchem die ganze Natur von Unter-Aegypten zu derjenigen von Ceylon steht. Dieser ungeheuere Contrast betrifft in erster Linie das Klima und die Vegetation, in zweiter Linie aber auch die gesammte übrige Natur und die Menschentwelt. Während der alte Meeresboden, der jetzt die gelbe ägyptische Wüste bildet, reich an schönen Versteinerungen ist, die sein verhältnißmäßig jugendliches geologisches Alter bezeugen, ist der uralte Felsenleib des grünen Ceylon aus Urgestein gebildet, in dem Versteinerungen vollständig fehlen. Während dort die größte Trockenheit der Atmosphäre kaum den dürftigsten Pflanzenwuchs gestattet, bedingt hier die vollkommene Feuchtigkeit der Luft eine Ueppigkeit der Vegetation, die von keinem anderen Theile der Erde übertroffen wird. Heftige atmosphärische Niederschläge, die dort sehr selten sind, gehören hier zu den alltäglichen Ereignissen. Die täglichen Temperatur-Schwankungen sind dort bekanntlich so groß, daß sie nicht selten gegen 30° R. betragen; mitten in der Wüste bildet sich in der Nacht bisweilen eine dünne Eiskruste, während um Mittag das Thermometer im Schatten auf 35° und mehr steigt. Im heißen und dampfenden Treibhausklima der Küste von Ceylon sind umgekehrt jene Schwankungen so gering, daß sie gewöhnlich nur 4—5° betragen (21—26° R).

Nicht minder auffallend als diese extreme Verschiedenheit in Bezug auf Boden, Klima und Vegetation ist diejenige der Menschentwelt, welche diese beiden Länder bewohnt. Hier in Aegypten die lauten und lebhaften Araber mit ihrem unverfälschten aufdringlichen und anmaßenden Charakter, fanatische Mohammedaner von hamitischer Rasse; dort in Ceylon die sanften und stillen Singhalesen, indolente Buddhisten von arischem Ursprung, mit durchaus friedlichem, bescheidenem und

furchtjammern Wesen. Während Aegypten mit seiner einzigen centralen Lage, mitten zwischen den drei alten Welttheilen, seit uralter Zeit die größte Rolle in der Völkergeschichte gespielt hat und der Zankapfel der mächtigsten Nationen, der Spielball der heftigsten Leidenschaften gewesen ist, hat das stille Paradies von Ceylon gleichsam außerhalb der Culturgeschichte gestanden und seine politische Geschichte hat niemals ihre locale Bedeutung überschritten.

Als botanisches Symbol dieses merkwürdigen Gegensatzes kann ein einziger Baum dienen. In Aegypten wie in Ceylon ist es eine Palmenart, die an national-ökonomischer Bedeutung alle anderen Producte der Pflanzenwelt übertrifft: dort die Dattelpalme, hier die Cocospalme. Obgleich nun diese beiden edlen Gaben der Flora fast gleich hohen Werth besitzen und jeder einzelne Theil derselben seine Nuzantwendung hat, so ist diese doch im Einzelnen ebenso verschieden, wie der äußere Charakter beider Palmen und ihre Bedeutung für die Landschaft. In der ägyptisch-arabischen Landschaft ist die Dattelpalme ebenso unentbehrlich, wie die Cocospalme in der Küstenlandschaft von Ceylon.

Der Nordländer, der die Alpen überschreitet und in Italien zum ersten Male die Dattelpalme kennen lernt, bewundert sie als ersten Vertreter der edlen Palmenfamilie; und diese Bewunderung steigt noch, wenn er weiter südwärts nach Aegypten kommt und hier dieselbe massenhaft in ungleich vollkommenerer Form vorfindet. So hatte auch ich selbst sie früher mit besonderer Andacht verehrt.

Wie anders jetzt, wo die ungleich edlere und vollkommenerere Form der Cocospalme sich mir in Ceylon so fest eingepägt hatte, daß ich die Dattelpalme daneben unansehnlich fand! Der schlanke, glatte und weiße Stamm der Cocos ist stets anmuthig gebogen und erhebt sich gewöhnlich zu der doppelten Höhe des plumpen, struppigen, graubraunen Stammes der steifen Dattel. Und ebenso übertreffen die mächtigen, schön geschwungenen, gelblich grünen Fiederblätter der Cocos an Größe und Schönheit um mehr als das Doppelte die steifen und starren, graugrünen Wedel der Dattel. Der ganze malerische Werth der Cocos übertrifft denjenigen der Dattel in ähnlichem Verhältnisse, wie die mächtige, kopfgroße Nuß der ersteren die kleine, unansehnliche Frucht der letzteren.

Während der Ostertwoche, die ich in Cairo zubrachte, warfen die großen politischen Umwälzungen in Aegypten, deren Zeuge wir gegenwärtig sind, ihren Schatten bereits voraus. Der Haß der Aegypten gegen die Europäer, durch fanatische mohammedanische Priester aufgestachelt, machte sich wiederholt in Angriffen geltend. Ich selbst wurde zwei Mal insultirt, ein Mal durch einen Dertwisch beim Besuche der Moschee el Abta, der Universität von Cairo; das andere Mal durch einen Soldaten, während ich am Nilufer saß und eine Skizze aufnahm. Nur durch einen günstigen Zufall entging ich beide Male dem Schicksal, noch am Ende meiner Reise in ernstliche Lebensgefahr zu gerathen. Ein englischer Maler war kurz zuvor beim Zeichnen der Chalifengräber, ebenfalls ohne jede Veranlassung, von einem Soldaten angegriffen und gefährlich verwundet worden. Man sagte schon damals, daß Arabi Pascha diese Conflict systematisch fördere. In diesem ehrgeizigen Soldaten verkörpert sich die Todfeindschaft des Islam gegen europäische Cultur. Die englische Regierung hätte viel erspart, wenn sie frühzeitiger mit Energie eingegriffen hätte.

Da gegenwärtig vielfach die Erfolge der Engländer in Aegypten mit mißgünstigen Augen angesehen werden, will ich hier meine entgegengesetzte Ansicht nicht verhehlen. Mir scheint, daß wir dieselben eher sympathisch begrüßen sollten, ebenso vom Standpunkte der allgemeinen Humanität als von demjenigen einer vernünftigen Politik. Die Aegypter selbst sind noch weit davon entfernt, ein modernes Culturvolk zu sein, und so lange der Islam seinen culturfeindlichen lähmenden Einfluß ausübt, ist daran auch nicht zu denken.

Andererseits liegt das Land selbst so mitten an der großen Weltstraße zwischen Orient und Occident, und speciell am directen Wege von England nach Indien, daß Großbritannien den Besitz des Suez-Canals nicht mehr entbehren kann, will es seine großartige Weltherrschaft aufrecht erhalten. Diese letztere selbst verdient Bewunderung. Denn die Engländer verstehen es weit besser, als alle anderen Nationen, Colonien zu gründen und zu verwalten. Gerade die eigene Anschauung, welche ich auf dieser Reise sowohl in Bombay als in Ceylon von der englischen Colonialherrschaft erhielt, hat meine aufrichtige Bewunderung derselben erhöht. Nur dadurch, daß Großbritannien das ungeheure indische Reich ebenso zweckmäßig als weise regiert, vermag es mit einer unverhältnißmäßig geringen Beamtenschaft dasselbe sich zu erhalten.

Statt daher die Erweiterung und Verstärkung der britischen Weltherrschaft grollend mit den Augen des Reibes anzusehen, sollten wir von ihrer klugen Politik lernen, deren Erfolge der ganzen civilisirten Menschheit zu gute kommen. Hätte Deutschland, dem Beispiele des stammverwandten England folgend, rechtzeitig Colonien gegründet, wie anders könnte der veredelnde Einfluß der deutschen Kultur sich in der Welt geltend machen; wie viel größer würde unser Vaterland dastehen!

Meine Rückreise von Aegypten nach Triest verlief ohne erwähnenswerthe Erlebnisse. Ich verließ Morgens am 12. April auf dem österreichischen Lloyd-Dampfer „Castor“ den Hafen von Alexandrien und traf am 18. April Morgens wohlbehalten in Triest wieder ein. Hier fand ich bei meinen lieben alten Freunden das herzlichste Willkommen. Dann eilte ich über Wien direct nach Jena. Eine schmerzliche Neuigkeit ereilte mich unterwegs, der Tod meines hochverehrten Freundes und Meisters Charles Darwin, dem ich erst vor wenigen Monaten, am 12. Februar, auf dem Gipfel des Adams-Pit einen Glückwunsch zu seinem 73. Geburtstag geschrieben hatte!

Am 21. April, Nachmittags 5 Uhr, traf ich glücklich und wohlbehalten in meinem lieben alten Jena wieder ein. Da ich meine Ankunft erst auf den folgenden Tag angemeldet hatte, überraschte ich meine theure Familie und genoß nach schwerer halbjähriger Trennung das glücklichste Wiedersehen. Mit Dank gegen das gütige Geschick, das mir noch so spät die Erfüllung meines sehnlichsten Jugendwunsches gewährt hatte, zog ich wieder in das traute Daheim ein, reich beladen mit Schätzen von Erinnerungen, die mir für meine ganze übrige Lebenszeit eine unererschöpfliche Quelle des Gemüthes und der Erkenntniß bleiben werden!

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

3.

In Hannover war für Alfred und mich eine Wohnung in dem gut empfohlenen Hause eines Hoffattlers gemiethet. Derselbe empfing uns in Hemdsärmeln, mit dem Schurzfell bekleidet, das Wertmesser in der Hand, nicht eben mit ausgesuchter Höflichkeit. Seine dicke Frau mit weißer Schürze war manierlicher. Sie stieg mit uns die schmale steile Treppe hinauf, um uns in unsere Wohnung zu führen, welche drei Stuben enthielt und die Front des Hauses einnahm. Ueber dem Sopha hingen die Porträts des Königs Georg und der Königin Marie, Steindrucke nach L'Allemand. Die Zimmer waren so hoch, daß auch der große Richard, selbst unter den Deckbalken, aufrecht stehen konnte. Im Ganzen bemerkte Alfred nicht mit Unrecht, daß wir in Stade besser gewohnt hatten. Indeß wir waren doch in der Residenz und die Einrichtung war genügend und sehr reinlich. Wir legten uns in die Fensterbank und blickten auf die enge Straße hinab, die uns ebenfalls an Stade erinnerte. Drei oder vier größere Gebäude abgerechnet, waren alle Häuser ungefähr so klein, wie das unseres Hoffattlers. Nur wenige Menschen gingen auf der Straße und gewöhnlich begrüßten sich die einander begegnenden, ein Zeichen, daß viel persönliche Bekanntschaft unter den Einwohnern bestand.

Als wir demnächst ausgehen wollten, fanden wir den Hoffattler in der Haushür im Gespräch mit seinem Nachbar, dem Buchbinder. Alfred redete sie mit der geschickten Frage nach der Einwohnerzahl der Residenz an.

„Getellt sinn wi nu lange nich,“ antwortete unser Wirth. „In dem Unglücksjahre 1848 hatten wir 44,000. Jetzt sollen es 50,000 sein.“

„Wir sind gewaltig im Zunehmen,“ bemerkte der Buchbinder.

Alfred machte hierauf ein Zeichen des Erstaunens. Dann sagte er: „Hannover ist eine schöne Stadt.“

Der Buchbinder warf einen forschenden Blick auf ihn und entgegnete: „Diese Straße just nich.“

Der Hoffattler aber sagte: „Sehen Sie den neuen Stadttheil! Der ist prächtig. Hannover ist eine der schönsten Städte der Welt.“

Er meinte dies wirklich so, hatte aber, seit er vor vielen Jahren auf seiner Handwerkswanderung bis Straßburg gekommen war, nichts Anderes gesehen. Alfred und ich kannten Hamburg und mußten uns sagen, daß dort ein viel regeres Treiben und großartigere Anlagen seien. Hannover war ein stiller Ort, in welchem die Menschen gemächlich gingen, als hätten sie viel Zeit übrig, während in Hamburg Jeder eilt, als sei ein Vermögen in Gefahr. Dagegen machten die äußeren Straßen, besonders die Friedrichstraße mit den freundlichen Parkanlagen und dem hübschen Blick über die Wiesen nach dem Deisterberge und die Georgstraße mit dem neuen Hoftheater und den anstoßenden freien Plätzen einen gefälligen, vornehmen Eindruck, und die Equipagen mit den schönen Pferden und reichen Livreen, zahlreiche Militär-Wachen und -Posten, im Inneren der Stadt auch einige elegante Kaufläden ließen wohl erkennen, daß man sich in einer Haupt- und Residenzstadt befand.

Unser Eintritt in die Armee fiel in die Zeit, als der Krieg zwischen Rußland und der mit den Westmächten verbündeten Türkei auch Deutschland in die Vertiefung ziehen konnte. Der Bundestag hatte die deutschen Staaten zu erhöhten Leistungen veranlaßt, eine regere militärische Thätigkeit war eingetreten. Unter den Eindrücken des Kampfes vor Sebastopol betrieben wir unsere Ausbildung um so eifriger.

Den ersten Recrutenunterricht hatten wir noch in unseren Civillivree. Unser Instructor, ein Sergeant, der sehr bestimmt, aber freundlich und wohl gefittet war, gab uns einige Dienstbücher mit nach Hause, in denen wir fleißig studirten. Da Königsgeburtstag und mit ihm die große Parade nahe war, bereiteten wir uns auf letztere, die wir selbst noch nicht mitmachen konnten, aber unter Aufsicht unseres Sergeanten ansehen sollten, insofern vor, als wir die Anordnung und den Verlauf derselben in dem Reglement lasen.

„Hier steht: die Musik spielt God save the King. Das ist recht deutsch!“ rief Alfred. „Freilich steht Heil unserem König! Heil! davor. Was soll das!“

„Eigentlich heißt es God save the King,“ erwiderte ich. „Unsere Truppen haben es aus dem englischen Dienst.“

„Die Preußen nennen es Heil Dir im Siegestranz,“ sprach Alfred mürrisch vor sich hin und las weiter.

Am 27. Mai, Königsgeburtstag, zogen wir in unserer Wohnung zum ersten Mal die Uniform an, die, wie wir uns gegenseitig versicherten und bei dem Blick in den Spiegel auch selbst fanden, uns gut stand. Wir schnallten das Seitengewehr um und setzten den vom König Ernst August eingeführten preussischen Helm auf. An ihm befand sich statt des Adlers das hannover'sche weiße Pferd in Silber und darunter das Motto, welches die Namen der Kriegsschauplätze oder Schlachten enthielt, wo das Regiment mit Auszeichnung gefochten hatte. „Waterloo“ kam in den meisten, „Peninsula“ in vielen Mottos vor.

Nun stiegen wir, uns vorsichtig bückend, die Treppe hinunter und wurden unten von unserem Hauswirth, diesmal freundlich, begrüßt. „So maak eck Sei lieen!“ sagte er. „So mag ich Sie leiden, in des Königs Noth! Ich werde nicht ermangeln, bei der großen Parade zu erscheinen.“

Vor der Caserne erwartete uns unser Sergeant. Er musterte unseren Anzug,

war mit demselben zufrieden und führte uns in die Nähe des Eingangs zum Waterlooplatz, nahe vor die dichten Reihen der Zuschauer. Hier hatten wir die Paradeauffstellung vor uns und sollten mit anderen bereits aufgestellten Posten das weitere Vordringen des Publicums verhindern.

Der Waterlooplatz in seiner festlichen Ausstattung imponirte mir sehr. Auf den Casernen und dem neuen Zeughause wehten Fahnen, die Fenster dieser Gebäude waren mit bunt gekleideten Damen besetzt. Den Leibniz-Hügel hinan stand Kopf an Kopf, selbst die Gallerie oben an der Waterloo säule war voll Menschen.

Den rechten Flügel der Paradeauffstellung bildete die in goldenen Kürassen glänzende Garde-du-corps. Ihr dicker Pauker sah auf seinem reich geschürzten Rappen noch über die großen silbernen Pauken gewaltig hervor. In einigem Abstände von ihm hielt ein noch dickerer General. Er hatte ein weißes Taschentuch in der Hand, mit dem er sich den Schweiß von dem Gesicht wischte.

„Das ist der General-Inspecteur der Cavallerie,“ erklärte unser Sergeant, „Herr General Graf von der Decken. Er hat schon als junger Officier bei Kings german legion in Spanien sich einen Namen gemacht und nachher eine Prinzessin geheirathet. Der Herr General, der jetzt auf ihn zu reitet, ist der Kriegsminister von Brandis, auch ein Legionär.“

„Der hat kein deutsches Gesicht,“ meinte Alfred. Der Kriegsminister hatte dunkle, etwas finster blickende Augen, scharf geschnittene Züge und einen gelblichen Teint.

An die Cavallerie schloß sich die Infanterie. Rechts neben ihr auf einem schönen Pferde hielt ein General von kleiner Gestalt, aber sehr vornehmer, leichter Haltung. „Das ist der berühmte Falkett, der Herr General-Inspecteur der Infanterie,“ sagte der Sergeant. Wir betrachteten den General Falkett, der 1848 die Hannoveraner in Schleswig-Holstein commandirt und die Sympathie der Schleswig-Holsteiner im höchsten Grade gewonnen hatte, mit dem lebhaftesten Interesse. Seine außerordentliche Tapferkeit, sein ritterliches Wesen, seine herzliche, das Englische nicht verleugnende Sprache hatten ihn populär gemacht.

„Sie wissen wohl schon, daß er bei Waterloo den General Cambronne nahe vor der Front der französischen Garden gefangen genommen hat,“ fuhr der Sergeant fort. Wir bejahten dies durch Nicken mit dem Kopfe.

„In Schleswig hat er ein Wettrennen mit dem General Wrangel gewonnen,“ sprach eine Stimme aus dem dicht aufdrängenden Volk hinter uns. Es war unser Hoffattler, der festlich im Frack gekleidet war und jetzt den Sergeanten begrüßte, indem er seinen Cylinderhut an dem hinteren Rande erfaßte und etwas lüftete. Er nahm den Hut, wahrscheinlich um die Vorderseite zu schonen, immer so ab.

„Guten Tag, Herr Hoffattler!“ erwiderte der Sergeant. „Nun ja, man kann dies wohl sagen. Die Sache verhält sich so,“ fuhr er uns belehrend fort. „Falkett ist zwar nicht Cavallerist, aber er reitet besser, als irgend sonst wer. In Schleswig hat ihn der preussische General von Wrangel, der ein tüchtiger Cavallerist ist und von Falkett's Reiten gehört hatte, gebeten, eine Recognoscierung mit ihm zu machen und sich schon gerühmt, er würde Falkett müde reiten. Aber

je länger sie ritten, je munterer wurde dieser. So waren sie in der schärfsten pace den ganzen Tag geritten und Abends spät an Wrangel's Quartier gekommen. Da hatte Wrangel gesagt: „Nieber Sir Halkett, Sie müssen müde sein, bleiben Sie diese Nacht bei mich.“ Worauf Halkett antwortete: „O nein, ich danke. Ich habe in mein Hauptquartier zu thun. Es sind ja nur sechs Meilen dahin!“ Und so war er davon gejagt.

Vor der Waterloo säule stand im rechten Flügel gegen die vorhin beschriebene Truppenlinie die Artillerie mit ihren bespannten Geschützen. Jetzt schlug es von dem alten, über das Residenzschloß hervorragenden Marktturm zwölf Uhr. In demselben Moment begannen alle Glocken der Stadt zu läuten und eine hinter der Waterloo säule aufgestellte Batterie Salut zu schießen. „Nun geben Sie Acht,“ sagte der Sergeant, „wie schnell die schießende Batterie, wenn die hundert und ein Schüsse heraus sind, in die Paradeaufstellung einrückt.“

„Ja, da steckt unserm alten Sir Julius seine Schule drin,“ sagte der Hoffattler.

„Sie meinen Seine Excellenz den Herrn General Hartmann,“ warf, wieder zu unserer Belehrung, der Sergeant ein. „Auch der gehört zu den berühmten Generalen der Armee und ist bei den Bürgern sehr beliebt. Vor fünf Jahren nahm er seinen Abschied; sein hohes Alter forderte dies.“

„Hei konnte ich mehr rieen,“ sagte der Hoffattler. „Er ist einundachtzig Jahr alt. Aber sein Geist ist noch jung.“

„Hier kommt er!“ riefen andere Leute hinter uns. Wir sahen uns um. Das Publicum hatte Kehrt gemacht und grüßte einen alten General mit jugendfrischem Gesicht, kurzem schneeweißen Schnurrbart, einer Stumpfnase und zwei lebhaften Augen, der in einem offenen Wagen vorbei fuhr und freundlich dankte.

Jetzt commandirte der Parade-Commandeur: „Parade! Vor Euch!“ Die ganze Linie stand still. Das Publicum blickte seitwärts, wo von dem Residenz-Palais der königliche Zug heran ritt.

Der König hatte noch nicht den Waterlooplatz erreicht, als unser Hoffattler mit erschrecklich starker Stimme rief: „Seine Majestät hoch!“ Das ganze Publicum stimmte ein und setzte das Hochrufen lange fort. Man hörte kaum das Commando des Parade-Commandeurs: „Achtung! Präsentirt's Gewehr!“ Nun fing die Musik an zu spielen.

„God save the King,“ raunte Alfred mir in's Ohr.

Der König auf einem weißen, langschweifigen Pferde kam heran, neben sich den Flügeladjutanten, welcher des Königs Pferd an einem Beizügel leitete; hinter ihm das Gefolge. Der König, der heute sechsunddreißig Jahr alt wurde, sah schön, nur etwas steif zu Pferde; den Kopf trug er hoch, den Oberkörper gerade, ein wenig nach hinten, die rechte Hand auf das Oberbein gestützt. So galoppirte er die Front ab und darauf nach dem Aufstellungspunkte, wo die Truppen an ihm vorbeimarschiren sollten.

Da wir ihn immer im Auge behielten, so sahen wir, daß sich an diesem Punkte das Publicum jetzt theilte und, ehrfurchtsvoll die Kopfbedeckung abnehmend, seinem Liebling, dem General Sir Julius Hartmann Platz machte.

Der König ritt diesem ein paar Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Dann stellte der General sich neben Seine Majestät.

Der Vorbeimarsch begann. Als Richard an uns vorbei kam, nickten wir ihm zu; aber er sah uns in seinem Eifer nicht. Die Parade verlief vortrefflich, Allen, von Seiner Majestät bis zum letzten Zuschauer, zu großem Wohlgefallen.

Am folgenden Tage schworen wir in ernster Stimmung und feierlicher Form den Eid auf die Fahne.

Nach einigen Monaten erstiegen wir die erste Stufe, wir wurden Corporal. Kaum eine spätere Beförderung hat mich so sehr, wie diese erfreut und nie habe ich den Stolz wieder empfunden, mit dem ich die Ehrenbezeugungen, welche die Soldaten dem Corporal zu erweisen hatten, empfing.

Unsere Volontärzeit verstrich angenehm für uns. Wir waren in guten Händen. Die Officiere erwiesen sich uns freundlich, auf alle Weise förderlich und zogen uns bei passenden Gelegenheiten in ihre Gesellschaft.

Mit Richard kamen wir so viel zusammen, als die Umstände, vornehmlich die Diensttheilung der verschiedenen Regimente gestatteten. Wir Drei waren gleich lernbegierig; aber eine Verschiedenheit der Neigungen stellte sich bald heraus. Richard hatte für sämtliche Dienstzweige, für die rein formellen sowohl, wie für diejenigen, welche eine Geistesthätigkeit verlangten, dieselbe Achtung und führte alle mit gleichem Eifer aus. Alfred, ohne auch nur das Geringste zu versäumen und ohne sich außerhalb unseres vertrauten Kreises eine unvorsichtige Aeußerung zu gestatten, sah auf das Formelle herab, über welches er, wenn wir unter uns waren, gern scherzte. Er interessirte sich dagegen lebhaft für den persönlichen Gebrauch der Waffen, wurde ein guter Schütze und ein guter Fechter. Ich fand an allem, was die Taktik, die zweckmäßige Verwendung der geregelten Truppe zum Gefecht, anbetrifft, das größte Gefallen.

Es blieb Alfred und mir nicht lange verborgen, daß die Garde sich als einen bevorzugten Truppentheil etwas höher schätzte, welche Ansicht Richard, gewissermaßen pflichtmäßig, in sich aufgenommen hatte, ohne daß jedoch seine Anhänglichkeit an uns, sein natürliches, offenes Wesen dadurch geschmälert worden wäre. Er erzählte uns ohne Prahlerei und wir hörten es ohne Reid, wenn er in den Familien des Hofkreises, in denen er durch Verwandtschaft oder Empfehlungen Zutritt erhalten hatte, vornehmen oder namhaften Personen begegnet war. Alfred war durch Collegen seines Vaters einigen Magistrats-Beamten empfohlen und mir standen die befreundeten Häuser meiner Eltern offen.

Wenn aber diese Beziehungen unsere Muße nicht in verschiedener Weise in Anspruch nahmen, so vereinigten wir Drei uns immer zum einen oder anderen Zweck. Die Sonntage benutzten wir zu größeren Ausflügen, um uns mit der entfernteren Umgegend Hannovers bekannt zu machen. Am meisten lockten uns die Berge im Südwesten, die man auf dem Waterlooplat vor Augen hat. Wenn wir die alten, stillen Wälder des Deisters ohne Führer durchstrichen, brachte gewöhnlich Alfred uns aus der Verirrung heraus. Er hatte ein merkwürdiges Gedächtniß für einzelne Bäume, Fußpfade oder andere Merkmale, mittelst deren er sich orientirte. Hatten wir einige freie Stunden, so wanderten wir gern durch das an prächtigen Eichen und Buchen reiche Gehölz der Eilen-

riede, oder nach Herrenhausen, oder im Winter, wenn Eisbahn war, zum Schlittschuhlaufen nach den von Bäumen und Gebüsch schön umgebenen Gewässern des Georgengartens.

Als wir auf einem dieser Wege um die dritte Nachmittagsstunde im Januar — es war die Zeit nahe vor der erwarteten Beförderung Richards zum Officier — die Schlittschuhe in der Hand, die Herrenhäuser Allee entlang gingen, begegneten wir dem König. Er ging rasch mit gerader Haltung, den Arm in den des Flügeladjutanten gelegt, der links neben ihm gleichen Schritt hielt. Der Schirm der Militärmütze bedeckte die todtten Augen des Königs. Der Flügeladjutant, welcher ihn heute führte, war ein Verwandter von Richards Mutter. Wir traten zur Seite, machten Front gegen Seine Majestät und legten die Hand an unsere Kopfbedeckung. Richard stand den Herankommenden am nächsten. Wir bemerkten, daß der Flügeladjutant einige Worte leise sprach und hörten die klangvolle Stimme des Königs, der zu unserem Schrecken vor uns stehen blieb. Ein Wink des Flügeladjutanten bedeutete Richard, daß dieser an-geredet werden solle, und mit einem kaum sichtbaren Druck des Armes hatte Jener den König beinahe in die hierfür passende Stellung gebracht; dennoch that Seine Majestät die Frage: „Sie sind ein Holsteiner?“ nicht genau nach dem richtigen Plaze. Zum Glück faßte Richard sich schnell und antwortete, indem er etwas zur Seite trat, sogleich: „Zu Befehl, Eure Majestät!“ Beim ersten Ton dieser Worte wandte der König seinen Blick — wenn man so sagen darf — auf den Sprechenden. „Ich sehe es gern, daß Holsteiner in Meiner Armeedienen. Sie sind in Meiner Cadettenanstalt gewesen?“

„Zu Befehl, Eure Majestät.“

Hierauf richtete der König den Kopf noch etwas höher, als wollte er hierdurch grüßen, und schritt davon, ohne Alfred und mich zu beachten. Wahrscheinlich wußte er gar nicht, daß Richard nicht allein war. Diese Begegnung machte uns recht traurig. Zum ersten Male sahen wir den König so nahe, seine hehre Gestalt, sein edles Gesicht. Er war ein stolzer König und blind!

Wir gingen schweigend neben einander, bis ich sagte: „Welch' feine Züge!“

„Aber kalte,“ meinte Alfred. „Es ist kein Herz darin.“

„Für alle Blinde hat er Sympathie,“ entgegnete Richard.

„Für die mag er Mitgefühl haben,“ war Alfreds Antwort.

In der folgenden Woche wurde Richard, und wenige Monate später Alfred und ich in unsern Regimentern zu Seconde-Lieutenants befördert.

Nun wurden wir von dem Officiercorps zu Gast in die Messe geladen, um als Mitglieder derselben eingeführt zu werden. Diese Tischgesellschaft eines jeden Regiments, an welcher regelmäßig alle unverheiratheten Officiere Theil nahmen, war den englischen Officiermessen nachgebildet und beruhte auf der Ansicht, daß, so streng auch der Rangunterschied im Dienst bewahrt werden müsse, außer Dienst jeder gentleman als solcher seinen Genossen gleich sei. Auch englische Sitte herrschte in den hannoverschen Messen. Man erschien im Gesellschaftsanzuge und dinirte spät. Für die Tischordnung sorgte ein Präsident und ein Vicepräsident. Der Präsident übte die gesellschaftliche Leitung selbst gegen Höhere im Range aus. Sie mußten nicht minder seinen Anordnungen Folge leisten.

Durch solche Rechte und Pflichten bildete sich eine Vorsicht des Benehmens, der Takt im Verkehr der Jüngeren und Aelteren, gegenseitiges Vertrauen und eine Freiheit und Sicherheit des Umgangs, durch welche die hannover'schen Officiere sich auszeichneten.

Alfred und ich erhielten an diesem Tage unseren Platz zu beiden Seiten des am oberen Ende der langen Tafel sich niederlassenden Präsidenten, heute ein Premier-Lieutenant. Mein Nachbar rechts war ein Major mit der Waterloo-Medaille, ihm gegenüber saß links von Alfred ein Halfpay-Officier aus der Legion, Ehrenmitglied der Messe, in elegantem, für den bejahrten Mann mit dem gefärbten Schnurrbart und knochigem Gesicht zu jugendlichem Civilanzuge. Der Präsident und die alten Herren waren so freundlich gegen mich, daß ich die erste Blödigkeit bald überwunden hatte, mir nicht allein die Speisen, sondern auch den Wein gut schmecken ließ und von Gang zu Gang lustiger und gesprächiger wurde. Dabei amüßte ich mich im Stillen über den Legionär mir gegenüber, dessen verwittertem Gesicht ich schon begegnet zu sein glaubte. Bald fiel mir ein, daß er einem Bilbe des Don Quixote glich, und ich beobachtete nun mit Ergötzen, wie ernsthaft er sich mit Alfred unterhielt. Dieser schwieg fast ganz still; aber ich sah an seinen gespannten Gesichtszügen, daß er sich innerlich belustigte.

Nun wurde der Kaffee gereicht.

„Mit Erlaubniß, Herr Präsident,“ sagte der Major neben mir und stand auf, als Jener eine genehmigende Verbeugung machte.

„Was ist's heute?“ rief der Halfpay-Mann ihm nach.

„Er hat immer Jemandem etwas zu sagen, was er nicht vergessen will,“ flüsterte der Präsident mir zu. Ich sah den Major zu dem Vicepräsidenten, unseren ältesten Capitän, gehen und mit ihm sprechen. Dann kam er wieder und nahm seinen Platz ein, indem er sagte: „Ich hatte Recht. San Sebastian liegt in Guipuzcoa.“

„Guipuzcoa heißt es,“ warf der Halfpay-Mann ein.

„Das bezweifle ich; doch werde ich mich zu Hause überzeugen. Guipuzcoa habe ich noch niemals gehört,“ entgegnete der Major.

„Ich aber an Ort und Stelle oft genug,“ erwiderte der andere und setzte sich an uns wendend, hinzu: „Ich lese gern Spanisch. Der Don Quixote in der Ursprache ist ganz 'was anderes.“

Ich lachte auf. Der Präsident sah mich ernst an und ich rief, um meiner Unschicklichkeit einen Mantel umzuhängen: „Ein herrliches Buch! Man braucht nur daran zu denken, um immer wieder zu lachen.“

„Ganz richtig,“ bestätigte der Spanier. So bezeichneten ihn, wie ich später erfuhr, die jüngeren Kameraden, wenn sie von ihm sprachen.

Jetzt wurde das weiße Tafellein von dem mit grünem Tuch belegten Tische abgenommen und damit das Ende des Diners bezeichnet, worauf Jeder nach Gefallen fortgehen durfte. Heute blieben die Meisten. Man rückte zusammen; nur zwei Seconde-Lieutenants behielten im eifrigen Gespräch ihren alten Platz abgesondert am Ende des leerer gewordenen Tisches.

„Kastor!“ rief der Präsident und der eine von jenen Beiden blickte auf.

„Darf ich bitten, anzuschließen.“ Die Freunde erhoben sich, um die Plätze unmittelbar neben der übrigen Gesellschaft einzunehmen. „Der andere heißt Pollux,“ erklärte der Präsident. „Die beiden sind unzertrennlich. Schon als Fähnrichs 1848 in Schleswig haben sie sich gegenseitig beigegeben. Ihr werdet auch Spitznamen bekommen, wenn Ihr beliebt bei uns seid.“

Dieses „Ihr“ hatte der Premier-Lieutenant cordialerweise im Plural, für Alfred und mich gemeint. Ich verstand es aber im Singular, wie es in Hannover, wo man sich selten duckte, unter näher stehenden Kameraden üblich war. Deshalb fragte ich den Präsidenten: „Welchen Spitznamen habt Ihr denn?“

Der Spanier, auch Alfred sahen mich erstaunt an und der Präsident antwortete: „Das werden Sie im Lauf der Zeit wohl hören.“

Nun erkannte ich meinen blunder. Zu dem Gebrauche des „Ihr“ berechnete nur eine längere Bekanntschaft und dem Jüngeren kam es nicht zu, dasselbe gegen den Älteren zuerst zu gebrauchen. Meine Verlegenheit mußte unverkennbar, mein mistake aber verzeihlich sein, denn der gutmüthige Major sagte sofort: „Seine Altersgenossen nennen ihn Zettel, weil er einmal bei einem Liebhabertheater den Zettel im Sommernachtsstraum unvergleichlich gespielt hat.“

„Ja wohl, Herr Major,“ ergänzte lachend der Präsident, und setzte sich freundlich an mich wendend, hinzu: „Das heißt, ich blieb stecken.“

Eine silberne Amphora mit Champagner wurde aufgesetzt, das „Pass the bottle“ begann. Die Musik war entlassen, die Dienerschaft aus dem Saal gegangen und wartete im Nebenzimmer. Die Unterhaltung an der Tafelrunde wurde nun eine gemeinsame.

„Was macht das Kind von Frankreich?“ fragte der alte Capitän, der Vicepräsident gewesen war, einen ihm schräg gegenüber sitzenden Premier-Lieutenant, der wegen seines eifrigen Zeitungslesens der Politiker genannt wurde. Der Präsident machte, indem er sich seine Manilla anzündete, ein höchst behagliches Gesicht; er freute sich, daß das Gespräch in lustigen Gang zu kommen schien.

„Ich danke für gütige Nachfrage, Herr Capitän,“ antwortete der Gefragte. „Die letzten Nachrichten lauten den Umständen nach gut. Es ist,“ fuhr er fort, wahrscheinlich um den Widerspruch der alten Herren hervorzurufen, „unter dem Glückstern seines Vaters zur Welt gekommen, der auch geboren wurde, als Frankreich einen großen Krieg siegreich beendigt hatte.“

„Und ehe es den folgenden anfing, wollt Ihr sagen,“ unterbrach ihn der Präsident.

„Napoleon IV. wird dasselbe Glück wie seine Vorgänger haben,“ nahm jener wieder das Wort. „Napoleon III. ist der Mächtigste auf Erden geworden.“

Meinem Nachbar, dem Major, schwoollen die Adern an der Stirn. „Bis er vom Schicksal erreicht wird, wie der sogenannte Große bei Waterloo!“ warf er ein. Aber der Spanier, der die Franzosen ebenfalls aus dem Grunde seines Herzens haßte, seufzte und meinte: „Wenig Aussicht, seitdem er sich mit England befreundet hat.“

„Wir müssen uns selbst helfen,“ sagte der alte Capitän.

Der Spanier legte den rechten Arm auf den Tisch und sah sich ironisch nach diesem Sprecher um.

„Wir können uns selbst helfen,“ fuhr letzterer fort, „wenn wir Alle zu Preußen halten.“

Alfred, welcher nach wie vor bei seiner Enthaltſamkeit wie im Trinken, ſo im Sprechen beharrte, machte ein unzufriedenes Geſicht. Der Spanier ſchlug, indem er ſich gegen ſeine Stuhllehne zurückwarf, mit der Hand auf den Tiſch und der Major rief: „Ihr wieder mit Eueren Preußen! A propos, ich habe im Siborne nachgesehen. Nachmittags 4½ Uhr hatten die Preußen erſt 16,000 Mann auf dem Schlachtfelde.“

„Mag ſein,“ antwortete der Capitän. „Wellington hat zu Lord Hill geſagt: Blücher oder die Nacht.“

Dieſes Geſprächs erinnere ich mich noch genau. Es veranlaßt mich jezt, da ich es niederschreibe, zu einigen Bemerkungen. Es iſt oft geſagt worden, man habe in Hannover die Preußen nicht geſchätzt. Das iſt ein Irrthum. Inſondere dachte auch die Mehrzahl der jüngeren Officiere, wie der alte Capitän. Die meiſten Legionärs und Waterloomänner hatten freilich vor Deutſchland mit Ausnahme Hannovers, wenig Reſpect; ſie lebten in ihren Erinnerungen. Der ſonderbare Streik, ob „der eiſerne Herzog“ in der Schlacht von Waterloo, welche der engliſch-deutſchen Legion und den Hannoveranern reiche Lorbeeren gebracht hatte, ohne Blücher's Hilfe unterlegen wäre oder nicht, war noch immer an der Tagesordnung und wurde von ihnen natürlich verneinend entſchieden. Die neueren Kriege, die italieniſchen und ungarischen Feldzüge der Oeſterreicher 1848 und 1849, ſo wie der ſieben beendigte Krimkrieg, welche von den jüngeren Officieren mit Eifer ſtudirt wurden, intereſſirten jene Herren natürlich auch, doch bei Weitem nicht ſo lebhaft.

„Der Pariſer Friedensvertrag ſteht jezt in der Kreuzzeitung,“ ſagte der Politiker, um das Geſpräch von Waterloo abzulenken.

„Na, die Preußen haben wenig dazu gethan,“ entgegnete der Major und ſetzte ſein Zwiegeſpräch mit dem Capitän fort: „Vor dem Schlimmſten ſchützte uns der Wald von Soigne.“

„Da wäre keine Ordnung mehr geweſen. Ihr wart durch einander und erſchöpft.“

„Erſchöpft? — Um 8 Uhr Abends machten wir ja noch den Angriff.“

„Ja. Aber die Offeniſive war doch bei den Preußen und ſie verfolgten.“

„Habt Ihr Eueren Herrn Onkel ſchon geſprochen?“ fragte nun ein junger Officier einen anderen über den Tiſch hinüber. Dieſer Onkel ſtand im Hofdienſt und hatte den König nach Braunschweig zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Herzogs begleitet.

„Ja, heute Mittag.“

„Wie iſt's in Braunschweig geweſen?“ warf der Spanier hin.

„Sehr hübfch, beſonders die Illumination.“

„Welche regierende Herren ſind denn wirklich hingekommen?“ fragte der Politiker.

„Außer unſerer Majestät noch der Großherzog von Oldenburg und der alte Fürſt von Bückeberg.“

„Auch der Herzog von Coburg,“ ergänzte Einer.

„Ja, der auch und der von Augustenburg.“

„Der wollte 1848 Ihr Herzog werden,“ sprach der Präsident zu Alfred.
„Kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn niemals gesehen,“ antwortete Alfred.

„Ich habe ihn 1848 gesehen,“ fuhr der Präsident fort. „Als wir zum ersten Male nordwärts zogen, kam er uns nach und erreichte uns in Gravenstein. Er machte den Eindruck eines englischen Lords.“

„Mein Vater ist der Ansicht, daß er nach Recht Herzog von Schleswig-Holstein sein müßte,“ bemerkte Alfred.

In solcher Weise ging das Gespräch von einem Gegenstand zum anderen, aber ich erinnere mich des Weiteren nicht. Ich wurde immer lebhafter. Als ich endlich gar rief: „Gib mir ein Glas Sect!“ lehnte der Präsident sich in komischer Weise in seinen Stuhl zurück, machte eine Bewegung, als wäre er so dick wie Falstaff und sprach mit breiter Stimme: „Nu, Heinz! Welche Zeit am Tage ist es, Junge?“

Alfred stand auf, kam zu mir und raunte mir fast befehlend in's Ohr: „Ernst, es ist hohe Zeit, daß wir gehen.“ Ich erhob mich, wir empfahlen uns und wurden freundlich entlassen. „Gib mir Deinen Arm,“ sagte er, als wir auf der Straße waren. So gelangten wir nach unserem Hause. Die Laterne vor demselben ließ uns trotz des strömenden Regens den Hoffattler erkennen, der in der Hausthür auf uns wartete: „Guten Abend, meine Herren. Ein schöner Abend.“ Er richtete seinen Blick auf uns, nur einen Moment auf Alfred, länger auf mich.

„Das Fleisch ist willig,“ stammelte ich, „aber der Geist ist schwach.“

„Dat Fleisch oof. Sie haben heute zu bonvivant gelebt. Na, ich will Sie hinauf leuchten.“

Am anderen Morgen trat ich nach dem Exerciren an den Premier-Lieutenant, genannt Zettel, hinan und sagte: „Ich hatte gestern zu viel getrunken.“

„Schadet nicht,“ antwortete er und reichte mir die Hand. „An hohen Festtagen mag das wohl einmal vorkommen. Besser ist's freilich, es kommt gar nicht vor.“

Dies habe ich mir zur Lehre erreichen lassen.

4.

Georg V. war nicht allein körperlich, sondern auch geistig blind, obgleich er einen hellen Verstand und gute Kenntnisse besaß. Das Geschlecht der Welfen erschien ihm über alle Fürstenhäuser erhaben, berechtigt und verpflichtet, das Königthum nach Außen vollkommen souverän, nach Innen uneingeschränkt mächtig zu gestalten. Er wollte als Selbstherrscher regieren bis in Kleinigkeiten hinab. Die führende Hand, die er bei dem Geringsten nicht entbehren konnte, sollte seines Willens Unterthan sein. Er brauchte gefügige Menschen; versagten sie als seine Werkzeuge ihren Dienst, so warf er sie fort und nahm andere.

1855 ernannte er schon sein drittes Ministerium, das Ministerium Borries, welches die Verfassung von 1848 abzuändern und die königlichen Einkünfte zu erhöhen bereit war. Zu dem ersteren Zwecke führte dasselbe den vom deutschen

Bundestage gutgeheißenen Verfassungs-Rückschritt aus, durch welchen die Ritter-schaften ihre frühere Herrschaft in der Ersten Kammer der Allgemeinen Stände-versammlung wieder erhielten. Alsdann wurde mit letzterer, nachdem man eine nachgibige Majorität auch in der Zweiten Kammer zu Stande gebracht hatte, das sogenannte Finanzcapitel vereinbart, welches einen großen Besitz aus den Domänen des Landes als königliches Haus-Eigenthum ausschied.

Indeß amüfirte die Residenz sich wie früher und ergözte sich an den mehr oder weniger wihigen Bemerkungen über die Creaturen des neuen Regimes. Im Ganzen blieben die Hannoveraner königlich gesinnt. Die Einfachheit, welche in dem Familienleben des Kronprinzen und der Kronprinzessin gewaltet hatte, war verschwunden. Der König liebte die Pracht, obwohl er sie nicht sah, und aus der Machtfülle der Majestäten entwickelte sich ein Prunk, mit welchem die Mehrzahl der Unterthanen wohl zufrieden war. Am meisten die Residenzbewohner. Sie freuten sich, einen glänzenden Hof zu besitzen, dem sie die rasch entwickelte Vergrößerung und Verschönerung der Stadt, erhöhte Kunstgenüsse, das Aufblühen der Gewerbe verdankten. Und die Politik trennte alte Freunde nicht sogleich, wie ich dies an unserem königlichen Hoffattler und seinem Nachbar, dem Buchbinder, beobachtete. Als letzterem von den Regierungsbehörden die Arbeit entzogen war, weil er sich in der Opposition bemerklich gemacht hatte, da sagte der Hoffattler gutmüthig: „Wat sall et datou seggen“ und unterhielt sich nach wie vor mit dem Nachbar in der Hausthür.

Aber das Ministerium Borries forderte die Opposition förmlich heraus. Weniger die rücksichtslose Energie an sich, mit der es seine Zwecke durchsetzte, als die Mittel, deren es sich bediente, riefen große Erbitterung hervor. Persönliche Beeinflussungen, grobe Willkürlichkeiten, gegen welche sogar Behörden klagend auftraten, der Versuch, den Widerstand der Gerichte zu brechen, trugen böses Blut in die Bevölkerung. Der Abgeordnete Rudolph von Bennigsen gab in der Allgemeinen Ständeversammlung der im Lande herrschenden Unzufriedenheit be-rebten Ausdruck und gewann schnell zahlreiche Anhänger im Volke. Eine schärfere Trennung der Parteien trat ein. Der Hoffattler nannte seinen Nachbar jetzt den „Bennigser“, grüßte ihn nicht mehr und stand Abends allein in seiner Hausthür.

Der Minister von Borries hatte mich einmal, als ich ihm vor dem Steintor begegnete, angeredet. Er war früher Regierungsrath in Stade gewesen und erinnerte sich meiner. Ich erkannte ihn nicht gleich. In einem schlechten Rock, seine großen Füße mit groben Stiefeln bekleidet, trat der kleine, plumpe und häßliche Mann auf mich zu, fragte nach meinem Vater und that so bekannt, daß ich in meinem nächsten Briefe nach Haus fragte, ob ich Seiner Excellenz meine Aufwartung machen solle. Vater verneinte dies.

Dagegen mahnte meine Mutter, ihre Verwandten zu besuchen. Ich folgte ihren Wünschen hierin, fühlte mich aber nicht heimisch in diesen Häusern.

Die Ritter, welche 1848 in nicht vornehmer Weise den Forderungen der Revolution nachgegeben und jetzt durch ihre Umtriebe das damals Verlorene wieder gewonnen hatten, waren trotzdem unzufrieden. Sie hatten politischen Einfluß auf den blinden König ausüben wollen, was ihnen mißlang, und der

wenig aristokratische Minister von Borries sagte ihnen nicht zu. Sie zogen sich mehr und mehr vom Hofe zurück und überließen den König, wie die unerfahrene Königin, statt diese zu schützen, ungeeigneteren Leuten. Der Adel in der Residenz schloß sich in seinem Cirkel noch enger als früher ein.

Die adeligen Verwandten hatten mich mit vollendeter Höflichkeit empfangen; aber ihr Benehmen gegen mich war und wurde nie natürlich. Am lustigsten war eine Wittve, die in der Familie Tante Balbina genannt wurde, eine noch blühende, kräftige Dame, deren zehnjährige Ehe kinderlos geblieben war und nicht glücklich gewesen sein soll. Sie hatte den Ruf großer Frömmigkeit, sprach zuweilen salbungsvoll und bemühte sich um mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, die unter dem Protectorat Ihrer Majestät standen. Sie lud mich öfter ein und fragte viel nach meiner Cousine Cordula, die sie zu sich nehmen wollte. Aber auch sie, wie die anderen adeligen Verwandten, ging, wenn ich vornehmen Besuch bei ihnen traf, über unser verwandtschaftliches Verhältniß gern hinweg.

Lieber besuchte ich Frau Elisabeth, eine Dame in den Funfzigern, die Wittve eines hohen Staatsbeamten, zu dem mein Vater in nahen Beziehungen gestanden hatte. Ihr Haus, welches bei Lebzeiten des Mannes von den gebildetsten und bedeutendsten Menschen, einheimischen wie fremden, gesucht worden war, stand noch jetzt den alten Freunden offen und auch mich nahm Frau Elisabeth mit wohlthuernder Freundlichkeit auf. Anmuth und Herzensgüte verschönten ihre Züge, aus denen ein klarer, lebhafter Geist leuchtete. Gern kam ich bald und oft wieder, immer gewann ich etwas für mich selbst.

In ihrem Hause lernte ich ein Ehepaar kennen, welches den angenehmsten Eindruck auf mich machte, den bedeutendsten der Mann, Aurelius. Er blickte aus seinen dunkeln Augen fest, selbstbewußt und dennoch bescheiden. Seine Rede-weise, kurz und wohlklingend, war sicher, aber ohne Anmaßung. Man schenkte ihm gern das vollste Vertrauen; an dem, was er sagte, zweifelte man nicht. Er hatte bis zum Tode des Königs Ernst August im Ministerium gearbeitet und widmete sich jetzt, ohne öffentliches Amt, der Politik und gemeinnützigen Bestrebungen.

Alfred besuchte nicht so viele Gesellschaften wie ich, machte aber zahlreiche Bekanntschaften, weil er es liebte, mit Menschen jeden Standes und Berufs gelegentlich zu sprechen. So mußte er bald von den Verhältnissen in der Stadt mehr als ich. Mit einigen Familien war er in freundschaftlicher Verbindung. Am besten gefiel ihm das Haus des Senators Wellmeier, der eine schöne junge Tochter hatte, um die sich, wie die Welt glaubte, der Premier-Lieutenant, genannt Zettel, ernstlich bemühte. Alfred wünschte dieser Bewerbung einen günstigen Ausgang. Bei dem Senator lernte er Aurelius kennen, der ihm großes Interesse einflößte und den er, wo er konnte, aufsuchte.

Richard wurde bald in der ersten Gesellschaft fast verzogen. Wir konnten dies im Theater beobachten, wenn er seine Bekannten in ihren Logen besuchte, wo uns dann auf unseren Parketplätzen die Art, wie er aufgenommen wurde, nicht verborgen blieb. Er war ein auffallend schöner Mensch und seine Unbefangenhait hatte etwas Ideales. Eine alte Ministerin machte ihm förmlich den Hof und die Gesandten, welche heranwachsende Töchter besaßen, empfingen ihn

ohne jede diplomatische Förmlichkeit. Er aber fühlte sich am wohlsten in dem Hause seines Compagnie-Chefs, des Hauptmanns von Leinau, der sich erst kürzlich mit einer ebenso guten, wie schönen, reichen, aber bürgerlichen Dame vermählt hatte.

Die gesellschaftlichen Verbindungen brachten es mit sich, daß wir drei Freunde auch verschiedene Herrenclubs aufsuchten. Das Clubleben war damals in Hannover sehr ausgebildet. Der Adel hatte seinen Billardclub, dessen Mitglied Richard auf den Wunsch seiner Vorgesetzten geworden war. Alfred und ich ließen uns in das sogenannte Museum, die zahlreichste Herrengesellschaft der oberen Stände, aufnehmen, welches sich durch einen sehr vollständig ausgestatteten Lesesaal auszeichnete. Alfred war außerdem in einen lustigen Club eingetreten, der sich „Semförde“ nannte, am wenigsten exclusiv war, keine Lecture, wenig Kartenspiel, aber viele wichtige Mitglieder aufzuweisen hatte und in dem Ruf größter politischer Freisinnigkeit stand.

Trotz dieser uns äußerlich trennenden Beziehungen blieben wir Freunde in inniger Verbindung. Alfred und ich konnten, da wir zusammen wohnten, unsere Erlebnisse stets austauschen. Und selten verging ein Tag, ohne daß Richard bei uns oder wir bei ihm eintraten und er dann rückhaltlos erzählte, was ihm begegnet war.

Unter den vornehmen jungen Männern in seinem Regiment stand Simon dem Hofe sehr nahe. Er zog Richard in auszeichnender Weise an sich. Wir erklärten uns dies aus dem Umstande, daß auch er kein geborener Hannoveraner und um so bereitwilliger war, den jungen Kameraden in die fremden Verhältnisse einzuführen. Durch Richard lernten Alfred und ich ihn kennen. Er war eher häßlich als hübsch, aber geschickt, talentvoll, ein angenehmer Gesellschafter. Dennoch empfanden wir keine Zuneigung zu ihm. Wir konnten nicht sagen weshalb und hatten keinen Grund zu glauben, daß er das Herz nicht auf dem rechten Flecke habe; aber es lag etwas Ausweichendes in seinem Wesen, was unserer Offenherzigkeit nicht entsprach und uns in seiner Gegenwart vorsichtig machte.

Eines Tages theilte Richard uns mit, daß die Frau seines Compagnie-Chefs nicht hoffähig, also vorläufig von der allerhöchsten Gesellschaft, zu welcher übrigens das ganze Regiment Zutritt hatte, ausgeschlossen sei und daß ihre Zulassung bei Hof, um welche ihr Mann gebeten hatte, auf Schwierigkeiten stoße. Hoffähig waren, außer der Ritterschaft, die Ritter des Guelphen-Ordens und sämtliche Officiere, von Damen aber nur die adeliger Geburt, sowie einzelne, denen aus besonderer königlicher Gnade die Hoffähigkeit ausnahmsweise beigelegt war. Richard erzählte dies mit Bezug auf Frau Felicia von Leinau in solcher Erregung, daß Alfred ihm sagte: „Nimm Dich in Acht, daß Du Dich nicht in die schöne Frau verliebst.“ Da wurde Richard ganz roth. Einige Zeit später erfuhren wir von ihm, daß allerlei Intriguen gegen Felicia gespielt zu haben schienen, schließlich aber der König auf die Bitte eines hohen Officiers die Ausfertigung des Hoffähigkeitsdiploms für die Dame seines Garde-Regiments befohlen hatte.

So lernte ich sie denn auf einem Hofballe im königlichen Residenzschlosse

kennen. Sie war eine feine, reizende Erscheinung, herrlich gekleidet, die schönste in der Gesellschaft. Tante Balbina, gegen die ich meine Betounderung äußerte, lachte mich aus. „Welcher Geschmack!“ sagte sie. „Wie kannst Du sie im Geringssten mit Ihrer Majestät vergleichen! Und Manche weniger schöne sind noch immer schöner, als diese junge Frau, welcher man ihre Extraction und das Kleinstädtische ansieht.“

Richard stellte mich Felicia vor. Sie begrüßte mich mit unbefangener Freundlichkeit und gab mir sogar einen Tanz, was ihre Gegner, wie ich später hörte, als einen Beweis bezeichnet haben, daß sie das bürgerliche Blut nicht verleugnen könne. Ihre Natürlichkeit, die ihr mit Unrecht als Coquetterie zur Last gelegt wurde, kleidete sie allerliebft. Gewiß, sie konnte einen jungen Mann bezaubern. Aber Richards Herz schien mir ruhig zu bleiben, wie sein Verstand gegen alle Verlockungen der Eitelkeit kühl war.

Auf diesem Hofballe gehörte er zu den Beneideten, welche Ihre Majestät zu einem Tanz befehlen ließ. Die Königin Marie hatte eine hohe, schöne Gestalt und ihr Gesichtsausdruck war, sobald sie die ihr peinlichen Acte des Ceremoniells überstanden hatte, froh und lieblich. Sie tanzte gern und mit Anmuth. Selbst der ernste Alfred freute sich an dem Anblick, als sie mit unserem Freunde dem Paar, welches den Vortanz hatte, folgend, durch den Saal schwebte.

In dieser Nacht sagte ich, als wir uns zum Schlafengehen entkleideten: „Nun ich Richard neben Felicia gesehen habe, fürchte ich für ihn nicht mehr.“

„Ich noch,“ entgegnete Alfred.

„Er ist mit ihr zu unbefangen.“

„Das ist vielleicht nur Schein.“

„Was denkst Du!“ rief ich aus. „Sie ist verheirathet, die Frau eines Kameraden.“

„Ich fürchte nicht für seine Rechtschaffenheit, aber für seine Gemüthsruhe,“ erwiderte er. „Seit ich ihn warnte, hat er jedes Gespräch über sie mit uns möglichst vermieden. Sie ist das erste und einzige Geheimniß, was er vor uns hat.“

Wenige Wochen später wurde jeder von uns durch Briefe von Haus in Trübsal und Sorge versetzt. Ich erhielt die Nachricht von dem Tode meiner Großmutter, die ohne Krankheit sanft entschlafen war. Alfred traf die ihn auf das Heftigste ergreifende Mittheilung von der schweren Erkrankung seiner Mutter. Er bat sogleich um Urlaub und reiste nach Stade. Und Richard erfuhr, daß sein Bruder Friedrich ernsthaft erkrankt war. Sein Vater hatte einen Kieler Arzt zugezogen.

Meine Trauer führte mich wieder zu den Verwandten meiner Mutter. Tante Balbina tröstete mich damit, daß Großmama nun im Himmel sei. „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth,“ sprach sie, „der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder.“

Hierauf fuhr sie fort: „Hoffentlich kommt Cordula nun bald. Ich muß Hilfe haben. Die Königin fragte gestern abermals, wann ich ihr das junge Mädchen vorstellen würde. Ihre Majestät weiß, wie überbürdet ich bin.“

Alfreds Mutter hatte noch die Freude, den heiß geliebten Sohn in die

Arme zu schließen. An seinem Herzen war sie entschlafen. Die erste Nachricht von ihrem Tode erhielt ich von meiner Schwester, welche traurig klagte, wie sehr die gute Frau Rätlin ihr fehlen werde. Nach einigen Wochen kehrte Alfred zurück. „Keine andere Liebe ist so uneigennützig, wie die der Mutter zu ihrem Kinde!“ Mehr sagte er kaum über seinen Verlust und erst allmählig schüttete er Richard und mir sein Herz aus. Dann sprach er immer lieber von der Verstorbenen, deren früher Tod, wie er meinte, von dem schleswig-holsteinischen Kriege herbeigeführt sei, der ihr Gesundheit wie Heimath gekostet hatte. Nur mit Mühe unterdrückte er die Bitterkeit seines Schmerzes. Er hatte um seine Befreiung nach Stade bitten wollen und klagte, daß sein vereinsamter Vater dies für ein Opfer halte und nicht wünsche. Abends, wenn er mit mir allein war, unterhielt er mich gern von der Zärtlichkeit, welche Clotilde der Rätlin gezeigt, von der vortheilhaften Entwicklung meiner Schwester, welche seine Mutter am liebsten um sich gehabt habe. Mit immer neuen Einzelheiten suchte er dies, leider nun gelöste Verhältniß darzustellen.

Richard lebte wochenlang in Angst um seinen Bruder. Daß er nach Haus käme, wünschten seine Eltern nicht. Friedrichs Fieber waren stark und anhaltend. Die eigentliche Krankheit war endlich besiegt, aber eine große Schwäche geblieben, welche den Genesenden des Lebens noch nicht froh werden ließ.

Jeder von uns Freunden wünschte, den anderen in seiner Trübsal zu zerstreuen. Dies führte wieder zu gemeinschaftlichen weiten Spaziergängen. Es war in der heißen Sommerzeit, als wir eines Sonntags bei Sonnenaufgang die Stadt verließen und nach dem Döhrener Thurm gingen, wo südlich der Stadt nicht weit von der Leine die Eilenriede beginnt, welche Hannover auf dem rechten Flußufer im weiten Bogen umspannt. Wir gingen durch den ganzen Wald bis an seinen anderen Endpunkt, den Bister Thurm. Die Sonne brannte schon heiß, Alfred wollte aber noch weiter. Er sagte: „Der Senator Wellmeier erzählte neulich, daß noch im vorigen Jahrhundert der Wald hier ebenfalls bis an die Leine gereicht hat. Laßt uns in der Vorstellung, es wäre noch so, den Bogen ganz vollenden.“

Wir setzten den Marsch fort. Schwere Wolken flogen auf, bald hörten wir den ersten Donner. Als wir um die neunte Morgenstunde die Herrenhäuser Allee erreicht hatten, in der es noch still war — nur ein Wagen fuhr der Stadt zu — ergoß sich das Getwitter mit seiner ganzen Macht über uns. Wir sahen, daß jener Wagen, eine Miethkutsche, hielt, ein Herr und eine Dame ausstiegen und in den von hohen Bäumen freiesten Theil des Georgengartens eilten. Dies auffallende Benehmen machte uns um so neugieriger, als Richard sagte: „Das sind ja meine Hausgenossen.“

Wir gingen den Leuten nach, die sich dem Regen aussetzten, nicht einmal ihre Schirme aufspannten und auf einem breiten Wege stehen blieben. Der Mann war von mittleren Jahren, hohlwangig und hohläugig, die Dame, mit unangenehmem, fast frechem Blick, mindestens ebenso alt. Sie waren elegant gekleidet, sahen aber dennoch verkommen aus, er wie ein verdorbenes Genie, sie schlimmer.

Sie wollten nicht erkannt sein; Richard grüßte sie und rebete sie an. Da

sprach in zaghaftem Tone der Mann: „Haben Sie auch Furcht vor dem Gewitter? Ich habe Grund dazu.“ Als in diesem Augenblicke ein Blitz nieder- schlug, zitterte sein ganzer Körper.

„Glauben Sie, daß die Gefahr im Wagen größer ist?“

„Ohne jede Frage. Im Wagen und unter Bäumen.“

Die Leute stößten uns Widerwillen ein, wir gingen weiter.

„Was sind das für nebelhafte Gestalten?“ fragte Alfred.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Richard. „Sie zogen ärmlich gekleidet in mein Haus, worin sie ein paar elegante Zimmer gemiethet hatten. Nicht lange nachher gingen sie in guter Toilette. Mein Wirth weiß nicht, was sie treiben.“

Alfred hatte dies nach einigen Tagen herausgebracht. Das geheimnißvolle Paar lebte vom Gelde des Königs, der noch immer hoffte, durch irgend ein Mittel die Sehkraft wieder zu erhalten. Der Mann hatte sich als Magnetiseur eingeführt und behandelte den König, dessen Heilung er für möglich erklärte.

Diese neue Hoffnung währte jedoch nicht lange. Einige Monate später hatten die Leute ihre Wohnung und die Stadt verlassen.

Im Herbst 1858 sollte das zehnte Bundes-Armee-corps in der Gegend von Nordstemmen, einige Meilen von Hannover, zu Uebungen versammelt werden. Diese großen Manöver, die ersten, welche wir mitmachten, nahmen im Voraus unsere Zeit und Gedanken in Anspruch und waren für Alfred eine wohlthätige Zerstreuung. Ich freute mich auf sie und hoffte, davon zu lernen.

Unser Armee-corps bestand aus vielen Contingenten. Hannover stellte mit Braunschweig die erste Division; die Contingente der beiden Mecklenburgs, Oldenburgs und der drei Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck bildeten die zweite. Das holstein-lauenburgische Contingent gehörte auch hierzu, kam diesmal jedoch nicht. Als im Jahre 1843 das Armee-corps, zum ersten Male seit der Errichtung des deutschen Bundes, zu gemeinschaftlichen Uebungen bei Süneburg concentrirt worden war, hatte das holstein-lauenburgische Contingent Theil genommen; aber schon damals waren Streitigkeiten zwischen den in ihm dienenden Dänen und Deutschen nicht ganz ausgeblieben. Jetzt hatte man auf die Theilnahme dieser, von Dänemark vertragswidrig auf die dänischen Inseln verlegten Truppentheile verzichtet. „So fallen wir immer mehr aus einander,“ klagte Alfred.

Während der zweiten Concentrirung im Jahre 1858 wurde die Infanterie unweit von Nordstemmen in Zeltlagern untergebracht, die Cavallerie und Artillerie cantonnirte in den umliegenden Ortschaften. Die zahlreichen fremdherrlichen Officiere wohnten in Hannover, von wo auch der königliche Hof, der in dieser Zeit seine glänzende Gastlichkeit im reichsten Maße entfaltete, täglich nach dem Manöverterrain kam. Außerdem führte die Eisenbahn Scharen von Schaulustigen aus der Residenz und anderen Orten herbei, welche den Manövern zu Wagen oder zu Fuß, wie sie vermochten, folgen oder die Freunde im Lager und Cantonnement besuchen wollten. Und in der That lohnte es sich solcher Mühen. Das Wetter war schön. Die Sonne beschien ein liebliches Stück des breiten Leinethals, dessen wellenförmige reiche Fluren mit den einladenden Gütern und wohlhabenden Dörfern von den Höhen des Ostertwaldes und Deisters im Westen,

der Hildesheimer Berge im Osten eingerahmt sind. Die alten Herzöge von Braunschweig-Lüneburg hatten nicht Unrecht, wenn sie sich riefen: „An Deister und Leine, das Land ist das meine.“

Im Lager war nach gethaner Arbeit bis in die Nacht ein lebhaftes Treiben. Man suchte die fremden Kameraden auf und wünschte die Einrichtungen, welche ihrem Contingente eigenthümlich waren, kennen zu lernen. Während die Gebiegenheit und vorzügliche Disciplin der hannoverschen Truppen, die Bildung ihrer Officiere, die seltene Tüchtigkeit ihrer Unterofficiere bereitwillig anerkannt wurden, fanden auch wir bei den anderen manches Nachahmungswerthe. Dennoch hielt jeder an dem, was er besaß, fest; es zeigte sich wenig Bereitwilligkeit, zum Besten größerer Uebereinstimmung etwas zu opfern. Und doch bestanden in der Bewaffnung, Ausrüstung und sonst so große Verschiedenheiten, daß die Reibung den Gang der Maschine bei ernster Arbeit bedenklich erschwert haben würde. Uebrigens waren auch die kleinsten Contingente vom ernstesten Streben befeelt und so viel ich wahrnahm und von Kundigeren hörte, war jeder Truppentheil an sich recht brauchbar. Dagegen ließ die Führung zu wünschen übrig. Der commandirende General, der hannoversche General Jacobi, hatte die Manöver nach allgemeinem Urtheil vortrefflich angelegt; aber vielen Unterbefehlshabern mangelte die taktische Durchbildung, welche sie auch nicht erlangt haben konnten, weil dieselbe nur in größeren Verbänden bei oft wiederholter Uebung gewonnen werden kann.

Alle fürstlichen Contingentsherrn waren zugegen, an ihrer Spitze unser König, der nie fehlen wollte, wo der Souverän sich zeigen soll. Er begleitete die Manöver mit größter Ausdauer, oft im schärfsten Ritt, wobei er zur höchsten Besorgniß des sein Pferd leitenden Flügeladjutanten gefährliches Terrain durchaus nicht vermieden wissen wollte. Seine Bereitwilligkeit zu loben und dadurch kleine Eifersüchteleien auszugleichen, war unverkennbar. „Das haben die Hamburger gut gemacht,“ oder „Das Strelitz'sche Bataillon marschirt sehr schön“ und dergleichen Aeußerungen, die er sich hatte einflüstern lassen oder die lediglich Form waren, wurden aus seinem Munde oft gehört. Aber den Mangel an Einigkeit, die Abneigung der Kleineren, sich den etwas Größeren unterzuordnen, fühlte man doch. In Wahrheit war das Armeecorps ein nur äußerlich lose zusammenhängender Körper. In vertrauten Kreisen wurde dies viel besprochen und dabei von Neuem erörtert, was schon lange klar zu Tage lag: daß die Kriegsverfassung des deutschen Bundes der Verbesserung höchst bedürftig und leider kaum fähig sei. Das Nothwendigste: ein einziger Willen, war nur zu erreichen auf Kosten der einzelnen Souveränitäten. „Einer muß in Deutschland commandiren und das kann nur Preußen,“ rief ich einmal aus. „Nur Preußen arbeitet beharrlich an der Verbesserung seiner militärischen Macht, nur Preußen bildet durch seine alljährlichen Truppen-Uebungen Führer.“

„Was hilft's, wenn die Preußen es besser machen? Allein können sie es auch nicht und Deutschland ist nun einmal Nichts,“ warf der starre Schleswig-Holsteiner Alfred ein.

„Es kommt immer darauf hinaus, daß Preußen sich Oesterreich unterordnet,“ meinten Andere.

Oesterreich hatte in dem hannover'schen Officiercorps zahlreiche Anhänger, viele Hannoveraner dienten in der kaiserlichen Armee. Indeß ergaben diese Gespräche mit den Kameraden, daß die Unbefangenen und die am besten Unterrichteten auf Seite unseres großen protestantischen Nachbarstaates waren. Und der Prinz von Preußen, der spätere König Wilhelm, welcher einige Tage den Manövern beiwohnte, machte durch die Ruhe seiner Haltung, durch das innerlich Soldatische seiner Person auf viele von uns einen Eindruck, welcher sich in dem Wunsche: „der müßte Bundesfeldherr sein!“ ausdrückte.

Nachmittags und Abends war im Lager viel Besuch von Bekannten aus den nächsten Orten. Gleich am ersten Sonnabend kamen die Frau und Töchter unseres Obersten, die einige andere Familien aus Hannover, auch diejenige des Senators Wellmeier, mitbrachten. Wir zeigten ihnen die Lagereinrichtung, die Damen gaben ihr Urtheil über die Feldküche ab, nahmen unser Messzelt in Augenschein und warfen sogar einen wißbegierigen Blick in ein Mannschaftszelt. Dann setzte man sich im Freien um einen großen Tisch, sah den Scherzen der Soldaten zu und hörte ihren Gesang. Die Lagerfeuer brannten, der Mond schien, die Regimentsmusik spielte heitere Weisen und Jeder war fröhlich, freute sich des bunten Lebens und des Daseins in der schönen Natur. Richard kam und nahm an der Gesellschaft Theil. Als Letztere aufbrach, ging ich mit ihm. Die anderen Kameraden führten unsere Gäste zu ihren Wagen.

Nachher sagte Alfred mir sehr vergnügt: „Zettel hat die Wand des Zauberns umgestoßen und seine Thiasbe im Mondschein gewonnen.“ Er hatte richtig beobachtet, Zettel und Fräulein Wellmeier waren ein Brautpaar geworden.

Richard theilte mir mit, daß er meine Tante Balbina gesprochen habe. Die Aebtissin eines Klosters, wohin der Weg vom Bahnhof an unserem Lager vorbei führte, war in Hannover gewesen und Tante Balbina hatte diese Gelegenheit ergriffen, ihren Wunsch, das Kloster zu besuchen, sofort auszuführen. Sie hatte sich der Aebtissin als ihr Gast angeschlossen. Sie waren durch das Lager gefahren, wo sie Richard an ihren Wagen kommen ließen. Tante Balbina hatte sein Anerbieten, mich holen zu lassen, abgelehnt. „Stören Sie ihn nicht. Wir können doch nicht warten. Aber benachrichtigen Sie ihn, daß nahe bei dem Kloster sein Onkel Wilhelm einquartirt ist. Den besucht er vielleicht morgen. Frau Aebtissin wird sich gewiß freuen, ihn zu sehen. Vielleicht kommen Sie auch mit. Kommen Sie aber früh, schon zur Kirche. Nach dem Gottesdienste sehen wir uns.“ Ihre Hochwürden, die Frau Aebtissin, eine alte, freundliche Dame, schwieg zu dieser etwas gewaltsamen Einladung mit einem liebenswürdigen Lächeln und nickte nur zur Bestätigung, daß wir ihr willkommen sein würden. Richard erzählte den Hergang sehr komisch und schloß mit der Frage: „Hast Du Lust und kannst Du Urlaub bekommen?“

„Wenn Du, auf den es eigentlich abgesehen ist, hin willst, so begleite ich Dich.“

Meinen Onkel Wilhelm hatte ich schon gesprochen, ihm begegnete ich bei den Manövern wahrscheinlich noch öfter. Aber ein Kloster hatte ich noch nicht gesehen; dies lockte mich. Anderen Morgens fuhren wir frühzeitig, um an dem Gottesdienste in der Klosterkirche Theil zu nehmen.

Die kleine, in einfachen, reinen Formen erbaute Kirche war kürzlich restaurirt. Die Königin hatte ein gutes Altarbild geschenkt, die Fenster um den Altar waren mit buntem Glas ausgefüllt, durch welches das Sonnenlicht gedämpft herein fiel. Feierlich klang die Orgel. Die Stühle im Schiff waren mit Bauern und Bäuerinnen gefüllt, die uns Plätze neben sich einräumten. Der Kanzel gegenüber in dem Damenstuhl, zu dem man aus dem Inneren des Klosters unmittelbar gelangte, saßen die Frau Aebtissin mit den Chanoinessen und neben Ersterer Tante Balbina. Der Gottesdienst auf dem Lande hat etwas eigenthümlich Erhebendes, man sieht den einfachen Menschen die fromme Empfindung an. Wenn auch hier und da ein altes Mütterchen oder ein von der Wochenarbeit müder Bauer ein bißchen schläft, die Meisten nehmen andächtig Theil. Der Pastor hielt eine schlichte, belehrende Predigt, nicht ohne Geist. Recht erbaut traten Richard und ich aus der Kirche, wir ließen die ländliche Gemeinde an uns vorüber gehen und besahen darauf das Aeußere und die Umgebung des Klosters. Das an die Kirche stoßende große Gebäude, ohne Schmuck, aber wie Alles hier wohl gehalten, umfaßte die Wohnungen, diese sehr begehrten Klosterplätze, welche unverheiratheten und unversorgten protestantischen Damen ein würdiges Domicil geben. Hinter der Kirche der sorgsam gepflegte Friedhof, hinter dem Wohngebäude die Klostergärten waren vom Buchenwalde umschlossen. Nach der Thalseite sah man unter den Baumkronen hinweg auf das Klosterdorf und seine Fluren.

Wir waren in die Betrachtung dieses friedlichen Bildes vertieft, als Tante Balbina uns guten Morgen zurief. Sie kam anscheinend, um uns spazieren zu führen, hatte von der gewöhnlichen Etiquette Manches in der Residenz gelassen, war auch jugendlicher gekleidet als dort und in der rosigsten Laune. Diese sollte bald gestört werden. Zunächst folgte Tante Balbina fast auf dem Fuße eine Chanoinesse, eine ältere Dame mit spikem Gesicht, die vielleicht auch spazieren wollte, nun aber vorzog, stehen zu bleiben, um mit der Anrede: „Eine schöne Predigt von unserem lieben Pastor! Nicht wahr, Excellenz?“ ein Gespräch anzuknüpfen. Jetzt konnte Tante Balbina nicht umhin, uns vorzustellen. „Die jungen Herren wollen wohl auch in den Wald?“

„Nein,“ antwortete Tante Balbina, welcher der Spaziergang in der aufgedrungenen Begleitung nicht zusagen mochte, mit Entschiedenheit. „Die Herren müssen jetzt der Frau Aebtissin ihren Besuch machen,“ und damit wandte sie sich, der alten Chanoinesse Adieu sagend, der Klosterthür zu und wir traten ein.

Mit der Aebtissin, einer gescheuten Dame, hatte eine angenehme Unterhaltung eben begonnen, als eine Jungfer hastig eintrat und fast athemlos den Herzog von Cambridge anmeldete. „Herr Gott!“ sagte erschrocken die Aebtissin. „Sehr gnädig. Führe Seine königliche Hoheit herein — Nein, warte. Ich muß dem Herzog entgegen gehen.“ Als sie das Zimmer verlassen hatte und ich mich nach Tante Balbina umwandte, bemerkte ich, daß diese unzufrieden aussah. Sie stellte sich aber in passender Entfernung von der Eingangsthür auf, um ihren Anix an der richtigen Stelle zu machen.

Der Herzog, ein starker Herr, der an einem Stoß ging, trat mit der Aebtissin ein. Sie stellte Tante Balbina vor. „Ach!“ rief er. „O, wie freue ich

mich, Sie zu sehen.“ Nun wurden auch wir dem Herzog von der Aebtissin genannt. Seine königliche Hoheit ließ sich in dem Sopha nieder, die Aebtissin mußte sich zu ihm setzen, Tante Balbina nahm in einem Sessel an seiner anderen Seite Platz, Richard und ich zogen uns in eine Fensternische zurück. „Ich freue mich sehr, einmal wieder in diesem Land zu sein und so viele alte Bekannte zu sehen. Meine Mutter läßt Sie grüßen,“ sagte er der Aebtissin.

„Sehr gnädig. Wie befindet sich unsere verehrte Frau Herzogin?“

„O gut, gut — älter werden wir alle. Wissen Sie noch, wie wir zusammen tanzten?“ fragte er Tante Balbina. „Ah! In dem Spiegelsaal, wissen Sie? — Ja, die Zeiten vergehen.“

Jetzt begriff ich, weshalb Tante Balbina, die sonst in der Nähe höchster Herrschaften so glücklich war, an diesem Wiedersehen nicht die reine Freude empfand, die auf dem Gesicht der Aebtissin zu lesen war. Des Herzogs Aeußerung führte zu bedenklichen Folgerungen in Betreff ihres Alters; denn sein Vater, der Vicekönig von Hannover, hatte mit seiner Familie schon 1837 Hannover verlassen. Der Herzog unterhielt sich, nach Vielen theilnehmend fragend, lebhaft und herzlich wohl eine Viertelstunde lang. Dann stand er auf, gab den Damen zum Abschied die Hand und ging, nachdem er uns zugewinkt hatte, von ihnen begleitet, hinaus. Richard und ich sahen, indem wir ihm aus dem Fenster nachblickten, daß er meinen Onkel Wilhelm und einen Major von dessen Regiment anredete, die in das Kloster eintreten wollten, als der Herzog im Begriff war, seinen Wagen zu besteigen. Als Tante Balbina mit der Aebtissin wieder kam, sagte ich: „Onkel Wilhelm bringt seinen Major mit.“

„Ach!“ rief Tante Balbina unluſtig aus. Auch diese Nachricht schien ihr keine Freude zu machen. Der Major, ein gut conservirter vornehmer Lebemann, hatte, wie das Gespräch bald ergab, vor Jahren gleichfalls zu ihren Tänzern gehört und war wohl ihretwegen gekommen; wenigstens bemühte er sich, ihr den Hof zu machen. Die Aebtissin bat ihn zum Essen zu bleiben, wozu sie außerdem noch die älteste Chanoinesse, gewissermaßen als Ehrendame, eingeladen hatte. „Unseren lieben Pastor konnte ich heute leider nicht bei mir sehen,“ sagte sie, als wir uns zu Tisch setzten. „Es ist der Sonntag, an welchem er den Nachmittagsgottesdienst in seinem anderen Kirchdorfe abhalten muß.“ So machte es sich nun, daß Onkel Wilhelm seine Aufmerksamkeit der Frau Aebtissin, der Major die seinige Tante Balbina zuwandte und diese sich mit Richard nicht so beschäftigen konnte, wie ihre Absicht wohl gewesen war. Wahrscheinlich hatte sie die Chanoinesse mir allein zugebacht, nun mußte ich die Freude an deren Anwesenheit mit Richard theilen. Das Tischgespräch weilte länger bei dem Herzog von Cambridge und den anderen Fürsten, welche zu den Manövern in diese Gegend gekommen waren und führte dann auf unsere allerhöchsten Herrschaften. Onkel Wilhelm rühmte, daß auch die Königin sich bemühe, Interesse für die militärischen Uebungen kund zu geben. Sie komme täglich nach dem Manöverterrain und verlasse oft ihren Wagen, um von geeigneten Höhen die Bewegungen der Truppen zu überblicken und sich den letzteren zu zeigen.

„Seit sie Königin ist, überläßt sie sich dem Vergnügen,“ sagte der Major.

„Ihre Majestät freut sich gewiß über unsere schöne Gegend,“ sprach schnell

die über des Majors Aeußerung erschrockene Aebtissin. „Die Freude an der Natur hat sie aus ihrer Heimath mitgebracht. Recht oft mag sie an die glücklichen Jahre denken, welche sie in größerer Freiheit und mit ihren Schwestern daheim verlebte.“

Hierauf entgegnete der Major: „Der Uebergang aus dem einfachen Leben in Altenburg an unseren königlichen Hof mag ihr freilich schwer geworden sein; denn unser gestrenger hochseliger König hat sie noch dazu eingeschüchtert.“

„Es wäre begreiflich,“ erwiderte verlegen die gute Aebtissin, „wenn Ihre Majestät den Zwang, welchem sie als Kronprinzessin unterworfen war, bei ihrem natürlichen Wesen und Frohsinn doppelt empfunden hätte. Ich hoffe, daß Ihre Majestät, da sie jetzt täglich in die Nähe unseres Klosters kommt, auch uns durch ihren Besuch beglückt.“

Dies bezweifelte der Major, weil die Herrschaften unmittelbar nach dem Manöver nach der Residenz zurückkehren und ihre Gäste zum Diner empfangen mußten. Der Kaffee wurde im Garten der Aebtissin gereicht. In den durch niedrige Hecken geschiedenen Nebengärten gingen die Chanoinessen spazieren. Die Aebtissin hielt es für ihre Pflicht, die nächsten zu sich einzuladen. So erschienen noch mehr freundliche Damen. Aber Richard und ich mußten Abschied nehmen. Mit der Entschuldigung, uns nach dem Dienst für den folgenden Tag erkundigen zu müssen, empfahlen wir uns, der Frau Aebtissin für ihre Güte ehrerbietigst dankend. Im Wagen ließen wir unserer Heiterkeit freien Lauf. Richard hätte meine Behauptung, daß er derjenige sei, welchen Tante Balbina beglücken wolle, gern auf mich zurück bezogen, nahm sie aber, da dies unmöglich war, lachend und in größter Unschuld hin. „Der Major ist ja ledig, den kann sie heirathen,“ meinte er.

„Ja, wenn sie ihn in die Residenz bekommen könnte!“ erwiderte ich und fuhr, zu dem Scherz zurückkehrend, fort: „Was soll daraus werden, wenn meine Cousine Cordula kommt? Die mochte Dich schon vor drei Jahren gern leiden, als sie noch ein halbes Kind war.“

„Was sprichst Du!“ rief er aus und lachte wieder. „Damals, nimm es mir nicht übel, war Deine Cousine gar nicht hübsch und kam mir auch ein bißchen dumm vor.“

Ich schwieg, weil ich nicht widersprechen konnte und nicht zustimmen wollte.

An einem der nächsten Tage gehörte ich beim Manöver der Reserve an, die bis zum entscheidenden Moment zurückgehalten wurde. Vor unserer Front war das Gefecht sehr lebhaft. Nun schien es, als bedrohe der Feind unerwartet unseren rechten Flügel. Die Adjutanten jagten, die Reserve wurde nach rechts in Bewegung gesetzt. Ich hatte die Spitze. Vor mir lag, von vorn flach ansteigend, nach hinten steil abfallend, ein Hügel, der wichtig sein konnte. Ich eilte hinauf. Gleichzeitig mit mir kam von der anderen Seite eine Gesellschaft; zuerst mehrere Herren, einige waren Officiere, andere in blauen Fracks mit rothen Kragen Kammerherren. Dahinter vier oder fünf Damen, zuletzt Sakaien. Einer der Kammerherren schritt auf mich zu und benachrichtigte mich, daß Ihre Majestät auf dem Hügel dem Manöver zuschauen wolle. Man schien den steilen Abhang zu fürchten, denn man geleitete die Königin weiter vor. Ich führte

meine Truppe um die Gesellschaft herum nach der Seite des Gegners. Da, o Schrecken! brausten schon feindliche Schwadronen heran. Die Königin und ihr Hof konnten in ein Gedränge kommen, das wäre sehr unangenehm gewesen! Die Wagen zu erreichen, war nicht mehr möglich. Ich lief zu ihr und bat, indem ich auf die Cavallerie wies: „Gestatten Eure Majestät, daß Ihr Gefolge nahe an Sie heran tritt.“ Das geschah. Ich stellte meine Leute schützend um die Gruppe. Aber ihrer waren zu wenig; die Cavallerie vermochte im Staube nicht zu erkennen, wer hier stand und konnte noch immer von Seite und Rücken zu weit vordringen. In der That folgte der ersten Linie und diese überflügelnd eine Oldenburger Schwadron. Ich stürzte dem feindlichen Commandeur, der wohl fünfzig Schritt vor war, entgegen, immer mit meinem Degen winkend. Er jagte heran, es war Onkel Wilhelm. „Was willst Du?“ schrie er. „Du wirst übergeritten!“

„Die Königin!“ rief ich. Er verstand nicht gleich. „Die Königin steht dort!“ Da wendete er sein Pferd so heftig, daß es mich fast umgeworfen hätte, und commandirte Halt! Sein Regiment stand. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Auch die Oldenburger wurden durch unser Regiment, auf welches sie aufjagten, zum Stehen gebracht, wobei nahe vor uns ein Mann stürzte. Ich eilte wieder zu der Königin. „Eure Majestät können jetzt nach dem Wagen gehen. Ich rathe allerunterthänigst dazu. Dort kommt viel Infanterie. Es gibt ein Schlachtgetümmel und argen Staub.“

Nun erst bemerkte ich, wie schön die Königin heute ausfah. Sie war ungewein geschmackvoll gekleidet und der Schrecken hatte ihre Wangen gebleicht. Onkel Wilhelm sprengte heran, seinen Säbel senkend.

„Es ist Jemand gestürzt,“ sagte sie.

„Nur ein Oldenburger, Majestät,“ antwortete er, salutirte abermals und ritt davon. Ich geleitete unaufgefordert die Königin an ihren Wagen. Wie ich hierzu kam, weiß ich nicht; man schien es aber natürlich zu finden. Die Königin sagte, als ich neben ihr ging, ohne Förmlichkeit und sehr freundlich: „das hätte wohl schlimmer verlaufen können?“

„Eure Majestät waren nicht in Gefahr,“ antwortete ich. „Die Cavallerie darf beim Manöver nicht zu nahe heran kommen.“

„Aber der Mann ist durch meine Schuld gestürzt.“ Sie gab einem der Kammerherren, die ihr beim Einsteigen halfen, einen Auftrag, den ich nicht verstand. Ich verbeugte mich und lief auf meinen Posten zurück. Unsere Infanterie bedeckte schon den ganzen Hügel und feuerte lebhaft. Das Gefecht auf diesem Punkte war von anderen Stellen, wo man es im Einzelnen nicht beurtheilen konnte und die Anwesenheit der Königin nicht wahrgenommen hatte, als eine gut abgespielte taktische Episode beobachtet worden. Daß dies so sein könne, hoffte ich. Der Königin mochte ein Gespräch über die Lage, in welche sie gerathen war, unlieb sein. Ich schwieg, Onkel Wilhelm ebenfalls. Der Vorfall wurde nicht weiter bekannt.

Nur Alfred erfuhr ihn gleich nach jenem Manöver. Er hatte sich in der nächsten Abtheilung befunden, welche mir nach dem Hügel folgte. „Mir scheint, Du hättest Deine Abtheilung besser aufstellen können,“ sagte er, „statt mitten

auf das freie Feld. Weshalb gingst Du nicht bis an den Rand zurück? Gewährte dieser keinen Schutz für Deine Leute?" Er hatte ganz recht und ich erklärte nun dem verschwiegenen Freunde den Zusammenhang.

Am folgenden Tage aß Wichard in unserer Messe. Er war schweigsamer als sonst. Wir begleiteten ihn Abends auf seinem Heimwege. Da sagte Alfred zu meiner Ueberraschung: „Du hast uns in diesen Stunden nicht einmal erzählt, daß gestern Frau von Leinau im Lager war.“

„Ja, ja,“ antwortete er eilig und verlegen, „das habe ich Euch nicht erzählt. Es waren mehrere Damen unseres Regiments hier. Sie blieben nicht lange. Ich habe ihnen für längere Zeit Adieu gesagt; denn ich fahre, wenn wir nach Hannover kommen, gleich nach Haus. Und wenn auch Euer Urlaub zu Ende geht, holt Ihr mich ab. Nicht wahr?“

Nach dem letzten Manöver machte unser Regiment neben der Garde und dem Husaren-Regiment, dessen Chef die Königin war, an dem schönen Berge, auf welchem der Bau der Marienburg begonnen hatte, einen Ruhehalt. Oben stand eine Gesellschaft, es war die Königin mit ihrem Gefolge. Als bald kam ein Kammerherr zu uns und lud im Auftrage Ihrer Majestät die Officiere ein, herauf zu kommen und den Platz, wo ihre Burg stehen werde, zu sehen. Wir gingen hinauf. Die Königin trug heute eine Kopfbedeckung und ein Kleid, welche der Uniform ihres Husaren-Regiments nachgeahmt waren und ihr ausgezeichnet gut standen. Die Stabsofficiere, dann auch jüngere Officiere wurden zu ihr befohlen. Mit Wichard unterhielt sie sich länger. Ich konnte dies von meinem Standpunkte, weiter rückwärts unter einer alten Eiche, sehr gut beobachten. Da, zu meiner großen Ueberraschung, wurde auch ich zu der Königin befohlen. Sie stand in der Mitte des weiten Kreises allein, die Hofdame vom Dienst in einiger Entfernung hinter ihr. „Ich wollte Ihnen danken,“ sprach sie mit ihrer weichen Stimme und dem gemüthlichen altenburgischen Dialekt, nicht gar laut. „Sie haben mich neulich auf dem Hügel beschützt. Da oben ging Alles so schnell; erst als kein Grund zur Besorgniß mehr war, fühlte ich, wie sehr ich mich erschrocken hatte. Und als ich Ihnen danken wollte, waren Sie schon fort. Sie selbst waren in Gefahr.“

„Eure Majestät sind zu gnädig,“ antwortete ich. „Mich hat dieser Zufall hoch beglückt.“

Sie lächelte lieblich, sah mich huldvoll an und wiederholte noch einmal: „Ich danke Ihnen.“ Dann trat sie zurück und ich ging wieder zu meinen, über die mir zu Theil gewordene Auszeichnung erstaunten, Kameraden. Gleich darauf verließ die Königin, von ihren Damen und Herren gefolgt, den Platz.

Am anderen Morgen traten die Truppen den Rückmarsch in ihre Garnisonen an.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Elba.

Studie von E. Reyer.

III. Aelteste Geschichte von Elba.

Ein Blick auf Rio und auf die verfallene Burg von Volterrajo ruft historische Erinnerungen wach, er führt zurück in die ältesten Zeiten. Hier unten am Meeresstrand haben schon die Etrusker das reiche Erz gegraben und verhüttet; auch die Burg wurde von ihnen gegründet. Nach ihrer Hauptstadt Volterra nannten sie die kleine Feste, welche ihnen den Besitz der Eiseninsel sichern sollte. Einen Theil der Erze haben sie, wie man aus den Schlackenhalben schließen kann, auf der Insel selbst verhüttet; in späterer Zeit aber verfrachteten sie den Eisenstein größtentheils nach der nahen Hafenstadt Populonium an der toscanischen Küste, wo sie ein Arsenal und den Hauptstapelplatz für Metalle hatten.

Die Burg Volterrajo beherrschte das Land. Dorthin konnten sich die Bergarbeiter flüchten, wenn feindliche Schiffe der Insel nahten. Wahrscheinlich bestand aber wohl auch eine kleine Ortschaft näher an den Eisenminen. Ceteusius erwähnt einen Ort Quire, welcher nicht weit von Volterrajo — wohl im Gebiete von Rio Alto — gelegen war und seit den ältesten Zeiten bestanden haben soll. Dort lag ein der Kriegsgöttin geweihter Tempel, in welchem die heimkehrenden Sieger ihre Trophäen aufzuhängen pflegten. Dies berichten die Geschichtsschreiber; aber auch zwei alte und allbekannte Sagen berühren unsere Insel: Jason, der goldsuchende Abenteurer, landet auf seinen Raub- und Entdeckungsfahrten auf Etalia — so nannten die Griechen Elba. Er ruht aus, verproviantirt sich und fährt, nachdem er gefunden, daß das Land ihm weiter nichts biete, wieder ab. Auch die Sage von Aeneas erwähnt die Insel Elva. Die Bewohner sollen dem trojanischen Helden gegen den tapfern König der Rutuler beigestanden haben.

Das wird uns überliefert aus den Zeiten der Blüthe des etruskischen Reiches. Lange beherrschte dies alte Culturvolk die Insel und fertigte Werkzeug und Ackergeräthe aus dem Eisenstein. Es kamen aber harte Zeiten; die ringsum wohnenden Völker wuchsen heran und verdrängten die alten Gebieter von ihren weiten Besitzungen. Die Ligurer fuhren gegen Elba, eroberten es und gründeten

nahe den Eisenminen einen Thurm, von dem aus sie das Meer und die ganze italische Küste überblickten.¹⁾ Doch blieben sie nicht lange; sie mußten, noch bevor die Zwingsburg ganz vollendet war, wieder weichen. Dann im 5. Jahrhundert vor Chr. zogen die Syrakusaner mit starker Flotte herauf gegen die Etrusker. Sie gewannen eine Seeschlacht und verwüsteten Elba und Corsica. In den letzten Jahrhunderten vor Chr. drängten abwechselnd Gallier, Siciler, Karthager und Römer gegen die Herrschaft der Etrusker an. Nach langem Widerstreit erlag das kunstreiche Volk endlich den Römern. Von nun an lieferte Elba den neuen Gebietern die Waffen, mit welchen dieses Volk im Laufe weniger Jahrhunderte die Welt bezwang. Während die Etrusker aus uns unbekanntem Gründen das Eisen fast nur für friedliche Arbeiten verwendet hatten, benutzten die Römer, sobald sie die Eiseninsel innehatten, das neue Metall sogleich in ausgedehntem Maße für Kriegszwecke. Große Heeresabtheilungen wurden mit eisernen Waffen und Sturmhauben versehen, zum zweiten punischen Kriege aber hat Elba in kurzer Zeit alles Eisengeräthe für Flotte und Truppen gestellt. Populonium blieb noch lange der wichtigste Stapelplatz für Erz und Kriegsgeschütze; erst im Kriege zwischen Marius und Sulla ging die alterthümliche Stadt unter.

Diese Geschichte ziehen vorüber, wenn wir auf die Burg blicken. Doch müssen wir uns wohl hüten zu glauben, das Bild jener Tage habe dem heutigen entsprochen. Damals war die Insel noch größtentheils bewaldet, es fehlten die weiten Felder und Weingärten, die Kastanien, Oliven und Citronen. Nur oberhalb Rio's war eine kleine Niederlassung von vielleicht 100 Bergarbeitern; nur hier war die Gegend cultivirt. Bei den rothen Halben, welche noch recht unbedeutend waren, arbeitete ein kleines Häuflein Sklaven. Hier und dort am Inselstrande war der Wald gelichtet; Kohlenmeiler brannten und in kleinen Oefen wurde mit primitiven Blasebälgen mühsam das strengflüssige Metall erschmolzen. Dann kamen die dickbauchigen Bote der etruskischen Kaufherren mit langsamem Ruder Schlag angefahren, um die werthvolle Waare nach Populonium zu verfrachten.

Wie hat sich seitdem alles geändert! Soweit man blickt, sind Hügel und Berge entwaldet und an den tieferen Gehängen mit verschiedenartigen Culturen bedeckt. Da und dort sieht man Häuschen und Ortschaften an den Gehängen und am Strand. Statt der wenigen Hundert bewohnen jetzt 20,000 Menschen das Land. Arme kriegsgefangene Sklaven arbeiteten vordem tagaus tagein ohne Hoffnung auf Erlösung für ihre Zwingerherren; Aufseher und Soldaten bewachten sie und trieben mit der Geißel zur harten trostlosen Arbeit an. Heute werden zur selben Leistung Sträflinge verwendet, welche glücklich sind, wenn sie so dem wohlverdienten Gefängnisse entinnen, in freier Luft arbeiten und ein Stück Geld verdienen können. Statt der kleinen Ruderboote, welche vordem nur selten im Laufe eines Jahres kamen und gingen, wimmeln heute ganze Schwärme von Seglern auf dem Meere; sie bringen Getreide und andern Lebensbedarf und ver-

¹⁾ Der Torre del Giogo (fälschlich Giove) dürfte auf den Trümmern dieses Bauwerkes aufrufen.

frachten dafür Lunfisch, Wein, Eisen und andere Producte der Insel. Mächtige Dampfer legen an und tragen die Erzlasten nach dem fernen Britannien. Wo vordem im Jahre wohl höchstens 100 Tonnen Erz erbeitet und verschmolzen wurden, da erarbeitet man heute das zweihundertfache. So hat seit drei Jahrtausenden alles sich geändert. —

Die Geschichte von Portoferrajo reicht nicht so weit zurück, wie jene von Volterrajo und Rio.

Zu Römerzeiten sollen die Fabricier an Stelle der heutigen Stadt eine Niederlassung Namens Fabricia gegründet haben. Andere Autoren behaupten, es sei hier viel Eisen verschmolzen und der Ort demnach Fabrica genannt worden. Aus ein oder dem anderen Namen bildete sich mit der Zeit das heutige Portoferrajo.

Der Ort hatte bereits zu Römerzeiten einige Bedeutung. Der Hafen bot den Schiffen, welche in Rio und andertwärts den Stürmen preisgegeben waren, vollkommene Sicherheit, auch war das flache Hinterland der Cultur günstig. Gegenüber der heutigen Stadt entstanden auf den Hügeln, welche in die Bucht vortreten, Gehöfte und Villen, von welchen noch heute stattliche Reste erhalten sind¹⁾.

Ueberhaupt wurde Elba durch die Römer bedeutend gehoben. Caput liberum, (Capoliveri), Agnone, Rio, Pedemonte (Pomonte) und andere Niederlassungen wurden gegründet. Die Eisenerze blieben nach wie vor das Hauptproduct der Insel; man verhäutete sie noch zum Theil an Ort und Stelle, zum größeren Theile aber am italienischen Festlande.

In den unruhigen Zeiten, welche dem römischen Reiche ein Ende machten, wurde Elba der Reihe nach von verschiedenen Machthabern besetzt und ausgebeutet. Zuerst kamen die Gothen, dann Narzes, später unterstand die Insel dem Bischofe, welcher das benachbarte Festland beherrschte. Als das Episkopat den Longobarden erlag (im J. 575), floh der Bischof Cerbonius nach Elba²⁾. Die Longobarden bemächtigten sich nun auch der Insel; Fabricia und einige feste Thürme der alten Zeit sollen damals zerstört worden sein. Doch war die Herrschaft dieses tüchtigen Stammes hier wie überall in Italien in der Folge segensreich. Das Land erholte sich bald. Neue Ansiedelungen und Orte wurden gegründet; insbesondere der westliche Inseltheil, auf welchem zu Römerzeiten nur die Ansiedelung Pedimonte bestanden hatte, wurde der Cultur gewonnen. San Piero, Hilario, Poggio und Marciana Castello sollen alle unter der Regierung der Longobarden entstanden sein. Auch das zerstörte Portoferrajo wurde im Jahre 715 wieder aufgebaut.

In eben diese Zeit fällt die Einführung des christlichen Cultus. Cerbonius hatte die Lehre zuerst verkündet. Als der Papst in der Folge die Herrschaft über Mittelitalien sammt Elba erhielt, drang natürlich der neue Cultus bald

¹⁾ Die zahlreichen Terracotten, Gläser, Waffen, Geräthe und Münzen, welche seit 1725 wiederholt im Gebiete von Portoferrajo ausgegraben worden sind, sprechen für die Bedeutung der Ansiedelung.

²⁾ Die malerische Waldcapelle S. Cerbone bei Marciana Castello ist diesem Heiligen zu Ehren erbaut.

durch. Im achten und neunten Jahrhunderte kamen üble Tage für Elba. In Folge der Zwietracht zwischen den geistlichen und weltlichen Mächthabern hatten die Barbaren im Meere freies Spiel; die Küsten und Inseln waren ihren Einfällen preisgegeben. Unter solchen Umständen wurden die gefährdetsten Länder so gut wie herrenlos; ohne Widerspruch fielen sie dem Mächtigsten anheim. Das war in unserem Falle Pisa.

Zu Anfang des 11. Jahrhunderts litt die Insel trotz dieses mächtigen Schutzes abermals unter den Einfällen der Barbaren. Das erste Mal zog im Jahre 1003 Museto der Sarazene herauf und eroberte Sardinien und Elba; dann im Jahre 1015 kamen die Sarazenen abermals mit einer starken Flotte gegen die Küsten Toscana's. Sie eroberten diesmal mehrere Orte am Festlande und die Insel Elba; auch Portoferraio fiel. Im folgenden Jahre besetzten die Pisaner aber wieder alle verlorenen Posten.

Nun wurde, da sich die bestehenden Festungen als ungenügend erwiesen hatten, die verfallene Burg Voltterrajo wieder aufgebaut; man verstärkte auch Capoliveri, Marciana Castello, San Piero und Hilario. Durch diese ausgedehnten Arbeiten gewann die Insel bedeutend. Die bereits von den Römern verwerteten Granitbrüche von Secchetto wurden wieder belegt, sie lieferten das Material für einige monumentale Bauten der Pisaner, u. a. für die Säulen des Domes von Pisa (11. Jahrhundert). Auch die aus Quadern gefügte Waldkirche S. Giovanni bei S. Piero — das schönste Bauwerk der Insel — wurde aus jenem Granit erbaut¹⁾. Die Insel erfreute sich nun eines langen Friedens und eines gesegneten Gedeihens — bis zum Ende des 12. Jahrhunderts; da brach der längst vorbereitete Krieg mit Genua los, jener Daseinskampf, welcher mit der gänzlichen Niederlage Pisa's endete. Wie einst das alte Reich der Etrusker, so erlag jetzt die blühende mächtige Handelsstadt dem vereinten Einstürmen der Nachbarn. Nach jahrelangem Kampfe ergab sich die verarmte, entvölkerte, todmüde Stadt in ihr Geschick. Sie nahm alle Friedensbedingungen an: Corsica wurde abgetreten, man zahlte eine kaum erschwingliche Kriegsentschädigung; Elba wurde nur gegen bedeutende Geldopfer wieder erlangt.

Etwa hundert Jahre später verlor Pisa auch noch die staatliche Selbständigkeit durch den berüchtigten Appiano, den Mann, dessen Energie und Gewissenlosigkeit sogar in jenen Zeiten mehr Grauen als Bewunderung erregt hat. Er war durch Gambacorti, den weisen Beherrscher von Pisa, aus dem Nichts emporgehoben und wegen seiner Talente rasch zum Staatssecretär befördert worden. Der ehrgeizige Mann wurde aber durch diese Erfolge nicht gesättigt, sondern nur noch begieriger. Durch endlose verwickelte Intriquen mußte er seinen Herrn und Wohlthäter zu stürzen und selbst eine unbeschränkte Tyrannei zu erlangen. Nur kurz überlebte er aber diesen Erfolg. Sein Sohn, welcher sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, zerstörte die Pläne seines Vaters, indem er den ganzen Staat an Visconti von Mailand verkaufte (1398). Er erhielt eine beträchtliche Summe

¹⁾ Vor wenigen Decennien brannte das Dach ab; seitdem ist das ehrwürdige Werk dem Verfall preisgegeben.

baaren Geldes und reservirte sich außerdem Piombino und Elba als freies Eigenthum.

Die neuen Verhältnisse blieben mit geringen Aenderungen lange bestehen und in friedlichen Zeiten verlebten die Elbaner von nun an wieder gute Tage. Die festen Punkte wurden verstärkt, der Thurm Giogo wurde — vielleicht an Stelle der Ruinen des ligurischen Wartthurmes — erbaut. Stürmischen Zeiten waren aber weder diese Werke noch die neuen Herren gewachsen. Da war die Insel den Corsaren und den nachbarlichen Mächten preisgegeben. Sie wurde verwüthet, willkürlich besetzt und ausgebeutet, während die schwachen Fürsten sich begnügen mußten, durch Bündnisse, Suppliciren und Intriguen Dasein und Besitz nothdürftig zu erhalten.

Sie begaben sich unter die Schutzherrschaft von Siena, dann unter kaiserliche Lehnherrschaft (16. Jahrhundert). Aber auch dieser Schutz war illusorisch. Der Kaiser hatte mehr zu thun, als für den Fürsten Appiani zu sorgen.

Als unter Karl V. der große Zusammenstoß der Mittelmeermächte erfolgte, mußte die Insel besonders schwer leiden; die bösen Zeiten mittelalterlicher Schutzlosigkeit schienen zurückgekehrt.

Ich greife aus der Summe von Aufzeichnungen nur eine Episode heraus. Im Jahre 1534 rückte der Corsarenfürst Barbarossa mit seiner Flotte in den toscanischen Gewässern vor bis nach Elba. Eines Nachts überfällt er Rio. Ein Theil der Einwohner flüchtet, ein anderer Theil wird niedergemetzelt oder gefangen. Die Corsaren wenden sich gegen Grassera, eine benachbarte (berzeit vom Erdboden verschwundene) Ortschaft. Die Einwohner, welche durch das nächtliche Getöse aufgeschreckt sind, setzen sich zur Wehr. Ein verzweifelter Straßenkampf entspinnt sich, die Glocken schlagen Sturm und rufen um Hilfe hinaus in die nächtliche Landschaft. Die Männer können sich nicht halten; sie werden überwältigt. Nur einem Theile gelingt es, den Thurm Giogo zu erreichen. Die Corsaren folgen ihnen und von Neuem entspinnt sich das Gefecht. Unterdessen beginnt es zu tagen, an allen Orten regt es sich und bewaffnete Mannschaften eilt hier und dort über die Gebirgswege herab zur Hilfe. Die Corsaren aber haben ihr Werk schon gethan, sie kehren mit der Beute beladen, Männer, Weiber und Kinder vor sich hertreibend eilig zum Strande zurück. Von dort her tönt Klage und Wehgeschrei der Opfer, welche in die Schiffe geworfen werden. Die Hilfsmannschaften kommen zu spät hinab zum Strand — bereits sind die Anker gelichtet, die Ruder schlagen im Tact und führen die Gefangenen untwiderwillig fort in die Barbarei und Sklaverei. Fluchend und weinend blicken ihnen die Haufen überflüssiger Ketter vom Strande nach.

Ähnliche Scenen wiederholen sich im Jahre 1544, da Barbarossa abermals landet. Er verwüthet diesmal die ganze Insel. Viele flüchten in die Berge, während wenige streitbare Rotten sich in Volterrajo halten. Die Corsaren durchstreifen die Berge und führen, was sie finden und fangen, in die Sklaverei.

Da der Fürst diesen Ereignissen ganz machtlos gegenübersteht und der Kaiser nicht in der Lage ist einzugreifen, überdies auch, wie so oft, an Geldnoth leidet, erachtet Cosimus von Medici die Gelegenheit günstig, das ganze kleine Fürstenthum Piombino sammt Elba seinem Reiche einzuverleiben. Er erbietet

sich, dem Kaiser ein Darlehn von 200,000 Scudi vorzustrecken, falls dieser ihn infendire. Karl V. geht in der Noth auf den Vorschlag ein; er erklärt das Lehen wegen Armuth und Schwäche des Lehensmannes als heimgefallen und läßt der Wittve Appiani andeuten, sie möge das Lehen gutwillig abtreten, man werde sie möglichst entschädigen.

Die Wittve versuchte nun natürlich mit allen Mitteln, das Geschick abzuwenden und das gelang ihr schließlich auch. Cosimus aber benutzte die erfllossene Entscheidung und schickte sogleich von Livorno aus Schiffe und Material nach Portoferrajo. In Eile wurden hier jene schwerfälligen Forts gebaut, welche die Stadt noch derzeit krönen und welche in früheren Zeiten als uneinnehmbar gegolten haben.

Diese rasche That sicherte Cosimus einen festen Hafen, welcher ihm für alle maritimen Unternehmungen von großem Vortheile wurde. Die Wittve Appiani wurde zwar später im Besitze der Insel wieder bestätigt, Cosimus aber blieb doch fortan Herr von Portoferrajo.

Einige ältere Geschichtsschreiber berichten, der Kaiser habe, erweicht durch die rührenden Bitten des unmündigen Sohnes Appiani's die Uebergabe der Insel an den Medicäer widerrufen; von größerem Einflusse waren aber gewiß die Intriguen der eifersüchtigen italienischen Mächte (Genua u. a.), welche eine solche Vergrößerung der toscanischen Macht um jeden Preis zu hintertreiben suchten. Großentheils gelang es ihnen ja auch. Portoferrajo aber gab der Medicäer nicht mehr heraus. Er setzte die wichtige Erwerbung vielmehr rasch in guten Stand, er baute Magazine und Windmühlen¹⁾, um die Besatzung materiell zu sichern und so wurde Portoferrajo rasch der wichtigste Ort der Insel und hat seither diese Stellung behauptet.

Die neue Festung sollte sich bald bewähren. In den Jahren 1551 und 1553 wurde Elba von saracenischen Geschwadern heimgesucht. San Piero, Hilario, Pomonte und Poggio wurden bezwungen und geplündert; die Besatzung des Thurmes Giogo capitulirte und wurde in die Sklaverei geschleppt. Portoferrajo aber widerstand allen Angriffen.

Das Beispiel, welches Cosimus gegeben, fand zum Nachtheile Appiani's bald Nachahmung. Philipp III., welcher einen ähnlichen festen Punkt wünschte, schickte nach dem Vorbilde des Medicäers kurzweg einige Schiffe und Material nach Lungone und ließ hier eine Festung bauen. Er versicherte, daß dies nur zum Heile der Christenheit und zum Schutze gegen die heidnischen Corsaren geschehe.

Derart hatten die zwei mächtigen Herren dem kleinen Fürsten von Piombino zwei Stücke seines Reiches genommen und dabei blieb es auch bis zum Anfange unseres Jahrhunderts. — Dies scheinen mir die wichtigsten Episoden aus der älteren Elbaner Geschichte. Die folgenden zwei Jahrhunderte sind so inhaltsarm, daß ich sie füglich übergehen kann; mit den Ereignissen unseres Jahrhunderts aber sind wir bereits im ersten Abschnitte bekannt geworden.

¹⁾ Eine dieser Windmühlen steht noch heute am Hügelrücken, welcher vom Drello gegen West verläuft. Von hier aus genießt man einen der herrlichsten Ueberblicke über die ganze Insel.

Im Folgenden wende ich mich wieder der Natur zu, indem ich die Mitte und den Westen der Insel landschaftlich und geologisch schildere; zum Schlusse aber wollen wir die ganze große Entwicklungsgeschichte des schönen Eilandes in einem Bilde überblicken.

IV. West-Elba.

Wir haben im zweiten Abschnitte gesehen, daß das ganze Schichtsystem des östlichen Inseltheiles gegen die Mitte der Insel geneigt ist. Die jüngsten Gebilde, welche die Westgehänge des Gebirges von Volterrajo beherrschen, senken sich vom Kamm hinab zur Ebene. Jenseits der Ebene erhebt sich der Gebirgszug des Orello. Am östlichen Gehänge dieses Berges stehen bis zu bedeutender Höhe jene dunklen Eruptivgesteine an, welche wir als Glieder des Jura und der unteren Kreide kennen gelernt haben. Darüber folgen hier ebenso wie bei Capoliveri die jungen Kalk- und Sandsteine mit eingelagerten Granitporphyr-Strömen. Der Complex bildet hier wie im östlichen Inseltheile eine schief gegen West geneigte Stufe. Zwischen der mittleren Stufe und dem östlichen Gebirge muß eine mächtige Nord-süd-Verwerfung durchsehen.

Die ältesten Glieder fehlen im Gebiete des Orello; sie sind unter das Meeresniveau versenkt oder richtiger: sie sind gar nicht über das Meer emporgehoben worden.

Das Relief dieses Inseltheiles ist milder und flacher, als jenes von Volterrajo. Weithin sind die Berge und Hügel von dichtem Buschwald überwachsen. Stundenlang kann man hier wandern, ohne einen geologischen oder landschaftlichen Ueberblick zu gewinnen. Nur der Gipfel des Orello, der Windmühlberg und der Lambone sind entwaldet; da kann man frei Umschau halten und diese ist besonders am Lambone überraschend schön. Die Halbinseln von Elba und die Küsten Italiens dehnen sich als parallele Züge weithin gegen Nord und Süd, und jeder Zug ist vom folgenden durch tief eingreifende Meeresstreifen und Buchten getrennt. Hinter uns aber gegen West erhebt sich aus dem offenen Meere das Granitmassiv des Monte Capanne.

Das geologische Bild, welches man hier und an anderen Stellen gewinnt, ist monoton. Immer wieder mächtige Lagen von Kalk, Sandstein, Porphyruff und dazwischen eingeschaltet Wänke von Granitporphyr. Nur die Mächtigkeit dieser Gebilde ist interessant; die Eruptionen, welche sich hier in mäßig tiefem Meere während der oberen Kreide und des Cocän abgepielt haben, müssen sehr bedeutend gewesen sein. Ganze Berge bestehen aus dem erstarrten granitischen Gestein, weite Hügelzüge werden zum Theil gebildet von den Tuffen, zum Theil von den Sandsteinen und Kalken, welche zu gleicher Zeit sich ablagerten.

Die nördlichen Gestade des Gebietes legen uns das ganze System klar vor Augen. Ein schmaler Steg führt hier längs der reichgegliederten Küste hin und bietet geologisch wohl monotone, landschaftlich aber schöne und erquickende Bilder: Untweit Portoferraio treten wir beim Monte Bello an's Gestade. Der weiße klüftige Tuffberg stürzt hier steil in's Meer ab. Weiter führt uns der Steig über einen niederen Bergausläufer, dann folgt ein schmales Stück Cultur-

land, das in eine kleine Bucht ausläuft. Jenseits erhebt sich wieder ein Höhenzug und so geht es fort.

Die Höhen ringsum sind von Buschwald bedeckt; keine Behausung weit und breit. Der flache Uferstreifen vor uns wird gebildet von schneeweißen Luffgeröllchen und Körnchen, welche durch die Brandung fein gerundet und geschleuert sind. Jede Welle erzeugt darin ein fröhlich klingendes, rieselndes Spielen. Hellblau schimmert das Meer am weißen Gestade, hinter uns die Berge und ein stilles Stückchen Weingarten, milde Luft umspielt uns, eintönig rauschen die Wellen und wir blicken hinaus in's weite stille Meer — das ist eine der vielen stimmungsvollen Idyllen, welche uns diese Uferwanderungen vorführen.

Diese wenigen Züge genügen zur Charakteristik des Districtes. —

Wir setzen unsere Wanderung gegen West fort und betreten das geologisch, wie landschaftlich großartige Gebiet des Monte Capanne, mit welchem die Insel gegen Westen abschließt. Das ganze Gebirge besteht aus Granit; nur in den untersten Gehängen des Massivs treten andere Gesteinsarten auf. Sie überdecken, wie die Reste eines Mantels, den ganzen Fuß des gewaltigen Kegels. Schieferige, tuffige und gneißartige Gesteine — untergeordnet auch Kalk — liegen zunächst auf dem Granit, sie sind durchsetzt von Granitgängen und Granitlager finden sich zwischen ihnen eingeschaltet. Darüber folgen die dunklen Eruptivmassen, welche wir auch in den anderen Inseltheilen beobachtet haben. Sie hängen durch Uebergänge zusammen mit den jüngeren Granitporphyren und Tuffen; junge Sandsteine und Kalk begleiten die letzteren. Sie wechseln gern mit den Porphyren und werden von ihnen gangweise durchbrochen. Der ganze Complex von Sedimenten und Eruptivgesteinen, welcher den Granitkegel überlagert, gehört dem Jura, der Kreide und dem Eocän an; der Granit aber gehört offenbar dem oberen Horizonte der Schiefer, also der Trias an.

Nachdem wir diese allgemeinen Verhältnisse festgestellt, betreten wir das Granitmassiv selbst. Die ganze Masse besteht aus einem System von Rämmen, welche tiefe Schluchten zwischen sich einschließen. Begehen wir die Rämme, so finden wir, daß jeder derselben ausgezeichnet schalig geklüftet ist. Die Schalen liegen oben am Rücken flach und neigen sich beiderseits im Sinne des Gehänges hinunter gegen das Thal. Jeder Granitzug ist also aufgebaut aus sattelförmig übereinander gelagerten Granitschalen.

Wie ich an anderem Orte gezeigt habe, sind derartige Züge entstanden, indem der Gluthkeil auf einer in der Axe des Zuges verlaufenden Spalte emporbrang und sich über derselben aufkuppte und ausbreitete. Sämmtliche Eruptivrücken aber beherrschen einen kreisförmigen Raum und erreichen in den centralen Partien die größte Höhe. Jeder Gebirgszug entspricht demnach tektonisch einer untergeordneten Vulkanreihe; das ganze System des Monte Capanne aber findet sein Analogon in den centralen Vulkangruppen. Es hat hier offenbar zur Zeit, da tiefes Meer über dem Lande stand, in weitem Umkreise eine verwickelteerspaltung der Erdkruste sich vollzogen. Durch lange Zeiträume ist aus diesen Spalten Gluthbrei aufgequollen. Er hat sich am Meeresboden ausgebreitet und aufgekuppt. In späterer Zeit sind an den tieferen Flanken des Granitmassivs

junge dunkle Eruptivmassen hervorgebrochen, Sedimente haben sich abgelagert — beide Gebilde haben den Fuß des alten Granitfegels ummantelt.

Wir haben somit im Monte Capanne ein prächtiges Modell eines granitischen Massenergusses vor uns. Schon viel Gestein ist zerstört und in's Meer geführt worden, noch immer aber verrathen uns die Züge und Kuppen die ursprüngliche Anordnung und Bildung der gewaltigen Granitergüsse.

Mit Bewunderung blicken wir auf dieses Gefüge, welches besonders in der höheren kahlen Region des Monte Capanne weithin verfolgt werden kann; mit Staunen überschauen wir die Massen von Gluthbrei, welche hier aufgethürmt liegen; wir suchen nach einem Maßstab, wir vergleichen sie mit den Ergüssen, welche unsere Vulkane liefern; Ein starker Vulkanstrom fördert im Laufe einiger Wochen oder Monate ein Material, welches genügt, um das ganze Gebiet einer mittelgroßen Stadt haushoch zu bedecken. Durch solche Massen würde aber doch nur der hundertste Theil der Oberfläche eines großen Vulcanes um einige Meter erhöht. Nehmen wir an, daß alle zehn Jahre ein solcher Erguß erfolge, so ergibt sich, daß erst im Laufe eines Jahrtausendes der ganze vulcanische District um einige Meter erhöht ist. Der Monte Capanne aber ragt 1000 Meter über das Meer und reicht bis in unbekannte Tiefen unter dasselbe. Wie verschwinden unsere historischen Zeiträume, wie geringfügig erscheinen die gewaltigen Materialhäufungen der menschlichen Cultur, wenn wir auf ein solches Werk der großen Natur blicken!

V. Marciana; Land und Leute.

Ich ergänze diese geologische Skizze durch einige landschaftliche Bilder. Sie lehren uns die äußere Gestalt und Gewandung jener Gebirgsmassen kennen, deren Aufbau und Entstehung wir eben untersuchten.

Die Insel erreicht, wie erwähnt, in dem betrachteten Gebiete ihre bedeutendste Höhe. Sanft steigt das Granitmassiv auf bis zu dem Hochgipfel des Capanne. Während in den übrigen Gebieten der Insel die Felsmassen in parallelen Zügen von Nord gegen Süden streichen, verlaufen hier die gewaltigen Rücken und Schluchten vom centralen Gipfel allseitig gegen das Meer. Während die Insel im Osten reich gegliedert ist, besteht hier eine große einheitliche Masse, welche rund und offen gegen die See abgegrenzt ist. Hier gibt es keine stillen, flachen Buchten, sondern tief fallen die Gestade ab in das Meer, welches ewig unruhig an den Felsen brandet. Kein großer Hafenort besteht, wenige verstreute Häuser und kleine Felsnester trifft man da und dort im Bergland und am Strand. Nur Marciana Marina hat ein flaches Gestade, an welchem Schifferbarken ruhen; nur Marciana Castello, Poggio und San Piero haben gute Fahrstraßen, welche bis zum Meere führen. Alle andern Orte und Häuser stehen untereinander und mit dem Meere durch schlechte Saumpfade in Verbindung. Durch Wochen kann man hier herumstreifen, ohne einen Wagen zu sehen; nur am Tage vor den großen Festen geht es lebhafter zu; da begegnet man Zügen von Männern und Weibern zu Fuß und zu Pferd; da zieht Alles zur Stadt. Stille Landleute

leben in diesem Berglande, während im Osten Handel und Verkehr die Küsten und die Orte beleben. So große Gegensätze werden durch die Verschiedenheit des geologischen Baues bedingt.

Eigenthümlich sind auch die landschaftlichen Bilder, welche hier größer und majestätischer sind, als im Osten. Das Mittelgebirge wird beherrscht von alten, saftig grünen Kastanienwäldungen; darüber erheben sich die braun und gelben Buschhaiden, in denen die Ziegen weiden. Braun ist die Erica, gelb blüht der Ginster; dazwischen schauen die gewaltigen Granitblöcke heraus. Dort sieht man die schalig-plattigen Felsgehänge, welche den inneren Bau und die Ergußbewegungen des Granites offenbaren. In Streifen rieseln von den kahlen, todtten Felsgipfeln die Gewässer herab, sie finden ihren Weg durch die Felsmeere, durch die Haidegehänge und sammeln sich dann in den waldbigen Schluchten zu heimathlich rauschenden, fröhlichen Bächen. Inmitten dieses schönen Gebietes liegen die mittelalterlichen Felsnester Poggio und Marciana Castello. Der letztere Ort ist für die Ausflüsse gut gelegen und besitzt auch ein Wirthshaus, in welchem man ein für sehr bescheidene Bedürfnisse genügendes Unterkommen findet.

Die Ortschaft ist um einen Grad reinlicher, als das berühmte Alt-Sanremo an der Riviera. Vor Allem fehlen hier die offenen Cloaken, welche die Luft von Sanremo in einer Weise verpesten, welche jedem Besucher unbergeßlich bleibt. Bauart und rauchige Farbe erinnern aber lebhaft an jenes romantische Schmußnest. Die Straßen und Steige gehen auf und ab über das buckelige Gehänge des Granitgebirges, sie biegen sich und kreuzen einander vielfach. Ein malerisches Wirthswart von Winkeln und Vorsprüngen, freien Stieglein und Balkonen, Tragsteinen, Veranden und Dächern tritt uns allertwärts entgegen.

Unser Wirthshaus liegt in einer der besseren Straßen. Trotzdem ist der erste Eintritt immer noch unerquicklich genug. Das große, schwarz verrauchte Schlafzimmer der alten bettlägerigen Wirthin ist zugleich Gast- und Speisezimmer. Man nimmt etwas befangen Platz und wartet der Dinge, die da kommen werden. Glücklicher Weise ist mit dem Eintritte das Schlimmste überstanden und es folgen hellere Eindrücke. Eine Fallthüre führt in ein unteres Gelaß, aus welchem mit der Zeit einiger Proviant heraufgeholt wird. Das schmachtaste Essen, die gutmüthigen Leute und der feurige Wein versöhnen uns allmählig; ein Blick durch das Fenster hinaus auf die prächtigen Kastanienwälder erquickt.

Wir wohnen, abgesehen von dem Schmuße, nicht so schlecht. Das Haus ist gleich allen anderen am Berggehänge aufgebaut. Gegen rückwärts erscheint in Folge dessen das Zimmer, in das wir von der Straße unmittelbar eintraten, als hoher erster Stock. Darüber liegt noch ein Stockwerk mit zwei Fremdenzimmern. Geht man nun, nachdem der erste üble Eindruck überwunden und die einfache Mahlzeit abgeschlossen ist, in's Freie, so genießt man eine so reine Luft und so schöne, wechselvolle Bilder, daß man sich nicht nur entschädigt, sondern geradezu glücklich fühlen muß. Man braucht nur hinauszutreten vor die Ortskirche, so sieht man über die riesigen frischgrünen Kastanienwipfel weit hinab in's fruchtbare Land; Weingärten mit kleinen Winzerhäusern, zusammengeknistete Bauernhütten, umgeben von Feigen- und Granatbäumen liegen da vor

uns an den Gehängen des Gebirges. Zu unterst folgt ein Stück Culturland mit Feldern und dem Häuserstreifen Marciana Marina, welcher sich längs des Strandes hinzieht. Weiter sieht man über das Meer, darin die bergigen Halbinseln von Elba weit vorragen. In duftiger Ferne dehnt sich die Küste des Festlandes. Das ist das erste Bild, welches uns entgegentritt.

Die Tage sind blau und sonnig, sie bieten Arbeit und Genuß. Den Abend verbringen wir in der Wirthsstube — da gibt es manch gute Plauderstunde. Beim Schein der Dellampe, welche heute gerade noch so aussieht und noch ebenso ärmlich leuchtet, wie im Mittelalter und wie im Alterthume, sitzen wir am gedeckten Tisch, halten unsere Abendmahlzeit und plaudern mit der kranken greisen Frau, welche so gut und klug und ergeben redet von dem Leben und den Geschicken. Daneben sitzt die ältliche Tochter und nickt schläfrig — sie ist den ganzen Tag so müde.

Ein Mädchen vom Nachbarhaus kommt manchmal hereingehuscht wie ein Irrwisch: ein rechtes Kind des Südens — in armem Mittel, mit zausigem Haar, aber lustig lacht ihr Mund, ihre rothen Lippen zucken und ihre Augen blitzen; die ganze Zukunft lacht ihr entgegen: Ein netter junger Bursch, ein Stück Weingarten, ein paar Kinder, ein hübsches Band für den Sonntag in die Kirche! Wieder blitzen lustig die dunkeln Augen und sie lacht hell auf über die zwei Reisenden, die weit herumfahren in der großen Welt und doch keine Frau und kein Stück Weingarten haben. Sie lacht und wird roth und blickt und huscht wieder zur Thür hinaus.

Der Schwiegersohn erscheint ab und zu, um einige artige Worte zu reden und die Rechnung zu construiren. Er hat etwas von der Welt gesehen und kann es nicht ertragen, wenn die alte Frau in bäuerischer Weise kurz und gut den kleinen landläufigen Preis ansieht. Er sucht die fremden Gäste zu ehren, indem er für Bedienung, für Zubereitung der Speisen u. s. w. kleine Summen auswirft und das Ganze zu Papier bringt. Jeden Tag schraubt er die Ziffern etwas in die Höhe, um zu sehen, an welche Preise die Herren gewöhnt sind.

Wir setzten uns gleich am zweiten Abende ruhig zur Wehr und machten ihn auf einige Irrthümer aufmerksam. Nach einem kurzen beleidigten Zögern erkannte der Mann, daß wir bewandert seien und corrigirte seine Rechnung mit unbefangener Freundlichkeit. —

Außer diesen Insassen stellen sich aber Abends auch manche Besuche ein, welche am Tisch oder beim Bette der alten Wirthin Platz nehmen.

Ein Buchbinder, welcher Toscana und die italienische Literatur kennt, sucht unsere Gesellschaft auf. Er spricht hochitalienisch, höflich und belehrend; seine ungebildeten Landsleute weist er oft durch Citate zurecht und setzt voraus, daß wir als gebildete Leute wohl seiner Anschauung beipflichten werden.

Ein junger Musiker schwärmt herein, wirft den Kopf mit dem genialen Haarwuchse zurück und grüßt uns heftig. Er freut sich, Deutsche zu sehen, er spricht warm von den deutschen Musikern, unter denen er Strauß besonders schätzt. Sein Interesse für uns bleibt zwei Abende äußerst lebhaft, dann ver Raucht es ebenso rasch, wie es gekommen und er verschwindet vom Schauplatz.

Selten, aber stetig kommt der Pfarrer, ein würdiger, schöner Mann, welcher

klug und wohlwollend auf alle Freuden und Leiden der ihm anbefohlenen Seelen eingeht. Er spricht sicher und klar über die Fragen des praktischen Lebens, plaudert mit den Leuten über ihr Vieh, über Weinernte und Steuern und redet ein gelassenes, tröstendes Wort mit der kranken Frau.

Das sind einige der Typen, welche in der verräuchten Wirthsstube abendlich sich einkfinden. Des Tags aber streifen wir durch die Berge. Da treten uns viel schöne und eigenartige Bilder entgegen.

Die höheren Berggehänge haben ringsum im Gebiete des Monte Capanne denselben Relieftypus, hingegen verschiedene Vegetation. Nur im Norden des Massivs, im Revier von Poggio und Marciana treffen wir jene herrlichen Kastanienwälder, durch welche man stundenlang luftwandeln kann; im Süden des Capanne-Gebietes werden die Berggrüden und -Züge vorwaltend von Weide und undurchbringlichem Buschwald (Macchie) beherrscht. Die Weingärten, welche im Norden nur in den untersten Ausläufern des Gebirges gedeihen, reichen im Westen und Süden an den Gehängen der Bergzüge hinauf bis in die Region der Macchie. Im Gebiete von San Piero endlich herrscht fast ausschließlich Feldkultur. Das Erdreich ist hier arm, zahllose Blöcke von Granit liegen durch die Gehänge hingestreut, sie unterbrechen überall die Kultur; stellenweise geben sie dem Bilde sogar den Hauptcharakter. Dann erscheint die ganze Gegend als Felsmeer, welches von den armen gelben Feldchen nur da und dort durchsetzt ist. Inmitten dieser Landschaft liegen die grauen Nester San Piero und Hilario. Das ganze Bild ist gelb in grau gemalt. Erst hoch oben in den Berggehängen beginnt der grüne Buschwald, während unten zu Füßen des öden Gehänges ein Stück üppiges, flaches Feldland und blaues Meer liegt.

Die öde Gegend ist übrigens nicht ohne Interesse. Hier findet man auf Granitklüften, welche von Feldspat, Quarz und Turmalin ausgekleidet sind, viel seltene Minerale in schöner Ausbildung. Am Strande bei Secchetto liegen die berühmten Steinbrüche, aus denen Römer und Pisaner das Material für ihre Monumentalbauten bezogen haben. Oben am Berggehänge aber sehen wir inmitten des stillen Buschwaldes die schöne verfallene Capelle aus den frühen Pisaner Zeiten. —

Seit wenigen Decennien hat die Physiognomie der Landschaft, insbesondere im Süden des Capanne-Gebietes in Folge übermäßiger Verbreitung des Weinbaues so wesentliche Aenderungen erlitten, daß die alten Leute versichern, mancher Landstrich sei nicht mehr zu erkennen. Jeder sucht sein Stück Land, mag es nun wie immer beschaffen sein, mit Wein zu bepflanzen. Die steilen Gehänge mit ihren Granitplatten, Klöcken und Felsmeeren sind nicht zu schlecht und arm; jedes Fleckchen, auf welchem sich etwas Schutt und Sand zwischen den Blöcken und Platten ansammelt, wird bepflanzt.

Dies Verfahren ist seit zwei oder drei Decennien immer allgemeiner und eifriger verfolgt worden und soll auch momentan sehr einträglich sein. Seit einer Generation ist die Insel nicht von Catastral-Beamten heimgesucht worden. Alle Grundstücke des Capanne-Gebietes sind derzeit noch als werthloser Macchie-Grund registriert und zahlen fast keine Steuer. Unter solchen Umständen ist es natürlich einträglich, Culturen anzulegen.

Kommt einmal die Commission und die neue Grundsteuer, so dürften sich wohl die Verhältnisse ändern und mancher wird zu spät erkennen, daß er um eines vergänglichen Vortheiles Willen einen vielleicht untwiderbringlichen Schaden geerntet hat. Die Pflanzungen am Hochgehänge werden sich nicht rentiren und überdies ist zu befürchten, daß, wo die Terrassirung schlecht ist, eine gründliche Enterdung platzgreifen wird¹⁾. Dann wird das Gebiet aber vollkommen entwerthet sein.

Vorläufig ist sich die Bevölkerung des künftigen Schadens noch nicht bewußt geworden. Der Bauer sieht nur sein Vermögen rasch wachsen und dem entsprechend ist er fröhlich und wohlwollend.

Wo man im Gebiete des Monte Capanne an einem einsamen Häuschen vorüber kommt, kann man einkehren. Die Leute bieten, was sie haben; ja ungebeten laden sie den Wanderer zu Gast. Ein gekochtes Gemüse mit Del übergossen oder eine Eierspeise und trockenes Brod ist freilich Alles, was sie bieten können; dazu setzen sie aber einen Krug vortrefflichen feurigen Weines auf und beginnen, nachdem sie zuerst den Fremden eine Weile schweigend beobachtet, ein Gespräch, welches meist so gutmüthig und klug ist, daß man seine Freude hat.

Ein alter Mann mit scharfem Gesicht und dunklem Blick schenkt uns den Wein ein, während die runzelige, kerngesunde Alte am offenen Herd im kleinen Hängekessel das ärmliche Mal bereitet.

Der Alte war Soldat, dann Schiffer. Spanien, Frankreich, ein gut Stück Italien und das schwarze Meer hat er bereist, einige hundert oder tausend Lire hat ihm dann der Handel eingebracht. Bis in sein dreißigstes Jahr hielt er es mit dem wandernden freien Leben, dann heirathete er ein Mädchen aus der Nachbarschaft, welches ein kleines Gut mitbrachte. Darauf folgte die zweite Zeit der Wanderschaft. Nur auf ein paar Wintermonate kam er jährlich heim und fast immer gab es einen kleinen Zuwachs in seiner Familie. Für alle seine Kinder hat er im Laufe der Zeit gesorgt, sie sind verheirathet und führen zum Theil das Matrosenleben des Vaters, zum Theil leben sie als kleine Bauern in der Nachbarschaft. So geht das fort von Glied zu Glied.

Die Alten, welche nun ihre Freuden und Sorgen ausgelebt haben, wollen die Jahre, die ihnen noch beschieden sind, ruhig in ihrem Heim verbringen. Sommer und Winter haufen sie da in der kleinen Weingartenhütte, über sich den Kastanienwald, unter sich die Klippen und das brandende Meer. Still und fleißig gehen die Tage hin bis zur Weinernte, deren glückliches Ende von den Jungen durch Tanz und Sang und Improvisation fröhlich gefeiert wird.

Wie alle vermöglichen Leute des Berglandes haben auch unsere Gastfreunde ein Häuschen oben in Marciana Castello. Dort kehren sie ein, wenn Sonn- oder Feiertag ist. Sie speisen und plaudern mit ihren Freunden in der Altstadt. Am nächsten Tage sperren sie ab und kehren in ihren Weingarten zurück.

Diese merkwürdige Einrichtung verweist uns zurück in die vergangenen Jahr-

¹⁾ Schon jetzt müssen die Leute, um die einzelnen Fleckchen in Stand zu halten, das abgeschwemmte Erdreich nach jedem Regenguß in Körben wieder hinauftragen.

hunderte. Da hatten alle ihr festes Haus nahe dem Castell oben in den Bergen; dorthin flüchteten sie, wenn die Corsarenschiffe oder andere Feinde sich zeigten. In friedlichen Zeiten aber bewohnte jeder sein Gütchen, welches oft mehrere Stunden vom Castell ablag. Das ist wohl der Ursprung jener Sitte der doppelten Behausung.

Aus der Allgemeinheit dieser Lebensführung kann man entnehmen, daß die Leute behaglich leben und in der That gibt es kaum eine Familie, welche nicht bäuerlich sesshaft wäre. Man trifft zwar wenige sehr vermögliche Leute, anderseits aber auch keinen Bettler im ganzen Bezirk. —

Ähnliche Verhältnisse bestehen im Westen unsrer Insel, in Rio Castello. Beide uralte Berggemeinden beherrschen das Land in weitem Umkreise, obwohl unter ihnen am Strand die jüngeren Handel treibenden Städtchen Marciana Marina und Rio Marina ein regeres Leben entfalten. In die Lage meines Aufenthaltes fiel eine merkwürdige Episode, welche die historisch begründeten Gegensätze grell illustriert.

Die Küstenstädte, welche bereits durch Handel, Reichtum und Steuerkraft ein bedeutendes Uebergewicht über die mittelalterlich bäuerlichen Castellorte erlangt, suchten durch alle Mittel eine Verlegung der Behörden, welche bisher in den Bergorten residirt hatten, zu erreichen. Aber gegen sie standen die alten Berggemeinden auf. Sie hielten große Volksversammlungen, an denen auch alle Weiber Theil nahmen; sie beriefen sich auf die uralten Privilegien und schworen, sie wollten sich wehren, so lange bei ihnen noch ein Stein am andern liege. Die Strandgemeinden traten nicht weniger energisch auf. In Reden und Flugschriften fochten die Feinde gegeneinander und geflügelte Worte, grobe Ausrufe, Trug- und Spottverse figurirten an den Mauern der Ortschaften.

Die Bewegung wurde so bedenklich, daß die bewaffnete Macht einschreiten mußte. Wie die Sache beigelegt wurde, ist mir nicht bekannt; doch scheint es mir kaum zweifelhaft, daß die modernen Küstenstädte im Laufe der Zeit die volle Herrschaft erlangen werden. Das thut mir leid; denn gewiß sind doch die vom Lande fittlich werthvollere und sympathischere Menschen. Treu und Glauben, Offenherzigkeit und Gastfreundschaft sind bei ihnen zu Hause; sie leben einfach, wie ihre Vorfahren, und haben die heitere Zufriedenheit von ihnen geerbt. Und doch müssen diese guten Typen weichen einer Gesellschaft, welche in vielen Beziehungen minder werthvoll, dafür aber ehrgeizig und rührig ist.

Da treffen wir jene Kastlosen, welche mit rücksichtsloser Energie die Wege des Reichthumes verfolgen. Neben ihnen wuchert ein städtisches Proletariat, welchem der üble Geruch der Handels- und Seestadt anhaftet; Declassirte und Frauen, deren Freude am Putz und deren Gefälligkeit allzusehr gerühmt wird. Aus diesen Städten der Emporkömmlinge ziehen die jungen Männer jährlich zu Hunderten aus, um sich ein Glück zu erkämpfen in fernen Landen. Jeder hat sein Mädchen daheim; ihr schickt er von Zeit zu Zeit ein Stück Spargeld. Geht es gut, so kommt der unternehmende junge Mann nach einigen Jahren zurück, um sich und seine Erfolge zu zeigen. Erfahrener und gewandter ist er geworden, er hat ein übermäßiges Bewußtsein seines Werthes und jenen unsicheren Hochmuth, der den Streber kennzeichnet. Die Heimath ist in der Zeit so, wie sie

war, geblieben; er aber ist ein Anderer geworden. Die Verhältnisse und Leute, welche ihm vordem behagt, genügen ihm nicht mehr, sie scheinen ihm zu niedrig und gering. Das endet dann selten gut.

Nicht viel befriedigender gestalten sich die Verhältnisse, wenn der junge Mann, bevor er in die Fremde gezogen, ein Weib heimgeführt hat. Wenige beschränken sich auf fleißige Arbeit und mäßigen Erwerb. Die meisten lassen sich bald in gewagte Geschäfte ein, sie gewinnen viel und verlieren Alles, sie kämpfen sich wieder empor; so geht es auf und ab und mancher stirbt inmitten dieser Mühen. Manch Anderer kehrt nach langer Zeit erfolgreich heim zu seinem Weib. Er baut ein neues Haus; in das Haus zieht aber nicht mehr der lebenslustige Jüngling ein, sondern ein von kluger Berechnung und unzufriedenem Ehrgeiz beherrschter, früh gealterter Mann, welcher nicht mehr nach Liebe strebt, sondern nur noch Freude hat am Reide seiner Mitmenschen. —

Das ist ein Lebensbild, von welchem wir uns gerne abwenden. Glücklicher Weise treten diese Figuren zurück gegen die frischen Menschengestalten des Hochlandes; beide aber verschwinden vor der Größe der Natur.

Stundenlang können wir über den Steig am Strand wandern und felsauf felsab klettern, ohne einem Menschen zu begegnen. Durch Felser und Weingärten, durch Buschwald und Haide führt unser Weg. Weit treten wir vor auf die vielfarbigen Klippen, welche in's Meer hinausragen. Haidebüsche, duftiger Ginster, Rosmarin und weißknoSpige Myrten wuchern zwischen dem Granitgefels, welches von den Wogen umspielt wird. Sommerlich blau schimmern Meer und Himmel, unter uns rauschen die Wellen, über uns summt es in der duftigen, erfrischenden Luft und sinnende Mittagsruhe herrscht weit und breit. Das ist eines der vielen Strandbilder.

Wenden wir uns dann in die Höhe, wandern wir über die Hochrüden des Granitmassivs, so treten uns größere, in ihrer Art vielleicht auch noch schönere Bilder entgegen. In den Felsmeeren dieses Hochlandes gedeiht die Vegetation nur noch spärlich und buschweise. Unter uns liegen die frischgrünen Kastanienwälder, dazwischen die rauchgrauen Bergnefter mit ihrem Dachgewimmel. Tiefer hinab folgt die Zone der Weingärten. Da und dort ragen steile Felsvorsprünge vor in das brandende Meer.

Je höher wir aufsteigen, desto weiter wird der Umblick. Vom Gipfel des Monte Capanne aus sehen wir ringsum die freie See, groß und weit. Die Insel unter uns ist zusammengeschrumpft und wir überblicken sie wie ein Modell. Der mittlere und östliche Inseltheil erscheinen klein und fast voneinander getrennt durch die tief eingreifenden Meeresbuchten. Weiterhin dehnen sich die Küstenstriche Italiens und Corsica's im Osten und Westen. Drei gewaltige, fernblaue Gruppen von Schneebergen steigen im Hinterlande von Corsica auf.

Die Monotonie des weiten Meeres wird durch mehrere Inseln wohlthätig unterbrochen. Im Norden sehen wir den langen Rücken von Capraja, im Süden liegt das flache Inselchen Pianosa, in größerer Ferne taucht das kühne Felsciland Monte Christo auf. —

Das große Bild macht die kleine Gegenwart vergessen; rasch fliegen die Gedanken durch die Vergangenheit.

Napoleon's Geschick, die Corsarenfahrten, Plünderung und Brand, der Festungsbau des großen Medicäers, die Zeit der Pisaner, der flüchtige Bischof, welcher die heidnischen Bergvölker bekehrt, die Römerzeit, Volterrajo und die Etrusker — all das taucht vor uns auf und wieder unter. Durch alle Zeiten hören wir das Pochen der Hämmer und das Kollern der Eisenerze dort an den blutrothen Halden von Rio.

Und weiter schauen wir zurück in die Vergangenheit, langsam sehen wir das Land werden und sich erheben. Da eröffnen sich vor uns so gewaltige Zeiträume und Geschicke, daß die Zeit und die Größe der Menschengeschichte klein und unbedeutend wird.

Das gewaltige Bergmassiv, auf dessen Gipfel wir stehen, lag einst begraben in den lichtlosen Tiefen des Meeres. Dort quoll der Granit aus viel klaffenden Spalten. Durch lange Zeiträume drang das glühende Gestein aus dem tiefen Erdschoße empor, bis endlich jene gewaltigen Massen angehäuft waren, deren Reste wir heute vor uns sehen.

Trotz der riesigen Häufung blieb doch Alles noch unter 'dem stillen Meere verborgen. Schiefer lagerten sich ab, schwarzflüssige Massen quollen aus den alten und aus neugebildeten Klaffen empor. Zugleich lagerten sich Kalk und Kieselschiefer ab. Und wieder wurde die Erdkruste an hundert Stellen von gewaltigen Rissen durchsetzt und wieder breitete sich das glühende schwere Blut der Erdtiefen am Meeresgrunde aus. Granitporphyre wurden diesmal gefördert. Tuffandsteine und Kalk wechselagerten mit ihnen.

Mächtig wuchsen diese Gebilde an bis in's Cocän. Immer seichter wurde das Meer und endlich trat das Eiland hervor. Seitdem ist jenes gewaltige Werden der Gesteine erstorben; seitdem nagen die rauschenden Gewässer an den festen Gebilden und die Brandung stürmt gegen sie an. Durch diese langsamen, mächtigen Gewalten werden die Gebirge modellirt, die Gesteine sterben und über sie breitet sich nun jenes blühende, bewegte, rasch verrauschende Leben, in dessen Rahmen unsere kleinen Geschicke als flüchtige Episoden spielen. —

Die zweiundfünfzigste Versammlung der britischen Naturforscher.

~~~~~  
Von

E. du Bois-Reymond.  
~~~~~

Am 23. August d. J. wurde in Southampton die zweiundfünfzigste Versammlung der „British Association for the Advancement of Science“ eröffnet. Die Versammlung dauert eine Woche, während welcher wie bei der deutschen Naturforscherversammlung allgemeine Zusammenkünfte, Sectionssitzungen, gemeinschaftliche Ausflüge in die Umgegend die Mitglieder vereinen. Diese sind theils aus den verschiedenen Mittelpunkten britischer Wissenschaft herbeigekommene Gelehrte, theils Herren und Damen aus der Stadt und Umgebung, welche für ihr Geld mit freudigem Stolz und lebhafter Theilnahme den Verhandlungen der in ihrer Heimath tagenden berühmten Gesellschaft beizuhören, theils endlich Gäste vom Festland oder aus Amerika, die mit großartiger Gastfreiheit willkommen geheißen werden. Die Gesamtzahl der Theilnehmer in Southampton war 1259, darunter 189 Damen.

Die Einrichtungen der britischen und der deutschen Naturforscherversammlung unterscheiden sich in einem wichtigen Punkt. Dort besteht ein ständiger Ausschuß in eigenen Geschäftsräumen (in London, nahe der Royal Institution) das ganze Jahr fort, der über ansehnliche, durch Beiträge der Mitglieder aufgebrauchte Geldmittel verfügt, mit welchen er wissenschaftliche Zwecke fördert. An der Spitze des Ausschusses steht der Präsident der Association. Präsident und Ausschuß werden in der Jahresversammlung zugleich mit dem nächsten Versammlungsorte für das zweite darauf folgende Jahr gewählt, beispielsweise 1882 für das Geschäftsjahr 1883—84. Vielleicht beruht auf der so gesicherten Stetigkeit des Verbandes die größere Lebendigkeit und Bedeutung, welche die britische Versammlung sich im Vergleich zu ihrer älteren Schwester, der deutschen, bisher glücklich erhielt. Den Großthaten der englischen Medicin gegenüber ist es merkwürdig, daß medicinische Mittheilungen grundsätzlich keinen Platz in den Verhandlungen der Association finden; sie ist nicht, wie unsere deutsche Versammlung, eine Vereinigung von Naturforschern und Aerzten. Die Engländer

glauben, daß dies wesentlich zum strengeren Charakter beitrug, den ihre Association sich bewahrte. Bei alledem hört man auch hier viel vom Verfall der Versammlung reden, welche bei der heutigen Entwicklung des Verkehrs und der Wissenschaft nicht mehr zeitgemäß sei. Erreichte auch die heurige Versammlung nicht den Glanz der des Vorjahrs, wo in York das fünfzigjährige Stiftungsfest der Association gefeiert wurde, so zeigte sie doch, daß es mit dem Verfall noch gute Wege hat.

Der deutschen Gelehrtenwelt bot die gegenwärtige Versammlung das besonders Interesse, daß ein Deutscher Präsident war. Der Name Siemens ist mit den wichtigsten neueren Fortschritten der Technik verknüpft. Was unter den deutschen Industriellen Krupp für den Krieg, ist der Collectivname Siemens für den Frieden. Siemens'sche Telegraphendrähte umstricken den Erdball, der Siemens'sche Kabeldampfer „Faraday“ ist fast dauernd beschäftigt, neue unterseeische Verbindungen herzustellen. Siemens'sche Methoden lösen dabei eine Aufgabe, neben der das volksthümliche Problem, eine Nadel in einem Heuschaber zu finden, kinderleicht erscheint: die Aufgabe, auf stürmischer See in einer Tiefe wie das Chamounixthal die Enden eines zerrissenen Kabels aufzufischen. Trotz dem entgegenstehenden Beschlusse des Pariser elektrischen Congresses wird der elektrische Widerstand noch lange nach Siemens'schen Quecksilbereinheiten gemessen werden. „Siemens“ steht auf unseren Wassermessern, die russische Spirituserzeugung wird durch Siemens'sche Apparate zollamtlich controlirt, die deutsche verdankt ihre heutige Vollkommenheit einer Siemens'schen Verbesserung des Pistorius'schen Apparats. Die Siemens'sche Vergoldung und Verfilberung, der Siemens'sche anastatische Buchdruck bezeichnen eine Stufe in der Entwicklung dieser Industriezweige. Siemens'sche Differential-Regulatoren beherrschen den Gang der gewaltigen Dampfmaschinen, welche in Woolwich Englands Waffen schmieden, wie in dem benachbarten Greenwich den der Chronographen, auf welchen der Beobachter den Appuls des Sternes verzeichnet. In aller Techniker Munde sind die Siemens'schen Gußstahlwerke und Glashütten mit ihren Siemens'schen Regenerativöfen, welche sich die ihnen zufließende Luft zu fast unbegrenzter Gluth vorwärmen, indem Zufluß- und Abflußrohr periodisch die Rollen vertauschen. In aller Welt Munde sind die Siemens'schen Leichenverbrennungen. Siemens'sches elektrisches Licht leuchtet überall in Versammlungsräumen, auf öffentlichen Plätzen; bald wird auch in Treibhäusern Siemens'sche Electroculturn der Länge nordischer Winternächte spotten. Die Siemens'sche Gasbeleuchtung macht dem Siemens'schen elektrischen Licht Concurrnz. Die Siemens'sche elektrisch betriebene Eisenbahn, die bisher nur Lichterfelde mit der Cadettenanstalt, Charlottenburg mit Westend verband, wird in Städten, Tunneln u. s. w. sicher zur Herrschaft gelangen. Der Siemens'sche elektrische Schmelztiegel, der in zwanzig Minuten vier Kilogramm Platin verflüssigt, war eins der Wunder der Pariser Ausstellung, von der es hieß, sie sei eigentlich eine Ausstellung Siemens'scher Apparate und Erzeugnisse. Daneben sah man eine unerhörte Menge durch Siemens'sche Ströme galvanoplastisch abgesehten Kupfers. Ueberhaupt ist noch gar nicht abzusehen, wohin die elektrische Kraftübertragung durch die Siemens'sche Dynamomaschine führen werde, vermöge welcher durch eine angemessene Leitung

von der Nordsee nach Berlin die in Ebbe und Fluth vergeudete Energie zur Heizung und Beleuchtung der Stadt und zum Befahren der Straßenbahnen dienen könnte.

Der Bewohner der Reichshauptstadt denkt bei dem Namen Siemens zunächst nur an seinen Mitbürger, den Dr. Werner Siemens, das Haupt der Firma Siemens und Halske in der Marktgrafenstraße, Geheimen Regierungsrath im kaiserlichen Patentamt und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften. Jedermann weiß, wie Werner Siemens seine Laufbahn als ein von seinem Solde lebender Artillerie-Lieutenant begann, allmählig in der wissenschaftlichen Technik Fuß faßte, durch die Zeitläufte begünstigt 1848 mit dem vorzüglichen Mechaniker, jetzigem Stadtrath J. G. Halske, eine Telegraphenbauanstalt gründete, und sich bald zu einer der hervorragendsten Berliner Persönlichkeiten, und einer der ersten Auctoritäten in der Elektrotechnik aufschwang. Jedermann bewundert in ihm den genialen Erfinder und mächtigen Organisator. Dem Ubel seiner Gefinnung entspricht deren freundliche Milde: lange vor der neuen socialpolitischen Bewegung trug er für das Wohl seines Arbeitervolkes väterlich weise Fürsorge.

Der Bewohner der Reichshauptstadt weiß auch im Allgemeinen noch, daß die Firma Siemens und Halske in anderen Hauptstädten Zweigniederlassungen hat, aber von dem näheren Zusammenhange findet sich in weiteren Kreisen selten eine richtige Vorstellung. Liefern die Bernoulli, die Bernet Beispiele eines durch mehrere Geschlechter erblichen Talentes, so bietet die Familie Siemens den nicht minder seltenen Fall, daß mehreren Brüdern dieselbe spezifische Begabung zu Theil ward. Die Brüder Siemens sind zu Lenthe im damaligen Königreich Hannover als Söhne eines Amtmanns geboren. Doch braucht man nicht anzunehmen, daß in ihnen das Talent des mechanischen Erfindens plötzlich wie durch Urzeugung entstand. Es fehlt nicht an Spuren, daß schon früher in der Familie väterlicher- und mütterlicherseits bedeutende technische Begabung vorhanden war. Man hat die Brüder Siemens, als eine über Europa verbreitete Sippe von Königen der Technik, den Söhnen der Lätitia Bonaparte verglichen, und Werner Siemens die Rolle Napoleon's zugeschrieben, doch ist der Vergleich mindestens in Einem Punkte falsch: der Kaiser vermochte, Werner Siemens brauchte seinen Brüdern nichts von seinem Geiste einzulösen.

Die oben aufgezählten Siemens'schen Leistungen sind das gemeinsame Werk namentlich der drei Brüder Werner, William und Fritz, deren Antheil an den einzelnen oft kaum zu sondern ist. Unter den Siemens'schen Brüdern aber ragt der in England lebende Dr. C. William Siemens so hervor, daß schwer zu sagen ist, wem von beiden, ihm oder Werner, der Vorrang gebühre. Die Deutschen halten an Werner fest, die Engländer möchten William höher stellen. Da sie aus dessen deutscher Nationalität kein Hehl machen, wollen wir nicht mit ihnen hadern, sondern nach Goethe's Wort über sich und Schiller uns freuen, „daß überall ein paar Kerle da sind, worüber wir uns streiten können.“

William Siemens, 1823 geboren, besuchte wie Werner das Catharinum zu Lübeck, aus welchem damals auch Emanuel Geibel, Ernst und Georg Curtius hervorgingen. Nachdem er in Göttingen unter Wöhler studirt hatte, begann er, das Beispiel

seines sechs Jahre älteren Bruders vor Augen, seine Laufbahn als Erfinder. Es war die Zeit, wo die durch de la Rive an die Stelle der kostspieligen und gesundheitsgefährlichen Quecksilbervergoldung gesetzte galvanische Vergoldung sich allgemein verbreitete, und mit einem von Werner und ihm erprobten Verfahren von einem Pfund Sterling in der Tasche ging William Siemens 1843 nach England, um das neue Verfahren Elkington anzubieten, welcher durch Ankauf aller Methoden sich das Monopol der galvanischen Vergoldung und Versilberung zu sichern suchte. In einem voriges Jahr in Birmingham gehaltenen Vortrage hat William Siemens selber in launiger doch ergreifender Weise seine ersten strauchelnden Schritte in dem Lande der Energie und der mechanischen Naturbeherrschung geschildert, das ihm eine zweite Heimath werden sollte.

Von Elkington, wie es ihm dächte, als ein Krösus entlassen, kehrte er diesmal noch nach Deutschland zurück. Doch schon das nächste Jahr sah ihn wieder in England, bemüht, dem Differential-Regulator für Dampfmaschinen Eingang zu verschaffen. Von nun an ward er mehr und mehr drüben heimisch. Gewissen nord-britischen Typen eine verwandte Natur, fand er sich dort überraschend schnell zurecht und zu Hause, heirathete eine schottische Dame, und schritt von Stufe zu Stufe fort in der Anerkennung seiner Adoptivlandsleute, welche über seinen großen Eigenschaften als Erfinder und schöpferischer Geschäftsmann ihrer nativistischen Sprödigkeit vergaßen. Endlich fand er sich nach seinem Wahlspruch „durch eigene Kraft“ an der Spitze der großartigsten Fabrikanlagen, von deren Bedeutung es einen Begriff gibt, daß das Landore-Siemens'sche Stahlwerk zu Swansea wöchentlich tausend Tonnen (eine Million Kilogramm) Gußstahl liefert. Mit den Brüdern Werner und Carl und Hrn. Halske aber gründete er unter der Firma Siemens Brothers die Fabrik elektrischer Kabel zu Woolwich, welche sich den größten Unternehmungen gewachsen gezeigt hat.

Solche Thätigkeit hätte wohl die Kräfte der Meisten vollauf beansprucht, und ihre materielle Frucht wäre wohl geeignet, zu behaglichem Ausruhen in englischem Wohlleben zu verführen. Bei William Siemens jedoch brach, je höher er als Techniker stieg, um so stärker der ideale deutsche Sinn durch. Seine praktischen Erfolge ruhten stets auf tiefem und sicherem wissenschaftlichen Grunde, und die Lehre von der Erhaltung der Energie, die mechanische Wärmetheorie, zählen ihn zu ihren Begründern. Die jüngste Arbeit des Stahlfabrikanten und Elektro-Ingenieurs William Siemens behandelt eine der erhabensten Fragen der speculativen Physik. Ist es wahr, daß die Sonne unaufhaltsam erkalten müsse? Ist keine Aussicht da, das jüngste Gericht der ewigen Eiszeit abzuwenden, womit der zweite Hauptsatz der Thermodynamik unsere Erde in endlicher Zeit bedroht? William Siemens hat eine Art erdacht, wie der in den Weltraum sich zerstreuhende Wärmevorrath der Sonne fortwährend erneuert werden könnte. Er stellt sich vor, daß von dem Aequatorialgürtel der Sonne tangential ausgeschleuderte Materie durch die Sonnenstrahlung dissociirt werde, um in die Sonnenpole zurückzustürzen und dort wieder zu verbrennen.

Dieser Verbindung von Theorie und Praxis, wie sie auch Werner Siemens auszeichnet, und wie sie seit Archimedes bei allen großen Mechanikern stattfand, entsprang die leitende Stellung, welche William Siemens in den wissenschaftlich-

technischen Kreisen Englands einnimmt. 1859 naturalisirt, wurde er 1862 Mitglied der Royal Society, deren Council er zwei Mal angehörte. Er war Vorsitzender der Gesellschaft für elektrische Telegraphie und der Institution of Mechanical Engineers, saß im Council der Institution of Civil Engineers, wurde nach Landesfittie in Oxford zum D. C. L. (Doctor of Civil Law), in Glasgow und Dublin zum LL. D. (Legum Doctor) ehrenhalber promovirt u. s. w. So kam es schließlich, daß wir unseren Landsmann jetzt als Präsidenten der British Association begrüßen durften, eine um so höhere Auszeichnung, als die Wahl zu diesem Ehrenamte von einer freien Vereinigung von Gelehrten ausgeht, welche den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten angehören, sehr verschiedene Lebensstellungen einnehmen und von den verschiedensten Punkten des Vereinigten Königreiches herbeikamen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß eine größere Zahl deutscher Naturforscher diesmal der Einladung der Association entsprochen hätte, um die Theilnahme zu bekunden, mit welcher sie auf die ihrer Einem im Auslande dargebrachte Huldigung blicken. Es waren aber außer dem den Brüdern Siemens seit langer Zeit befreundeten Berichterstatter und Werner Siemens selber, nur Clausius aus Bonn, der berühmte Ausarbeiter der Thermodynamik, und der Geologe Gerhard vom Rath ebendaher erschienen. Von in England lebenden Deutschen hatten sich eingefunden die H. H. Alexander Siemens, Obach, Gadow; Dr. Günther war mit der Umfiedelung seiner Fische vom British Museum nach dem neuen Sammlungsgebäude in South Kensington beschäftigt. Max Müller, dem Sprachforschung Naturwissenschaft ward, fehlte ebenfalls. Auch sonst war die Versammlung von Ausländern nicht zahlreich besucht. Der Chemiker Baumhauer aus Harlem vertrat Holland, der Heliophysiker S. P. Langley aus Pittsburg in Pennsylvanien die Vereinigten Staaten. Die französischen Gelehrten hatten gerade um dieselbe Zeit ihren eigenen Congreß in La Rochelle.

Die englische Wissenschaft war glänzend repräsentirt. Vermischte man die großen Namen der älteren Generation, wie Sir George B. Airy, Richard Owen, Sir Edward Sabine; waren Frankland, Huxley, Burdon Sanderson, Stokes ausgeblieben; hatte Tyndall seine Güssenalp nicht verlassen mögen: so war doch in Southampton ein Kreis der ausgezeichnetsten britischen Gelehrten aller Fächer beisammen, im Gegensatz zu den deutschen Naturforscherversammlungen, welche von Sternen erster Größe oft fast ganz verlassen sind. Einzelne hervorzuheben ist mißlich, wo der Zufall persönlicher Begegnung bei der Auswahl mitspielt. Viele Mitglieder waren in Begleitung ihrer Damen gekommen.

Die Stadt selber hatte sich zum zweiten Besuche der Association — schon 1846 tagte diese hier — reich mit Flaggen geschmückt, worunter auch die deutschen Farben häufig waren. Ihre Lage ist nicht eben malerisch, aber um so bedeutender. Ein langer Seearm, Southampton Water, in welchen zwei Flüsse, Itchen und Test, sich ergießen, ragt von der englischen Seeküste nach Nordwest in das Land hinein. Vor seiner Mündung liegt die Insel Wight mit ihrer Fülle von Reizen aller Art. Der westliche Canal zwischen ihr und der Südküste heißt Solent, und führt, den aus der See starrenden Kreidenadeln an der Westspitze der Insel vorbei, in den atlantischen Ocean, der östliche heißt Spithead und

öffnet sich auf die Rhede von Portsmouth. Hier zeigt man die Stelle, wo, gerade in den Tagen der Versammlung (am 29. August) vor hundert Jahren, das vor Anker liegende Linienschiff Royal George bei ruhiger See durch einen nie aufgeklärten Umstand mit Mann und Maus kenterte. Erst die elektrischen Sprengmethoden der Neuzeit beseitigten das der Schifffahrt gefährliche Wrack. Von den lieblichen Höhen der Insel überschaut diese Gewässer das Meerschloß der Königin Victoria, Osborne House. Prinz Leopold, Herzog von Albany, der Königin jüngster Sohn, lag hier leider krank während der Dauer der Versammlung, der er seine Mitwirkung als Vorsitzender des örtlichen Ausschusses zugesagt hatte.

Bei der Nennung von Southampton steigt unwillkürlich in uns auf das Bild des modernen Emporiums mit seinem Mastenwald und den rauchenden Schloten seiner Dampferflotte. Wegen der Entfernung der Docks bekommt man jedoch in der Stadt wenig vom Seeleben zu sehen. Wie erstaunt dagegen der in englischer Geschichte minder Betwanderte vielfach auf Trümmer zu stoßen, welche ihn belehren, daß er auf uraltem Culturboden wandelt. Die Hauptstraße — Highstreet — unterbricht ein grauer phantastischer Thorbau unbekanntem Ursprungs, Bar Gate genannt, ein Mittelglied zwischen Porta nigra und dem ehemaligen Temple Bar. Die Geschichte Southamptons reicht bis zur Römerzeit hinauf. Ein in der Umgegend ansässiger Herr, Mr. M'Naghten, lud eine ausgewählte Gesellschaft zur Besichtigung der auf seiner Besizung Bittern Manor House aufgedeckten Alterthümer ein. Am Aestuarium des Itchen, auf englisch grünem Rasengrund, erhebt sich ein Tempelchen zum Schutz eines jener Mosaikfußböden, welche ein sprechendes Wahrzeichen römischer Cultur sind. Es wird angenommen, daß hier ein römisches Castell Clausentum stand.

Fremdartiger als diese Spuren der römischen Regionen berührt das in Southampton lebendige Andenken an den Dänenkönig Kanut, nach welchem sogar eine Straße heißt. Die doppelte Fluthwelle, welche vier Mal täglich das Southampton Water durchheilt, so daß in zwei Stunden Abstand zwei Mal nacheinander Hochwasser ist, soll es gewesen sein, durch deren Unaufhaltbarkeit dieser grausame aber sichtlich philosophische Fürst seine schmeichelnden Höflinge ad absurdum führte. Wem ein als Rest von Kanut's Palast bezeichnetes Gemäuer kein sicherer Beweis für die Richtigkeit dieser Angabe erschien, mußte sich bei einem Ausfluge nach New Forest doch der Evidenz fügen, als man ihn an den Stein führte, der an der Stelle der Eiche steht, von der Sir Walter Tyrrel's Pfeil abglitt, und statt des Hirsches König William Rufus, den röthlich gelockten Sohn Wilhelm's des Eroberers, erlegte. Das war die von Umland nach einer etwas verschiedenen Version besungene „Jagd von Winchester“.

Nicht viel jünger als die Normannenherrschaft ist die seit dem dreizehnten Jahrhundert ununterbrochene Reihe der Mayors von Southampton, deren gegenwärtiger Nachfolger, Mr. W. S. Davis, die Stadt bei der Association vertrat. An zwei Nachmittagen empfangen der Mayor und seine lebenswürdige Mayoreß, von blühenden Kindern umgeben, die Mitglieder in dem hier Audit-House genannten Rathhause; an zwei Abenden in den dazu passend umgestalteten Räumen des städtischen Sammlungsgebäudes, der Hartley Institution, wobei es an

Musik, Gesang und Tanz nicht fehlte. Wie bei den Londoner Conferences, die wir wohlthun würden in Berlin einzuführen, war hier eine Fülle wissenschaftlicher und technischer Sehenswürdigkeiten ausgestellt. Darunter befand sich das Modell der von Messrs. John Fowler und Baker über den Frith of Forth bei Edinburgh geplanten Stahlbrücke, welche weitaus das größte derartige Bauwerk sein wird, da ihre Gesamtlänge anderthalb englische Meilen, die Spannweite ihres mittleren Bogens 1700 engl. Fuß, über ein halbes Kilometer, seine Höhe über der Fluth 150 Fuß beträgt. Das in gleichem Maßstab ausgeführte Modell der einst angestaunten Britannia-Röhrenbrücke nach Anglesea über den Conwaybusen und die Menaistraße nahm sich daneben aus wie neben einer Rheinbrücke eine Brücke über die Spree. Möge die Forthbrücke sturmfreier ausfallen als grausen Andenkens die über den Frith of Tay.

Alle Zuborkommenheit der städtischen Körperschaften, alle Bemühungen des örtlichen Ausschusses waren nicht im Stande gewesen, dem Uebelstand abzuhelfen, welcher für die Versammlung aus dem Mangel an einem oder mehreren großen öffentlichen Gebäuden entsprang, worin die Gesellschaftsräume und die Säle für allgemeine und Sectionssitzungen hätten unter einem Dache vereint, oder in wenige natürliche Gruppen vertheilt werden können. Die allgemeinen Versammlungen fanden in dem etwas niedrigen Skating Rink statt. In Deutschland wäre der Aufenthalt in dem dichtgefüllten Raume bald unerträglich geworden; nicht so in England, wo Niemand den mit kräftiger Lüftung verbundenen Zug scheut, und gute Luft die erste Sorge ist. Die Sectionen waren in Schulräumen, Bethäusern u. dgl. m. weit hin zerstreut, ja versteckt. Bei der herrschenden Witterung, welche der Beschreibung des Narren im Schlußliede von „Was Ihr wollt“ nur zu sehr entsprach, war es daher nicht ganz leicht, in den verschiedenen Sectionen zu hospitiren. Daß sonst für den Verkehr, auch durch telephonische Verbindung, musterhaft gesorgt war, bedarf nicht der Erwähnung.

Eine anziehende Eigenthümlichkeit der britischen Naturforscher Versammlungen ist die starke Betheiligung der Damen, welche nicht nur zu den allgemeinen und gemeinschaftlichen Vorträgen, sondern auch zu den Sectionsverhandlungen sich zahlreich einfanden, dem, welcher die Vorlesungen in der Royal Institution kennt, freilich ein gewohnter Anblick. Es ist sehr leicht zu behaupten, daß Frauen von Thermo- und Elektrodynamik, Sonnenphysik und Valenztheorie schließlich doch nichts begreifen, dagegen dürfte es sehr schwer sein zu beweisen, daß von solchen Dingen zu hören und sich von männlichem Forschungsgeist antwehen zu lassen, ihnen nicht ebenso nützlich sei, wie in Musik und etwas Kunstgeschichte weidlich schwärmend aufzugehen.

Eine andere Sitte der Engländer, welche dem deutschen Gast auffällt, sind die Votes of thanks. Nach einem allgemeinen Vortrag ertheilt der Vorsitzende einem der Sache näher stehenden Mitgliede das Wort zum Antrage: die Versammlung möge dem Redner ihren Dank für seine Leistung zollen. Der Aufgeforderte läßt sich über die Verdienste des Redners im Allgemeinen, seine besondere Befähigung zur Behandlung des Gegenstandes, den Werth und die Schönheit seines Vortrages weitläufig aus. Nicht selten auch ergreift er die Gelegenheit neben diesen schmeichelhaften Dingen seine abweichende Meinung im einen oder

anderen Punkte geltend zu machen. Dabei hat es sein Bewenden nicht; ordnungsmäßig erhält noch ein Zweiter das Wort zur motivirten Unterstüßung des Antrages, und setzt womöglich einen Trumpf darauf. Nun bricht die Versammlung in Beifallsturm aus, wofür sich der Redner mit einigen bescheidenen Worten bedankt. Offenbar verträgt das starke Selbstgefühl des Engländers mehr öffentliches Lob, als dem Deutschen behaglich wäre, dessen blöde Natur bei manchmal so derber Verührung sich beschämt in ihr Schneckenhaus verkröche. Es ist wohl anzunehmen, daß die Sitte öffentlicher Anpreisung von Angesicht zu Angesicht sich von der politischen Wahlbühne in die wissenschaftlichen Versammlungen fortgepflanzt habe.

Eine englische Zuhörerschaft verharret übrigens nicht wie eine deutsche bei wissenschaftlichen Vorträgen in stummer Passivität, sondern gibt ihr beifälliges Verständniß unmittelbar durch Händeklatschen und Pochen kund. Auch wenn ein Versuch mißlingt, gibt sie dem Experimentator durch dieselben Zeichen, welche dann fast ironisch klingen, zu verstehen, daß sie ihm den Mißerfolg nicht verdenkt. Man gewöhnt sich als Redner leicht an diese freundliche Rückwirkung seitens der Zuhörer; doch ist die Frage, ob solche Demonstrationen auch in unseren Univerfitätsvorlesungen am Platze sind, wo sie neuerlich angefangen haben, sich einzubürgern.

Ueber die Eröffnung der Versammlung zu Southampton warf ein tragisches Ereigniß seinen Schatten. Unter den jüngeren englischen Biologen ragte Francis Maitland Balfour um Haupteslänge hervor. Durch Anton Dohrn in der zoologischen Station zu Neapel in Entwicklungsgeschichte und allgemeine Morphologie eingeführt, hatte er dies weite Gebiet mit vielbewunderter Energie, Schärfe und Umsicht bewältigt, und mit neuen Thatfachen und Gedanken bereichert. Auch seine äußeren Erfolge waren die glänzendsten: Cambridge hatte eigens für ihn eine Professur der thierischen Morphologie gegründet. Er sollte als einer der beiden Generalsecretäre der Association fungiren. Einen Monat vor der Versammlung kam die Nachricht, daß Balfour's zerschmetterte Leiche am Fuß der unbezwungenen Aiguille blanche de Pentereet, in der Montblanc-Gruppe gefunden worden sei, zu deren Besteigung er ausgezogen war, nachdem er, wie es heißt, sein Testament gemacht hatte. In den seinem Andenken gewidmeten schmerzlichen Nachrufen wurde das gewaltsame Ende des dreißigjährigen Forschers, der im natürlichen Lauf der Dinge noch ein Menschenalter fruchtbarer Arbeit vor sich sah, dem Erlöschen der glorreichen Leuchte englischer Wissenschaft, Charles Darwin's, entgegengestellt, welcher zu seinem vollbrachten Tagewerk etwas Wesentliches wohl kaum noch hinzufügen konnte. Uns muß Balfour's Tod an die Gebedale-Katastrophe erinnern, welche vor vier Jahren Carl Sachs' gleich hoffnungsvolle Laufbahn noch früher abschchnitt. Möchte Balfour das letzte Opfer des „*κατόρθεσ* scandendi“ bleiben, wie Mr. L. W. Hinchliff, einer der Veterane des Londoner Alpenclubs, Juvenal parodirend, den wahnsinnigen Gang bezeichnet, Höhen zu erklettern, bloß um oben gewesen zu sein.

Die öffentlichen Verhandlungen zu Southampton begannen am 23. Abends damit, daß Sir John Lubbock, der sinnreiche Beobachter des Insectenlebens, als vorjähriger Präsident sein Amt dem neuen Präsidenten abtrat, worauf dieser

seine Eröffnungsrede verlas. William Siemens hat sich die englische Kunst gemeinschaftlicher, doch innerlich strenger, einfacher, doch fesselnder Darstellung in hohem Grade angeeignet. Es wäre unmöglich, von seiner ausgedehnten und naturgemäß nur lose, wenn auch kunstvoll geknüpften Darlegung hier ein einigermaßen entsprechendes Bild zu geben. Jeden denkbaren Punkt leicht doch treffend berührend, den Zusammenhang zwischen Wissen und Können fortwährend betonend, den Blick gerichtet auf die höchsten Ziele menschlicher Macht und Wohlfahrt, beschritt der Redner ziemlich das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Technik, soweit es sich darin um Verwerthung der Energie in Gestalt von mechanischer Arbeit, Licht und Wärme handelt, indem er zugleich, rechts und links ausschauend, manche nicht unmittelbar auf seinem Wege liegende neue Errungenschaft zur Sprache brachte. Am Allgemeinsten dürfte seine Auseinandersetzung über die Zukunft des Leuchtgases interessiren.

„Seht man,“ sagte er, „die Kosten der elektrischen und der Gasbeleuchtung gleich, so wird es im einzelnen Falle von Bequemlichkeitsrückichten abhängen, welche von beiden den Vorzug erhält; doch glaube ich, daß die Gasbeleuchtung als Freundin des armen Mannes ihren Platz behaupten wird. Das Leuchtgas ist für den Handwerker von höchstem Werth; es erfordert kaum irgend welche Aufsicht, wird zu festem Preise geliefert, und verbreitet mit freundlicher Helle zugleich behagliche Wärme, welche oft ein Feuer im Kamin erspart. Zudem glaube ich die Behauptung wagen zu dürfen, daß die Zeit nicht fern sei, wo Reich und Arm vielfach zum Leuchtgase als dem bequemsten, reinlichsten und wohlfeilsten Brennmaterial greifen werden, und wo rohe Steinkohle nur noch in dem Schacht oder der Gasfabrik zu sehen sein wird. In allen Fällen, wo eine Stadt nicht über etwa 30 engl. Meilen von der Grube liegt, können die Gaswerke mit Vortheil an der Mündung des Schachtes oder noch besser an dessen Grunde angebracht werden, wodurch aller Transport von Kohle umgangen und das Gas vermuthlich eine ausreichende Steigkraft erlangen würde, um es nach seinem Bestimmungsorte zu treiben. Die Möglichkeit, brennbares Gas durch so lange Röhren zu leiten, wurde in Pittsburg bewiesen, wo natürliches Gas aus dem Steinölbistricte in großer Menge angewandt wird.“

Die Nebenerzeugnisse der Leuchtgasbereitung — Farbstoffe, Ammoniak, Theer, Acrofit, Carbonsäure, Coak — erreichen in England jährlich einen Werth von rund £ 8,370,000, d. h. von fast £ 3,000,000 mehr als der Werth der rohen Kohle betrug.

„Indem wir rohe Kohle als Brennmaterial verwenden,“ fuhr der Redner fort, „gehen nicht bloß diese werthvollen Producte ganz verloren, sondern an ihrer Stelle werden wir mit jenen halb gasförmigen Nebenerzeugnissen in der Atmosphäre beschenkt, welche den Bewohnern Londons und anderer großen Städte nur zu gut als Rauch bekannt sind. Prof. Roberts hat berechnet, daß der Ruß in dem an einem Wintertage über London lagernden Trauermantel sich auf fünfzig Tonnen (fünfzigtausend Kilogramm) beläuft, und daß das der unvollkommenen Verbrennung der Kohle entsprungene Kohlenoxyd, ein tödtliches Gift, mindestens das Fünffache beträgt. In einer der königlichen Gesellschaft in Edinburgh voriges Jahr mitgetheilten interessanten Abhandlung zeigte überdies

Mr. Witten, daß der feine von der unvollkommenen Verbrennung der Kohle herrührende Staub bei der Nebelbildung wesentlich betheiligt ist, indem jedes der festen Theilchen Wasserdampf an sich zieht. Diese Nebelkügelchen werden noch besonders klebrig und unangenehm durch die Beimischung von Theerdampf, einem anderen Erzeugniß der unvollkommenen Verbrennung der rohen Kohle, welches besser in den Färbereien verwerthet worden wäre. Der verderbliche Einfluß des Rauches auf die öffentliche Gesundheit, die großen Unbequemlichkeiten, die er für den Einzelnen mit sich bringt, und die bedeutenden Kosten, die er mittelbar durch Zerstörung unserer Denkmäler, Gemälde, Mobilien und Kleidung verursacht, werden jetzt anerkannt, wie der Erfolg der neulichen Rauchbeseitigungs-Ausstellung (Smoke Abatement Exhibition) beweist. Das wirksamste Mittel bestände in der allgemeinen Anerkennung der Thatsache, daß, wo immer Rauch entsteht, Brennmaterial vergeudet wird, und daß alle von uns bezweckten Heizwirkungen, von der gewaltigsten bis zum häuslichen Kaminfeuer, ebenso vollkommen und dabei wohlfeiler erreicht werden können, ohne daß irgend ein Theil des Brennmaterials unterbrannt in die Atmosphäre gelangt. Dies höchst wünschenswerthe Ziel kann durch den Gebrauch des Gases zu allen Heizwecken mit oder ohne Hinzufügung von Coak oder Anthracit erreicht werden."

Wie verschieden auch die englischen und die Berliner Verhältnisse sein mögen, diese Aufstellungen dürften doch geeignet sein, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln im Augenblick, wo Berlin, nachdem es kaum die sprüchwörtliche Schmach seiner Kinnen los ward, auf dem besten Wege ist, sich den ekelhaftesten Dunstkreis zu bereiten. Mit dem Wassergas haften an den Rußflocken oder „Schwärzchen“ die in der Luft schwebenden mikroskopischen Krankheitskeime, unter anderen gewiß die der Koch'schen Tuberkelbacillen, welche übrigens in der anatomisch-physiologischen Abtheilung der Association gebührende Würdigung fanden. Möglicherweise hing die große Häufigkeit der Lungentuberculose in England zusammen mit der Rußwolke, in die es dauernd gehüllt war, womit die verhältnißmäßige Immunität der Küstenbevölkerung stimmen würde. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn diese verheerendste der Infectionskrankheiten dort bei abnehmender Unreinheit der Luft seltener, bei uns in dem Maß häufiger würde, wie wir unsere Atmosphäre mit den Nebenerzeugnissen schlechter Heizanlagen verunreinigen.

Aus der Rede des Präsidenten sei noch die wichtige Rolle erwähnt, welche er einer neuen Art, das edelste Metall, das Eisen, zuzubereiten, im künftigen Schiffsbau zuschrieb. Diese Eisenart wird als mild Steel bezeichnet, doch würde man irren, stellte man sich darunter ungehärteten Stahl vor. Milde Stahl ist kein Stahl, sondern vielmehr Eisen mit so wenig Kohle, daß es nicht mehr gehärtet werden kann, dafür aber die bekannte ungemeine Zähigkeit des Meteor Eisens annimmt, an welchem die beste Feile erlahmt. Der milde Stahl, obgleich als kohlefrei sehr strengflüssig, wird doch gegossen, daher sein deutscher Name Flußeisen im Gegensatz zum kohlereichen, leichtflüssigen, spröden Gußeisen, und weiterhin durch Zug und Druck verarbeitet. Es mag nicht sehr interessiren, daß aus Flußeisen ein Schiffsrumpf ein Fünftel leichter gemacht werden kann, als aus gewöhnlichem Eisen, daher er ein Fünftel des Gewichtes des letzteren mehr zu tragen vermag. Was aber jeder gern hören wird, ist, daß diese Erfindung

die jetzt vielleicht größte Gefahr zur See, die des Zusammenstoßes mit einem anderen Schiffe, sehr vermindert, indem Schiffswände von Flußeisen ohne Spur von Riß mehrere Fuß tief eingedrückt werden können.

Die deutsche Naturforscherverammlung war bekanntlich zuerst ungegliedert. Alexander v. Humboldt brachte bei der denkwürdigen Berliner Versammlung im Jahr 1828 die Eintheilung in Sectionen zu Wege, deren Nutzen für die wissenschaftlichen Zwecke in die Augen springt. Die British Association zerfällt in sieben Sectionen, deren jede ihren schon das Jahr vorher gewählten Präsidenten hat. Seit bei der Versammlung in Aberdeen im Jahre 1859 Sir Charles Lyell die Arbeiten der geologischen Section mit einem Bericht über die von Boucher de Perthes in den Kieslagern des Sommethales entdeckten Feuersteinwaffen einleitete, ward es Sitte, daß jeder Sectionspräsident, gleich dem Präsidenten der Gesamt-Association, seine Eröffnungsrede hält. Die verschiedenen Präsidenten entledigen sich, wie man gleich hören wird, dieser Verpflichtung in sehr verschiedener Form; immerhin liefert die Gesamtheit ihrer Reden ein wenn auch unvollständiges, doch reiches und belebtes Zeitbild der englischen Meinungen, Anschauungen, Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen des Naturwissens.

In der Section (A) für Mathematik und Physik erörterte der ausgezeichnete messende Physiker Professor Lord Rayleigh aus Cambridge, der unter dem britischen Adel die Tradition Lord Cavendish's und Lord Rossie's fortsetzt, die beiden einander entgegenstehenden und ergänzenden Wege der physikalischen Forschung, den experimentellen und den rechnend-theoretischen. Wir irren sehr oder die Darlegung des edlen Lords verfehlte den Hauptpunkt, der darin besteht, daß Rechnung aus bekannten Thatsachen deducirt, während nur der inductive Versuch wahrhaft neue Thatsachen schafft. Der messende und rechnende Physiker gleicht einem Fürsten, der sein ererbtes Land sorgsam ausbaut; der qualitative Experimentator (wie wir in Deutschland sagen) dem in unbekannte Meere hinaussteuernden Seekönige, der neue Eilande, vielleicht Continente entdeckt. Man legt unseres Erachtens jetzt wirklich etwas zuviel Werth auf die erste Art der Thätigkeit, obgleich es bei der zweiten freilich heißt:

It may be that the gulfs will wash us down,
It may be we shall touch the happy isles.

Aber Radiometer, Telephon, Phonograph zeigten erst kürzlich, daß der glücklichen Inseln noch immer genug des wagenden Schiffers harren.

In der Rede des Präsidenten der chemischen Section (B), Prof. G. D. Liveing, war es von hohem Interesse zu sehen, wie auch in England eine neue Phase des chemischen Denkens sich vorbereitet. Norman Lockyer's Schlüsse zwar, der, das Auge am Spektroskop, schon die Hand nach dem Steine der Weisen ausstreckte, scheinen nicht von hinreichend scharfen Beobachtungen ausgegangen zu sein. Neuere spektroskopische Untersuchungen, welche jetzt nicht mehr mit dem prismatischen Spectrum, sondern mit dem Diffractionspectrum Rutherford'scher Gitter (17 296 Linien auf den englischen Zoll) angestellt werden, lehrten, daß die von ihm angenommenen Coincidenzen nur scheinbare waren. Allein Prof. Liveing selber hält es für unmöglich, beispielsweise das Eisenspectrum mit der Vorstellung einer einfachen Natur des Eisenatoms zu verbinden; und er ließ deut-

lich erkennen, daß der Tag nahe sei, wo alle Kräfte sich darauf richten werden, der Structurchemie mechanischen Sinn zu unterbreiten.

Mr. Robert Etheridge, Präsident der geologischen Section (C) befolgte in seiner Eröffnungsrede ein anderes Verfahren. Sie war eine vollständige stratigraphische und paläontologische Abhandlung über die tertiären Ablagerungen in Hampshire und Suffex, mit Einschluß der Insel Wight, und unter Berücksichtigung der Lagerungsverhältnisse der gegenüberliegenden Küsten Frankreichs und Belgiens. Die Rede, aus sehr zahlreichen Einzelheiten gefügt, läßt nach Art geologischer Specialuntersuchungen Außenstehenden kein allgemeines Ergebnis erkennen.

Die biologische Section (D) ist in drei Subsectionen gespalten, für Anatomie und Physiologie, für Zoologie und Botanik, und für Anthropologie. Doch wurde in diesem Jahre beschlossen, wegen der geringen Anzahl von Mittheilungen die beiden ersten Subsectionen wieder zu einer zu verschmelzen. Der Präsident der ganzen Section wie auch der Subsection für Anatomie und Physiologie war Prof. Arthur Gamgee aus Manchester, der Verfasser eines auch in Deutschland sehr geschätzten Lehrbuches der physiologischen Chemie. Zum Anhören der Eröffnungsrede waren die drei Sectionen vereinigt. In unserer Zeit, wo die geschichtliche Kenntniß der Wissenschaft, welche gewissermaßen erst wahre Wissenschaft ist, leider auch in Deutschland mehr und mehr schwindet, that es ungemein wohl, daß Prof. Gamgee zum Gegenstand seiner Rede die Entwicklung eines der wichtigsten Capitel der Physiologie, der Lehre von der Absonderung, gewählt hatte. Doppelt wohlthuend war in dieser Zeit des wissenschaftlichen Chauvinismus die freundige, ja liebevolle Unparteilichkeit, womit er den Antheil deutscher Forscher an dieser Entwicklung hervorhob. Während in Deutschland der Name des hohen Meisters Johannes Müller aus den Schriften und dem Andenken des heutigen Geschlechtes fast verschwand, zeichnete Prof. Gamgee mit kräftigen Strichen dessen große Gestalt, und schilderte seine staunenswerthen Arbeiten über den feineren Bau der absondernden Drüsen, ohne dabei Ernst Heinrich Weber's Verdienste zu vergessen. Auch den Lebenden wurde er in schönem Maße gerecht. Carl Ludwig's bahnbrechenden Versuchen über die speichelabsondernden Nerven und seiner fruchtbaren Lehrthätigkeit widmete er einen eigenen Abschnitt voll wärmster Anerkennung. Nur damit es nicht scheine als sei ihm die Güte entgangen, bemerkt der Berichterstatter, daß Prof. Gamgee den entscheidenden Einfluß übersah, welchen nach deutscher Auffassung Meckel von Helmsbach's „Mikrographie einiger Drüsenapparate der niederen Thiere“ (1846) auf die Feststellung des Begriffs eines Secretionsepithels übte. Auch die elektrischen Vorgänge bei der Absonderung, deren Bedeutung sehr klein, aber auch sehr groß sein mag, hätten Erwähnung verdient.

Prof. Boyd Dawkins gab in seiner Eröffnungsrede als Präsident der Subsection für Anthropologie eine Uebersicht der Ergebnisse über die älteste Geschichte des Menschengeschlechtes. Der erste Mensch, von dem wir Kenntniß haben, ist (im Gegensatz zu dem schon weiter vorgeschrittenen Höhlenmenschen) der Riverdrift man, oder Flußbett-Mensch, d. h. der Mensch, dessen rohe Feuersteinwerkzeuge in den Ablagerungen der Flüsse gefunden werden. „Diese Werkzeuge, die der Urjäger in den Kieslagern von Hampshire und Wiltshire, längs dem Ufer des

Southampton Water's und anderswo hinterließ, sind ein sprechendes Zeugniß der Gegenwart des Menschen in diesen Gegenden zu einer Zeit, da es noch kein Southampton Water gab; da Elephant und Rennthier weideten, wo jetzt mächtige Seedampfer ankern; da die Insel Wight noch kein Eiland war und der Flußbett-Jäger zu Fuß von Portsmouth nach Cowes wanderte, ohne anderes Hinderniß als Flüsse und Moräste . . . Es ist nicht wenig merkwürdig, daß seine Lebensweise die nämliche war in den Wäldern nördlich und südlich vom Mittelmeer, in Palästina, den tropischen Waldungen Indiens und längs der Westküste der Atlantik. Der Rennthier-Jäger im Delawarethal war in allen Stücken derselbe Wilde wie der auf den Ufern des Wiley oder des Solent. Doch beweist die Einereiheit der Werkzeuge nicht, daß dieselbe Menschenrasse diese weiten Strecken bewohnte, sondern nur, daß überall dieselbe Urwildheit herrschte." Die ausgedehnte Verbreitung des Flußbett-Menschen scheint aber (wenigstens wenn die Menschheit von Einem Punkt aus sich zerstreute) ferner zu beweisen, daß er die Erde während langer Zeiträume bewohnte, und daß seine Wanderungen, auch der Uebergang von Asien nach Amerika, vor dem Sinken der Temperatur und der allgemeinen Vergletscherung in Nord-Europa, -Asien und -Amerika stattfanden. Alles deutet darauf hin, daß er, ursprünglich ein Glied der tropisch-indischen Fauna, vor der Eiszeit längs den warmen Erdstrichen in Europa einwanderte. Keine deutlichen Knochenreste belehren uns über seine Rasse; keine astronomische Berechnung, keine Thalerosion, kein Zurückweichen von Wasserfällen gibt einen Maßstab für die seitdem verfloßenen Jahrtausende. „Vor den Felsengräbern der Könige zu Luxor drängt sich uns die Unmöglichkeit auf, die Zeit anzugeben, da der Flußbett-Jäger auf der Stätte des alten Theben lebte, oder den Zeitraum zwischen seinen Tagen und den Blüthetagen altägyptischer Cultur zu ermessen."

Sir Richard Temple, als Präsident der Section für Erdkunde (E), entführte seine Zuhörer in Gedanken nach der centralasiatischen Hochebene, jener Wiege gefürchteter Reiterhorden, deren Eroberungszüge Jahrhunderte lang die in mittelalterlicher Finsterniß hinsiechende europäische Cultur bedrohten; und in echt Humboldt-Ritter'schem Geiste entrollte er ein umfassendes und anschauliches Gemälde von den natürlichen, ethnographischen und geschichtlichen Bedingungen jener merkwürdigen Auftritte auf der Weltbühne.

Es war ein witziges Spiel des Zufalls, daß in der Section (G) für mechanische Wissenschaft der Architekt der Forthbrücke, Mr. John Fowler, im Gegensatz zu Mr. Boyd Dawkins' wildem Flußbett-Menschen und Sir Richard's kaum zahmerem Mongolen, das Bild des modernen Civil-Ingenieurs zeichnete, als eines erst durch die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gezeitigten hohen Menschentypus. In der klassischen Schilderung der Thätigkeit eines Ingenieurs, welche der bedeutende Wasserbaumeister Thomas Telford vor mehr als fünfzig Jahren entwarf, fehlen noch die Eisenbahn mit der Dampf-Locomotive und die technischen Anwendungen der Elektrizität. Das merkwürdigste Buch unserer Zeit ist ohne Frage Bradshaw's „Railway Guide". Legen wir es manchmal verwirrt bei Seite, so denke man sich, welch unbegreifliches Räthsel es unseren Voreltern gewesen wäre. 1763 fuhr zwischen London und Edinburgh Eine Postkutsche vierzehn Tage lang mit der mittleren Geschwindigkeit von fünfviertel englischen

Meilen in der Stunde. Bei der Eröffnung der Bahn zwischen Liverpool und Manchester am 15. September 1830 überstieg die Geschwindigkeit selten zehn Meilen. Jetzt legt man die 400 Meilen zwischen London und Edinburgh auf dem Great Northern Railway in neun Stunden zurück, mit der mittleren Geschwindigkeit von 47 Meilen. Vor wenigen Monaten aber fuhr der Herzog von Edinburgh in genau drei Stunden von Leeds nach London: Entfernung 186 $\frac{1}{4}$ Meilen, mittlere Geschwindigkeit (mit Berücksichtigung eines Aufenthaltes) über 62 Meilen in der Stunde, oder 27.72 Meter in der Secunde. Dies dürfte die größte je irgendwo erreichte Geschwindigkeit sein. Es ist zugleich (fügt Berichterstatter hinzu) fast genau die von Helmholtz gefundene Geschwindigkeit der Reizung in unseren Nerven. Streckt ein im Zuge rückwärts sitzender Reisender die Hand vor sich hin und bewegt die Finger, so steht das Nervenagens in seinem Arme still im Baum, weil die Bewegung des Zuges das Fortschreiten der Reizung gerade aufhebt.

Eine Hauptbedingung für geschwinde und wohlfeile Beförderung auf Eisenbahnen ist, daß der Zug nicht oft anhalte. Obschon dies leicht ersichtlich und allgemein bekannt ist, macht man sich von der Bedeutung dieses Umstandes nicht leicht einen richtigen Begriff. Auf der Londoner unterirdischen Bahn, welche eine wahre Stadtbahn ist — nicht, wie nach der Meinung der Engländer die Berliner, eine unerklärlicherweise mitten durch eine große Stadt gelegte strategische Bahn — sind die Stationen durchschnittlich eine halbe englische Meile von einander entfernt. Obschon die Maschinen ebenso kräftig, die Züge leichter sind wie auf dem Northern Railway, wird höchstens eine Geschwindigkeit von zwölf Meilen erreicht. Dabei verzehren nach Mr. Fowler die Bremsen 60 Procent der ganzen aufgebottenen Energie. Mit anderen Worten, bei einem Verbrauch von 30 Pfund Kohle auf die durchlaufene Meile werden nicht weniger als 18 Pfund darauf verwendet, die Bremsen zu erhitzen und abzunutzen, und nur 12 Pfund verrichten nützliche Arbeit, indem sie Reibung und Luftwiderstand überwinden. Man würde auf solcher Bahn den Kohlenverbrauch vermindern und die Geschwindigkeit steigern, wenn man die Schienen in einer Wellenlinie sich heben und senken ließe, so daß die Stationen auf dem Gipfel der Wellenberge lägen.

Die Rede des Präsidenten der Section (F) für Volkswirtschaft und Statistik, des Right Hon. G. Sclater-Booth, „On Local Government Boards“ lag dem Berichterstatter nicht vor.

Wenn acht der ausgezeichnetsten Männer ihres Faches ein Jahr lang Zeit haben, sich Jeder auf eine Rede über einen ihm zunächst liegenden Gegenstand zu befinnen, so kann der Inhalt so gezeitiger Reden in einer Skizze wie diese natürlich nur auf das Flüchtigste berührt werden. Doch reicht Obiges wohl hin, um den Eindruck des kräftigen wissenschaftlichen Lebens wiederzugeben, welches durch die Versammlung in Southampton pulsirend doch nur ein geringer Ausläufer der andauernd großen geistigen Bewegung im Lande Newton's, Faraday's und Darwin's war.

Auf die reichhaltigen Verhandlungen im Schoß der einzelnen Sectionen kann hier vollends nicht eingegangen werden. Besondere Aufmerksamkeit erweckten

Prof. Langley's auf dem 13 000 Fuß hohen Pike's Peak im Felsengebirge angestellten Untersuchungen über die Sonnenstrahlung. Er bedient sich dazu eines neuen Instrumentes, seines Bolometers, in welchem die Sonnenstrahlung einen dünnen Platindraht erwärmt, der den einen Schenkel eines Wheatstone'schen Stromnetzes bildet. Die Erwärmung ändert den Widerstand des Drahtes und erzeugt in der Brücke einen Strom, aus dessen Stärke die der Strahlung gefolgert werden kann. Diese Vorrichtung ist zwanzig Mal empfindlicher als die Thermosäule. Nach Prof. Langley birgt das überrothe Spectrum volle drei Viertel der gesammten uns zugestrahlten Energie; es zeigt sehr merkwürdige Lücken; die Farbe der Sonnen-Photosphäre hält er für bläulich.

Wenig Glauben fand vorläufig Prof. Schwedoff's Angabe, daß gewisse Arten des Hagels aus dem Weltraum stammen, mit anderen Worten Eismeteoriten sind.

Zu manchem Scherz gab Captain Abney's Mittheilung Anlaß, welcher einige Absorptionsstreifen im Spectrum auf interplanetarischen Alkoholampf beziehen zu sollen glaubt. Der weinselige Ausdruck, den ein auch in England bekanntes deutsches Wirthshauslied dem Mann im Monde zuschreibt, schien nun mit Einem Schlag erklärt.

Dr. Spencer Cobbold beschrieb einen in Aegypten heimischen, dem Leberegel verwandten Parasiten, Bilharzia haematobia, der mit dem Trinkwasser in Menschen und Thiere gelangt und im Blute kreisend schwere Zufälle, unter anderen die dort endemische Hämaturie, veranlaßt. Die Regeln, welche er empfiehlt, um sich davor zu schützen, werden die englischen Truppen schwerlich befolgen können. Auf das seit den Puritanern in England noch immer sehr rege Interesse für alles Alttestamentliche rechnete wohl Dr. Spencer, als er in den feurigen Schlangen, welche die Israeliten in der Wüste bissen, und gegen welche Moses die eberne Schlange zum Zeichen aufrichtete, diese zolllangen schlängelnden Egel wieder zu erkennen meinte.

In der geologischen und der mechanischen Section wurde natürlich der Channel Tunnel vielfach erörtert. Ueber dessen Ausführbarkeit scheint weder technisch noch finanziell ein Zweifel zu sein; über die commerzielle und militärische Zweckmäßigkeit sind nach wie vor die Stimmen getheilt.

Der Berichterstatter selber machte in der Subsection für Zoologie und Botanik unter Prof. Lawson's Vorsitz eine kleine Mittheilung, welche wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit englischer Zoologen zu erwecken. Im Jahre 1778 wurden zu Torbay an der englischen Südküste zwei ungeheure Bitterrochen gefischt, wie sie nie irgendwo gesehen worden waren. Die Thatsache blieb in ihrer Vereinzelung räthselhaft, bis Prof. Gustav Fritsch, Vorsteher der mikroskopischen Abtheilung des Berliner physiologischen Instituts, sie neuerlich aufklärte. Auf Schlüsse gestützt, die der Berichterstatter aus dem von ihm sogenannten delle Chiaie-Babuichin'schen Satz über die Präformation der elektrischen Elemente zog, zeigte Prof. Fritsch, daß jene beiden Ungeheuer durch den Golfstrom verschlagene Exemplare einer vor vierzig Jahren von Storer in Boston beschriebenen amerikanischen Riesenspecies, *T. occidentalis* Storer, waren. Der Berichterstatter fand in den englischen naturgeschichtlichen Zeitschriften noch zwei spätere Beispiele des-

selben Vorkommens auf, welche aber nicht weiter beachtet worden waren. Seine Aufforderung an die englischen Zoologen, durch geeignete Unterweisung der Fischer längs den südwestlichen Küsten Englands zu verhüten, daß in ähnlichen Fällen die Gelegenheit zu gewissen wichtigen Beobachtungen wiederum versäumt werde, wird hoffentlich nicht vergeblich bleiben.

Zu den Arbeiten der Sectionen gehörte auch die Entgegennahme der zahlreichen Berichte über die während des abgelaufenen Geschäftsjahres mit Mitteln der Association ausgeführten Arbeiten, während neue Bewilligungen für das kommende Jahr, im Gesamtbetrage von £ 1270 = rund 25 000 M., für wissenschaftliche Zwecke der verschiedensten Art gewährt wurden. Die von der physikalisch-mathematischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften während des Kalenderjahres 1881 gewährten ähnlichen Unterstützungen bezifferten sich auf 19 250 M.

Neben den Sectionsitzungen fanden drei allgemeine Abendsitzungen im Stating Room statt, in welchen gemeinschaftliche Vorträge gehalten wurden. Die größten Erwartungen sahen der von Sir William Thomson aus Glasgow angekündigten Vorlesung über die Gezeiten entgegen. Sir William steht unter den britischen Gelehrten gegenwärtig in erster Reihe. Die, welche ihn Helmholtz vergleichen, vergessen wohl, daß Helmholtz den Augenspiegel und das Myographion erfand, daß er nicht bloß schöpferischer Physiolog ersten Ranges ist, sondern sogar über Anatomie und allgemeine Pathologie las. Dem Physiker Helmholtz freilich gleicht der schottische Physiker in der unbedingten Herrschaft über das Werkzeug der Analyse, wenn er ihm auch als mathematischer Erfinder vielleicht nachsteht. Wie Helmholtz ist er überaus fruchtbar in schönen und kühnen wissenschaftlichen Gedanken, mit welchen er das ganze Gebiet der mathematischen Physik durchdrungen hat. Er hat den Aether gewogen, und aus dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zuerst jene Schlüsse gezogen, die das Weltall mit eisigem Stillstande bedrohen. Wie Helmholtz verbindet er mit solcher theoretischen Begabung kaum geringere experimentelle Gewandtheit und technische Fertigkeit. Mit demselben Verfahren, dessen der Berichterstatter sich zur Vorführung seiner thierisch-elektrischen Versuche in der Royal Institution bediente, gelang es Sir William, die schwachen transatlantischen Kabelbotschaften abzulesen. Sein Quadrant-Elektrometer hat die Messung gespannter Elektrizitätsmengen zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Seine Liffée-Loth-Apparate, welche er auf seiner eigenen Yacht ausprobierte, sind für die Schifffahrt so wichtig, daß William Siemens in seiner Eröffnungsrede sagte: „Bei deren richtigem Gebrauch würden Unglücksfälle wie der, welcher vor nicht vierzehn Tagen die „Mosel“ betraf, unmöglich sein.“ Nachhaltig hat Sir William sich mit den Gezeiten beschäftigt und eine Uhr konstruirt, die für einen gegebenen Hafen, beispielsweise Madras, eingestellt, Stunde und Höhe von Ebbe und Fluth daselbst auf unbestimmte Zeit vorher sagt.

Sein Vortrag war ungemein interessant, namentlich für Vortragskünstler von Profession, indem er einen Mann von außerordentlichem Talent, der seinen Gegenstand vollständig beherrschte, im offenbaren Kampf mit der Schwierigkeit zeigte, daß er sich nicht gehörig vorbereitet hatte. Kein Talent, keine Kenntniß schützt bekanntlich in solchem Falle vor den Tücken des Zufalls, durch die man

die richtige Reihenfolge der Gedanken und das richtige Verhältniß in ihrer Ausführung verfehlt. Man verläuft sich wie in einem Walde, findet sich plötzlich wieder an der Ausgangsstelle, bringt die Zeit mit Nebendingen hin, und bricht zuletzt die Hauptsache über's Knie. Trotz solchen kleinen Mängeln, die zwar bemerkt, doch sehr nachsichtig aufgenommen wurden, brachte Sir William's Vortrag durch Energie und sprudelnde Lebhaftigkeit große Wirkung hervor; aber die Gezeiten-Uhr kam dabei entschieden zu kurz.

Sir William erneuerte übrigens seine Behauptung, daß die Erde nicht, wie man aus der Wärmezunahme mit wachsender Tiefe bisher schloß, eine feurig flüssige Masse in vergleichsweise dünner Schale sei, weil solche Schale entweder mit der unter ihr fortlaufenden ungeheuren Fluthwelle sich biegen, oder dadurch zertrümmert werden müßte. Er ließ aber die von Werner Siemens schon vor mehreren Jahren ihm entgegengestellte Hypothese unerwähnt, wonach das Erdinnere nicht dünnflüssig, sondern zähflüssig wäre, wie Quarz und quarzreiche Silicate, beispielsweise Glas, bei gewissen Temperaturen; wodurch seinen Schläffen der Boden entzogen würde.

Der zweite Vortrag wurde im Auftrage der Association, einer schönen Sitte gemäß, für die Arbeiterbevölkerung der Stadt gehalten. Unter dem Titel: „Ungeschriebene Geschichte, und wie sie zu lesen ist,“ gab Dr. John Evans ein Stück Urgeschichte aus der Bronzezeit, mit vielen örtlichen Hinweisen, und mit Bezugnahme auf die in südenenglischen Funden häufigen Gallischen Münzen, deren Vorbild der makedonische „Philippus“ gewesen sei. War dieser Vortrag, was wir zu bezweifeln kein Recht haben, für die Fassungskraft seiner Hörer richtig berechnet, so kann man der Stadt Southampton dazu, wie zur äußeren Erscheinung ihrer Arbeiter mit ihren Familien, nur Glück wünschen.

Von den drei allgemeinen Abendvorträgen war die erfolgreichste aber wohl die letzte, in welcher der als Theilnehmer an der wissenschaftlichen Weltreise des „Challenger“ auch in weiteren Kreisen bekannte Prof. Moseley „Ueber pelagisches Leben“ sprach. Darunter verstand er diesmal nicht das Tiefleben der See, über welches die Challenger-Expedition so viel Licht verbreitete, sondern das an ihrer Oberfläche wimmelnde und schwärmende Leben. Mittels eines vortrefflich gehandhabten Scioptikon's führte er eine Anzahl überraschender und anziehender Bilder vor, deren jedes er mit einigen Erläuterungen begleitete. Gingen diese nicht tiefer, als eben nöthig, so packten sie doch durch die aus ihnen sprechende Unmittelbarkeit der Anschauung. Eins der Bilder gab Prof. Moseley Gelegenheit, der wichtigen Entdeckung zu gedenken, welche dem Dr. Karl Brandt, bisherigem Assistenten an der mikroskopischen Abtheilung des Berliner physiologischen Instituts, kürzlich über Symbiose chlorophyllhaltiger Algen mit niederen Thieren gelang.

Vom Schluß der Versammlung ist zu berichten, daß als Ort im nächsten Jahre Southport bei Liverpool, als Vorsitzender der Mathematiker Gailley gewählt wurde. Für 1884 ist der kühne Plan gefaßt, das Meeting zu Montreal in Canada zu halten.

Eine Versammlung der British Association wäre nicht vollständig ohne ein Gastmahl der „Rothten Löwen“. Die Rothten Löwen sind eine Gesellschaft ge-

Lehrter Männer, alt und jung, welche bei Speise und Trank sich in humoristischer Weise über die gelehrte Welt und ihre Wege lustig machen; eigentlich wohl ein Verein gegen Zopf und Philistertum in ihrer englischen Gestalt, welche keine der am wenigsten schlimmen ist. Zum Thun und Treiben des Vereines gehört es, daß Mitglieder und Gäste als Löwen, das Local als Löwengrube, die neu aufzunehmenden Mitglieder als Cubs, die Geschäftsführer als Schakale bezeichnet werden. Statt der gewöhnlichen Zeichen des Beifalls oder Mißfallens wird in verschiedenen Registern gebrüllt, statt des Schweißes, dessen Bewegungen beim Löwen so ausdrucksvoll sind, dient der Rockschuß. Die Einladungskarten zeigen einen rothen heraldischen Löwen, mit dem Wahlspruch: „Thorough“, und in Gestalt sich erlustigender Frösche „Ye Philosophers at Play“. Der Sage nach stammt dieser scherzhafte Apparat daher, daß der Verein sich ursprünglich in Red Lion Court, Fleetstreet, versammelte. Wie dem auch sei, die Rothen Löwen hielten diesmal ihre Sitzung unter des Ingenieurs Sir Frederic Bramwell's Vorsitz in allen gewohnten Formen ab, und es war für die fremden Löwen ein merkwürdiger Anblick, die für so steif und förmlich geltenden Engländer sich kindlicher Heiterkeit und ausgelassenen, wenn auch höchst unschuldigen Späßen hingeben zu sehen, ein sicheres Merkmal körperlicher und geistiger Gesundheit und Jugend.

Der Tag nach dem geschäftlichen Schluß der Versammlung vereinte einen Theil ihrer Mitglieder noch einmal zu einem gemeinschaftlichen Ausfluge nach Stonehenge bei Salisbury, das von Southampton auf dem Wege nach London bequem zu erreichen ist. Welch eine Reihe von Eindrücken preßt der heutige Verkehr in wenig Stunden zusammen: auf einsamer Heide das megalithische Paestum Stonehenge, Old Sarum's moosiger Ringwall, Pisa vergleichbar die Herrlichkeit des Münsters von Salisbury, zuletzt auf der neuen prächtigen Themsegracht, umtoßt von der Menschenbrandung der Millionenstadt, die schicksalsreiche Nadel der Kleopatra. Wohl dem, der in die behagliche Stille englischen Landlebens geflüchtet in Dr. Siemens' lustigem Sherwood, oder in des Präsidenten der Royal Society Mr. Spottiswoode's cedernbeschattetem Combe Bank ein kurzes Jdyll träumen durfte.

Individualismus in den Vereinigten Staaten.

~~~~~  
Eine Stimme aus Amerika<sup>1)</sup>.  
~~~~~

Es ist nicht beabsichtigt, die statistischen Angaben, die sich in der von Holzendorff'schen Abhandlung über „politischen und gemeinen Mord in den Vereinigten Staaten“ befanden, einer genauen Kritik zu unterziehen. Die Redfield'sche Arbeit, worauf diese Angaben hauptsächlich beruhen, war eine Tendenzschrift, darauf berechnet, diejenige zahlreiche Classe des Nordens, welche geneigt war, nach Unterdrückung der Rebellion und nach der Restauration der Südstaaten das alte brüderliche Einverständnis zwischen Nord und Süd wieder herzustellen, von versöhnenden Schritten abzuhalten. Die Mission der aus mehreren der alten Parteien gebildeten republikanischen Partei war erfüllt. Nicht nur die Ausbreitung des Systems der Sklaverei in die neu erschlossenen Gebiete war verhindert, sondern die Union vor einer Zertrümmerung bewahrt und in Folge des Bürgerkrieges die unbedingte Emancipation der Sklaven erreicht worden, — ein Resultat, das sowohl bei der Gründung der republikanischen Partei, als auch bei ihrem Siege in der Wahl Lincoln's außer aller Berechnung lag.

Nach Abänderung der Verfassung waren die theuer erkaufte Ertrugenschaften auf dem Gebiete der Freiheit nicht mehr in Frage gestellt. Sollte demnach die republikanische Partei, um die sich im Laufe der Zeit, wie um jede lang in der Macht befindliche, sehr unreine Elemente angefeht hatten, noch länger am Ruder bleiben, so mußte man von dem Süden ein Bild zu entrollen suchen, welches die ganze Bevölkerung desselben als eine leidenschaftliche, unhängige, trozige und gewaltthätige darstellte, welcher einen Antheil an der Herrschaft zu gewähren die ganze Civilisation in Frage stellen würde. Nicht nur alle traurigen Erinnerungen des großen Krieges mußten aufgefrischt werden, sondern es galt den restaurirten Süden noch immer als ein äußerst gefährliches, unverbesserliches Element hinzustellen, als einen Vulkan, von dem zu jeder Zeit ein neuer Ausbruch zu befürchten stünde. —

Ein Theil der nördlichen und der südlichen, durch nördliche Hilfe errichteten Presse machte es sich zur besonderen Aufgabe, alle und jede Gewaltthätigkeit im Süden nicht nur auf der Stelle zur Deffentlichkeit zu bringen, sondern sie oft in's Ungeheuerlichste zu übertreiben und im aufreizendsten Sinne auszuschnüden. Wenn Herr von Holzendorff glaubt, daß Leute wie Redfield noch zu hell gemalt hätten, und daß es in dünn bevölkerten Staaten, wie Texas, Louisiana, Tennesseer, Arkansas, durchaus wahrscheinlicher sei, daß Mordthaten von Berichterstattern kleiner Localblätter übersehen werden und hinter der Ziffer der wirklich verübten Missethaten

¹⁾ Mit Bezug auf Franz von Holzendorff's Artikel: „Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten“, Deutsche Rundschau, 1882, Bb. XXXI, S. 253 ff.

zurückblieben, während im Norden das Gegentheil Statt gefunden, so ist dies eben ein doctrinärer Schluß — ohne thatfächliche Grundlage. Die dem Süden aufgetriebenen Beamten, welche fast alle aus dem Norden stammten, und die sehr spärlich gefäeten weißen Republikaner, meist aus dem Norden eingewandert (Carpetbaggers), machten es sich zur besonderen Pflicht, jede Gesetzübertretung durch den Telegraphen der Welt zu verkündigen, und die radicalen republikanischen Blätter zogen aus jedem südlichen „horror“ Jahre lang ihren beliebtesten Nahrungsstoff.

Eine genaue Beobachtung der Verhältnisse nach dem Kriege im Norden und im Süden, gestützt auf persönliche Anschauungen, auf die öffentlichen Berichte der Untersuchungscomités, ein sorgfältiges Studium der Congressdebatten und der Verhandlungen der Gesetzgebungen der einzelnen Staaten, — eine fortlaufende Zeitungslectüre muß die meisten Angaben über die Zahl der Tödtungsfälle in den Vereinigten Staaten, namentlich im Süden, als durchaus übertrieben bezeichnen.

In dem beregten Artikel heißt es (Redfield, Holzendorff's Hauptquelle): „Seit dem vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben in der Union durch Mord und Todtschlag mehr Menschen ihr Leben geendet, als in den Heeren der beiden 1861 bis 1864 kämpfenden Parteien — während des blutigsten Bürgerkrieges, den die neueste Zeit gesehen hat.“

Es ist fast unbegreiflich, wie man eine solche Quelle, welche die Uebertreibung an ihrer Stirne trägt, ernstlich citiren kann. Von beiden Theilen zusammen waren im Laufe dieser Jahre über 3½ Millionen im Felde. Die mäßigsten Berechnungen haben ergeben, daß mehr als eine Viertelmillion auf den Schlachtfeldern und in Spitalern gestorben ist. Es müssen also seit den letzten 40 Jahren in den Vereinigten Staaten in jedem Jahre über 8000 Menschen vorzüglich erschlagen worden sein. Und doch gibt Redfield als ein schreckliches Beispiel von Mordlust gleich darauf an, daß im Jahre 1878 in dreien der Südstaaten, in Texas, Kentucky und Südcarolina, 334 vorzügliche Tödtungen zu verzeichnen gewesen seien. Dies würde auf jeden dieser Staaten 111 Tödtungen ergeben, also auf 36 Staaten nur erst etwa 4000. Und doch ist nach Redfield die Zahl der Tödtungen in allen nördlichen Staaten zehn- bis fünfzehnfach kleiner gewesen als in den Südstaaten!

Wahr ist, daß in den Südstaaten zu jeder Zeit mehr Todtschläge Statt fanden, als im Norden, — ob aber Morde, ist nicht so gewiß. Daß hierbei klimatische Einflüsse mitwirken, ist unzweifelhaft und auch von v. Holzendorff zugegeben. Finden wir doch die europäischen Südländer ebenfalls leichter geneigt, Beleidigungen mit Thätlichkeiten zu vergelten. Unstreitig hat auch die Sklaverei in dieser Hinsicht, wie in so mancher anderen, ihre nachtheilige Einwirkung geübt. Was nun aber speciell die Tödtungen betrifft, welche sich seit der Restauration der Südstaaten in bedauerlichem Maße gezeigt haben, so kommt ein guter Theil davon auf Rechnung der Demoralisation, welche die Folge eines jeden großen, langjährigen Krieges, — namentlich eines Bürgerkrieges ist, und die sich auch im Norden in den dem Kriege folgenden Jahren, wenn auch in geringerem Maße, gezeigt hat.

Der Süden aber befand sich in einer geradezu ganz außergewöhnlichen Lage. Diejenigen, welche sich an der Rebellion mittelbar oder unmittelbar betheiligt hatten, — und das hatten wohl neun Zehntel aller Erwachsenen männlichen Geschlechtes gethan, — waren durch die Gesetze der siegenden Partei des activen und passiven Wahlrechts verlustig gegangen. Die Sklaven waren nicht bloß befreit, sondern durch das fünfzehnte Amendement der Constitution mit dem allgemeinen Stimmrecht begabt worden. Es dauerte Jahre lang, ehe den Weißen — in der Mehrzahl wenigstens — das Stimmrecht wieder verliehen wurde. In der Zwischenzeit lag die Gesetzgebung und die Verwaltung der Südstaaten einzig und allein in den Händen der wenigen importirten Weißen und der gänzlich unwissenden Regier, — blinde Werkzeuge in den Händen der republikanischen Bundesbeamten. Ein wahrer Carneval von Corruption, der unsinnigsten Verschwendung, des leichtsinnigsten Contrahirens von Staats- und Gemeindefschulden spielte sich vor der erstaunten Mitwelt ab. Die Intelligenz, und

was noch von Wohlstand in dem fast ganz ruinirten Lande übrig geblieben, war machtlos. Selbst als die Weißen wieder ihr Stimmrecht erlangten, waren doch die Farbigen in einigen Staaten in der Mehrzahl, in anderen standen sie mit Hilfe weißer Republikaner, wenigstens in vielen Localitäten, den Weißen an Stimmen gleich. Daß nun von Seiten der weißen Bevölkerung, die für alle Steuern aufzukommen hatte, welche die andere Partei, die keine oder nur nominelle Steuern bezahlte, ihr auferlegt hatte, bei den Wahlen alle Mittel aufgeboten wurden, um den Sieg zu erlangen, ist leicht erklärlich. — Daß zu diesen Mitteln Drohungen, Mißhandlungen u. dgl. gehörten; daß zu Wahlschlachten im eigentlichen Sinne gegriffen wurde, ist nicht zu rechtfertigen, aber so lange Menschen eben Menschen sind, nicht ohne „mildernde Umstände“ zu verurtheilen.

Es wäre indeß viel zu weit gegangen, wollte man diese Ausbrüche von Entzündung, die in gelegentlichen Raufereien und Todtschlag endigen, als politische Morde bezeichnen. Der Südländer ist leidenschaftlich, ist „rasch zur That“, übermüthig, gewalthätig; aber er hat viele große und gute Eigenschaften. Er ist offenberzig, freigebig, gastfrei, aufopfernd für Freunde, ritterlich-höflich gegen Frauen, der Heuchelei fremd, voll Ehrgefühl und lebenswürdiger in der Gesellschaft als der Nordländer. Er hat eben die Fehler seiner Tugenden. —

Wenn von Holzendorff die Ermordung Lincoln's und Garfield's als politische Morde bezeichnet, so ist er wenigstens im letzteren Falle im Irrthum, — ja, es ist zweifelhaft, ob selbst Lincoln nicht eher das Opfer eines von Eitelkeit verzehrten Wüstlings geworden ist, als eines politischen Fanatikers. Von Holzendorff schreibt die Motive dieser Morde dem ihm so seltsam scheinenden Umstande zu, daß in beiden Fällen die gesetzlichen Nachfolger einer anderen Partei angehört hätten als ihre Vorgänger, die eigentlichen Präsidenten. Freilich wäre dies höchst seltsam gewesen, da die Partei, der es gelingt, den Präsidenten zu erwählen, auch fast unfehlbar immer den Vicepräsidenten wählt. Aber Andrew Johnson, Lincoln's Nachfolger, galt nicht nur für einen ebenso guten, sondern für einen noch energischeren Republikaner, als Lincoln es war. Noch längere Zeit nach Lincoln's Ermordung war man der Meinung, daß er bei Weitem mehr für den Süden zu fürchten sei, als es der verfohnliche, edel gefasste Lincoln gewesen war, dessen Tod in Hinsicht gerade auf seinen Nachfolger die intelligenten und leitenden Südländer ebenso sehr bedauerten, als die Nordländer.

Bei Guiteau ist es klar, daß der politische Beweggrund, den er angab, nur eine Maske war. Ein herabgekommener Mensch, offenbar theilweise dem Wahnsinn verfallen, der in einer abnormen Eitelkeit und Größenucht zu Tage trat, beging er die That in einem geistig unzurechnungsfähigen Zustande, wenn auch gleich eine juristische Zurechnungsfähigkeit nicht ausgeschlossen werden konnte. Arthur ist ein — wie man es hier nennt — in der Wolle gefärbter Republikaner; und Niemand — selbst Guiteau nicht — erwartete von ihm eine Aenderung in der Politik, soweit es dieselbe mit Grundsätzen und Maßregeln zu thun hat.

Wenn aber von Holzendorff diese seiner Ansicht nach politischen Morde dem Süden anrechnet, so trifft dies nicht einmal bei Wilkes Booth zu. Der Vater dieses Mannes, ein Engländer und berühmter Schauspieler, wohnte zwar zuweilen in Maryland, wo Wilkes geboren wurde; wechselte aber seinen Wohnort sehr häufig und brachte die meiste Zeit in Philadelphia, New-York, Boston und anderen großen Städten zu, wie es sein Beruf mit sich brachte. Maryland blieb bei der Union, und die Sympathie mit den Conföderirten von Seiten Booth's war keines Falls groß genug, um ihn sich an der Rebellion betheiligen zu lassen. Er war ein Strandgut — ohne Heimath, und theilte Guiteau's Größenwahnsinn. Guiteau war aber ein vollständiger Nordländer. Im nördlichsten Theil von Illinois geboren, hielt er sich nur im Norden auf, war ein radicaler Republikaner und einer der heftigsten Gegner des Südens. —

Ueberhaupt kann gesagt werden, daß vorbedachte Tödtung (Mord) im Süden eher weniger häufig vorkommt, als im Norden.

Zugestanden muß werden, daß namentlich in den südlichen, und besonders in den neuerschlossenen Staaten und Territorien des Westens die Rechtsicherheit sehr viel zu wünschen übrig läßt. Die Behauptung aber, daß die republikanische Staatsform in den ehemaligen Skavenländern Nordamerika's für diese Sicherheit (in Criminalfällen) nicht leistungsfähiger sei als die Ausnahmezustände des russischen und türkischen Absolutismus, ist nicht durch die Thatfachen gerechtfertigt. Daß in wenig besiedelten Gegenden, deren eben erst eingewanderte Bevölkerung aus Goldgräbern, Viehhütern, Spielern und Abenteurern aus aller Herren Ländern, fast ausschließlich aus jungen Männern besteht, eine geraume Zeit vergehen muß, ehe sich fest geordnete Zustände bilden können, ist natürlich; und daß es bei mangelnden Gerichtsbeamten, in der Abwesenheit von sicheren Gefängnissen und in Folge des aus England herrührenden Systems der Cautionsleistung bei allen Verbrechen mit Ausschluß von Hochverrath und vorbedachtem Mord, oft zur Selbsthilfe kommen muß, ist eben so leicht zu erklären.

Diesen unsicheren Rechtszuständen (die nach von Holtendorff's einseitiger Anschauung fast nur in den ehemaligen Sklavengebieten vorkommen sollen) kann möglicherweise abgeholfen werden. Der Verfasser sagt: „Nur zweierlei könnte aller Wahrscheinlichkeit nach allmählig Abhilfe verheißen: Das Einströmen europäischer Einwanderung oder nordstaatlicher Anflebler in das bisher minder beachtete Gebiet der Südstaaten, und die Ausrottung jenes Corruptionsystems, das Präsident Garfield zu bekämpfen entschlossen war. In diesem Sinne ist die Reinigung des amerikanischen Staatsdienstes in der amerikanischen Union, die Wiederherstellung der das Staatsamt umgebenden Würde, nicht nur eine Sache der politischen Reform, sondern auch in Wahrheit eine Lebensfrage für Tausende. Erst wenn das Richteramt in Amerika über die gewaltsame Selbsthilfe der Böbelhaufen und die Selbstüberschätzung der Einzelnen in den Südstaaten zur gesicherten Herrschaft gelangt, können jene Erscheinungen des socialpolitischen Mordes aus der Gesellschaft verschwinden. Noch gegenwärtig aber steht, in der Presse wirkend, die öffentliche Meinung oft genug nicht auf der Seite des Gemordeten, sondern des Mörders.“

Daß ein solches Einströmen europäischer oder nordstaatlicher Einwanderung einen günstigen Einfluß auf eine wirksamere Criminalrechtspflege haben würde, möchte wohl der Fall sein; weniger begreiflich wäre aber eine solche Einwirkung durch Ausrottung des Corruptionsystems und Reinigung des Staatsdienstes. So wünschenswerth eine solche Reinigung ist, so kann sie nur Folge einer gesteigerten Moralität des ganzen Volkes sein, — nicht die Ursache einer besseren Rechtspflege. Gerade der Richterstand steht bis jetzt noch im großen Ganzen unangetastet da und ist am allerwenigsten Parteieinflüssen zugänglich. Beiläufig sei noch bemerkt, daß der verstorbene Garfield nichts weniger als entschlossen war, die Reinigung des Staatsdienstes im Sinne der großen und intelligenten Reformpartei in den Vereinigten Staaten zur Ausführung zu bringen. Der Zwist zwischen ihm und einem Theile seiner Partei brach gerade darüber aus, daß er einen hochgestellten fähigen Finanzbeamten mitten in seinem Amtstermine und gegen die Vorstellungen des Handelsstandes von New-York aus seinem Amte entfernte, um es einem Freunde zu geben, der durch sein Wirken ihm die Ernennung zur Präsidentschaft wenigstens indirect möglich gemacht hatte. Daß seine Gegner in der Partei es bei vorkommenden Fällen nicht besser gemacht haben würden und sie die Letzten hätten sein sollen, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, kam dem Präsidenten zu Gunsten, machte ihn aber darum doch zu nichts weniger, als zum Märtyrer einer großen Sache. — Amicus Plato, magis amica veritas.

Wenn man sich die Arbeit des Herrn von Holtendorff genau ansieht, so scheint ihm der Grund des von ihm gerügten Uebels, nämlich eine gewaltsame Behauptung wirklicher oder vermeintlicher Rechte, in dem zu stark ausgeprägten Individualismus des amerikanischen Volkes, wie überhaupt eines jeden demokratischen Volkes, zu liegen. Wir lesen: „Wo in bestimmten Entwicklungsepochen republikanischer Staatswesen

mit Lockerung althergebrachter Ueberlieferungen in der Gesellschaft das Bewußtsein schwindet, daß das Volk unter, nicht über dem Gesetze steht, steigert sich nothwendig auch Willkür und Missethat der einzelnen Volksaglieder. Der zunehmenden Ohnmacht des Gesetzes entspricht zunehmende Neigung zu gewaltfamer Selbsthilfe bis zu dem Punkte, wo eine gewaltfame Dictatur berufen wird, durch Ausnahmegeetze die Gesellschaft zu vertreten."

Ohne hier zu discutiren, ob ein zum Uebermaß gesteigertes persönliches Selbstgefühl die Folge republikanischer oder demokratischer Staatseinrichtungen sei, wie es die Ansicht des Herrn von Holzendorff ist, oder nicht vielmehr demokratische Institutionen gerade diesem gesteigerten Selbstgefühl entspringen — was natürlicher scheint —, so muß unbedingt zugegeben werden, daß dieser „krankhaft gesteigerte Individualismus“ hier existirt und oft auf's Nachtheiligste zum Vorschein kommt. Es ist ein Zug desselben in der angelsächsischen Race überhaupt; aber die Umstände, unter welchen die Einwanderung nach Nord und Süd von Nordamerika Statt fand, haben doch wohl am meisten zu der zu starken Entwicklung dieses Selbstgefühls beigetragen. Von vorneherein standen die Ansiedlungen in Neu-England und Virginien auf eigenen Füßen. Das Mutterland hatte sie ausgestoßen, und selbst nachdem sie als Colonisten diesem im Laufe der Zeit zum Vortheile gereicht hatten, war die staatliche Unterstützung von Seiten Großbritanniens sogar den Angriffen der Franzosen gegenüber eine sehr dürftige. In den Neuenglandstaaten sowohl, als in Virginien, Westpennsylvanien, Kentucky, — später Ohio, Indiana, Illinois — mußte der Landmann mit der einen Hand den Pflug leiten, mit der anderen die Büchse halten, um sich vor den grausamen Indianern zu schützen. Zum Bethaus ritten die Ansiedler bewaffnet, und ihre einsamen Blockhütten hatten Schießscharten, um sich und Weib und Kind der Angriffe der unverföhnlichen und mordlustigen Rothhäute zu erwehren. So erkämpfte sich die weiße Bevölkerung fast Schritt für Schritt den Weg von den Appalachen bis zu den Cordilleren und darüber hinaus bis zum stillen Ocean.

Der Pionier überschritt bald die Gürtel der kleinen Forts — zu seinem Schutze angelegt —, und eilte ihm die Regierung nach und zog einen neuen Gürtel, so drang er bald wieder weiter vor — unbekümmert um etwaigen Schuß:

„Da trat kein Andreer für ihn ein,
Auf sich selber stand er da ganz allein.“ —

Daß sich unter einem solchen Volke, unter solchen Umständen, nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen, — wie manche Mutter rettete ihre Kleinen vom qualvollen Tode der Rothhäute durch wohlgezielte Schüsse und im Nothfalle mit der handlichen und tödtlichen amerikanischen Art! — ein starkes Selbstgefühl entwickeln mußte, ist klar; daß sich dieses vererbte, ist ebenfalls unzweifelhaft. Es hat aber auch die später angekommenen und aus anderen Volksstämmen entsprungenen Einwanderer angesteckt. Ohne Zweifel hat es häßliche Auswüchse erzeugt; ohne Zweifel macht es das Leben hier nicht so gemüthlich als in alten polizeilich musterhaft eingerichteten Culturstaaten; ohne Zweifel ist der Einzelne im concreten Falle nicht so gesichert und geschützt, als es wohl zu wünschen wäre.

Aber auf der andern Seite — welche Früchte hat gerade dieser ausgesprochene Individualismus getragen! Ein polizeilich geschultes Volk, mit allen Vortheilen väterlicher Bevormundung beglückt, von Schuzmännern und Truppen begleitet, hätte einige Jahrhunderte mehr gebraucht, als die Nordamerikaner, einen Continent, mit Ausschluß Rußlands so groß wie Europa, der Civilisation zu gewinnen und die mächtigen Urwaldungen, unermeßlichen Prairien und selbst trostlos scheinende Haiden in ein reiches, blühendes Getreide- und Obstland zu verwandeln. Es ließe sich hier ein wahrer Paan singen. Aber dieses Selbstgefühl hat auch dieses Volk frei erhalten, ja hat seine Einheit und Größe bewahrt. Wäre der Amerikaner nicht selbständig, nicht durchaus fähig zum „self-government“, so war unsere Union verloren.

Der Ausbruch des Bürgerkrieges, mit der Beschließung von Sumpter beginnend,

land den Norden gänzlich unvorbereitet. Wenngleich die große Masse des Südens keineswegs für eine Seceffion gewesen war, am wenigsten für eine gewaltfam zu erzwingende, so hatte doch diese Trennung schon jahrelang in den Köpfen bedeutender Führer des Südens Wurzel gefaßt, denen allerdings der Gedanke nicht fremd geblieben, die Seceffion auf gewaltfamem Wege, wenn nöthig, zu erzwingen.

Die Wahl Lincoln's gab den Vorwand, und ein Südstaat nach dem anderen secedirte oder machte sich zur Seceffion bereit. Unter der schwachen Regierung Buchanan's war es seinem südlich gesinnten Cabinet leicht gewesen, die kleine Armee, sowie die Flotte, so zu verzetteln, daß an eine rasche Zusammenziehung nicht zu denken war. Die südlichen Arsenale waren reichlich mit Waffen und Munition versehen. Im Süden selbst, wo ohnehin das Milizsystem sich weit besser ausgebildet hatte, als im Norden, wo es zum größten Theil gar nicht einmal in Wirklichkeit mehr bestand, fing die Jugend an sich fleißig in den Waffen zu üben. Ohnehin waren die Weissen des Südens weit mehr mit der Führung von Waffen und mit allen körperlichen Uebungen vertraut als — mit Ausnahme der westlichen Staaten — der Norden.

Als der Schlag gegen Fort Sumpter in Südcarolina fiel, war die republikanische Regierung in Washington beinahe machtlos. Die Bevölkerung der Stadt selbst sympathisirte mit dem Süden. Scharf an der Grenze von Virginien gelegen, stieß das kleine Bundesgebiet Columbia nach Norden und Osten an Maryland, das auf dem Punkt stand ebenfalls zu secediren. Baltimore war in den Händen der Rebellen und schnitt die directe Verbindung mit dem Norden ab.

Es kam der erste Aufruf des Präsidenten an die loyalen Staaten für die Stellung von 75,000 Mann, dem nicht lange darauf der für 300,000 folgte. Wie aber waren diese Hunderttausende zu organisiren und zu mobilisiren?

Die einzelnen Staaten hatten keine Geldmittel. Die Gouverneure konnten zwar eine Art Stab errichten, konnten für Regimentar Sammelplätze anweisen, konnten die sehr kleinen, meist veralteten Waffenvorräthe zur Verfügung stellen; aber das war ungefähr Alles, was in ihrer Macht stand. — Da zeigte sich nun der amerikanische Individualismus in seiner höchsten Glorie. Banken und reiche Privatleute stellten ihren Staatsregierungen große Capitalien zur Verfügung. In jeder Stadt, in jedem Städtchen versammelten sich die Bürger, setzten Finanz- und andere Commissionen ein. Bürger, die das Vertrauen der Gemeinde genossen, stellten sich an die Spitze und riefen zum Kampfe auf. In wenigen Tagen bildeten sich Freiwilligencompagnien und wählten ihre Officiere. Die Bürger verfaßen sie mit Uniformen, lieferten ihnen alle Lebensbedürfnisse, sorgten für ihre Transportation an die Sammelorte, und in Zeit einer Woche standen die 75,000 unter Waffen in ihren Lagern und hatten sich noch ebenso viele gemeldet, die zurückgewiesen werden mußten. Aehnlich erging es (wenigstens in den westlichen Staaten) bei dem Aufruf für die 300,000 Mann. Alle diese Formirungen der Compagnien und Bataillone geschahen ohne irgend wesentliche Hilfe von oben. Erst die vollen Regimenter wurden von der Bundesregierung in den Dienst genommen und fielen dann unter die Anordnungen dieser Regierung. Die vorhergehende Formation und Mobilisation war Sache der individuellen Bürger, und es zeigt sich da ein Organisationstalent, eine administrative Fähigkeit bis in's kleinste Dorf hinunter, wie es nur bei einem Volke möglich war, welches ein starkes Selbstgefühl, eine eigene Kraft in sich fühlt, — mit einem Wort bei einem Volke des ausgesprochensten „Individualismus“.

Dieser Selbstthätigkeitstrieb zeigte sich während des ganzen langen und blutigen Krieges. Die vorzüglichsten Sanitätsanstalten entsprangen zumeist dem Enthusiasmus und der Energie von Privatpersonen, handelten sogar oft ganz unabhängig von der Regierung. Für den Comfort der Truppen in jeder Hinsicht sorgten die Frauen und Mädchen durch ihre Bazars, welche mehrere Millionen Dollars einbrachten, und auch sie zeigten ein ungewöhnliches Organisationstalent.

Gleich stark äußerte sich das „Help yourself“- und „Self-governing“-Princip im

Süden, und mit noch größerer Opferfreudigkeit, weil eine Rückerstattung der Ausgaben und Vorschüsse, von Communen oder Einzelnen gemacht, viel unwahrscheinlicher war, als im Norden.

Es ist wahr — man hat später in Deutschland im Kriege mit Frankreich ähnlichen Enthusiasmus und ähnliche Opferfreudigkeit gesehen; allein man bedenke, daß in Amerika der Krieg vier Jahre lang wüthete und die ersten Jahre für den Norden die entmuthigendsten Resultate hatten, und daß in Deutschland ein mächtiges schlagfertiges Heer schon völlig organisiert dastand, während hier Alles erst geschaffen werden mußte.

Die Befürchtung des Herrn von Holzendorff, daß die Neigung zu gewaltthamer Selbsthilfe, dem krankhaft gesteigerten Individualismus des amerikanischen Volkes entsprungen, zur Dictatur führen würde, ist wohl kaum begründet. Ein Volk, dessen Einzelner ein so hochgestiegenes Selbstvertrauen, ein Kraftgefühl besitzt, welches, ungeachtet der Gefahr, jede Beleidigung zurückgibt, — ein solches Volk fällt nicht leicht dem Cäsarismus anheim. Einem solchen Volke ist ein sogenannter „Gesellschaftsretter“ ein gänzlich fremder Begriff.

Und so mag denn vor der Hand, bis die große Aufgabe des amerikanischen Volkes gelöst ist, seine weiten Gebiete völlig der Cultur unterworfen zu haben, der Individualismus mit all seinen Schattenseiten noch immer mehr für einen Vorzug, als für einen Fehler angesehen werden. Amerika ist noch ein Land, in dem es vergönnt ist „nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen“.

Eine Kritik dessen, was Herr von Holzendorff über die Strafrechtszustände in den Vereinigten Staaten, namentlich im Süden, gesagt hat, würde zu weit führen und zu wissenschaftlichen Erörterungen Anlaß geben, wie sie einem größeren Publicum kaum interessant wären; so wünschenswerth es sonst auch sein möchte, die Bemerkungen des Verfassers (die sich theilweise auf unverbürgte Anekdoten gründen, wie sie jeden Tag in den Sensationszeitungen Amerika's zu lesen sind) auf's richtige Maß zurückzuführen.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. October.

Das Jahr „klingt allmählig ab“, der Herbst ist in das Land gekommen und die Früchte, die der Sommer gezeitigt hat, sollen in die Scheuern gesammelt werden. Die Ergebnisse der landwirthschaftlichen Ernte lassen sich mit leidlicher Sicherheit übersehen; ob ein politisches Erntefest werde gefeiert werden können, ist indessen zweifelhaft. Die von den Parteien geweckten Senfen der Wahlagitation klingen von allen Seiten zu uns herüber, wie der Schnitt ausfallen wird, vermag Niemand anzugeben. Bezüglich der Aufgaben, welche dem nächsten preussischen Landtage vorgelegt werden sollen, wissen wir bis jetzt nur, was sie nicht bringen werden — nämlich kein neues Verwendungsgezet; anlangend die Zusammensetzung des künftigen Abgeordnetenhauses gehen die Meinungen weit auseinander, weil allenthalben der Wunsch der Vater des Gedankens ist, und weil der Wünsche viele und verschiedene sind. Die Annahme, daß die Parteien von rechts und links einander mit erhöhter Schärfe entgegentreten, und daß die sog. Mittelparteien die Beute der diesmaligen Wahlagitation bezahlen werden, ist die einzige, für welche eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht. Doch über Wahrscheinlichkeiten und Wahrscheinlichkeitsberechnungen wird der Leser der „Rundschau“ hinaus sein, wenn diese Blätter in seine Hände kommen, und dem Rundschauer bleibt nichts übrig, als die Beschränkung auf seine nächste Aufgabe, die Rückschau über den hinter uns liegenden jüngsten Zeitabschnitt.

Das Ereigniß der letzten Wochen ist die Niederschlagung des ägyptischen Aufstandes gewesen. Die bisher gemachten Erfahrungen darüber, daß der Sieg der britischen Waffen eine bemerkbare Aenderung der Weltlage nicht herbeigeführt hat, bildet eine Bestätigung der an dieser Stelle vertretenen Auffassung, daß das ägyptische Zwischenpiel die ihm vielfach zugeschriebene friedensgefährliche Bedeutung überhaupt nicht gehabt hat, und daß die Signatur der Zeit wesentlich, wenn nicht ausschließlich durch das allgemeine Friedensbedürfniß bestimmt wird. Weder haben die russischen und französischen Declamationen über die Bedenklichkeit einer britischen Vorherrschaft an der Nilmündung auf den Gang der Ereignisse irgend welchen Einfluß geübt, noch hat es auch nur momentan den Anschein gehabt, als sollten dieselben in Thaten übersetzt werden. Die ruhige Sicherheit, mit welcher die deutsche Politik die auf der Conferenz von Constantinopel gewonnenen Resultate als genügende Bürgschaften gegen die Gefährdung dessen behandelt hat, was man das Gleichgewicht nennt, hat in jeder Rücksicht Recht behalten. Daß die Auseinandersetzungen der „Times“ über den hohen und unvergleichlichen Werth einer französisch-englischen Alliance ebenso spurlos an uns vorübergegangen sind, wie die Pariser Antworten darauf und wie die entsprechenden St. Petersburg'schen Randglossen, haben wir ausschließlich dieser Politik und der deutlich bezeichneten Grenze zu danken, welche dieselbe zwischen wirklichen und vermeintlichen, bloß herkömmlich als vital angesehenen Interessen gezogen und auch in diesem Falle eingehalten hat. Dieser Beschränkung ist es gelungen, eine maßvolle Benutzung des errungenen Sieges zur britischen Ehrenpflicht zu machen und unsere Beziehungen

zu dem Inselreich jenseits des Canals so zu gestalten, daß dieselben bis auf Weiteres von den Schwankungen der inneren englischen Politik unabhängig geworden sind. Der Regierungswechsel vom April des Jahres 1880 hat längst aufgehört, für Deutschland die ihm ursprünglich inne wohnende peinliche Bedeutung zu haben; tritt ein abermaliger Umschlag ein, so würden wir bei einem solchen allerdings gewinnen können — Verluste werden uns aber auch von einer Fortsetzung des Gladstone'schen Regiments nicht angedroht. Die gelegentlichen Feindseligkeiten der Londoner Presse gegen Deutschland erscheinen als bloße Compensationen für gewisse publicistische Thorheiten, deren man sich bei uns im Verlauf des Hochsommers schuldig gemacht hatte.

Es versteht sich von selbst, daß Lord Wolseley's ägyptische Erfolge neues Blut in die Adern der Gladstone'schen Regierung gegossen, und daß sie auch auf die Beschaffenheit, noch mehr aber auf die Beurtheilung der irländischen Zustände einen gewissen Einfluß geübt haben. Das Gleiche haben die von den englischen Erfolgen im Grunde wenig erbauten Franzosen von der Einwirkung der ägyptischen Entscheidung auf die Stimmungen in Tunisien rühmen müssen. Dieses Sorgenkind des Frankreich von 1881 macht den Duclerc und Genossen ungleich weniger zu schaffen, als das Mutterland selber. In den ernsthafteren publicistischen Organen aller republikanischen Fractionen wird die Sorge um die Zukunft kaum mehr durch die herkömmlichen Redensarten verhüllt und das Ministerium Duclerc selber äußert sich besorgter, als bei schwachen Regierungen sonst üblich ist. Der bekannte Brief, den der gegenwärtige Conseils-Präsident (der sechzehnte seit Aufrichtung der Republik, der sechste, mit dem Herr Jules Grévy binnen drei und einem halben Jahre sein Heil versucht hat) an einen Freund in der Auvergne gerichtet hat, gehört zu den merkwürdigsten Actenstücken, die seit Jahr und Tag in dem selbstzufriedensten aller westlichen Länder geschrieben wurden. In diesem Schreiben wird die Zerplitterung der Parteien nicht nur als Tod des Parlamentarismus, sondern zugleich als „Tod der Völker“ bezeichnet, und hinzugefügt, daß man nur noch zwischen Herstellung der parlamentarischen Disciplin und Verzicht auf die republikanische Staatsform zu wählen haben werde! So wird in gouvèrnementalen und parlamentarischen Kreisen geurtheilt, in den breiteren Schichten der Bevölkerung aber treiben royalistische und socialistische Kundgebungen mit unerhörter Keckheit und unverhohlener Rechnung auf die Schwäche der Regierung ihr Wesen. — Ein Spiel des Zufalls hat gewollt, daß die diesjährige Generalversammlung der trade-unions von England und Schottland gleichzeitig mit dem französischen Arbeiter-Congreß abgehalten worden ist. Eröffnete mußte die Pariser Journalistik einräumen, daß eine Vergleichung zwischen diesen Veranstaltungen gar nicht möglich sei und daß höchstens darüber gestritten werden könne, ob die Versammlung von Saint-Etienne oder diejenige von Roanne unsinniger und pöbelhafter verlaufen sei. Und dennoch kann die liberale Presse Frankreichs sich dem Eingeständniß nicht entziehen, daß auf dem linken Flügel der bürgerlich-republikanischen Partei Dinge passiren, die von den Tollheiten der Socialisten kaum zu unterscheiden sind. In den Organen erprobter Anhänger der liberalen Religions- und Kirchenauffassung (beispielsweise seien die „Débats“ und die „Revue des deux Mondes“ genannt) kehren unaufhörliche Klagen darüber wieder, daß ein Zusammengehen mit Elementen, „welche der Religion ebenso den Krieg erklärten, wie der Armee, der militärischen Disciplin, der Organisation des Richterstandes, ja der Geschichte“ vernünftiger Weise nicht möglich sei, und daß Elemente solcher Art einmal zu der in ein Ganzes zusammenzuschweißenden Linken gehörten!

Herr Gambetta hat sich durch diese der republikanischen Sache in den Weg gestellten, lawinenartig anwachsenden Schwierigkeiten in der Verfolgung seiner Pläne nicht beirren lassen. Abwechselnd läßt er durch in- und ausländische Zeugen (z. B. den russischen General Leer) sich selbst als größten Staatsmann und allein möglichen Staatsretter, sein System der Listenscrutinien als Rettungsanker anpreisen und ausführende Listen des nächsten „großen Ministeriums“ veröffentlichen. Was es mit dem System der departementalen Listenscrutinien auf sich hat, wird eben jetzt in dem be-

nachbarten Italien erprobt, wo die Wahlbewegung in vollem Zuge ist. Während man bei uns annimmt, das Ergebnis werde dem Ministerium Mancini-Depretis günstig sein, behaupten französische Berichtersteller, das neue, eine Verdreifachung der Zahl der Wähler einschließende Wahlsystem werde in letzter Instanz dem Radicalismus und dem revolutionär-socialistischen Sectenwesen zu Gute kommen und dem sechs Jahre lang behaupteten Regimente der Linken ein Ende bereiten, bevor die Rechte wieder regierungsfähig geworden. Wie viel von diesem Urtheil auf Rechnung des französisch-italienischen Antagonismus, wie viel auf Rechnung der Abneigung der Anti-Gambettisten gegen das Scrutiniensystem zu setzen ist, muß der Erfolg lehren: gewisse „Abzüge“ verstehen sich bei von modernen Partei-Politikern abgegebenen Urtheilen von selbst, und die jüngsten Vorgänge in Aegypten haben erheblich dazu beigetragen, hier Franzosen und Italiener, — dort Gambettisten und Anti-Gambettisten zu Parteigegnern zu machen, von denen Unbeänglichkeit des Urtheils nicht mehr erwartet werden kann. In der abfälligen Beurtheilung der gegenwärtig in Italien vorherrschenden Partei und ihrer auswärtigen Politik stimmen die französischen Pressorgane der verschiedensten Richtungen aus denselben Gründen überein, aus denen drei Viertel der italienischen Zeitungen in den Pariser Ablehnungen der Botschafter-Candidatur des Ritters Nigra eine absichtliche Beleidigung Italiens sehen. Ein Bedürfnis nach Wiederanlehnung an die lateinische Schwester scheint sich in Rom noch nicht zu regen und die französischen Randglossen über die von der Linken verschuldete Isolirung Italiens erinnern zu lebhaft an das Gleichniß vom Splinter und Balken, als daß sie auch nur da Eindruck machen könnten, wo man sich das bei dieser Gelegenheit geäußerte „c'est toujours par là, que la gauche finit dans tous les pays“ vielleicht nicht ungern gefallen ließe.

Der in der letzten Septembertwoche erfolgte Zusammentritt von sechs österreichischen Provinziallandtagen ist von dem Wiederaufflammen derselben nationalen Gegensätze und Leidenschaften begleitet worden, denen man auf nahezu allen Gebieten westösterreichischen Staatslebens begegnet. Auf dem böhmischen Landtage haben die Czechen sich durch ihren Vorschlag, die Virilstimme des deutschen Universitäts-Rectors ruhen zu lassen, bis dem Repräsentanten der neuen czechischen Hochschule das gleiche Recht erteilt worden, so eclatant in das Unrecht gesetzt, daß sie trotz der Vorherrschaft der nicht-deutschen Elemente den Kürzeren ziehen mußten. Wie wenig man sich auf czechischer Seite der natürlichen Grenze seiner Ansprüche bewußt ist, hat noch deutlicher die dem niederösterreichischen Landes Schulrath gestellte Zumuthung, in Wien mit der Begründung einer czechischen Schule vorzugehen, gezeigt. Politisch gesprochen erscheint dieses Ansinnen als vollendete Absurdität, vom czechischen Standpunkt als sträfliches Verlassen des alten Rechtsbodens, auf den man sich sonst so emphatisch stützte. Sollen wirklich die nationalen Machtverhältnisse den Ausschlag geben, so stellt sich der Schlesinger'sche Vorschlag, das böhmische Kronland in eine deutsche und eine czechische Hälfte zu theilen, unter einem ganz andern als dem ursprünglichen Gesichtspunkt dar, und hat das Jungczechenthum in der That einige Aussicht darauf, mit dem Geschick seiner altczechischen Gegner das eigene Geschick zu besiegeln und die gemäßigteren Elemente des böhmischen Großgrundbesitzes in das feindliche Lager zurückzutreiben. Zur Theilnehmerin an einer rein nationalen Agitation herabzusinken, dürfte die böhmische Aristokratie keine Neigung verspüren.

Inzwischen ist durch die kaiserliche Genehmigung des Gesetzes betreffend die Wahlreform für den Reichstag ein neuer Abschnitt der cisleithanischen Staatsentwicklung eröffnet worden. Charakteristischer Weise hat diese Mündigsprechung von hunderttausenden bisher von der Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen gewesener Staatsbürger in dem Lager der deutsch-liberalen Opposition die freudige Aufnahme nicht gefunden, auf welche Zugeständnisse an den demokratischen Zug der Zeit sonst rechnen durften. Liegt die Schuld davon an dem Umstande, daß eine weder deutsche noch liberale Regierung dieses Gesetz zu Stande zu bringen geholfen hat, oder hat es damit seine Richtigkeit, daß diese Reform der neuen Volkspartei ebenso gute, wie der

liberalen Verfassungspartei schlechte Dienste leisten wird? Das moderne Parteiwesen lebt einmal von der Hand in den Mund: über der Frage nach den nächsten Wirkungen und über der Nothwendigkeit, sich unerwarteter Weise auf Neuwahlen einzurichten zu müssen, wird die bleibende Bedeutung der wichtigen gesetzgeberischen Maßregel übersehen — und daß die nächsten Wahlen der Verfassungspartei nicht zu Gute kommen werden, gilt Freund und Feind für ausgemacht. Wer in letzter Instanz der Gewinner sein wird, erscheint freilich zweifelhaft, seit in nahezu allen constitutionellen Ländern die Erfahrung gemacht worden ist, daß liberales Wahlrecht und liberale Wahlen durchaus verschiedene Dinge sind. Die Erfahrungen, denen West-Oesterreich in dieser Hinsicht entgegengeht, werden auch für uns Reichsdeutsche von Interesse sein.

Auf dem östlichen Ufer der Leitha hat die Wiedertekehr der politischen Jahreszeit sich durch die unter dem Vorſitz des Kaisers eröffneten Minister-Conferenzen betreffend Feststellung des gemeinsamen Reichsbudgets, durch den Zusammentritt des ungarischen Reichstages und durch eine mehrtägige Judenbeze angekündigt, deren Veranlassung noch nicht vollständig aufgeklärt worden ist. — Für die Verschiedenheit der Bildungszustände von hien und drüben ist es höchst charakteristisch, daß diese Pöbelausbreitungen in einen Zeitpunkt entschiedenem Rückgangs der sogenannten Antisemiten-Bewegung in Deutschland gefallen sind. Für diesen Rückgang kann kein reibenderer Beleg angeführt werden, als der Dresdener Congreß, der den erwarteten Widerhall nirgend gefunden und nur ein Flügelbeschwingtes Wort, — des Hoßpredigers Stöcker Ausspruch zu Tage gefördert hat, „daß der Gedanke, die Antisemiten aus dem Lande zu schaffen, einstweilen populärer sei, als die von Herrn Henrici empfohlene gewaltfame Fortschaffung der Juden.“ In gewissen Kreisen der deutschen Gesellschaft werden die Schlagworte dieser Agitation noch eine Weile nachgesprochen und zur Wachhaltung socialer Antipathien benutzt werden; das sinn- und ziellose Treiben selbst hat in Deutschland seinen Höhepunkt hinter sich und wird politisch kaum mehr in Betracht kommen. Daß für Ungarn und Oesterreich nicht das Gleiche gilt, ist durch einen unparteiischen Sachkenner, den Verfaſſer der „Austriaca“, noch neuerdings behauptet und durch Ausführungen belegt worden, denen nicht wohl widersprochen werden kann.

Das eigentliche Problem der politischen Arbeit der habsburgischen Monarchie ist nach wie vor die Eingliederung Bosniens und der Herzegowina in den Kaiserstaat geblieben. Herr von Kallay's bosnischer Organisationsplan hat eine unerwartet günstige Aufnahme gefunden, durchaus fraglich aber ist es, ob es bei derselben bleiben wird, nachdem ziffernmäßig festgestellt worden, daß die Occupation der neuen Provinz im nächsten Jahre drei Millionen mehr kosten wird, als im Vorjahre verausgabt worden. Der provisorische Charakter des Verhältnisses, in welchem die neuen Provinzen zum Kaiserstaate stehen, läßt Aufwendungen für dieselben auch da bedenklich erscheinen, wo man die kurzfristigen Antipathien gewisser deutscher und magyarischer Kreise gegen das der politischen Nothwendigkeit gebrachte Opfer nicht theilt; bis zur Verwandlung dieses Provisoriums in ein Definitivum dürfte der Weg aber noch ein weiter sein. Zu den Rücksichten auf die inneren Schwierigkeiten der Sache und auf die Pforte kommt noch die Rücksicht auf Serbien, dessen Anschluß an das österreichische System mit der Hoffnung auf eine bosnische Compensation im engeren Zusammenhang steht. Im Verlauf des letzten Monats ist der vielbesprochene österreichisch-serbische Eisenbahn- und Zollvertrag endlich in Kraft getreten, die Aufmerksamkeit des Serbenlandes aber nicht sowohl mit dieser eminent wichtigen wirthschaftlichen Angelegenheit, als mit den Entdeckungen beschäftigt gewesen, welche in Sachen der „Quittungen“ von 1876 und 1877 gemacht worden sind. Das Unglück hat gewollt, daß unter den Aufkäufern der jetzt zur Auszahlung kommenden Forderungen der Zwangslieferanten aus der Kriegszeit, der gegenwärtige Präsident der Stupschina eine Hauptrolle gespielt hat und daß dieser der bedrängten Regierung außerordentlich wichtige und eng befreundete Herr in einen Proceß verwickelt ist, bei welchem es sich um arge Fälschungen dieser (für Spottpreise gekauften) Anweisungen auf die Staatskasse handelt. Daran ist von der slavistischen

Oppositionspresse Belgrads zu einem Wuthschrei gegen die die „Corruption der an Oesterreich verkauften“ Regierung Veranlassung genommen worden, dessen Wiederhall sich bis an die Newa fortgesetzt hat. Daß es unter den Catonen der in der Opposition stehenden panslavistisch-nationalen Partei zahlreiche Männer gibt, die als Mitglieder des früheren Cabinets an dem Quittungsschacher und an den zur Herabdrückung des Courfes dieser Bons angewendeten Kniffen den lebhaftesten Antheil genommen haben, hindert diese Partei natürlich nicht, die Sache wie ein in dem tugendhaften Serbenlande unerhörtes, direct auf Wiener Einflüsse zurückzuführendes Vorkommniß zu behandeln und alle ihr zur Verfügung stehende Schleusen sittlicher Entrüstung zu öffnen. Man trägt sich mit dem Plane, dem jungen Serben-Könige die Wahl zwischen Abdankung oder Entlassung seiner „österreichischen“ Minister zu stellen, und nach erfolgter Erledigung des Thrones entweder eine aus Führern der Nationalpartei bestehende Regentschaft einzusetzen oder — den Fürsten Alexander von Bulgarien nach Belgrad zu berufen. — Wie weit diese in der slavischen und russischen Presse viel besprochenen Pläne vorgeschritten sind, muß sich zeigen; allzugefährlich scheint es um dieselben nicht bestellt zu sein, denn König Milan weilt zur Zeit in Wien. Immerhin liegen die Dinge so, daß das österreichisch-serbische Bündniß in Serbien auf eine hartnäckige Opposition gestoßen ist, und daß dasselbe auf allzuernsthafte Proben nicht gestellt werden darf. Die härteste Probe aber würde eine österreichische Annexion der von „Stammesbrüdern“ des Volks der Serben und Raizen bewohnten bosnischen Länder sein. Schon aus diesem Grunde wird es vorläufig beim Alten bleiben und zunächst der Versuch gemacht werden müssen, in Serbien die erobrende Kraft des Handelsvertrages, in Bosnien und der Herzegowina die Segnung geordneter Zustände das ihrige thun zu lassen.

Von den beiden europäischen Zwischenfällen des abgelaufenen Monats, dem türkisch-griechischen Grenzconflict und der im Schoße der internationalen Donau-Mündungs-Kommission zu Tage getretenen Meinungsverschiedenheit, läßt sich annehmen, daß sie bloße Zwischenfälle bleiben werden. Auf sich selbst angewiesen, ist das Königreich der Hellenen nicht in der Lage, es auf einen ernsthaften Zusammenstoß mit der Pforte ankommen zu lassen; daß auf auswärtige Unterstützungen nicht zu rechnen ist, weiß Herr Conduriotis aber unweifelhaft genau genug, um danach seine Maßregeln zu nehmen. — Bei der Donaumündungs-Streitigkeit handelt es sich um die bereits vor einigen Jahren aufgeworfene und damals verneinte Frage, ob die Regierung des den nördlichen Donauarm (die sog. Kilia) einschließenden Landes das Recht habe, von sich aus Versuche zur Schiffbarmachung dieses Gewässers anzustellen. Die zu Bessarabien gehörigen Ufergebiete der Kilia standen zur Zeit, als diese Controverse das erste Mal spielte (Ende der sechziger Jahre), unter rumänischer Hoheit, während sie heute Rußland einverleibt sind. Sachlich kann das um so weniger einen Unterschied machen, als das damalige internationale Veto gegen das bescheidene Project einer Austiefung der Kiliamündung gerichtet war, während gegenwärtig die Ausgrabung eines förmlichen neuen Kanals in Aussicht genommen sein soll. Da die Sache eine weit aussehende ist, die Ausführung des Kanalprojects mindestens ein Jahrzehnt in Anspruch nehmen würde, und da Rußland keinen Grund haben kann, es einer so geringfügigen Sache wegen auf einen förmlichen Conflict ankommen zu lassen, spricht alle Wahrscheinlichkeit für eine friedliche und geräuschlose Erledigung.

Zur Vermeidung von Allem, was den ruhigen Gang der Ereignisse stören könnte, hat Rußland gerade gegenwärtig reichlicheren Grund als jemals. Täuschen die Anzeichen nicht, so ist eine gewisse Reaction gegen die Aufregungen und Auflösungen der letzten Jahre eingetreten und das Bedürfniß nach Ruhe um jeden Preis einer großen Anzahl von Russen wiedergekehrt, die den Stillstand sonst für das größte aller Uebel anzusehen gewohnt waren. Nicht daß wir den herkömmlichen officiellen Redensarten von Wiederherstellung des Vertrauens irgend welche Bedeutung oder der glücklich absolvirten Moskauer Reise Kaiser Alexander's III. den Sinn einer Neuconsolidirung der Monarchie beilegen wollten; mit der Trügligkeit von Schlüssen solcher Art sind

gerade in Rußland so zahlreiche Erfahrungen gemacht worden, daß man von falscher Sicherheit nirgend weiter entfernt sein dürfte als in Petersburg oder Moskau. Für sehr viel Charakteristischer ist es anzusehen, daß der Minister des Innern Graf Tolstoy eben jetzt mit dem neuen, ihm angeblich von seinem Vorgänger hinterlassenen Preßgesetz hervorgetreten ist und daß man diese rigorose, den letzten Rest von russischer Preßfreiheit beseitigende Maßregel sehr viel gleichgültiger ja phlegmatischer aufgenommen hat, als noch vor einem halben Jahr möglich gewesen wäre. Ein anderes Zeichen der Zeit ist der unerwartete Sieg, den dieser zunächst conservative, erst in zweiter Reihe nationale Minister, in einer an und für sich secundären aber darum nicht minder charakteristischen Angelegenheit über seine sämmtlichen Collegen davongetragen hat. Zwischen dem Gouverneur von Livland und dem mit der Revision der Ostseeprovinzen betrauten Senateur Manassein war es zu einem heftigen Conflict gekommen, weil der Erstere (ein sonst gefügiger Bureaukrat) dem Letzteren (einem ausgesprochenen Slavisten) den Vorwurf gemacht hatte, durch gewisse Erhebungen über die Verhältnisse der bäuerlichen Grundeigentümer und Pächter den öffentlichen Frieden stören, die Begehrlichkeit und die nationalen Leidenschaften des lettischen und esthnischen Landvolks der Ostseeländer aufstacheln zu wollen. Graf Tolstoy, der die Richtigkeit der von dem Gouverneur erhobenen Beschwerde nur allzu genau kannte, stellte sich auf die Seite dieses Beamten, und wußte gegen das Votum seiner Collegen durchzusehen, daß der Kaiser Herrn Manassein ein verändertes Verhalten zur Pflicht machte. Dieser Sieg des Vertreters der Mäßigung ist nur daraus zu erklären, daß die in Finnland und in Livland gemachten Erfahrungen (in beiden Ländern sind neuerdings russische Beamte und Officiere, die sich für Vertreter der nationalen Sache ausgaben, als Nihilisten verhaftet worden), der Regierung zur Warnung gereicht haben, und daß der Zustand relativer Ruhe und Sicherheit, dessen man sich während der letzten Monate zu erfreuen gehabt, derselben Regierung den Muth gegeben hat, sich wenigstens gelegentlich von der Vorherrschaft der nationalen Fanatiker zu emancipiren. Nach den neuesten aus den russischen Ostseeprovinzen eingegangenen Nachrichten hat es freilich den Anschein, als sei die Aufsehung des Landvolks gegen die deutsche Aristokratie und die Städte bereits so weit vorgeschritten, daß die neugefaßten guten Absichten der Regierung zu spät kommen. Aus dem nördlichen Livland wurden dieser Tage Blünderungen bei Gelegenheit eines Jahrmärkts, aus Kurland so zahlreiche Brandstiftungen gemeldet, daß begreiflich erscheint, wenn die deutsche Bevölkerung dieser Länder den Eindruck hat, auf einem von russisch nationalen Einflüssen abichtlich unterminirten Boden zu stehen. Im Innern Rußlands haben Störungen der öffentlichen Ruhe schon seit einiger Zeit nicht mehr stattgefunden. Während die Nachrichten darüber, ob die Krönung in diesem Jahre stattfinden soll, noch immer weit auseinander gehn, scheint festzustehen, daß der Hof den Winter in St. Petersburg zubringen wird. Diese Nachricht zusamment den Meldungen über einen wenigstens erträglichen Ernteausfall und über unerwartete Mehreinnahmen in einzelnen Verwaltungszweigen haben den tiegesunkenen Muth der Residenzbewohner an der Newa wenigstens für den Augenblick gehoben. Alles deutet darauf hin, daß die an sich unaufhaltsame Zersetzung der russischen öffentlichen Zustände wenigstens für den Augenblick zu einer Art von Stillstand gebracht worden ist. Diese Gunst der Lage durch auswärtige Verwickelungen zu stören, wird die St. Petersburger Regierung schwerlich Neigung verspüren. Ist es doch bisher nahezu Regel gewesen, daß die Actionslustigen immer und in Zeiten erhöhter innerer Schwierigkeiten das Uebergewicht erhielten.

Literarische Rundschau.

Neue Faust-Commentare.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, Börschen. 1881.

Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt von Hermann Schreyer, Dr. phil., Professor zu Pforta. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1881.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von R. J. Schröder. Erster und zweiter Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Daß die Deutschen nicht müde werden, Commentare über Goethe's Faust zu schreiben, zeigt der Augenschein. Ob sie auch nicht müde werden, dieselben zu lesen? Darüber müßten die Verleger Auskunft geben. Ob alle diese Commentare nothwendig sind? Darüber hat die Kritik sich zu äußern; und zwar muß sie im Allgemeinen bekennen, daß das Bedürfniß, über den Faust zu schreiben, verbreiteter ist, als der innere Beruf dazu, daß der Wunsch, sich als Faust-Commentator gedruckt zu sehen, mit der Fähigkeit, etwas Originelles, Wissens- und Lesenswürdiges über das gewaltigste Werk unserer neueren Literatur vorzubringen, nicht gleichen Schritt hält. Auf eine gute, wirklich fördernde Faustuntersuchung kommen allemal zehn ganz oder theilweise überflüssige; und man muß von Glück sagen, wenn eine thatsächliche Mittheilung, eine vereinzelte Berichtigung, eine glückliche Paraborie für lange Wiederholungen von bekannten Dingen entschädigt. Die Entfugung und Selbstkritik, nur wirklich Neues zu veröffentlichen, wird den Arbeitern in Faust's Weinberge wohl noch lange fehlen. Nie sagt ein Faust-Erklärer, wenn er die Arbeiten seiner Vorgänger prüft: *Vestigia terrent*. Und wir werden ohne Zweifel nächstens erleben, daß irgend ein fleißiger Sammler ohne eigenes Urtheil, wie es deren so viele gibt, aus den vorhandenen Commentaren einen Gesamt-Commentar schmiedet, worin wir alle überhaupt jemals aufgestellten Ansichten bequem neben einander überschauen könnten. Ein Abschluß aber wäre das noch lange nicht! Vielmehr würde die Fluth dann nur um so rascher steigen. Muß doch der gewissenhafte Beobachter gestehen, daß die rechte Art, den Faust zu erklären, eben erst beginnt und daß ihre Aufgabe, im strengsten Sinne der Philologie und Aesthetik genommen, ungemein schwer und wohl nur durch fortgesetzte gleichgerichtete Thätigkeit Mehrerer annähernd zu lösen ist.

Jedermann weiß, daß die Arbeit am Faust sich durch Goethe's ganzes schriftstellerisches Leben hindurchzieht; und Jedermann, der auf sich selbst achten will, kann bemerken, daß das Fallenlassen und Wiederaufnehmen, die Entfremdung und das

Zurücklehren bei dichterischen und überhaupt bei allen literarischen Arbeiten gewisse Unebenheiten, Inconsequenzen, Incongruenzen, bewußte oder unbewußte Abänderungen des Planes zur Folge hat, welche nur so weit hinweggeschafft zu werden pflegen, als sie dem Verfasser selbst auffallen, die ihm aber in der Regel nicht alle auffallen, so daß eine scharfe und genaue Interpretation, wenn sie nur wirklich ganz scharf und genau ist, die übrig gebliebenen nothwendig entdecken und hervorheben muß. Von derartigen Unebenheiten ist Goethe's Faust voll; und eine strenge ästhetisch-philologische Betrachtung darf an ihnen nicht vorübergehen. Sie wird auch, wenn sie in den rechten Händen liegt, auf stilistische Unterschiede achten und, da sich die allmälige Entwicklung von Goethe's Stil sehr wohl erkennen läßt, den einzelnen Partien ihre richtige Stelle in dieser Entwicklung anweisen müssen. Ein Angriff auf Goethe's unsterbliches Werk liegt hierin gar nicht. Der Interpret erfüllt nur seine Pflicht; und eine so schlechte, oberflächliche Redaction, wie sie etwa die Wanderjahre aufweisen, wird er im Faust kaum zu tabeln finden. Fände er sie aber doch, welchen Sinn hätte es, sie zu verwischen, zu verkleistern? Braucht Goethe kleinliche Schußschriften? Braucht er entschuldigende Advocaten, wie ein armes Schriftstellerlein, das von einer unbefangenen Kritik verminderten Absatz seiner allerwerthesten Geistesproducte fürchten muß? Darf doch die strenge Interpretation ihrerseits auch nicht vergessen, daß durch die Discrepanzen, die sie aufdeckt, die Wirkung im Großen bei einem großen Künstler selten beeinträchtigt wird und daß ein Kunstwerk sehr wohl eine Einheit sein kann, wenn es auch die Spuren der Unvollendung, ungleichen Arbeit, mangelhaften Feile sichtlich aufweist.

Keine der obengenannten Schriften kann zu den bedeutenden Förderungen der Faustliteratur gerechnet werden. Keine faßt die soeben angedeuteten Ziele einer höheren Interpretation, welche zugleich die höhere Kritik ist, energisch in's Auge. Keine macht daher auch nur den Versuch, gewisse Schwierigkeiten des Verständnisses, die sich bei genauer hingebender Lectüre aufdrängen müssen, zu heben. Wir geben zwei Beispiele.

Faust hat im ersten Monolog den Entschluß gefaßt, auf und davon zu gehen; nur das geheimnißvolle Buch will er mitnehmen; Natur soll ihn unterweisen; von trockenem Sinnen in dem dumpfen Mauerloche hofft er nichts mehr . . . wir denken, nun wird er fortgehen. Aber nein! Die Geister, die ihm soeben noch unerreichbar schienen, umschweben ihn. Warum? Durch welche Zaubermacht herangezogen? Das trockne Sinnen hilft also doch? Marbach verhüllt den Sachverhalt, indem er annimmt, daß im Folgenden immer nur Faust's eigener Geist zu ihm rede. Schreyer übergeht die Sache völlig. Schröder begnügt sich zu constatiren, daß Faust fort wolle: „Doch da auf einmal ist ihm, als ob ihn die Geister umschwebten.“ Es war doch mindestens festzustellen, daß Goethe das Motiv, das er eben noch ausgeführt, worauf alles Vorhergehende hindeutete, nun plötzlich und ohne daß man sieht, warum, fallen lasse.

Zweites Beispiel. Das Ende der Vertragsscene war bereits in dem Faustfragment von 1790 enthalten, und zwar begann das dort Ueberlieferte mit den Worten: „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen.“ Was jetzt vorhergeht, fehlte natürlich, weil es nicht vorhanden, weil der Anfang der Scene nicht geschrieben oder doch nicht fertig gemacht war. Kein Wunder, daß nach der späten Vollendung an dieser Stelle nicht Alles klappt, daß gleichsam die Naht sichtbar geblieben ist. Der Faust von 1790, der mit seinem Geist das Höchste und Tiefste greifen, der sein eigen Selbst zu dem Selbst der ganzen Menschheit erweitern will, der noch ganz Titan, ungebroschen, hohen Strebens voll ist, und dem durch Mephisto erst seine Kleinheit klar gemacht werden muß, darf keineswegs behaupten, wie der Faust von 1808 es thut, daß sein Busen von Wissensdrang geheilt sei oder daß ihn lange vor allem Wissen ekle. Ja noch mehr! Faust hat noch eben ein bestimmtes Programm gehabt: er will in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaft stillen; er will undurchdrungne Zaubershüllen durchbringen

und jedes Wunder zu seiner Verfügung haben; er will sich in das Raufchen der Zeit stürzen. Statt des Denkens und Wissens schwebt ihm ein rastloses Leben voll Genuß und Thaten vor; er rechnet dabei auf Gelingen und Mißlingen, wie es irdisches Streben mit sich bringt. Gleich darauf aber verschwindet dieses bestimmte Lebensprogramm und es ist ganz allgemein von Laumel, von schmerzlichem Genuß, verliebtem Haß, erquickendem Verdruß die Rede, womit eine völlig andere Gedankenreihe eröffnet, der Uebergang zu den ersten Versen des „Fragmentes“ gesucht, — aber nicht gefunden wird. Denn auch diese Verse entwickeln ein bestimmtes Programm, aber ein anderes: Faust will der Menschheit Krone erringen, sein Denken und Empfinden zu einer Welt erweitern, alle Gedanken, alle Gefühle der Menschheit durchdenken, durchfühlen, erkennen, genießen, erleiden — und auf dieser Höhe der Menschheit sterben. Er will, was Goethe's Prometheus von den Göttern verlangen würde, wenn sie es gewähren könnten: „Bermögt ihr“, sagt er zu Merkur, „mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?“ Und der Tod schwebt ihm vor, wie derselbe Prometheus ihn der Pandora erläutert: „Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde du ganz erschüttert Alles fühlst, was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen, im Sturm dein Herz erschwillt, in Thränen sich erleichtern will und seine Gluth vermehrt und Alles klingt an dir und bebzt und zittert und all die Sinne dir vergeht und du dir zu vergehen scheinst und sinkst und Alles um dich her verfinst in Nacht und du in inner eigenem Gefühle umfassest eine Welt: dann stirbt der Mensch.“

In diesem Lebensprogramm, wie man sieht, ist nicht vom Handeln und sinnlicher Leidenschaft die Rede, worauf die früheren Worte Faust's so entschieden hingewiesen. Was dazwischen liegt, soll von dem einen Programm zum andern überleiten und enthält doch nur eine blendende, an sich wunderschöne, in diesem Zusammenhang aber leere und ungehörige Declamation. Der eigentliche Uebergangssatz vollends!

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Die zwei ersten Verse von 1808, der dritte und vierte von 1790! Der Uebergang ist genial: auf die zwei reimlosen Verse des „Fragmentes“ waren Reime zu finden, und der Gedanke scheint vortrefflich zu stimmen: es wird der Schein erzeugt, als ob die beiden ersten Verse dem Schmerz, die beiden darauffolgenden der Freude gälten. Sieht man aber näher zu, so ist das keineswegs der Fall. „Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,“ das umfaßt schon an sich Freude und Schmerz, Wohl und Wehe; ja es umfaßt noch mehr, es umfaßt auch das Höchste und Tiefste, das Faust mit seinem Geiste greifen will. So haben der dritte und vierte Vers durch die spätere Ergänzung einen ganz anderen Sinn bekommen; der Accent scheint jezt auf dem Genuß im Gegensatz zum Schmerz zu liegen, und doch widerstrebt der Wortlaut. Völlig klar wird die Stelle nur, wenn man sich ihre Entstehung vergegenwärtigt, wie wir soeben versucht.

Und nun, was sagen unsere Commentatoren? Marbach gleitet sachte vom ersten Lebensprogramm zum zweiten über. Faust fühle sich zum Teufel herabgestoßen („in deinen Rang gehö' ich nur,“ sagt er zu Mephisto); aber er wolle den Beweis liefern, daß er in diese niederträchtige Gesellschaft nicht gehöre, daß sein Streben ein höheres sei, und er wisse, daß es sich dabei nicht bloß um ihn, den Einzelnen, handle, sondern um Alles, was Mensch heiße: deshalb will er den Jammer der ganzen Menschheit auf sich nehmen. Nur den Jammer? Aber es ist klar, daß der Interpret auch sonst dem Dichter seine Gedanken unterchiebt und daß er die Schwierigkeiten, um die es sich handelt, mit nichten löst. Ebenso geht Schröder darüber weg. Und Schröder bemerkt zu dem Vers: „Mein Busen“ u. s. w., daß von hier an der Gedankengang Faust's wieder umschlage und idealen Hintergrund gewinne. Bedarf dieses „Um-

schlagen“ keiner Erklärung? Die vorangehenden Verse vom Taumel, vom schmerzlichsten Genuß sollen sich auf die sinnliche Liebe beziehen; und der Interpret knüpft daran einen Ausfall auf neuere trivole Theorien, der wirklich besser weggeblieben wäre. Die Beziehung ist ganz richtig: der „Taumel“ steht der „Freude“, dem Glück entgegen: aber Faust's erstes Lebensprogramm sprach nicht bloß von sinnlicher Leidenschaft und redete von jenem Wechsel zwischen Gelingen und Verdruß, den alles Streben mit sich bringt, nicht von verliebtem Haß, erquickendem Verdruß, nicht von einem Genuße, der an sich selbst kein Glück, keine Freude ist.

Zur weiteren Charakteristik der obengenannten Commentare bemerken wir nur Folgendes. Marbach und Schreyer liefern im Wesentlichen Inhaltsangaben, bei denen das, was ihnen als der Kern der einzelnen Scenen erscheint, auf gewisse Hauptgedanken bezogen wird, welche ihrerseits die Einheit der ganzen Dichtung ausmachen sollen. Auch eine strengere Betrachtung, wie wir sie wünschen, mag diese Einheit erforschen und in's Licht setzen. Sie wird aber nicht darauf ausgehen, dieselbe so weit als möglich in den vorliegenden Text hineinzuinterpretiren; sondern sie wird sich überall unbefangen fragen: wie weit herrscht Einheit? Und sie wird sich nicht sträuben, den Mangel der Einheit anzuerkennen, wo genaue Erklärung darauf führt.

Marbach erzählt eine hübsche Geschichte aus seiner Jugendzeit, wie er nach Weimar gekommen, in der Absicht, womöglich Goethe zu sehen, wie er durch eine glückliche Fügung ihn beinahe gesprochen hätte, wie aber diese Hoffnung sich doch nicht erfüllt und wie er dann in Goethe's Gartenhäuschen eindringt und Verse niederschreibt auf ein Blatt, das Goethe's eigene Schriftzüge trägt, und wie ihn das nachher reut — doch man muß das Weitere bei ihm selbst nachlesen.

Schreyer fügt seiner Erläuterung einen zweiten Theil hinzu: „Goethe's Faust als einheitliche Dichtung vertheidigt.“ Seine Bemerkungen können wenigstens als Ausgangspunkt fernerer Discussion dienen und dadurch fruchtbar werden.

Schröder's Erklärung ist mit einer neuen Edition verbunden, welche gewissermaßen neben Herrn v. Voepers commentirte Ausgabe tritt und sich ihr gegenüber zu behaupten suchen muß. Herr v. Voepers hat die Verdienste der neueren Arbeit wiederholt selbst anerkannt; und ohne Zweifel haben beide neben einander Platz. Ob aber, was Schröder Nützliches und Neues bringt, nicht in einzelnen Bemerkungen niedergelegt werden konnte, darf mindestens gefragt werden. Im Texte bedauern wir, nicht Goethe's eigene oder doch von ihm selbst gebilligte Interpunction streng nach der Ausgabe letzter Hand beibehalten zu finden. In den Erklärungen scheint uns manches Wünschenswerthe zu fehlen, und manches Vorhandene nicht wünschenswerth. Was sollen Citate aus Brellers griechischer Mythologie, wo es sich um Erklärung bekannter Dinge handelt? War es unmöglich, die Hilfsmittel zu erforschen, deren sich Goethe selbst bediente? Auch vieles Altheutsche war leicht zu entbehren, und die betreffenden Angaben sind nicht einmal immer richtig: Einzelheiten gehören nicht hierher. Der Hauptfortschritt wird darin beruhen, daß der neue Interpret viele Stellen mit einer Erklärung versah, an denen man bisher achtlos vorübergegangen. Und findet dieser oder jener Leser, daß er solche Erklärungen nicht gebraucht hätte, so mag er denken, daß andere Leser vielleicht nicht auf der Höhe seiner Einsicht stehen und daß der Commentator auch für den minder Scharfsinnigen sorgen muß. Wir machen uns unsererseits anheischig, zu beweisen, daß noch manche Stellen der Aufhellung bedürfen, die auch hier ohne Anmerkung geblieben sind.

Wilhelm Scherer.

Der Walujew'sche Roman.

Lorin. Roman in drei Bänden von Graf P. A. Walujew. Deutsche Ausgabe. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1882.

Gleich vielen anderen Erscheinungen russischen Lebens ist auch diese von Iwan Turgenjew vorausgesehen und vorausgesagt worden. Das Walujew'sche Buch ist der Roman aus der russischen großen Welt, „le grand monde russe, peint par lui-même“, den der Kammerjunker Kolomehjew der schönen Frau Sipjagin als Werk seines Freundes Wladislaw ankündigt. Der historischen Genauigkeit wegen hätte die Sache allerdings umgekehrt liegen und Frau Sipjagin Herrn Kolomehjew mittheilen müssen, daß ihr Freund und Gemahl seine Muhestunden einem Roman zugewendet habe. Zwischen dem Staatsmanne in „Neuland“ und dem Verfasser des Lorin besteht nämlich — doch das gehört nicht hierher, wo über das Walujew'sche Buch und nicht über den Grafen Walujew selbst, berichtet werden soll.

In Rußland zählt die Beschäftigung mit der schönen Literatur seit mehr denn hundert Jahren zu den Dingen, auf die ein Mann von Stande sich ohne Gefahr für seine gesellschaftliche Stellung einlassen darf. Namentlich in älterer Zeit ist russischen Dichtern und Schriftstellern der Musendienst sehr häufig als Herrendienst angerechnet und mit Erhebung in die Classe der vornehmen Leute gelohnt worden; noch häufiger ist es in Rußland vorgekommen, daß Leute von Rang und Stellung unter die Schriftsteller gingen. In die erste Kategorie gehörten — um von vielen Beispielen einige besonders bekannte zu nennen — die Justizminister Dershawin und Dmitrijew und der weiland Reichshistoriograph Karamsin, zu der letzteren Gribojedow, Fürst Wjäsenski, Wenjewitinow, Graf Solohub, die beiden Tolstoi, in gewissem Sinne auch Puschkin und Lermontow, die sich Zeit ihres Lebens zur hohen Aristokratie rechneten. Noch vor dreißig Jahren war die Behauptung Herzen's, daß die russische Literatur einen ausgesprochen aristokratischen Charakter trage, durchaus zutreffend und mußte es wesentlich aus diesem Umstande erklärt werden, daß in der Literatur dieses Landes auf je eine Schilderung aus einem Bauern-, Kaufmanns- oder Beamtenhause ein Duzend Darstellungen aus den Salons von Petersburg und Moskau kam. Seitdem ist auch in Rußland das „Volk“ entdeckt und diese Entdeckung politisch und literarisch mit so viel Eifer ausgebeutet worden, daß der Mensch auch jenseit der Weichsel nicht mehr mit dem, was bei uns Baron heißt, anfängt. Literatur und Schriftstellertum sind auch in Rußland demokratisirt, Schilderungen von und für gewöhnliche Menschen denjenigen der ausschließlichen Gesellschaft gleichgestellt worden. Gleichwohl ist von der alten aristokratischen Tradition so viel übrig geblieben, daß die Verwunderung über einen von einem ehemaligen Minister geschriebenen Roman in Rußland sehr viel geringer sein dürfte, als in Deutschland.

Wegen seines Romans wäre Graf Walujew wahrscheinlich nicht zum Minister gemacht worden und diesen Roman hätte er wohl auch ohne Minister gewesen zu sein, schreiben können. Ob er das ganz so, wie geschehen, gethan hätte und ob zwischen der Ministerchaft des Verfassers und dem Inhalt des Buches alle Zusammenhänge fehlen, ist eine andere Frage.

Der dreibändige Roman „Lorin“ erhebt den Anspruch mehr als eine Sitten- und Gesellschaftsbilderung zu sein: er will für ein poetisch empfundenes, einem dichterischen Bedürfniß entsprungenes Werk angesehen werden. Es handelt sich in diesem Buche um die Lösung eines „Problems des Herzens“, eines der Räthsel, welche die Beziehungen zwischen Mann und Weib zu rathen aufgeben und die nur poetisch gelöst werden können. Den Dichter zum Dichter macht (wie Weislingen's Franz sagt) „nur das volle, von einer Empfindung übervolle Herz.“ Eine gewisse Fähigkeit, lebhaft zu empfinden und dieser Empfindung Ausdruck zu geben, kann dem Verfasser des Lorin nicht wohl bestritten werden. Der Gebrauch, den er von derselben macht, ist aber so

eigenthümlicher Art, daß dem Leser die Frage nahe liegt, ob Graf Walujew wohl jemals gewußt haben mag, was es mit einem von einer Empfindung vollen, übervollen Herzen eigentlich auf sich hat. — Der Leser hat natürlich ungeheuer viel zu lesen: schwerlich aber wird ihm ein vom Standpunkt höherer Bildung geschriebenes Buch zu Händen gekommen sein, das von einer so eigenthümlichen Verzettlung oder (wenn das besser klingt) von einem so wunderlich gearteten Universalismus der Empfindung Zeugniß ablegt, wie das der Lorin thut. — Unrecht würde es sein, wenn man dem Verfasser Sentimentalität zum Vorwurf machen wollte. Sentimentalität ist von Weichlichkeit der Empfindung nicht zu trennen und Spuren einer solchen lassen sich dem vorliegenden Buche nicht nachweisen. Dafür aber sind die poetischen Empfindungen, die der Verfasser zum Ausdruck bringt, so reichlicher und so heterogener Natur, daß von einer großen und bewältigenden Empfindung, von einem Zuge, der durch das Ganze geht, nirgend eine Spur vorhanden ist. Bei einem praktischen Staatsmanne, dem das Leben unter der Abwicklung trockener Geschäfte vergeht, ist es erklärlich, wenn die Dinge, die außerhalb der erdrückenden Sphäre seiner Amtsthätigkeit liegen, ihn mehr oder minder poetisch anmuthen, sobald sie der gemeinsten Wirklichkeit entrückt sind, — der Dichter sollte zwischen diesen verschiedenen Arten von Eindrücken zu unterscheiden wissen. Werden die Nerven seines Empfindungslebens durch den Anmarsch eines wohl eingestübten Reiterregiments, durch die Wirbel einer elegant getanzten Mazurka oder durch die Töne einer Verdi'schen Melodie ebenso in Schwingung versetzt wie durch den Anblick der Salzburger Alpen oder den Schall der Abendglocke des St. Peter, und hält er für geboten, für alle diese inneren Erlebnisse unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen, so kann leicht geschehen, daß diese Theilnahme dem Dichter da versagt bleibt, wo er ihrer am dringendsten bedarf. Wer an der Rewa und an der Moskwa ebenso heimisch ist, wie am Rhein und am Tiber, wer den Einflüssen fremden Kirchenthums ebenso bereitwilliges Verständniß entgegen trägt, wie denjenigen der Kirche seines Volks und wen die Schauer der Ewigkeit beim Anblick einer vom Mondschein beleuchteten Ruine ebenso stark berühren, wie am Grabe seiner Geliebten, dem werden wir zu dem Reichthum seiner Bildung und Entwicklung Glück wünscheln dürfen: an der Stärke seiner Empfindung werden wir denselben Zweifel übrig behalten, wie an dem poetischen Gehalt derselben. Für einen russischen Minister mag die Fähigkeit über eine ganze Claviatur nationaler und dichterischer Empfindungen verfügen und dem Salon ebenso gerecht werden zu können, wie dem Exercierplatz, der Alpennatur und dem grandiosen Ernst der ewigen Stadt, von Werth sein: für den Dichter ist sie kein Gewinn gewesen. Das beweist der „Lorin“, den die Versabilität der poetischen Empfindungen seines Verfassers um jene Einheit des Tons und der Stimmung gebracht hat, der Turgenjew seine großen Wirkungen verdankt und die uns vollständig vergessen läßt, daß auch in der Brust dieses bedeutendsten Dichters der Gegenwart zwei Seelen wohnen.

Der Mangel an Einheit des Tons, an welchem der Lorin leidet, ist freilich noch durch einen anderen, äußeren Umstand bedingt. Der Aufbau dieses Werkes (oder wie man gewöhnlich sagt, die Composition) ist so „uneinheitlich“, so complicirt und so winkelig, wie immer möglich. Unaufhörlich wechselt der Schauplatz der Handlung, unaufhörlich treten neue Theilnehmer, Gehilfen, besangene und unbefangene Zeugen derselben auf und ab, ebenso häufig wechseln die Gegenstände der Verhandlung zwischen den Mitspielenden und wo die Sache all zu kraus zu werden droht, schiebt der Verfasser Briefe ein, in denen er den Ueberschuß dessen verwerthet, was er zu sagen hat. Und zwar Briefe von der soliden alten Art, die es nicht unter einem Duzend eng geschriebener Seiten macht und in denen es nicht auf die Mittheilung über bestimmte Thatfachen, Verhältnisse oder Stimmungen, sondern auf ein möglichst reichliches Beiwerk von allgemeinen, speciellen, gelegentlichen und völlig ab- und ungelegenen Betrachtungen über Welt und Leben hinauskommt. Ob Briefe solcher Art heut' zu Tage noch geschrieben werden, weiß ich nicht: mir ist dergleichen trotz ziemlich ausgedehnter Correspondenz mit Gliedern verschiedener Völkerfamilien

geschrieben niemals begegnet. Seine im Uebrigen völlig modernen Helden und Heldinnen aber läßt der Verfasser solche Briefe schreiben, weil er selbst dem Leser unendlich viel zu sagen hat. Dem ehemaligen Minister, der in ungezählte Details des russischen Lebens Einblick gewonnen hat, ist offenbar darum zu thun gewesen, über die Resultate seiner Beobachtungen genaue Rechenschaft abzulegen. Nicht nur, daß er uns Repräsentanten des staatlichen und des landschaftlichen Beamtenthums, bureaukratische und aristokratische Typen der Centralstelle, der Provinz, des städtischen und des ländlichen Kreises in ihrer amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit vorführt, er macht uns mit den speciellen Aufgaben und Sorgen dieser Männer so genau bekannt, als ob wir denselben zu Hilfe zu kommen berufen wären. Ueber die geeignetste Methode Ministerconferenzen abzuhalten, Informationen einzuziehen und Berichte zu erstatten, wird ebenso ausführlich gehandelt, wie über die Noth der russischen Landwirtschaft im Allgemeinen und der Viehzucht im Speciellen, wie über die Beziehungen zwischen Russen und Polen, Russen und Deutschen solchen aus den Ostseeprovinzen und solchen aus dem deutschen Reich; Stärken und Schwächen der griechischen Kirche, ihrer Diener, ihrer Gläubigen und Ungläubigen werden vom russischen und außerdem vom katholischen Standpunkte erörtert u. s. w. Etwa den Rasol (das kirchliche Schisma) ausgenommen, gibt es keine Erscheinung des russischen Lebens, mit der der Verfasser sich nicht auseinander zu setzen, der er nicht gerecht zu werden versucht hätte. Und weil der vornehme und gebildete Russe einen Haupttheil seiner Bildung der Fremde und „bildenden“ Reisen zu danken hat, wird der Leser nach Rom und Neapel, an die oberitalienischen Seen und in die Tiroler Alpen, nach München und nach Wiesbaden mitgenommen, Touristen aus aller Herren Ländern vorgestellt und darüber belehrt, daß diejenige russische Gesellschaft, in welcher der Verfasser sich bewegt, mit der Eigenartigkeit der Flora des Coliseo ebenso genau bekannt ist, wie mit den verschiedenen socialistischen Systemen des Abendlandes, den Vorzügen und den Gebrechen deutsch-protestantischer und romanisch-katholischer Civilisation. Beiläufig wird bei dieser Gelegenheit auch festgestellt, daß der Russe sich den fremden Eindrücken nicht bedingungslos hingibt, daß er zugleich Russe bleiben und Westeuropäer werden kann und daß er, wenn seine Zeit ihm ein Mal die Bestimmung auf sich selbst und sein Allerheiligstes gestattet, — dieses Allerheiligste regelmäßig russisch befindet. Darauf — so scheint es — kommt Alles an, denn in dieser Rücksicht gelangen sämtliche Hauptfiguren des Buchs zum gleichen Ergebnis. So geht es Lorin, dem Ideal des gebildeten jungen Russen, dem Officiere eines auf den Friedensfuß gesetzten Garde-Reiterregiments, bei dem die patriotische Gesinnung den Mangel jeder Art geordneter Thätigkeit ersetzt, — so der Gräfin Sinarda, die in dem Verhältniß zu Lorin Ersatz für ihre unglückliche Ehe und ihren mutterlos zurückgelassenen Sohn sucht, so der vortrefflichen Olga, die Lorin eigentlich liebt und die er schließlich heirathet, so endlich dem Baron Ringstahl, der Lorin's Geschichte lenkt und der — gleich Herrn Stolz in Oblomow — einen unentbehrlichen Factor des und vorgeführten russischen Lebens darstellt, ob er gleich einmal ein Deutscher gewesen ist. Worin das Wesen des russischen Allerheiligsten liegt und was seine Gewähr bildet, wird uns leider nicht gesagt. Das russische Leben soll ein Mal bejaht werden und weil seine einzelnen Erscheinungen sich durchweg unbefriedigend darstellen, läßt der Verfasser sich daran genügen, daß dieses Leben russisch ist und daß sich innerhalb desselben eine Summe guter Absichten nachweisen läßt, die unter Umständen in Thaten umgesetzt werden könnte. Zu solchen Thaten kommt es in dem Walujew'schen Roman aber ebensowenig, wie in der wirklichen Welt, die in diesem Romane geschildert werden soll, weil die Umstände und weil die Menschen nicht danach sind.

Hier dürfte der entscheidende Punkt liegen. Grundgedanke, künstlerische Tendenz und Methode des Verfassers sind von denjenigen der übrigen in Deutschland bekannt gewordenen russischen Novellisten durchaus verschieden. Mit dem poetischen Pessimismus Turgenjew's hat Graf Walujew ebenso wenig gemein wie mit dem politisch-socialen Pessimismus Gribojedow's, der Weltmüdigkeit Puschk'in's und Lermonow's,

oder den radicalen, beziehentlich slavistisch-nationalen Velleitäten der russischen Alerneuesten: im Grunde genommen ist das Schlusergebniß seiner Betrachtung der heutigen russischen Gesellschaft aber ebenso unbefriedigend, wie das jener Ankläger. Die erhebenden Empfindungen, mit denen der Verfasser des „Lorin“ die Feder aus der Hand gelegt haben mag, werden sich schwerlich auch nur einem unbefangenen Leser seines Buchs mitgetheilt haben. Dem Helden des Buchs muß ein Anderer den Ausweg aus der Sackgasse zeigen, in welche sein Verhältniß zu Sinaide ihn geführt hat; Lorin's eigenes Verdienst beschränkt sich darauf, daß er gutem Rathe gefolgt und durch eine schwere Krankheit in die Lage versetzt worden ist, seinen reichen Onkel verfühnen zu können. Einen Ausweg aus den verwirrten Verhältnissen, die vor uns ausgebreitet werden, hat wiederum der Verfasser nicht gefunden und wenn im Leben der Völker auch Todesfälle vorkommen mögen, die in Bezug auf Rechtzeitigkeit mit dem Ableben Sinaidens verglichen werden können, so pflegen die wohlhabenden Anverwandten, die die Sache materiell in's Geleise bringen, regelmäßig, die fremden guten Rathgeber in der Mehrzahl der Fälle zu fehlen. Einerlei, ob man die Bedeutung dieses Buches auf der poetischen Seite oder in seinem sittengeschichtlichen Beiwerte sucht, Trost für das russische Leben läßt sich aus dem „Lorin“ nicht schöpfen. Auf einen solchen ist es von dem Verfasser aber doch wohl abgesehen gewesen. —a—

Presber's „Rheinische Novellen“.

Rheinische Novellen von Hermann Presber. Zweite Auflage. Leipzig, Theodor Thomas. 1882.

Diese Novellen kamen zuerst im Jahre 1859 unter dem Titel „Wolkentufutsheim“ heraus. Der Titel der neuen Auflage wird sicher dazu beitragen, sie denjenigen weiteren Kreisen unseres Publicums zu empfehlen, welche hinter der ursprünglichen Bezeichnung etwas Phantastisches vermuthen könnten, was nicht nach Febermanns Geschmack ist; Etwas, das nicht auf der Erde, sondern in den Wolken spielt. Aber Nichts wäre weniger gerechtfertigt. Denn unmittelbare Wirklichkeit ist in diesen Novellen; eine schöne Wirklichkeit freilich und überall vergolbet von den Strahlen der Poesie. So scharf umgrenzt indessen ist der Schauplatz, daß es nicht schwer fällt für das Fürstenthum Luftenburg das ehemalige Herzogthum Nassau, Wiesbaden für die Residenz Windig und Albesheim für das kleine „durch reizende Lage, edeln Wein und originelle Bewohner jesselnde Rheinstädtlein Wolkentufutsheim“ zu setzen.

Vor Jahren, sagt der Verfasser im Vorwort, wurden diese Novellen „in fröhlichem Jugendmuth“ niedergeschrieben. Sie haben durch den Verlauf der Zeit Nichts verloren; vielleicht noch gewonnen. Denn was die Jugend Schönstes hat, ist darin und entzückt uns darum nicht minder, weil wir inzwischen älter geworden sind. Es ist die Leidenschaft und der Enthusiasmus, es ist auch die Sentimentalität, es sind die Thorheiten und Illusionen und all' die „süßen Geleien“ der Jünglingsjahre darin. Wie wär' es auch sonst die Jugend? Aber ein Zug leichten und gutmüthigen Spottes, jener Selbstironie, die sich so gern einfindet, wenn man erst „darüber hinaus“ ist, hebt jede Spur von Uebertreibung auf; und mehr noch ruht über den bescheidenen Lebensläufen, welche dieses Büchlein uns vorführt, über allem Leid und aller Lust ein ungemein wohlthuender, erquickender Humor, fein und durchsichtig wie ein Schleier oder Duft.

Presber's Humor ist nicht von der zubringlichen und grobkörnigen Sorte; kein solcher, der wie Harlequin seine Meinung mit dem Zaunpfehl illustriert oder die Worte verrenkt, wie jener die Glieder; nein, decent, zurückhaltend, ein wenig schüchtern, immer ein Ergebniß der Situation und niemals von Außen in sie hineingetragen. Dennoch steigert sich die gute Laune nicht selten zu jugendlicher Ausgelassenheit und reißt zu herzhaftem Gelächter hin, wie z. B. in den Reminiscenzen an die Bürgerwehrzeit des Jahres 1848, im „Lämpeler“; oder erhebt sich zu wahrer Komik voll von Schwänken und allerlei Späßen, wenn er den „scheelen Kasper“ oder die auserlesene Gesellschaft von Originalen, Subalternbeamten, Schreibern und Musikanten in der „Villa Scherr“ zeichnet. Mit wenigen Strichen steht solch ein Wesen wie der „Herr Kanzlist“ Scherr oder der „Concipist“ Riß vor uns. Ihr Zusammenleben und ihre Unterhaltungen sind das Drolligste, was man sich denken kann. Es ist kein überflüssiges Wort darin; Alles hat Bezug, Alles zielt auf den tragischen Ausgang, der uns nicht unvorbereitet trifft, aber in dieser Mitte von Alltäglichkeiten um so mehr erschüttert. Der Ausdruck ist immer knapp, der Ton der Erzählung einfach, schlicht, ohne sonderlichen Apparat: aber was erzählt wird, lebt mit den geringsten Nebenumständen vor dem Auge des Lesers.

Durch das ganze Buch ist jene ahnungsvolle Stimmung festgehalten, in welcher das Knabenalter mit dem Jünglingsalter ringt. In diesen Novellen ist immer Februar oder März, und in das elementare Gähren und Brausen zwischen Winter und Frühling wehen die Stürme der großen politischen Bewegung von 1848. Ein grauer oder zerriffener Wolkenshimmel dehnt sich über der Rheinlandschaft aus; in einer Novelle, die den Namen des Westwindes führt, herrscht ganz jener weiche, dunkle Luftton, welcher dem Tag und Erwachen vorausgeht, und erst gegen das Ende hin kommen der Sommer und das Grün und die Reben zum Vorschein. Unter ähnlicher Beleuchtung sieht der Dichter die Frauen. Selten mag die Schülerliebe reizender geschildert worden sein, ihr ungestümes Sehnen und Verlangen, ihr kindisches Zagen und Zurückweichen. Solch ein holdes leichtfertiges Geschöpfchen wie die Schauspielerin Leonie mag manch einem heißblütigen, versemachenden Gymnasiasten begegnet sein; aber nicht viele haben das Glück, nachmals von einer reifen Schönheit wie Frau von Thivier bevorzugt und von einem lieblichen und rechtschaffenen Baccisch wie Zili zuletzt aus der Klemme gezogen zu werden. Sehr glücklich ist in dieses Liebesleben das erwachende Verständniß für Goethe verflochten, dessen Namen in der Auswahl deutscher Gedichte — ich glaube es ist Wadernagel's, auch in den heftigen Gymnasien damals eingeführtes Lesebuch gemeint — der „Lämpeler“ von einem Rosenkranz umgeben findet, mit den Worten Platen's darunter: „Doch um Goethe's erleuchtete Stirne glüh'n Rosen im Kranz.“ — In der bereits genannten Erzählung vom „Westwind“, der „aus fernem Ländern und von fernem Meeren kommt“, ist an die Stelle des Nacheinander in der Liebe die nicht minder charakteristische Erscheinung oder Verirrung des Nebeneinander getreten. Diese Doppelliebe führt jedoch nicht zu einer Katastrophe, wie in „Stella“; sanft, wenn auch schmerzhaft, etwa wie im „Grünen Heinrich“, löst die Natur selber einen Zwiespalt, der ihr widerstrebt. Nicht mit dem gleichen Erbarmen verfährt sie gegen das alternde Mädchen, dessen rührende Figur im Mittelpunkt der „Villa Scherr“ steht. Ein Menschenschicksal vollzieht sich hier, so trüb' und herb' und dennoch so ganz nach dem Leben, daß wir es nicht mehr vergessen zu können meinen. Arme Witze! — wer die kurze, traurige Geschichte Deiner unerwiderten, abgewiesenen Liebe gelesen hat, dem mag es wohl ergehen, wie dem Dichter selber: er wird immer, auch wenn er im Sommer und Sonnenschein an der verhängnißvollen Stelle des Rheines bei Dieberich vorüberfährt, an die Februarnacht denken, in welcher Du hier während eines furchtbaren Sturmes den Tod gesucht hast.

Diese beiden Novellen, „Villa Scherr“ und der „Lämpeler“, welche den Hauptbestandtheil des Bändchens ausmachen, sind zugleich die vorzüglichsten desselben. Man könnte sich versucht fühlen, der zweitgenannten dieser Novellen den Vorwurf einer nicht ganz stilgerechten Composition zu machen; denn in der That frappirt es, die Stimmung unter-

brochen zu sehen durch die tagebuchartigen Einschiebungen, welche zugleich einen Wechsel des Schauplatzes bedingen. Aber allmählig und im Weiterlesen gleicht dieser Mangel sich aus durch einen künstlerisch durchgeführten Parallelismus, welcher die reinsten Wirkungen hervorbringt. Ist es Zufall, daß an der Spitze der Sammlung eben dieser „Lämpeler“ steht, über dessen eigenthümlichen, uns Norddeutschen unverständlichen Namen wir erst am Schlusse dieser Erzählung, im Wirthsgarten des Herrn Fröhlich, auf der Regelfabrik unterrichtet werden: „er warf die Kugel nicht heftig, sondern, um einen Wolkentukutsheimer Ausdruck zu gebrauchen, er lämpelte, das heißt im Anfange glaubte man, die Kugel würde nichts treffen, dann traf sie aber zwei, drei Regelfabrikanten und diese rissen im Fallen und Rollen meistens die andern mit sich.“

Der Verfasser dieser anmuthigen Novellen besitzt ohne Zweifel Humor genug, um uns nicht mißzuverstehen oder übel zu nehmen, wenn wir den Ausdruck seiner Heimath ein wenig auf ihn selbst deuten. Es gibt auch Bücher, welche nur langsam und mit einem gewissen Zögern ihren Weg machen, wie die Kugel des „Lämpelers“; sie verursachen keinen Lärm und schlagen nicht mit Heftigkeit in die Masse hinein. Und dennoch wird immer ein kluger und verständiger Mann von der Partie sein, der sich nicht irre machen läßt und mit dem Weinmalkler der Novelle sagt: „den wähl' ich, der gewinnt das Spiel!“ Dreiundzwanzig Jahre sind seit dem ersten Erscheinen der „Rheinischen Novellen“ vergangen; viel Wasser ist seitdem den Rhein hinuntergeflossen, viel Flitter- und Rauchgold der Literatur, nachdem es eine Weile gegläntzt hat, verblaßt, verschwunden und vergessen. Aber frisch, wie am ersten Tage, sind diese Geschichten von Wolkentukutsheim; ihr Humor ist nicht veraltet, ihre Poesie hat noch immer den Zauber des nahenden Frühlings und an den biedern Rhein- und Kleinstädtern, ihren Worten und Thaten ergötzt sich eine zweite Generation von Lesern.

J. R.

o. **ß. Denkmal Johann Winkelmann's.** Eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herder's aus dem Jahre 1776. Nach der Kaffeler Handschrift zum ersten Mal herausgegeben und mit literarhistorischer Einleitung versehen. Von Dr. Albert Dunder, Erstem Bibliothekar in Kassel. Kassel, Theodor Kay. 1882.

Dem verdienten Herausgeber, der durch fleißige Forschungen aus dem Gebiet der heftigen Culturgeschichte sich sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist es geglückt, eine hundert Jahre hindurch verschollen gewesene Handschrift Herder's wieder aufzufinden, und er bietet uns nun das werthvolle Document in einem treuen Abdruck, und mit einer orientirenden Einleitung versehen, dar. Von der „Société des Antiquités de Cassel“, einer Stiftung des kunstliebenden Landgrafen Friedrich des Zweiten von Hessen, wurde im Jahre 1777 die Preisaufgabe gestellt, Winkelmann durch eine Gedächtnisschrift zu ehren; Herder bewarb sich, wurde aber durch den Göttinger Philologen Heyne aus dem Felde geschlagen. Aerger über seine Niederlage veranlaßte den empfindlichen Mann, gegen Jebermann von der Arbeit zu schweigen; und so ist es dem, durch Rudolf Haym's nachspülrenden Eifer angeregten Dr. Dunder vorbehalten gewesen, unter den Manuscripten der Sociétés diesen Schatz auszugraben. Reich an faßbaren Gesichtspunkten, und einer Fülle von Ideen, die in einer billigen, oft dichterisch gehobenen Sprache vorgetragen werden, gibt die knappe Schrift Herder's ein geistreiches Bild des Begründers unserer Kunstgeschichte, welche zugleich den gebotenen Ton der Lobrede ungezwungen festhält und doch nirgends die Verschiedenheit zwischen der Individualität des Geschilberten und dem Schilbernden zu verwischen trachtet; und es gewährt einen hohen Genuß, zu beobachten, wie bestimmt und wie fein, wie sicher und erfolgreich dem nach rein ästhetischen Kategorien urtheilenden einseitigen Verehrer der Griechen der überall auf das genetisch Gewordene zurückgehende, mehr begreifende als beurtheilende Völklerpsychologe sich entgegenstellt.

o. **ß. Schiller.** By James Sime M. A. Edinburgh and London, William Blackwood & Sons. 1882.

In der Sammlung von „ausländischen Classikern für englische Leser“, welche Mrs. Oliphant herausgibt, hat James Sime, auch bei uns durch sein Buch über Lessing bestens eingeführt, eine knappe, aber alles Wesentliche gut zusammenfassende Arbeit über Schiller erscheinen lassen. Die Vorzüge, die man seinem „Lessing“ nachrühmen durfte: Zuverlässigkeit der Forschung, Präcision und eine flotte Energie der Darstellung, haben auch auf das vorliegende Buch sich übertragen; der Autor packt seinen Gegenstand fest und bestimmt an und gestaltet mit jener gewissen sauberen Nettigkeit, die das besondere Eigenthum engländischer Schriftsteller ausmacht. In den Geist des deutschen Dichters, den man mit einem seltsamen Superlativ so gern den „nationalsten“ nennt, hat er sich hingebend vertieft, und ihn in allem Wesentlichen gut erfaßt, ohne daß er doch von dem Stoff erbrüdt würde, wie so oft deutsche Literarhistoriker: er

steht über seinem Stoff und kann ihn darum mit künstlerischer Feinheit formen. In seinem Urtheil ist er durchaus maßvoll, verständig, unbefangen, er gibt im Einzelnen manche hübsche, ästhetische Beobachtungen und weiß, mit zarter Rücksicht auch auf den unkundigen Leser, mannigfach zu belehren und anzuregen. Gelungen erscheinen uns besonders die Bemerkungen über Karl Moor, dessen Figur der Autor mit Recht weit über den aus Shakespeare'schen Reminiscenzen geborenen Franz stellt, und die Charakteristik Wilhelm Tell's; dagegen ist er „Kabale und Liebe“ nicht gerecht geworden, und in der Beurtheilung der Werke der letzten Periode Schiller's ist er von der laubläufigen deutschen Kritik mehr abhängig, als billig. Von den neueren Forschungen über Schiller scheinen ihm leider die in jeder Hinsicht so bedeutenden „Shakespeare-Studien“ Otto Ludwig's entgangen zu sein; die anderen Materialien, Quellen und Biographien, hat er alle vortrefflich benutzt und die wenigen geringfügigen Irrthümer, denen er dabei verfallen ist, wird man dem Ausländer gern nachsehen.

o. **Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.** Vom Beginn der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Rudolph Genée. (Publication des Vereins für Deutsche Literatur.) Berlin 1882, A. Hofmann & Comp.

Der Titel ist nicht wörtlich genau, denn es wird in einem der ersten Capitel auch von Koswitsa und dem mittelalterlichen Drama gesprochen; eine solche Grundlage war allerdings nicht zu umgehen, denn die Tradition ebenso der kirchlichen Festspiele wie der Fastnachtsspiele des Mittelalters läßt sich noch durch das ganze sechzehnte Jahrhundert und darüber hinaus verfolgen. Der Verfasser besitzt eine reiche Belesenheit auf dem Gebiete des älteren deutschen Drama's; insbesondere die Schätze der Berliner Königl. Bibliothek sind ihm wohlbekannt; und daß er überall aus den Quellen selbst schöpft, muß man bei einem Gegenstande besonders hoch anschlagen, der bisher viel mehr zu allgemeiner Urtheilen, die einer dem andern nachspricht, als zu wirklich quellenmäßiger Forschung angelockt hat. Aber es scheint uns, daß der Verfasser nach der entgegengeetzten Seite zu weit geht, daß er sich zu sehr mit den Quellen begnügt und auch die werthvollen wissenschaftlichen Bearbeitungen, die einzelne Theile seines Thema's doch neuerdings gefunden haben, außer Augen setzt. Wenn er z. B. S. 77 die schweizerische „Lucretia“ von 1533 als ein anonymes Stück aufführt, so hat er offenbar das Buch von E. Weller über das alte Volkstheater der Schweiz nicht benutzt, woraus (S. 23) er gelernt haben würde, daß die Tragödie von keinem Geringeren als Heinrich Bullinger herrührt. Das Weller'sche Buch müßte schon deshalb herbeigezogen werden, weil die Berliner Königl. Bibliothek gerade für das Schweizer Drama nicht sehr reich ist. Wenn Genée ferner in demselben Capitel S. 82 behauptet, der „Joseph“ des Theobold Gart lasse keine eigene poetische Schaffenskraft erkennen, so genügt es auf den durch Erich Schmidt besorgten Neudruck des Stückes (Erläuternde Literaturdent-

maler Bd. II. Straßburg, Trübner 1880) und Schmidt's Vorrede zu verweisen. Dies sind aber nur zwei Fälle von vielen. Mit der Vernachlässigung der bisherigen Arbeiten hängt auch zusammen, daß wieder von einem Verfall des deutschen Volksdrama's am Ende des 16. Jahrhunderts geredet wird, während man nur in Goedeke's „Grundriß“ die Uebersicht des späteren Straßburger Drama's oder die Charakteristik des Straßburger „Saul“ bei Gervinus zu lesen braucht, um sich von dem Gegenteil zu überzeugen; aber ein Mann wie Kaspar Brillow fehlt ganz bei Genée, und Wolfhart Spangenberg wird nur als Uebersetzer des Raogeorg genannt. Sehr auffallend ist dann die Kürze, mit der Andreas Gruppian und Christian Weise abgethan werden, besonders wenn man sie mit der ausführlichen Behandlung der englischen Comödianten vergleicht. Durchweg müssen wir dem Verfasser vorwerfen, daß er in der Charakteristik der einzelnen von ihm behandelten Dramen mehr Aeußerlichkeiten hervorhebt, als daß er sie innerlich zu erfassen suchte: das Drama des 16. Jahrhunderts kommt dabei wesentlich zu kurz. Nur wenn man so ein Stück ganz genau und in's Einzelne mit der Quelle vergleicht, aus der es geschöpft ist, nur wenn man die zarten Abweichungen erwägt, in denen sich persönliche Auffassung zeigt, kann man z. B. einem Dichter wie Hans Sachs gerecht werden.

5. **Literarische Studien und Charakteristiken** von Friedrich Kreyffig. (Nachgelassenes Werk.) Mit einer Einleitung von Dr. Julius Rodenberg. (Publication des Vereins für Deutsche Literatur.) Berlin, 1882. A. Hofmann & Co.

Die „Deutsche Rundschau“ erfüllt eine Pflicht dankbarer Pietät, wenn sie diesem Buch ein freundschaftliches Geleitswort auf den Weg mitgibt. Jahre lang hat der ausgezeichnete Schriftsteller, den ein vorzeitiger Tod uns entriß, in dieser Monatschrift des kritischen Amtes gewaltet; seine ausgebreitete Bildung, seine feine Empfänglichkeit, nicht zuletzt die unantastbare Ehrlichkeit des Charakters hatten ihn in seltener Weise dazu befähigt. Kreyffig riß niemals eine Persönlichkeit oder ein Werk aus dem geistigen Zusammenhange heraus; er hat immer danach gestrebt, jene Höhe zu erreichen, auf welcher man, unbeirrt durch Stimmungen des Tages, ungetrübte Klarheit des Urtheils zu gewinnen vermag. Er hat, zu seinem Ruhme sei es gesagt, niemals zu den sogenannten „geistreichen“ Kritikern gehört; er war zu ernst und zu tüchtig angelegt, als daß er jemals sich hätte in Scene setzen wollen. Gebiegen war er in seinem ganzen Wesen und diesen Zug hat er auch allen seinen Schöpfungen gegeben.

Das vorliegende Werk, durch eine Charakteristik des Todten eingeleitet, welche den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ zum Verfasser hat, enthält neun Essays, von welchen fünf ihren Stoff dem deutschen, vier dem französischen Geistesleben entnommen haben. Von den ersten sind besonders bedeutend: „Die deutsche Geistesbewegung vom Schillerfeste bis zum Bruche des Reiches mit Rom“ und „Ueber die pessimistische Strömung in der Literatur unserer Zeit“. Beide befunden jene Fähigkeit, sich in das Verbende zu versenken,

die einzelnen Erscheinungen im Zusammenhange mit dem Allgemeinen zu erfassen. Dabei blieb Kreyffig frei von dem Gelfisse, alles Leben in abstracte Gedankenbewegung aufzulösen; überall gibt er den Ideen durch kleine Jüge aus der Wirklichkeit Stütze und Halt. — Daß er unbeirrt von nationalen Vorurtheilen den französischen Geist verstand, weiß jeder Gebildete. Die vier Aufsätze („F. Heine und A. de Musset“, „Diderot und die Encyclopädisten“, „Beaumarchais“, „Ueber das gallische Element in der französischen Literatur“) liefern dafür einen neuen Beweis. Was besonders betont werden mag, ist der Geist des Wohlwollens, welchen er hier bekundet, der ihn jedoch nicht blind macht; das beweist sein Urtheil über Musset. Unsern Lesern das Buch zu empfehlen, ist wohl überflüssig, denn der Verfasser hat sich in den Kreisen unserer Zeitschrift viele Freunde gesichert; diese Zeilen hatten nur den Zweck es anzuzeigen. Es ist das Vermächtniß eines feinsinnigen Gelehrten, welcher zugleich Herz besaß; eines Talentes, das es nicht für überflüssig hielt, Charakter zu haben. Möge das Buch in dem Sinne von der Nation aufgenommen werden.

op. **Gedichte** von Martin Greif. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1881.

Trotz aller Ungunst des Zeitgeschmacks erhält sich unsere Lyrik auf einer glücklichen Höhe. Daß selbst auf diesem Gebiete das wirklich Gute sein wenn auch kleines Publicum findet, hat der späte Erfolg Heinrich Leuthold's bewiesen; auch Martin Greif, dessen Sammlung uns heute in zweiter Auflage vorliegt, scheint jetzt zu einer Anerkennung gelangen zu sollen, die sein schönes Talent lange verdient hat. Als ein Schüler Goethe's tritt er uns entgegen, der mit Blick nach prägnanter Einfachheit des Ausdrucks, nach poetischer Durchsichtigkeit und Klarheit strebt, und dessen nicht reiche, aber schöne Innerlichkeit in dem einfachen lyrischen Sang von Liebe und Natur ihr Bestes gibt. Es ist ein eng begrenzter Kreis, in dem der Dichter steht, aber auf dem unerschriebenen Raume steht er mit beiden Füßen und singt in reinen Tönen das ewig alte, ewig neue Lied. Ein Gefühl der Resignation, „männlich früher Gram“, tritt als das Bezeichnendste in der nicht sehr ausgeprägten Physiognomie Greif's hervor; der Dichter blickt zurück, in herbstlicher Stimmung, auf verlorenes Jugendglück. In den Balladen und Romanzen ist er oft nicht minder glücklich, aber auch manches Bestehte begegnet; er folgt bald mittelhochdeutschen Vorbildern, Walther von der Vogelweide, dem Riblungentied (wie in dem schönen, „flagen den Lied“), bald schließt er sich (wie in dem wunderlichen „Kind von Fehrbellin“) den historischen Volksliedern des 16. und 17. Jahrhunderts an, bald wieder den naturfreundigen Dichtern der schwäbischen Schule. Wird solcher Anschluß allzu eng, so ergiebt sich wohl ein anderer Effect, als der Dichter glaubt: „Apfelmoses Mittelgüte macht dem Obst uns zugethan. Auch die liebe Bohnenblüthe Seh'n wir mit Vergnügen an“ — solche Verse lesen sich in ihren steifen Archaismen wie Parodie und sind doch ernst gemeint. Eine sorglose Kindlichkeit des Ausdrucks macht sich hier bemerkbar,

die ein Dichter aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, etwa an Brodes erinnern kann, übrigens oft anmüthig wirkt; den bitterbösen und wohl auf kleine persönliche Kränkungen zurückzuführenden Epigrammen läßt sich diese anmüthige Wirkung weniger nachrühmen und wir hätten der an Schönum so reichen Sammlung ein reineres Aussehen gewünscht.

o **Brochhaus' Conversations-Lexikon.** Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten. In sechzehn Bänden. Zweiter Band, Atlas—Bibelklärung. Leipzig, F. A. Brochhaus. 1882.

In trefflicher Weise schreitet die dreizehnte Auflage von Brochhaus' Conversations-Lexikon fort: auf den alten, bewährten Grundlagen ein durchaus neues und zeitgemäßes Werk. Statt der 1920 Stichwörter, welche der correspondirende Band der vorigen Auflage hatte, weist der vorliegende mehr als die doppelte Zahl auf, nämlich 4125. Er bringt 27 Tafeln mit mehreren hundert Abbildungen, 11 geographische Karten und Pläne, daneben viele in den Text gedruckte Holzschritte. Sämmtliche Karten ebenso wie die schöne Tafel, welche die Organe des menschlichen Auges darstellt, sind im saubersten Farbendruck ausgeführt. Es versteht sich, daß fast alle Artikel neu geschrieben sind; von den größeren, eingehenderen, welche stets eine Zierde dieses Conversations-Lexikons waren, ausgezeichnet durch Fülle des Stoffes wie durch lichtvolle Darstellung und guten Stil, sind als besonders gelungen hervorzuheben der Artikel Berlin, mit einer vorzüglichen Karte von Berlin und Umgebung und einer Tafel Berliner Bauten; ferner Baden, Bayern und Belgien; und auf einem andern Gebiete Baustile (mit 12 Tafeln Illustrationen). Unter den biographischen Artikeln machen wir auf die über Beaconsfield und Berthold Auerbach aufmerksam. Nach wissenschaftlicher Genauigkeit strebend, ohne jemals die Grenzen des allgemein Verständlichen zu überschreiten, hat Brochhaus' Conversations-Lexikon immer an einer guten literarischen Tradition festgehalten; dieser Vorzug, der auch der neuen Auflage gewahrt ist, erhöht in nicht geringem Grade den bildenden und erziehenden Werth dieser großen und nützlichen Encyclopädie.

αβ **Raskasi is 1813 goda.** Reuter's Ut de Franzosentid in's Russische überfetzt von S. von Fleroff. Moskau 1881 (Ruski Vestnik). Verlag von Kattoff & Comp.

In wie hohem Grade der Volkscharakter von der Sprache gespiegelt, und der Charakter des Individuums von der Sprache bestimmt wird, zeigt diese Uebersetzung aus dem Niederdeutschen in's Russische. Auf einer genauen und feinen Kenntniß beider Sprachen beruhend, und mit großer Liebe gearbeitet, ist die Uebersetzung so gut, wie sie sein kann, und gibt Alles, was sie zu geben vermag. Aber gibt sie das Original? In dem Umriß, den die Thatfachen der Erzählung bilden, gewiß; in der Farbe, die von der ganzen geistigen Richtung der Sprache abhängt, viel weniger. Zwei verschiednere lin-

guistische Typen als der sächsisch und slavische lassen sich im civilisirten Europa eben nicht aufsuchen, und wo der eine zum vollen malarischen Ausdruck gelangt, wird der andere es immer schwer finden, eine Copie zu liefern. Die Bedeutungen niedersächsischer Worte sind eng, aber verständlich; warm, aber zurückhaltend; gutmüthig, aber nettsch; brav, aber verb. Von nahezu Allem findet im Russischen das Gegentheil statt. Mit einem bezeichnenden Idiomatismus nennt sich der Russe in Verstand und Gemüth eine „breite Natur“. Bescheidt und leichtblütig, ist seine Sprache reich an klugen und freundlichen Nüancen, aber verhältnißmäßig arm an Bedeutungen, welche die Stetigkeit des Kopfes und Herzens ausdrücken. Dazu kommt, daß die Mischungen anders vertheilt sind. Die russische Wärme ist nichts weniger als zurückhaltend, sondern eher demonstrativ; die russische Bravheit dagegen mehr reservirt. Die russische Rederei ist häufig nicht gutmüthig, die russische Gutmüthigkeit selten nettsch; die russische Klugheit durchaus nicht eng, aber dafür auch nicht immer verständlich und auf praktische Zwecke gerichtet. Um nur ein Beispiel anzuführen, mit welch naiver Innerlichkeit wirkt nicht das plattdeutsche „dat is woahr“, wenn es als Zustimmung zu einer verhältnißmäßig geringfügigen Aussage eines Anderen gebraucht wird? Wie tritt nicht darin die Wahrheitsliebe hervor, welche nichts Geringfügiges kennt, wo es sich um Wahrheit handelt; die Selbstachtung, welche eine so gewichtige Billigung fremder Bemerkungen wagen kann; und die Schwermüthigkeit, welche selbst Kleines überlegt, ehe sie es zugibt. Und dafür sagt der Russe: eto pravda, „dies ist Wahrheit, Gerechtigkeit, Gesetzmäßigkeit und Sündlosigkeit“. Denn alle diese Bedeutungen hat pravda, weil der Russe die sittliche Wahrheit nicht als ein inneres Gut an sich, sondern als eine Handlungsweise gegen Dritte aufsaßt, und so von der sachlichen Wahrheit, die durch ein anderes Wort bezeichnet wird, scheidet. Wie soll eine Uebersetzung von Gemüths schilderungen den Ton des Originals treffen, wo die Wortinhalte so weit auseinandergehen? Hat nicht einmal das Schrift-englisch, das unserm Platt so viel näher steht, eine entsprechende Uebersetzung der genannten Erzählung zu liefern vermocht, wie sollte es das ferne Russische? Zumal das geschriebene Großrussische, welches in so hohem Grade eine Literatursprache voll Abstractionen, mit Vermeidung vollständiger Färbungen und Verbindungen, ist. Nach Herrn Fleroff's Vorwort zu schließen, hat er dies, wie von einem so guten Kenner zu erwarten war, auch gefühlt, und würde lieber in den kleinrussischen Volksdialekt überfetzt haben, — wenn derselbe gedruckt werden dürfte. Aber die Nationalität in ihrer gegenwärtigen Auffassung duldet das nicht.

Wir fügen unserer Notiz hinzu, daß Herr von Fleroff eben auch Hoffmann's „Rusknader“ in einer vortrefflichen russischen Nachbildung (bei Alex. Lang, Moskau) veröffentlicht hat. Das Werk, in höchst ansprechender Ausstattung, mit vier colorirten Bildern von Matomski, hat in Rußland außerordentlichen Beifall gefunden und wird ohne Zweifel sich in der dortigen Kinderliteratur ebenso einbürgern, wie das Original bei uns.

o. **β. Wunderfame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon.** Von Alphonse Daudet. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1882.

Ein älteres Werk Daudet's, das sich uns in einer recht lesbaren Uebersetzung präsentirt und in mehrfacher Hinsicht gerade jetzt neues Interesse erweckt. Es zeigt uns den heutigen ernsten Realisten als einen harmlos spielenden, von aller bitteren Satire freien Humoristen, der als ein Zeichen seiner Harmlosigkeit dem Buche das Wort voranstellt: „Jeder Franzose stammt ein wenig aus Tarascon.“ Es zeigt uns den unpolitischen älteren Bruder des Numa Roumestan, dessen Don Quixoterien im Vergleich zu denen des jüngeren nach unserm Wortgebrauch „vormärzlich“ genannt werden könnten. Das Vorbild des „Don Quixote“ hat Daudet nicht zu verstecken gesucht, sondern mit einer gewissen Absichtlichkeit mehrfach darauf hingewiesen, indem er hinzufügt, daß in seinem Helden zugleich die Seele des Don Quixote und jene des Sancho Panza wohne; allzu wörtlich darf man das freilich nicht nehmen, wie denn gegenüber der großartigen Weltweite des spanischen Gedichtes Daudet's Tartarin aus Tarascon klein und gewissermaßen körperlos erscheint. Aber ohne Vergleich betrachtet, haben wir hier die lustige und oft witzige, an launigen Einfällen und geistreichem Spiel reiche Geschichte eines südfrauzösischen Prahlhanses, der, halb gezwungen durch seine eigenen Großsprecherien, auf die Löwenjagd nach Algier geschickt wird und nach allerlei leichtem Abenteuern als ein berühmter Mann zu seinen gleichgestimmten Landsleuten heimkehrt — eine Geschichte, die den bei uns zumeist nur aus seinen jüngsten Werken bekannten Autor von einer neuen Seite zeigt, und auch ohne jede literarische Betrachtung durch ihre anmuthigen Harmlosigkeiten den empfänglichen Leser erfreuen wird.

o. **β. Mandragola.** Komödie in fünf Aufzügen von Niccolò Machiavelli. Aus dem Italienischen überfetzt und eingeleitet von Albert Stern. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Es ist die bedeutendste von Machiavelli's Komödien und nach dem Urtheil Mancher, die bedeutendste aller italienischen Komödien, welche durch die dankenswerthe (nur in den Versen leider etwas bössartige) Uebersetzung von Stern jetzt allgemein zugänglich wird. Sie spiegelt voll die Sitten, oder Nicht-Sitten, ihrer Zeit, so voll, daß selbst andeutungsweise ihr Inhalt nicht wiederzugeben ist, und daß eine berühmte Streitfrage existirt, ob Machiavelli mehr die Absicht hatte, sein Publicum durch diese äußerst natürlischen Vorgänge zu amüsiren, oder es zu bessern und zu belehren. Ich neige entschieden zu der ersten Ansicht: über den betrogenen Liebhaber zu lachen, der selbst den Rivalen zu Liebchens Thüre geleitet, ist aller Zeiten gutes Lustspielrecht gewesen; wenn selbst in unserer zähen Welt dieses Motiv etwa in Theodor Körner's „Nachtwächter“ Gestalt gewinnen konnte, so hat es wenig Wunderbares, ihm im 16. Jahrhundert in dieser unbeschreiblich heidnischen Nachtzeit zu begegnen. Man vergleiche nur was Shakespeare in seinen Komödien leistet an solchen Dingen,

wie viel, von uns aus geurtheilt, Rohheiten, Verbeuten und Eindeutigkeiten Motoren der Handlung sind in der „Widerspännigen Zähmung“ oder „Imogen“, und man wird die tendenzlose Lustigkeit des großen Florentiners leichter verstehen und sich — ist man nur im Stande, etwas sehr kräftige Kost ohne Beschwerden zu verbauen — an der verwegenen Komik der Situationen und der lebendigen und scharfen Charakteristik aller Figuren weiblich ergötzen.

ξ. **Der Orden der Odd-Fellow's, dessen Geschichte, Organisation und Wesen.**

Bearbeitet von D. Andreas, Erzieherer ic. 1882. Leipzig, Eug. Grimm.

Das Buch ist geeignet, die schiefen Vorstellungen, welche man sich über den Orden zu machen pflegt, zu beseitigen. Die ursprünglichen „Odd-Fellow's“ — das Wort bezeichnet nicht „Sonderbare Brüder“, sondern wahrscheinlich „Ueberzähltige Gesellen“ — waren eine Vereinigung von Hilfsarbeitern, welche wegen ihrer weniger sicheren Lage sich zusammenhatten, um für Lage der Arbeitslosigkeit und Krankheit sich gegenseitig eine Stütze sein zu können. Erst späterhin traten dem Bunde auch Mitglieder anderer Stände bei. Aber diese verschiedenen Logen der älteren englischen Odd-Fellow's tragen überwiegend den geschäftlichen Charakter an sich, und bewegen sich vornehmlich auf dem Gebiet des Hilfs-, Kranken- und Sterbekassenwesens, während der eigentliche Orden, so wie er sich zuerst auf amerikanischem Boden entwickelte, von da 1870 nach Deutschland verpflanzt hat, aber diesen humanen Gedanken brüderlicher Hilfe, allgemeine sittliche und geistige Hebung der Mitglieder und dadurch der Menschheit sich zum Ziele gesetzt hat. Dadurch stellt er sich neben die Freimaurer. In Nordamerika hatten 1878 die Logen eine Mitgliederzahl von 450,238; die Einkünfte von 1877 auf 1878 betragen 4,266,986 Dollars. Bei uns bestanden Ende 1880 56 Logen mit ca. 2300 Mitgliedern. Wir wünschen dem Orden weitere Fortschritte, und hoffen, daß dieses Buch ihnen manchen Gleichgesinnten zuführen möge. Vermißt haben wir nur nähere Angaben über den Beitritt und über die Statuten, so weit dieselben der Offenlichkeit zugänglich gemacht werden können.

ξ. **Album des Klassischen Alterthums.**

Zur Anschauung für Jung und Alt, besonders zum Gebrauch in Lehrerschulen. Eine Gallerie von 76 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antiken Vorbildern mit beschreibendem Text, von Hermann Rheinhard. 2. Aufl. Stuttgart, Hoffmann'scher Verlag.

Das ganze Werk soll in 12 Lieferungen vollendet sein. Die erste vorliegende macht einen günstigen Eindruck. Sie enthält: Athen; Akropolis zur Zeit des Perikles, Propyläen (rehaucirt); Erechthium; Jupitertempel und der Thurm der Winde. Die farbigen Steinbrude aus der Anstalt von Hochdang sind klar und sauber. Für Gymnasien und andere Anstalten ist das Werk, welches in den nächsten Heften auch Abbildungen von Kunstwerken, Waffen, Kostümen u. s. w. bringen wird, recht empfehlenswerth.

- Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:
- Amici.** — *Edmondo de Amici's Marocco.* Nach dem Italienischen frei bearbeitet von A. von Schweizer-Kerensfeld. Mit 165 Original-Illustrationen. Wien, A. Hartleben's Verlag, 1883.
- Andersen.** — *Der Improvisator.* Roman in zwei Theilen von H. C. Andersen. Nach dem kühnsten Original neu überfetzt und eingeleitet von Edm. Seebach. (Collection Epemann.) Stuttgart, B. Epemann.
- Asher's Collection of english Authors british and american.** — Vol. 195/196. *God and the man.* A Romance by Robert Buchanan. Copyright edition. In two volumes. Hamburg, K. Gräbner & J. F. Richter, 1882.
- „Autoemancipation.“** Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden. Berlin, Commissions-Verlag von W. Isolat, 1882.
- Baden-Brückhard.** Die photographischen Ateliers der Welt von Europa. Von G. Baden-Brückhard. Deutsche autori. Ausgabe mit 43 Holzschnitten. Düsseldorf, Ed. Vieweg, 1882.
- Walbi.** — *Adrian Walbi's Allgemeine Erdbeschreibung.* Ein Handbuch des geographischen Wissens. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Joseph Chabanne. Mit 400 Kupfer. n. 150 Karten. 8fg. 6/10. Wien, A. Hartleben's Verlag.
- Baumbach.** — Von der Landstrasse. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1882.
- Beneke.** — Die erste Ueberwinterung Kranker auf Norderny. Aerztlicher Bericht von Dr. F. W. Beneke. Norden und Norderny, H. Braams, 1882.
- Beher.** — *Deutsche Poetik.* Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Nach den Anforderungen der Gegenwart von Dr. G. Beher. Zweiter Band. Stuttgart, G. J. Göschen, 1883.
- Biberfeld.** — *Gedichte* von Carl Biberfeld. Breslau, Trendelen & Granier's Verlag, 1882.
- Boehling.** Schicksale und Wirkungen des W-Lautes in den indogermanischen Sprachen. Von Dr. Georg Boehling. I. Theil. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Th. Mierzinsky, 1882.
- Brochhaus' Conversations-lexikon.** Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 8fg. 33/39. Leipzig, F. A. Brochhaus, 1882.
- Bubenik.** — *Alexander Petöfi.* Eine Skizze seines Lebens und Dichtens. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Club in Wien am 20. April 1882, von Dr. Franz Bubenik. Wien, A. Hartleben's Verlag, 1882.
- Byron.** — *Marino Faliero, Doge von Venedig.* Geschichtliche Tragödie von Lord Byron. Freie Uebersetzung von Thierry Freyer. Frankfurt a. M., Alfred Neumann'sche Buchhandlung, 1883.
- Cagnat.** — *Etude historique sur les impôts indirects chez les Romains jusqu'aux invasions des barbares, d'après les documents littéraires et épigraphiques, par M. R. Cagnat.* Paris, Imprimé par autorisation du gouvernement à l'imprimerie nationale, 1882.
- Chaika.** — *Im Bande der Witternachtsstunde.* Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nordfinland. Nach Paul B. de Chaika frei überfetzt von A. Heilm. 17. 8fg. Leipzig, F. Vieweg & Sohn.
- Darwinistische Schriften.** Nr. 13 und 14. — Nr. 13: Die Religion und der Darwinismus. Eine Studie von Carl Julius Eisefeld. Nr. 14: Ueber Ursprung und Lebenserscheinungen der thierischen Organismen. Lösung des Problems über das ursprüngl. Entstehen organischen Lebens in unorganisierter Materie von S. Philipp. Leipzig, Ernst Günther's Verlag, 1883.
- Deutsche Wahrheiten und Magyarische Entstellungen.** — Eine Entgegnung auf die officöse Brochure: Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica“ im Lichte der Wahrheit. Pressburg und Leipzig, 1882, bei C. Stampfel. Leipzig, Otto Wigand, 1882.
- Dieckich und Parisius.** — *Bilder aus der Altmark* von Hermann Dieckich und Rudolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. V. 8fg. Hamburg, J. F. Richter, 1882.
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kengott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenck, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Zweite Abtheilung. 8fg. 5/7. Breslau, Ed. Treuwandt, 1882.
- Engelhardt.** — *Eine Hochzeitsreise und Gedichte* demselben Inhalts von Helene von Engelhardt. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung, 1882.
- English library.** — Nr. 5 bis Nr. 17. Zürich, Rudolphi & Klemm, 1882.
- Gelehrtschale.** 1882. 8fg. 10. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Godin.** — *Gräfin Lenore.* Roman von A. Godin. Leipzig, Schulze & Comp, 1882.
- Goldstein.** — *Richard Wagner's Parifal.* Briefe aus Bayreuth von Max Goldstein. Berlin, Freund & Jedel, 1882.
- Gottschall.** — *Poetik.* Die Dichtung und ihre Technik. Vom Standpunkte der Kunst von Rudolf von Gottschall. 2 Bde. Fünfte durchgesehene und verbesserte Auflage. Breslau, Ed. Treubert, 1882.
- Göttinger.** — *Realexikon der deutschen Alterthümer.* Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Ernst Göttinger. 8fg. 10/17. Leipzig, Woldemar Urban.
- Großmann.** — *Lehre der Declamation.* Ein Lehr- und Hilfs-Buch. Herausgegeben von Wilhelm Großmann, Kgl. Schauspieler a. D. Berlin, Franz Rosenthal, 1882.
- Gubernatis.** — *Storia universale della letteratura, di Angelo de Gubernatis.* Volume I und II. 1 u. 2: *Storia del teatro drammatico.* Milano, Ulrico Hoepli, 1883.
- Haba.** — *Zwanzig Jahre.* 1862-1882. Rückblicke auf Fürst Bismarck's Wirkamkeit für das deutsche Volk. Von Ludwig Haba. Eine politische, aber keine Parteischrift. Berlin, Wilhelm Berg, 1882.
- Hammerling.** — *Amor und Psyche.* Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hammerling. Illustriert von Paul Thunmann. Leipzig, Adolf Titze.
- Heimgarten.** — *Eine Monatschrift,* gegründet und geleitet von B. R. Kofegger. VII. Jahrg. Heft 1. Graz, Leykam-Josefthal.
- Herbart.** — *Joh. Friedr. Herbart's sämmtl. Werke.* In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von Karl Kehrbach. I. Lfg. Leipzig, Veit & Comp, 1882.
- Hertz.** — *Bruder Raufsch.* Ein Klostermärchen von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Gebrüder Kröner, 1882.
- Jastrow.** — *Aufendorf's Lehre von der Monströsität der Reichsüberfassung.* Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheit von Dr. J. Jastrow. Berlin. In Kommission bei Mayer & Müller, 1882.
- Kaden.** — *Die Riviera, Rom, Neapel, Sicilien.* Praktischer Wegweiser für Reisende. Von Woldemar Kaden. Mit Karten und Plänen. (Grieben's Reise-Bibliothek, Bd. 80.) Berlin, Albert Goldschmidt, 1883.
- Kares.** *Poesie und Moral im Wortschatz* mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache von Dr. Otto Kares. Gießen, G. D. Söderer, 1882.
- Karlshoff.** — *Variationen über das Thema „Laura am Klavier.“* In zwölf Dichter-Charakteren von K. Karlshoff. Berlin, Ulrich Klein, 1883.
- Kaufmann-von Ostersee.** — *Fürstin und Frau.* Ein Charakter- und Sittengemälde aus der heußändigen Geschichte von S. Kaufmann-von Ostersee. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Karstens. Mit einem Vorwort von D. Funke. Basel, Felix Schneider, 1883.
- Köppen.** — *Feld- und Feldzüge.* Erinnerungen aus dem Jahrzehnt der Einführung der neuen Heeres-Organisation in Preußen 1850-1860 von Fedor von Köppen. Leipzig, Carl Neißner, 1882.
- Kühn.** — *Schiller.* Festliches als Bausteine zu einem Denkmal gesammelt von Wbalbert Kühn. I. Band. Weimar, E. F. W. Kühn, 1882.
- Lecky.** — *Geschichte Englands* im achtzehnten Jahrhundert von William Eduard Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach dem englischen Original übersetzt von Ferdinand Löwe. III. Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshdlg, 1882.
- Lehmann.** — *Ueber systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde* von Deutschland. Vortrag, gehalten auf dem zweiten deutschen Geographentage zu Halle von Dr. Richard Lehmann. Nebst einem Anhang, enthaltend die bezüglichen Verhandlungen des Geographentages und den im Auftrag desselben erlassenen Aufruf. Separatdruck aus den Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages zu Halle. Berlin, Dietrich Reimer, 1882.
- Leizner.** — *Unser Jahrhundert.* Ein Gesamtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Zeit. Von Otto von Leizner. Mit zahlreichen Illustrationen. 8fg. 54/55. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Lewald.** — *Freue Liebe.* Erzählung von Fanny Lewald. Dresden und Leipzig, Reinrich Meindes, 1883.
- Lyon.** — *Goethe's Verhältnis zu Klopstock.* Ihre geistigen, literarischen und persönlichen Beziehungen. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Th. Grieben, 1882.

- Marholm.** — Ein Verkommener. Drama in vier Acten von Leonhard Marholm. Riga, Stahl'sche Buchdruckeri. 1882.
- Maschek.** — Das Kopfzeichnen nach einfachen Gesetzen der räumlichen Symmetrie von F. Maschek. 6 Blätter mit Text. Troppau, Commissions-Verlag von Otto Gollmann.
- Moderne Wohlthätigkeit.** — Erzählung von der Prinzessin, Verfasserin des Romans „Galantine“. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1883.
- Moldenhauer.** — Das Weltalt und seine Entwicklung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von G. F. Theodor Moldenhauer. 17./18. Hg. (Schluß.) Köln, G. D. Mayer. 1882.
- Monin.** — Monumentes des amiens idiomes gaulois. Textes-Linguistique par H. Monin. Paris, Ernest Thorin.
- Möldener.** — Das Buch vom Wetter oder das Wetter im Sprachwort. Von Dr. Rudolf Möldener. Bernburg und Leipzig, J. Barckmeier.
- Nordlandsfahrten.** — Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. 23. Hg. Leipzig, J. Girt & Sohn.
- Rover.** — Der Vater Rhein in Sage und Dichtung. Eine poetische Wanderung von der Quelle bis zum Meere. Von Dr. J. Rover. Mainz, Victor v. Zabern.
- Polak.** — Prosaen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes von Friedrich Polak. Erster Band. Jugendlieben. Wittenberg, R. Herrold. 1883.
- Racowitsa.** — Gräfin Bera. Roman in drei Theilen von Helene von Racowitsa. 2 Bde. München, Georg Köllner. 1882.
- Rhomberg.** — Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft oder Die historische Gewissheit und ihre Gesetze. Von Adolf Rhomberg. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.
- Roquette.** — Inga Svendsen. Erzählung von Otto Roquette. Stuttgart, Richter & Kappeler. 1883.
- Rofegger.** — P. A. Rofegger's Ausgewählte Schriften. Hg. 61-70. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1883.
- Rosenberg.** — Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. Hg. 2. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1882.
- Rundschau, deutsche, für Geographie und Statistik.** V. Jahrg. 1. Heft. Wien, A. Hartleben's Verlag.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,** herausg. von Rud. Birkow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 398. Was geboren ist auf Erden, muß zu Erd' und Asche werden. Von Dr. Fritz Pfuhl. — Heft 399. Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. Von Gustav Reinisch. Berlin, G. Habel. 1882.
- Schmidt.** — Die Knappenthiel vom Kaufsberg. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge. Von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Ferd. Krabbe. 1882.
- Schwarz-Curtmann.** — Lehrbuch der Erziehung von Schwarz und Curtmann. Ein Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche, herausgegeben von H. Freirenschner. Achte Aufl. Zweiter Theil. Schul-Erziehungslehre. Leipzig und Heidelberg, G. F. Winter. 1882.
- Schweiger-Lerchenfeld.** — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreichs von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. 14/15. Lfg. Leipzig, H. Schmidt & Carl Günther. 1882.
- Schwizer's Rüttsch.** Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Heft 9: Aus dem Kanton Basel. Zweites Heft. Heft 10: Aus dem Kanton Schaffhausen. Erstes Heft. Gesammelt und herausgegeben von Professor D. Sutermeister. Zürich, Orell, Bübli & Comp. 1882.
- Scraphin.** — Moderne Walpurgisnacht. Dichtliches Gedicht von Franz Scraphin. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1882.
- Seubertich.** — Bilder Garten. Neue Gedichte von Rudolf Seubertich. Riga, R. Kymmel. 1881.
- Slowacki.** — Balladina. Tragedie in 5 Aufzügen, übersetzt von Dr. Ludomil German. Krakau, in Commission bei S. A. Krzyzanowski. 1882.
- Steinbach.** — Der Reisebegleiter von Düsseldorf nach Frankfurt auf der links- und rechtsrheinischen Eisenbahn und auf dem Dampfboot. Von Joseph Steinbach. Mit Rheinansichten, Karte und Anhang. Neuwied und Leipzig, Heuser's Verlag.
- Steinhausen.** — Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes. Herausgegeben von D. Steinhausen. Neue Folge. Leipzig, Georg Böhme. 1883.
- Stetten.** — Gedichte von Norbert Freiherrn von Stetten. Wien, Carl Konegen. 1882.
- Szilágyi.** — Gabriel Bethlen und die schwedische Diplomatie. Aus dem ungarischen Original des Alexander Szilágyi. Budapest, Fr. Kilian. 1882.
- Taine.** — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Kaiser. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Leipzig, Ambr. Abel. 1882.
- Verhandlungen des zweiten deutschen Geographentages** zu Halle am 12., 13. und 14. April 1882. Berlin, Dietrich Reimer. 1882.
- Verwijs und Verdam.** — Middelenederlandech Woordenboek, van Dr. E. Verwijs en Dr. J. Verdam. Tweede Aflivering. Aeng - Aiga. 's-Gravenhage, Martinus Nijhoff. 1882.
- Vof.** — Luigia Sanfelice. Trauerpiel in fünf Aufzügen von Richard Vof. (Mit dem „Hundertjährigen Jubiläumspreis“ am Schillerstage zu Mannheim getrdt.) Frankfurt a. M., G. Koeniger. 1882.
- Weber.** — Vom rollenden Flügelrad. Skizzen und Bilder von Max Maria von Weber. (Nachgelassenes Werk.) Mit einer biographischen Einleitung von Major Max Jähns. (Bd. I. Serie VII des Vereins für deutsche Literatur.) Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.
- Weihnachtsspiel, Das Berliner.** — Von den Bringen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt Uebertragen von Dr. Alb. Freybe. Leipzig, Forstling & Franke. 1882.
- Wellmer.** — Gemüthsbildung und Thierfuß. Von Meta Wellmer. Herausg. vom Mündener Thierfußverein. Neue Auflage. München, J. Gotteswinter. 1882.
- Weltgeschichte, illustrierte, für das Volk.** Brauch-Ausg. Mit etwa 2000 Text-Illustrationen. 40 - 60 Tafeln und jährlichen Portrait-Gruppen. Hg. 95/100. Leipzig, Otto Spamer's Verlag.
- Weltpost.** — Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. II. Jahrg. 12. Heft. Leipzig, Weltpost-Verlag.
- Wichert.** — Heinrich von Plauen. Historischer Roman in 3 Bänden. Leipzig, Carl Rechner. 1881.
- Wirth.** — Geschichte der Handelskrisen von Max Wirth. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1883.
- Wissen, Das, der Gegenwart.** — Band IV: Die Insecten nach ihrem Schaden und Nutzen. Von Prof. Dr. C. Taschenberg. Band V: Geschichte des dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen von Anton Gindely. III. Abtheilung. Mit 9 Doppelbildern und 3 Portraits in Holzstich. Band VI: Der Welttheil Australien. Von Dr. K. G. Jung. I. Abtheilung. Mit 14 Vollbildern, 24 Abbildungen und 2 Karten in Holzstich. Leipzig, G. Freytag. 1882.
- Zeit- und Streitfragen, deutsche.** Flugschriften zur Kenntniz der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. v. Rudolph, Redakteur A. Sammers, Prof. Dr. J. B. Meyer u. Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XI. Heft 170. Die katholischen Geseßensvereine in Deutschland. Von Paul Dehn. Berlin, G. Habel. 1882.
- Zeitschrift, historische.** — Herausgegeben von Heinrich von Ebel. Jahrg. 1882. Heft 5. Inhalt: Die Prinzessin von Alden. Von A. Röder. Zweiter Artikel. Zur Geschichte der preussischen Verfassungsfrage. Von Alfred Stern. Literaturbericht. Bericht über die Monumenta Germaniae. München, R. Oldenbourg.
- Zollern.** — Ein politischer Schatzung Friedrich des Großen. Historischer Roman von Hans von Zollern. 2 Bde. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1881.

Verlag von Gebrüder Baetel in Berlin. Druck der Pieker'schen Hofbuchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Baetel in B.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzung

Das Maler-Majorle.

Novelle

von

Gustav zu Putlitz.

(Schluß.)

Der junge Fremde hatte im Eßzimmer sein Frühstück noch nicht berührt und obgleich er nicht mehr in der offenen Thür stand, hatte er doch den ganzen Auftritt genau beobachtet. Kein Wort war ihm entgangen und sinnend saß er noch eine ganze Weile, als das Schenktzimmer neben ihm leer geworden war. Wir brauchen wohl nicht erst zu berichten, daß er das Bündel des Majors, der junge Privatdocent war, der gekommen, sich sein kleines Capital abzuholen und jetzt fast annehmen mußte, es sei nicht mehr in den Händen des Vormunds. Freilich konnte er das bei der früheren Pünktlichkeit und gewissenhaften Buchführung des Majors nicht verstehen; denn er wußte nicht, daß dieser im Rausch der Production und im unerwarteten Ertrag derselben seine ganze Lebensgewohnheit, ja fast seinen Charakter geändert hatte. Darüber freilich hätte ihn Sabine aufklären können und er hatte auch bei der Ankunft, als die Wirthin ihm mittheilte der Major sei ausgefahren und nur dessen Tochter daheim, sich wollen bei dieser melden lassen, jetzt aber hielt ihn eine eigenthümliche Empfindung davon zurück und er wollte erst dem Eindruck nachdenken, den ihm das junge, und doch so muthige und mit klarer Sicherheit handelnde Mädchen gemacht hatte, ehe er ihr entgegentrat. Ein Kind hatte er sich vorgestellt und fand einen Charakter. Das beschäftigte ihn mehr, als er selbst merkte, und so schritt er sinnend im Zimmer auf und ab, bis er einen Wagen vorfahren hörte und auch die Stimme des Vormunds erkannte, obzwar sie kurz und düster klang, und auf die freudige Begrüßung der Tochter, die den Vater oben an der Treppe erwartete, nicht einging, sondern schnell mit dieser in seinem Zimmer verschwand.

Das Aussehen des Majors erschreckte die Tochter. Er war bleich und Sabine wußte nicht, ob Zorn oder Kummer in den Zügen lag. Er hatte zwar ihre Begrüßung erwidert, dann aber ging er schweigend auf und ab, und wenn sein Kind ein Gespräch anknüpfen wollte, so überhörte er es. Dem armen Kinde wurde bang um den Vater, aber schließlich sagte sie sich ein Herz und sagte:

„Papa, ich kann Dich nicht so traurig und niedergebeugt sehen, und wenn Du mir nicht Dein Herz ausschütten willst, so muß ich doch gestehen, daß ich in Deiner Abwesenheit Deine Befehle überschritten habe, und Dir klar machen, was mich dazu zwang.“ Sie erzählte nun ganz einfach, was mit Xaver geschehen sei und wie sie sich dabei benommen hätte. Der Vater brauste auf, machte seinem Zorn gegen die Wirthin und die Bauern in heftigen Worten Luft, dazwischen aber jänsftigte die Anerkennung und Liebe für sein verständiges, muthiges Kind seine Stimmung, und als sie geschlossen hatte, ergriff er mit beiden Händen den Kopf der Tochter und drückte einen langen Kuß auf die klare Stirn. „Wenn ich Dich zur Seite gehabt hätte in meinem öden, lichtlosen Leben!“ sagte er, „wie Vieles wäre anders geworden, und jetzt finde ich mich nicht mehr zurecht.“ Er versank wieder in seine düstere Schwermuth, aber das Bien'l ließ ihn nicht wieder los und rief: „Papa, Du sollst Dir aber keine unnützen Sorgen machen, ich habe mir schon Alles überlegt. Sieh, hier habe ich es aufgeschrieben, in klaren deutlichen Zahlen, und es stimmt ganz gut. Das halbe Dorf ist Dir schuldig und verdient es gar nicht, daß Du Dich für die Leute opferst. Was Du den Bedürftigen gabst, nun, das ist Almosen; was Du aber den Wohlhabenderen vorstrecktest, müssen sie Dir wiederzahlen. Das ist ganz in der Ordnung und ich habe sie auch schon ein wenig darauf vorbereitet. Du hättest nur sehen sollen, wie beschämt sie sich Alle fortzuschlichen, als ich nur dahin anspielte. Inzwischen helfe ich aber mit meiner Sparcasse aus, in die der Großvater gewissenhaft Alles legte, was Du für mich schicktest und Dir abdarbtest, armer Papa, und was Dir also gehört, denn ich brauchte nie etwas. Das hat sich nun in den siebenzehn Jahren ganz hübsch angesammelt, und ich kann allein darüber verfügen, denn seit ich dem Großvater alle seine Bücher führe, habe ich auch das unter den Händen. Also sei wieder vergnügt, wie Du warst, als ich kam; schlage Dir die Grillen aus dem Kopf und überlaß mir das Geschäftliche. Ich bringe es Dir sicher in Ordnung!“

Der Vater hatte sie mehrere Mal unterbrechen wollen, aber er konnte vor Rührung kein Wort hervorbringen und das Bien'l sah so vergnügt und zuversichtlich aus, daß er nicht wagte, in den Sonnenschein, der über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet war, den Schatten zu werfen, der sein Gemüth verdüsterte; ja er hätte in diesem Augenblick nicht vermocht, ihr die neue Kränkung mitzutheilen, die er erfahren hatte, und die, seiner Meinung nach, seine Ehre verletzete. Und doch lag es wie ein Alp auf ihm, daß er schweigen mußte; denn was ihn jetzt bedrückte, war nicht für das Verständniß eines jungen Mädchens, für das Ohr der Tochter geeignet. Es war ihm ganz lieb, daß Xaver grade eintrat und so das Alleinsein mit dem Kinde unterbrach. Der Junge hatte so gut als möglich von Gesicht und Kleidern die Spuren seiner Erlebnisse verwischt und suchte so unbefangen zu erscheinen, als sei nichts vorgegangen. Als er aber Sabine sah, flammte es dunkelroth auf über seinem Gesicht und er senkte verlegen den Blick. Er war ihr noch den Dank schuldig für Alles, was sie für ihn gethan hatte, durch's Feuer wäre er für sie gegangen, aber ein Wort an sie richten, das hätte er nicht gekonnt, und dann meinte er: „sie mußte es mir ja anmerken, daß ich sie haßte, sie ist so klug. Und doch hat das schwache Mäd-

hen mir geholfen, als ich mich selbst nicht vertheidigen konnte.“ Und die Verpflichtung empfinden gegen Einen, den man haßt, ein kräftiger Wurf gegen ein zartes Mädchen, fast noch ein Kind, das ist zu viel. Er glaubte, er hasse sie noch, und nun hatte sie ihn noch obenein beschämt. Eben noch, als er auf der Straße die Mappen seines Herrn zusammengelesen, ja einige auseinander gefallene Skizzen den Dorfkindern abgerungen hatte, hob er den Kopf so selbstbewußt und stolz, mit dem ganzen Hochmuth des guten Gewissens, und jetzt fühlte er sich gedemüthigt und zu Boden gebeugt.

Sabine schob Alles auf die Scham über den ungerechten Verdacht, die harte Anklage und der Junge that ihr leid. „Der arme Xaver,“ sagte sie, „man hat ihm übel mitgespielt. Es war gut, Papa, daß ich da war, um anstatt Deiner für ihn eintreten zu können!“

Der Major verstand den Wink der Tochter. Er legte die Hand auf Xaver's Schulter und sagte wohlwollend: „Meine Tochter hat mir Alles erzählt. Mir wäre nie der Gedanke gekommen, daß Du unredlich gegen mich handeln könntest. Ich will Dich nicht in Allem loben. Du bist heftig, jähornig und rachsüchtig gegen die Dorfleute. Nun, sie verdienen es vielleicht nicht besser. Aber Du bist ein ehrlicher Junge, und hätte das nicht meine Tochter schon gethan, vor allen Leuten wollte ich es bezeugen.“

Xaver richtete sich bei diesen Worten seines Herrn hoch auf; ein Ausdruck von Stolz und höchstem Glück zeigte sich in seinem Gesichte, mit keinem König hätte er getauscht in diesem Augenblick, der ihn zum Mann machte, der seine ganze Stellung in der Welt änderte. Plötzlich aber schrak er zusammen und seine Lippe fing an zu beben. Er mußte diesen Augenblick ganz rein haben und ein Unrecht gestehen, das ihn beschämte und niederdrückte: „Ich habe doch gefehlt, Herr Major,“ stammelte er, „und hab's nicht aussprechen wollen, obgleich das gnädige Fräulein danach fragte, aber jetzt muß es von der Seele, sonst frißt es mir das Herz ab, der Herr Major mögen mich fortjagen oder nicht!“

„Ei, Xaver, was ist's?“ fragte dieser.

Xaver holte tief Athem: „Ich hab' mich heimlich geschlichen in des Herrn Major Atelier, wenn ich wußte, daß mich Niemand überraschen konnte, und da — und da — hab' ich — eine Leinwand aufgespannt und des Herrn Farben genommen, Berge und Wasser und ein' Kirch' zwischen den Bäum' — und —“

„Ah,“ sagte der Major, und sah auf ein Mal ganz heiter aus, „Du hast gemalt? Das muß ich sehen.“ Er wollte in das Atelier, aber Xaver trat ihm mit so rührend bittender Geberde entgegen, daß er die Hand wieder losließ von der Thürklinke. „Nicht jetzt, nicht, wenn ich dabei bin,“ flehte Xaver. „Guer Gnaden haben mich noch eben so stolz gemacht, daß es mir zu weh wäre, wollten Guer Gnaden mich jetzt auslachen, und gar vor dem gnädigen Fräulein. Strafen mich Guer Gnaden, aber lachen's mich nicht aus.“

Der Major hatte plötzlich wieder den finstern Schatten auf der Stirn. Xaver's Bitte mußte ihm seine eigene Stimmung wieder wach gerufen haben. „Geh, Xaver,“ jagte er, „und das nimm Dir zur Lehre: laß Dich mit Niemand ein im Dorf, nicht aus Uebermuth noch aus Rachsucht. Dein Schimpf ist ge-

sühnt, und die Menschen vergeben uns nichts schwerer, als wenn sie uns Unrecht angethan haben. So lange ich aber noch hier im Dorf bin, möchte ich nicht, daß mein Diener in Händel käme. Hörst Du?"

Xaver ging. Der Befehl seines Herrn war seinen eigenen Wünschen sehr entgegen. Er hätte am liebsten dazwischen geschlagen.

Auch Sabine schickte der Vater auf ihr Zimmer. Er wolle sich ausruhen. Von allen Seiten sei ihm Aufregendes und Verdruß gekommen und Vieles könne er ihr doch nicht sagen, am wenigsten jetzt. Er müsse es sich selbst erst zurecht legen und klar machen. Es seien auch Männerangelegenheiten. Als er allein war, ging er erst eine ganze Weile mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er wollte sich selbst beruhigen, ehe er einen Entschluß fassen würde. Es glückte ihm nicht. Dann zog er aus der Tasche eine Zeitung, die er aus der Stadt mitgebracht hatte. Er hatte sie in der kleinen Buchhandlung gefunden, die den Vertrieb der Zeitschriften für die Umgegend, namentlich für die Fremden in der Reisezeit vermittelte. Er schlug sie auseinander und las einen Artikel, den er freilich schon halb auswendig wußte. Es war eine Kritik der Bilder, die zu der Concurrnz eingegangen waren, zu der auch er, mit so vielen Erfolgsträumen, sein Bild geschickt hatte. Die Kritik fing an damit, daß sie eine Reihe von Versuchen wohlwollend ermunterte, dann andere auf Fehler und Unvollkommenheiten aufmerksam machte, ohne gründlicher darauf einzugehn, da diese Gruppe sich bereits, bei gar keiner Aussicht auf Prämierung, der Concurrnz entzöge. Schließlich kam sie auf ein Bild, und der Major erkannte bei den ersten Worten und der flüchtigen Beschreibung sofort das seinige, das man zuerst für eine Perfflage des ganzen Preisausschreibens gehalten hätte, wenn nicht für das Machwerk eines Lünchers, der niemals Stift und Pinsel zu führen gelernt hätte. Der Berichterstatter neigte sich zu letzterer Annahme, denn die Naivetät der Stümperei, die das Bild zeige, hätte nur ein sehr feiner Humorist erfinden und wiedergeben können, und der hätte seinen Stoff auch nicht auf eine räumlich so gewaltige Leintwand angewendet. Wie dem aber auch sei, der beabsichtigte oder unfreiwillige Humor der Selbstironie des Malers hätte so zündend gewirkt, zu so reichlichen bons-mots Anlaß gegeben, daß das Bild immer einen großen Kreis von Beschauern angelockt und eine untwiderstehliche Heiterkeit geweckt hätte. Gern wolle man zugeben, daß das mächtige Schlachtenbild, auf barockem landschaftlichen Hintergrunde, eher verdient hätte verkehrt an die Wand gestellt zu werden als zur Zielscheibe einer ganzen Reihe von zum Theil geistvollen Epigrammen zu werden, um so mehr, als der Maler vielleicht mehr Witleid als Spott verdiene; aber Mangel jeder correcten Zeichnung, jedes Verständnisses der Perspective und der Proportionen, fordere wenigstens eine ernste Rüge, sobald sie mit dem Anspruch auf Anerkennung in die Oeffentlichkeit träte. Zum Glück nähme den größten Theil des Bildes der Pulverdampf ein, der freilich wie ein Anäuel von maffigen Mehlsäcken in der Luft hänge und jedenfalls beweise, daß der Maler ebenso wenig jemals Pulver gerochen, als zu zeichnen gelernt hätte.

Der Major las den Artikel, der übrigens gut geschrieben war, immer wieder durch, wenigstens so weit er ihn betraf, und prägte sich, mit selbstquälerischem Groll, der die Beleidigung steigerte, den Wortlaut ein. Das träse nicht mehr

den Künstler, der ja, wegen der Thorheit in die Oeffentlichkeit zu treten und sich dadurch der Beschimpfung jedes Laffen Preis zu geben, eine Strafe verdiene, sondern den Menschen, und griff die Ehre an, namentlich eines Militärs, der dem feindlichen Kugelregen oft genug entgegengestanden und den Pulverdampf niemals gescheut hätte. Und das dürfe er nicht ungerügt über sich ergehen lassen. Seinen ehrenhaften Namen wenigstens wolle er seinem geliebten Kinde hinterlassen und selbst das Leben für denselben einsetzen. Er hatte in früheren Jahren manchen Ehrenhandel auszufechten gehabt, denn Reizbarkeit und Mißtrauen, die in seinem Charakter lagen, die Heftigkeit seines Wesens verwickelte ihn immer wieder in Mißthelligkeiten mit seinen Kameraden. Damals waren diese Dinge leicht und schnell auszutragen; jetzt stand er einem anonymen Beleidiger gegenüber, der erst mühsam aufzufuchen war und von dem er nicht ein Mal wußte, ob er einen Zweikampf annehmen oder gar solcher Genußthuung werth sei. Wer sollte ihm außerdem eine solche vermitteln? Allen seinen früheren Kameraden war er fremd geworden, und sie waren fern ab. Er sann und grübelte. Da löste ihm ein Zufall die Frage. Die Wirthin kam und brachte die Karte seines Mündels, des jungen Gelehrten Erich D., dessen Ankunft er ja längst erwartete. Das war der Mann, den er brauchte. Wie hatte er an den nur nicht gleich denken können?

Aber Sabine durfte nichts erfahren. Das war keine Angelegenheit für ein junges Mädchen. Der Major ließ also seinen Mündel bitten, ihn unten zu erwarten, überlegte noch einmal, wie er ihm seine Lage darstellen wolle, öffnete Sabine's Thür, und sagte ihr möglichst unbefangen, es sei ein lieber Freund angekommen, der aber ein Anliegen habe, und den er deshalb zuerst allein begrüßen wolle. In einer Stunde würde er sie zum gemeinsamen Abendessen abholen. Er ging und auf der Treppe erst fiel ihm ein, daß Erich wahrscheinlich das Geld abholen wolle, das er ihm zum Aufbewahren hatte schicken lassen, und das durch seine unüberlegte Freigebigkeit und das allzu feste Vertrauen auf einen bedeutenden Preis für sein Bild, jetzt in der Cassé fehlte. Freilich hatte Sabine versichert, sie werde das alles in Ordnung bringen; aber so kindlich natürlich, so rührend auch für den Vater dies Versprechen war, so beschämend war es zugleich. Zuerst aber mußte seine gekränkte Ehre wieder von dem Schimpf befreit werden, den jene Schmachtschrift ihr angethan hatte. Das stand fest und das konnte nur mit der Waffe in der Hand geschehen. Und dazu brauchte er Erich.

Die Begrüßung der beiden Männer war eine überaus herzlich. Der Major hatte durchaus eine väterliche Empfindung für den Sohn seines Freundes, den er hatte aufwachsen sehen, und der junge Mann unbegrenztes Vertrauen und vollberechtigte Dankbarkeit für den ehrenhaften Mann, der nach besten Kräften für seine Erziehung gesorgt, obzwar er nicht zufrieden mit der Laufbahn war, die jener eingeschlagen. Ihm schien die Wissenschaft eines Kunsthistorikers, die er kaum verstand, nicht mehr als eine ziemlich überflüssige Liebhaberei zu sein, und da es dem jungen Mann nicht gelang, dem Vormund eine andere Ansicht beizubringen, hatte es zuweilen bittere Erörterungen gegeben, denen aber Erich's Volljährigkeit ein Ende machte. Jetzt sei er sein eigener Herr, meinte der Major, und er selbst ohne weitere Verantwortung. Nun hatten die Beiden sich

seit fast fünf Jahren nicht gesehen und indessen zu den officiellen Tagen des Jahres höfliche Briefe gewechselt, die ihre Lebensereignisse nur in kurzen Zügen mittheilten. Als sie sich jetzt in dem Gastzimmer eines tyroler Wirthshauses wiedersehen, hatten doch Beide die Empfindung, daß sie sich einander fremd geworden seien und ein Verhältniß neu schaffen mußten, wiewolgleich dies in der alten Neigung und Dankbarkeit wurzelte. Erich fand schon äußerlich den früheren Vormund ganz anders, als er ihn im Gedächtniß behalten, denn, mit der Uniform hatte er auch in etwas die militärische Haltung aufgegeben, und die Erfahrungen der letzten Jahre hatten die Züge gefurcht und ihm den Ausdruck eines vorzeitig gealterten Mannes gegeben. Dagegen bewegte sich der früher verlegene und unbeholfene junge Mann mit vollkommener Sicherheit, wenn auch mit der etwas pedantischen und gebeugten Haltung, die man, nicht ganz mit Unrecht, noch immer unseren deutschen Gelehrten nachsagt. Der Major vermifste das stramm Militärische, auf das er früher, besonders aus gesundheitlichen Rücksichten, so viel gehalten hatte, und was ihm der Stempel der Männlichkeit erschien. Auch das im Nacken etwas zu lang herabfallende Haar und der dünne Vollbart, dazu die feine goldene Brille gefielen ihm nicht, wenn er auch übrigens zugestehen mußte, daß Erich klug und lebenswürdig ausah und immerhin für einen hübschen Mann gelten konnte. Der Major war dem Mündel mit der Empfindung entgegengekommen, als stünde er ihm so nahe, daß er gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens ihm sein ganzes bekümmertes Herz ausschütten und namentlich für die Dinge einen Freund und Rathgeber finden würde, die sich der Besprechung mit der Tochter entzogen. Nun wurde ihm das dem fremd gewordenen Mann gegenüber doch schwer, und er fühlte eine Verlegenheit, das erste Wort zu finden, die jener wohl merkte, und die ihn dann auch hinderte, den Ton der alten Vertraulichkeit anzuschlagen. So wurden erst gleichgültige Dinge besprochen, oder doch wie gleichgültige behandelt. Als nun Erich auf seine Zukunftspläne kam und beiläufig erwähnte, er wolle sich in der heimathlichen Residenz habilitiren, und hätte zu seiner Einrichtung das kleine Capital bestimmt, welches er dem Vormund kürzlich einhändigen ließ, wurde dieser sichtlich verlegen und sagte mit etwas gezwungener Heiterkeit: „Ja, lieber Junge, das mußt Du mit meiner Sabine besprechen. Die ist nun einmal mein Finanzminister, und wenn die Cassa eines alten pensionirten Officiers auch nicht gar schwer zu verwalten ist, so habe ich mich doch jeder Einsprache enthalten. Wer die Verantwortung hat, muß auch Freiheit haben in seinen Anordnungen. Und die Sabine versteht's, viel besser als ich. Das kleine, schwächliche Ding hat Kopf und Entschlossenheit!“

Erich fühlte, daß ihm das Blut in die Stirn trat. Er wollte nicht eingestehen, daß er lauschend schon die Bestätigung dieses Lobes selbst erfahren hätte, und am wenigsten mochte er den Eindruck verrathen, den ihm das halbe Kind durch sein energisches und kluges Auftreten gemacht hatte.

Endlich brach der Major das Eis. Er griff in die Tasche und zog die Kritik seines Bildes hervor. Damit hatte er seinen ganzen Zorn wieder und dieser half ihm die Angelegenheit, und zwar in leidenschaftlicher Ueberstürzung, zur Sprache zu bringen: „Lies! Erich,“ rief er, „und sage mir, ob ein Ehrenmann, ein alter Soldat, sich solche Beleidigung kann gefallen lassen!“

Erich warf einen Blick auf das Zeitungsblatt und wurde leichenblaß. „O, es kommt noch besser,“ fuhr der Major fort, „noch viel besser.“ Er wandte keinen Blick von dem jungen Mann, dessen sichtliche Erregung ihm ein Beweis dafür zu sein schien, wie diese Kritik auch ihn empöre. „Les nur zu Ende, ganz zu Ende!“

Erich durchflog wirklich das Blatt, aber nur mit dem Blick, nicht mit den Gedanken. Er überlegte ganz andere Dinge. Der Major ließ ihn nicht aus den Augen. „Erich,“ rief er, „mein lieber Sohn, jetzt erst erkenne ich Dich ganz wieder, jetzt fühle ich, daß Du an mir hängst wie früher, daß Deine Liebe zu mir für mich zürnen kann, und mir auch helfen wird eine Genugthuung zu erzwingen.“ „Ich begreife noch immer nicht,“ erwiderte Erich mehr und mehr verwirrt, „welche Beziehung diese Besprechung zu Dir haben kann.“

„Das begreifst Du nicht?“ fing der Major wieder an, „und doch ist Dir alles Blut aus den Wangen gewichen. Gut, Du sollst es erfahren; jetzt habe ich die Ruhe gewonnen, klar und einfach zu erzählen, wie diese Schmähung mich angeht. Dafür aber wirst Du mir helfen, den Verfasser aufzufinden, der sich noch in das Dunkel der Anonymität hüllt, und meint dadurch ungestraft einen Mann angreifen zu können, der öfter das Pulver der Schlacht gerochen hat, und dem Tode in's Auge sah, als jener vielleicht Jahre zählt. Mit Deiner Hilfe, Erich, werden wir aber den Buben finden, und mit der Waffe in der Hand ihn bestrafen.“

Er war wieder aufgestanden und schritt auf und ab. Erich drückte sich in den Schatten der Zimmerecke und beobachtete, mit sichtlicher Spannung, den Mann, der in der Aufwallung des Zorns, in dem Entschluß, sich Genugthuung zu erkämpfen, jünger, fester, stolzer zu werden schien. Der Major erzählte nun, abgerissen, stoßweise zwar, mitunter vorgreifend, dann ergänzend, wie er zum Maler geworden sei, wie seine, halb nur zum Zeitvertreib, ausgeführten Arbeiten Glück gemacht und ihm zu kaum erhofften Preisen abgekauft wären. Wie ihn dann die Arbeit erhob, der Gewinn gefreut hätte. Er schilderte das Glück der Production so bescheiden, die Freude am Geben, die eigenes Verdienst ihm zum ersten Mal im Leben ermöglichte, so rührend, daß Erich aufstand, den Arm unter den des Vormunds schob und fast die Bedenken vergaß, die ihm gleich anfangs gegen das Talent und die Erfolge des väterlichen Freundes aufstiegen. Er suchte ihn zu beruhigen, und das wäre ihm beinahe gelungen; aber nun kam die Erzählung der Preisbewerbung, der Hoffnungen, die der Major, freilich in übertriebenem Selbstvertrauen, an dieselbe geknüpft hatte und regten ihn wieder auf, und als er dann an die böswillige Kritik dachte, war der volle aufbrausende Zorn wieder da, so daß Erich ihm kein Wort entgegenzustellen wagte. Er fühlte, daß er nur Del in die Flamme gießen würde. Zum Glück unterbrach Sabine's Eintreten das Gespräch, der Major saßte sich und flüsterte seinem Mündel zu, das Kind dürfe von dem Allen nichts wissen, und Erich athmete auf. Die Persönlichkeit des jungen Mädchens hatte nun einmal etwas Aufklärendes, Befänftigendes und das wirkte auch unbeabsichtigt, wie eben in diesem Augenblick. Freilich zwang sie sich heiterer zu scheinen, als sie eigentlich war, aber der Grund ihres Wesens blieb nun doch einmal Heiterkeit, die aus dem Vertrauen wuchs,

daß sich auch in schweren Dingen immer ein Ausweg finden ließe, wenn man sie wie Zahlen, die kein richtiges Facit ergeben wollten, nur fleißig immer wieder durchrechne. Sie lernte nun das Mündel ihres Vaters kennen, ohne zu wissen, daß dieser sie schon beobachtet hatte, als sie des armen Xavers peinliche Lage vor den Bauern so energisch und so glücklich wandte. Dieser fand sich auch wieder ein, um das Abendessen aufzutragen; aber er war gleichfalls gedrückt, theils weil er im Gesicht die Spuren der erlittenen Mißhandlung nicht hatte ganz verwischen können, theils weil er nicht wagte dem Bien'l in's Auge zu sehen, aus einer Scheu, die er sich nicht klar zu machen wußte, die er aber immer noch auf den früheren Haß schob. Wirklich haßte er auch noch; nicht aber Sabine, sondern ganz neu und viel schärfer, als er sie früher gehaßt hatte, in eiferfüchtiger Regung, den jungen Mann, der jetzt neben ihr saß und neben dem Herrn, und mit dem sie Beide so vertraulich verkehrten. Es gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf, für die die Hauswirthin wohl berechtigt gewesen wäre, wie heute, trotz seiner Rechtfertigung zu sagen: „Ja, er bleibt doch ein böser Bub' und wenn er auch diesmal noch so unschuldig ist.“ Resi hatte sich noch viel härter ausgesprochen; sie fühlte, daß sie sich selbst um den Credit der Klugheit und Zuverlässigkeit gebracht hatte. So etwas verzeiht selbst ein Schenk-mädgen nicht, und die Resi war nicht besser als jede andere.

So verging der Abend, und als der kleine Kreis sich trennte, hatte Jeder der Drei gesehen, daß die allernächste Zeit einen Entschluß bringen müsse, die Mißverständnisse durch aufrichtiges Aussprechen zu lösen, die bei einem längeren Zusammensein unmöglich bestehen bleiben konnten. Alle hatten sich Zwang anthun müssen, unbefangener zu scheinen als sie waren, und Jeder fühlte, daß das auf die Länge nicht ging.

Sabine hatte sich zuerst überlegt, welcher Weg einzuschlagen sei und sagte schon am nächsten Morgen zu ihrem Vater: „Papa, mit Deinem Erich geht es mir eigenthümlich. Du hast immer von ihm gesprochen, als stünde er Dir so nahe wie ein eigener Sohn, und so wollte ich ihm auch entgegenkommen wie eine Schwester. Nun ist er mir aber wie Einer, der eine andere Sprache spricht. Es nützt gar nicht, daß wir miteinander reden, wir verstehen doch nicht, was wir sagen. Er starrt mich so an, und da er eine Brille vor den Augen hat, kann ich nicht einmal an seinem Blick sehen, was er meint. Er möchte etwas reden, aber er hat kein Wort dafür. Nichts Peinlicheres, als wenn ein paar Menschen zusammen sein müssen und nicht wissen, was sie miteinander anfangen sollen! Seines Geldes wegen will ich gleich heute Morgen mit ihm reden. An den Großpapa habe ich schon geschrieben, daß er mir meine Ersparnisse flüssig macht. Und dann habe ich hier meine Liste der Bauern. Was sie als Darlehn von Dir bekamen, müssen sie zurückzahlen. Sie können es recht gut, und ich will es selbst einfordern. Für Dich ist das kein Geschäft, ich nehme mir den Xaver mit, der weiß in allen Haushaltungen Bescheid, hat sich gemerkt, wem Du Geld gabst, und kann beurtheilen, wer zurückzahlen im Stande ist. Die Bedürftigen wollen wir nicht drücken. Die erhielten Almosen und kein Darlehn. Zuerst müssen wir aber wieder Casse machen, sonst giebt's keine Ord-

nung. Ja, was ich wissen muß: ist Dein Herr Münbel hier Dein Gast, oder richtet er sich auf eigene Rechnung ein?"

Der Major wollte ausweichen und nahm sogar einen etwas gereizten Ton an. „Ei, Bien'le," sagte er, „Du nimmst mich wohl selbst unter Vormundschaft. Ich muß Dich aber darauf aufmerksam machen, daß ich nachgerade mündiger bin, als andere kleine vorlaute Leutchen, die ich nicht nennen will. Ich gebe Dir Dein Wirthschaftsgeld wöchentlich, damit kannst Du Haus halten; im Uebrigen aber bleibe ich mein eigener Herr.“

Das Bien'l ließ sich gar nicht beirren: „Das geht eben nicht," sagte sie. „In eine fertige Ordnung können Alle sich fügen, aber erst muß sie gemacht werden, und das kann nur Giner. Wenn ein Anderer die Dinge immer wieder dahin legt, von wo Jener sie fortpackte, kommt's im Leben nicht in Schick und bei uns ist's grade aus den Fugen. Willst Du, daß ich's, nach meiner Art, einrenke, so laß mich auch allein gewähren. Soll ich aber die Hände in den Schoß legen und zusehn, so will ich lieber wieder heim zu den Großeltern, die meine zehn Finger brauchen und meine fünf Sinne dazu, denn sie sind alt und daran gewöhnt, daß ich für sie Sorge und das Regiment führe im Hause und in der Wirthschaft. Mir scheint allerdings, zur Zeit bin ich hier nothwendiger als dort; aber freie Hand muß ich haben, wenn ich helfen soll.“ Sie hatte die Oberlippe etwas in die Höhe gezogen und über die kräftigen, dunklen Augenbraunen zeichneten sich ein paar feine Falten. Sie sah wirklich aus wie ein Biendchen, das an dem Rand der Oeffnung seines Korbes hängt und ausschwärmen will. Die Flügel zittern im Sonnenschein und probiren ihre Flugkraft; aber das Biendchen zaudert noch, ob es sie gebrauchen soll oder daheim bleiben. Der Vater schien zu überlegen, oder eigentlich suchte er nur die Form, ihr das Regiment einzuräumen, ohne sich allzu sehr den väterlichen Respect zu vergeben, vor allen Dingen das Kind noch nicht wieder von seiner Seite zu lassen, wenn er auch einsah, daß die Erwähnung, sie wolle zu den Großeltern zurückkehren, mehr die Absicht verrieth, den Bienenstachel zu zeigen als ihn zu gebrauchen.

„Es wird nothwendig sein," fing er endlich an, „daß ich in nächster Zeit in die Residenz gehe und klar darüber werde, ob der Kunsthändler für meine Bilder auch ferner noch Abnahme findet. Danach muß ich meine Lebensweise einrichten. Ich habe auch sonst noch dort ein Geschäft abzuthun, wozu mir Erich seine Beihülfe zusagte. Die Rechnungen müssen also hier abgeschlossen werden. Willst Du das übernehmen, Sabine, so habe ich nichts dagegen. Der Xaver wird Dir dabei am Besten zur Seite stehn, da hast Du recht. Ehrlich ist er, aber jähzornig und rachsüchtig. In der Hinsicht mußt Du bei ihm auf der Hut sein.“

„Ich will schon mit ihm fertig werden," erwiderte sie. „Seit gestern könnte ich ihn durch's Feuer schicken.“ Sie ging auch gleich wieder an die Kiste, die sie schon Tags vorher, wenn auch flüchtig, notirt hatte und machte ihren Schlachtplan.

Unterdessen war Xaver damit beschäftigt auf dem Hof eine große Kiste zu öffnen. Sie enthielt das Preisbild des Majors, das grade ein Frachtfuhrmann abgeladen hatte, der aus dem Städtchen kam und in der goldenen Gams

anhielt. Der Deckel war bereits abgehoben und Xaver stellte das Bild gegen ein Faß, das da stand, so in das richtige Sonnenlicht, und trat bewundernd davor. Wieviel Erinnerungen glücklicher Stunden weckte ihm jeder Pinselstrich, wie freute er sich an dem Werk, das er mit dem vollsten Vertrauen auf die unfehlbare Meisterschaft seines Herrn betrachtete. Er jubelte, als hätte er einen alten, lieben Freund wiedergefunden und vergaß darüber alle die bitteren Erlebnisse des vergangenen Tages, ja selbst seinen Haß auf Erich, und bemerkte erst gar nicht, daß dieser hinter ihn getreten war und, mit weniger Befriedigung als er, wohl aber mit sichtlicher Verlegenheit, das Bild musterte. Xaver war so überzeugt von der Vortrefflichkeit des Schlachtbildes, daß er annahm, jeder müsse davon entzückt sein, und nun, da er Erich's Nähertraten gewahr wurde, anfang das Kunstwerk zu erklären. „So ging's damals zu,“ sagte er, „da steckten die Tyroler, da zogen die Franzosen. So fielen die Schüsse, so rollten die Felsblöcke, als die Stützen gekappt waren, so fielen die Feinde, und so wälzte sich der Pulverdampf das Thal entlang. Man hört ordentlich das Krachen der Stuken. Den hat's getroffen. Ist's nicht prächtig? Und gerade so ist's gewesen!“

Er erwartete einen Ausruf der Zustimmung; aber Erich schüttelte nur den Kopf. „Siehst Du denn nicht,“ sagte Erich fast vor sich hin, „daß die Leute viel zu groß sind für die Ferne, fast so groß als die Felsentwand? Sieh, die Pferde stehen mit allen vier Beinen in der Luft; der Arm, der nach oben zeigt, ist um Handbreite zu lang. Und der Pulverdampf . . .“ Er hielt inne. Er erschrak über das, was er, freilich wie ein Selbstgespräch, hatte laut werden lassen. Xaver sah ihn erst verdukt, dann zornglühend an. Wie konnte der Fremde sich herausnehmen, gegen das Werk seines Meisters und Herrn überhaupt Tadel zu erheben? „Versteht Ihr's besser?“ sagte er trozig.

Erich wurde dunkelroth. Er sah, daß es unvorsichtig gewesen war, seine Meinung zu äußern und wollte zurücktreten; aber Xaver, der sich in seiner Abneigung nicht zu mäßigen vermochte, der die Einwände des jungen Gelehrten für eine Beleidigung seines Herrn ansah, vertrat ihm den Weg. „Was wollt Ihr mit Eurer Schmähung sagen? Ihr sollt mir Rede stehen! Beweist, daß da ein Fehler, oder ich rufe meinen Herrn und vor ihm sollt Ihr wiederholen —“

Erich hatte seinen erhobenen Arm ergriffen. Es lag ihm vor Allem daran, keinen Lärm zu machen. „Wenn Du ruhig sein willst,“ sagte er ganz gelassen, „will ich Dir klar zu machen versuchen, was ich meine, und vor Allem, daß ich Deinen Herrn, meinen zweiten Vater, nicht beleidigen will. Aber Du mußt versprechen, es nicht weiter zu sagen, und Deine Heftigkeit dämpfen, zu der gar kein Grund vorliegt.“

Xaver sah ihn noch immer mißtrauisch an, aber die Mäßigung des Andern bannte ihn. „Rücke der Herr einmal vor!“ sagte er trozig. Erich entwickelte nun Alles klar und sachgemäß. Er zeigte die Fehler der Zeichnung, den Mangel der Perspective, den Verstoß gegen die Proportion, die Vieles unmöglich erscheinen ließ, dazu die Eintönigkeit der Farbe, die falsche Vertheilung von Licht und Schatten, den harten Baumschlag, die Massigkeit des Dampfes. Er wurde weitläufiger, als er beabsichtigt hatte; denn im Verlauf seiner Auseinandersetzung

merkte er immer mehr, wie Xaver ihm mit Verständniß folgte, wie er blaß und roth wurde, wie er mit kurzen Einwänden widerlegen wollte und dann immer wieder vor dem ruhigen Beweis verstummte. Dem armen Jungen brachen alle seine Illusionen zusammen, aber Erich wurde ihm immer verhaßter. Er sah in ihm den Feind seines Herrn, und alle seine eigenen Träume vernichtet. Schließlich warf er heftig den Deckel über das Bild, hob es auf die Schulter und ging damit die Treppe hinauf, direct in das Atelier, dessen Thür er hinter sich verriegelte. Da setzte er sich nieder auf die Kiste und brach aus in Thränen der Wuth. Plötzlich aber sprang er wieder auf, holte seine eigene Malerei aus der Ecke, in der er sie verborgen hatte, stellte sie auf die Staffelei und prüfte sie, während er immer wieder mit dem Armel über die Augen fuhr. Alles, was ihm Erich an dem Bilde seines Herrn klar gemacht hatte, fand er hier bestätigt; alle Mängel wiederholten sich bei seinem Versuch. Ja, wenn er nur gewußt hätte, wie es besser gemacht werden könne! Aber er hatte nur erfahren, daß das falsch, stümperhaft, lächerlich sei. Wo hatte er früher nur die Augen gehabt? Jetzt fiel es wie Schuppen von seinen Blicken. Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und endlich ergriff er seine arme Malerei, spaltete Blindrahmen und Leinwand mit der kleinen Art, die er in seinem Arbeitskasten hatte, und steckte die Splitter und Fäden seines Stolzes, das Glück mancher Stunde, in den Ofen. Dann versank er wieder in vergrolltes Hinbrüten, aus dem ihn endlich die Stimme seines Herrn riß, der auf dem Gang nach ihm rief. Sabine hatte ihn verlangt, und der Major befahl ihm, die Tochter zu begleiten, während er selbst alle Vorkehrungen zur Abreise trafe. Xaver war zerstreut und verstand nicht recht, was er damit meinte, denn Sabine's Anwesenheit zog alle Aufmerksamkeit auf sie. Sie hatte ihr Mäntelchen umgehängt und ein großes Tuch um Kopf und Schulter geworfen. Damit sah sie so sicher und zuversichtlich aus, und als sie nun gar Xaver mit kurzen Worten den Zweck ihres Ausganges mittheilte, war er Feuer und Flamme dafür. Er zählte gleich an den Fingern ein halbes Duzend Namen her, die noch nicht auf ihrem Register standen, da sie Leute bezeichneten, die, vor ihrer Ankunft, des Majors Güte in Anspruch genommen hatten, die er sich aber sehr gut gemerkt hatte. Er jubelte laut auf in dem Gedanken, es denen nun heimzahlen zu können, und so schritt er an Sabine's Seite das Dorf entlang, ganz stolz und wieder ganz heiter, und rieth ihr zunächst beim alten Dorfrichter vorzusprechen, der ihr, bei dem Respect, den er im Dorf genoß, und den er streng aufrecht hielt, von Nutzen sein könne.

Der Alte hatte vor seinem Fenster die Beiden das Dorf herauf kommen sehen und wohl bemerkt, wie Xaver auf seinen Hof zeigte. Ihm war augenscheinlich der Besuch unbequem und im ersten Augenblicke dachte er daran, ihm auszuweichen und über den Hof sich durch den Obstgarten fortzuschleichen. Das hätte ihm aber die Unterredung, deren Zweck er freilich nicht errieth, nur aufgeschoben, nicht erspart, und so zog er vor, seine Amtsmiene aufzusetzen, hinter die er die Gewohnheit hatte sich in zweifelhaften Fällen zu verschansen. Er langte also ein Paar Bände verstaubter Amtsblätter vom Schrank, baute Papiere und Schreibgeräthe auf dem Tisch auf und nahm die Hornbrille mit den Messinghaltern aus dem Futteral, und damit war er grade fertig, als Xaver an die

Thür pochte. Der Dorfrichter wartete noch eine Weile mit dem „Herein“, wie Einer, der aus einer Beschäftigung, die er nicht sofort abbrechen kann, aufgeschreckt wird, und dann schob er die Brille auf die Stirn, und sah den Eintretenden an, als überraschte ihn dieser Besuch. Xaver nahm eine ganz dreiste Haltung an und sagte einfach, wie wenn er den Blick als Frage verstünde, er hätte nur das Fräulein, die Tochter seines Herrn zu melden, die den Richter-Görg zu sprechen hätte, und dabei öffnete er gleich, ohne eine Antwort abzuwarten, die Thür so weit er konnte, und ließ, mit einer Verbeugung gegen Sabine, diese eintreten.

Der Richter hatte einen boshaften Spott gegen den Jungen auf der Lippe, verbiß ihn aber, als das junge, zierliche Mädchen ihn unbefangen begrüßte. Er stand auf zum Gegengruß und schob einen Stuhl hin, überließ aber, ohne zu fragen, die Anrede dem Besuch. Er wollte erst ablauern, wohin das ziele, und wußte aus Erfahrung, daß meist das erste Wort, besonders wenn es ein Anliegen enthält, verlegen macht, und das wollte er zu seinen Gunsten bei der Antwort benutzen. Diesmal irrte er sich aber: Sabine wußte ganz genau wie sie anzufangen hätte. „Ich komme im Auftrage und Vollmacht meines Vaters,“ jagte sie, „der zur Zeit beschäftigt ist, und habe dem Herrn Dorfrichter zweierlei vorzustellen, wenn's ihm jetzt paßt.“

Dem Richter-Görg schien es aber nicht zu passen, obgleich er nicht recht wußte, wie er aus der Unterredung herauschlüpfen solle. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen von Papieren, die in einer Stunde auf's Amt geschickt werden mußten; als Sabine aber ohne Weiteres Platz nahm, schob er unwillig sein Schreibgeräth bei Seite und fragte, ob denn der Xaver bei der Unterredung nothwendig wäre, sonst hätten die, die nicht zum Geschäft gehörten, abzutreten. Das sei so Sitte hierorts, und er bliebe bei den alten Gebräuchen. Xaver rührte sich nicht und sah Sabine fragend an. Die aber ließ das Tuch vom Kopf gleiten, als wolle sie zeigen, daß ihre Sache nicht so schnell abgemacht sein würde, und sagte: „Gewiß, Herr Richter, gehört der Xaver zum Geschäft, sonst hätte ich ihn nicht mitgebracht, denn meinen Weg hätte ich schon allein gefunden. Sonst aber will ich mich kurz fassen. Zum ersten war mein Vater gewillt, Klage zu führen über die Unbill, die hier im Dorf seinem Diener angethan ist. Wer hatte den Xaver angeklagt und wer hatte das Recht, ihn wie einen Verbrecher zu mißhandeln und vor Gericht zu schleppen? Im Diener wird aber der Herr mit beleidigt —“

„Das ist dem Xaver sein' Sach' allein,“ unterbrach sie der Alte, „und der hat so viel auf dem Kerbholz hier im Dorf, daß Keiner Anstand nimmt, ihm das Schlimmste zuzutrauen. War er diesmal unschuldig, desto besser für ihn. Meint der Herr Major, daß ihm Unrecht geschehen, mag er sich an die Schenk-Kessi halten, die zuerst das Gerücht von 'nem Einbruch aufgebracht hat. Wir denken unsre Schuldigkeit gethan z'haben. Ueber die Sach' hab' ich mit dem Herrn Major nichts z'thun, und der Xaver soll sich in Obacht nehmen.“

Xaver wollte aufbrausen, aber ein Blick von Sabine bannte ihn unbeweglich auf seinen Platz. „Herr Richter,“ jagte sie dann, „ich möcht' keinen Dienstboten haben, der nicht für mich einstünd', wenn man mir Unrecht thät', in

Wort oder in That. Dann muß er aber wissen, daß ich ihn auch nicht im Stich lasse, wenn er in Noth ist, und den Grundsatz habe ich von meinem Vater gelernt."

"Ei, der Herr Xaver verlangt also eine Genugthuung?" warf der Dorfrichter höhnisch hin.

"Nein!" erwiderte der Bursche. "Du hörst's ja, Richter-Görg. Mein' Genugthuung hab' ich schon, und dem, der sie mir verschafft hat, werd' ich's, so Gott will, zurückzahlen. Weißt ja nun, wie's das gnädige Fräulein meint. Von Euch hier im Dorf will ich nichts mehr. Hab' genug hartes Brot beißen müssen."

"Nun, was soll's dann noch?" fragte der Dorfrichter.

"Herr Richter," fing Sabine an, "mein Vater hat sich seit über zwei Jahr hier im Dorf niedergelassen —"

"Ist uns allzeit eine Ehr' gewesen," unterbrach sie der Alte.

"Und hat immer offene Hand gehabt, so lange seine Cassé nicht leer war," fuhr Sabine fort. "Ja er hat oft mehr gethan, als er konnte, denn wer im Augenblick in Noth war, kam zu ihm. Was er gab, gab er gern, und wo es an Arme war, quittirt das Bewußtsein geholfen zu haben, und davon ist keine Red' mehr. Wo es aber als ein Darlehn angesprochen wurde, und das Rückzahlen, wie leider in allen Fällen, noch aussteht, möcht' ich dem Herrn Richter anheim geben, den Leuten mitzutheilen, daß mein Vater in allernächsten Tagen von hier abreist, und dazu sein Geld braucht. Nun möcht' er's nicht gern einklagen und ist auch zufrieden, wenn Jeder thut, was er grade kann. Hier ist die Liste, die ich aus eigener Beobachtung und nach des Xaver's Mittheilungen aufgestellt hab', aber sie mag wohl nicht ganz exact stimmen. Mein Vater hat eben auf Treu und Glauben vorgeschossen, und wird auch die Heimzahlung auf Treu und Glauben annehmen. So wollt' ich Euch bitten, die Sach' in die Hand zu nehmen und dem Xaver soll's zugleich seine Genugthuung sein; denn es beweist den Leuten im Dorf, daß überhaupt von einem Diebstahl oder Untreue keine Red', sondern daß die Barschaft meines Vaters in andere Taschen gewandert ist, als in die eines armen, aber redlichen Burschen, dem man dafür hart und ungerecht begegnete. Das wollt' ich besonders gesagt haben, und deshalb mußte der Xaver dabei sein, als ich dem Herrn Richter mein Anliegen aussprach."

Der Alte nahm die Liste zur Hand, schob die Brille zurecht und schien sie zu prüfen, eigentlich aber wollte er überlegen, was er thunlich fände in dem Fall. Am liebsten hätte er seine Beihilfe zurückgewiesen: "Wenn der Herr Major nur was Schriftlich's sich hätt' geben lassen!" warf er hin.

"Da hätt' er freilich leicht helfen gehabt!" sagte Xaver, "denn Schriftlich's bringt Keiner zu Stand im Dorf, und wenn er's könnt', thät er's nicht. Grad' weil er nichts Schriftlich's verlangt hat, kommen's zu ihm. Das weißt Du recht gut, Richter-Görg, und die List' will ich beschwören. Mich hat mein Herr rechnen gelehrt, wenn ich's auch nicht versteh wie das gnädige Fräulein. Ich hab' jedesmal Obacht 'geb'n, denn mich wurmte es, wenn mein Herr zu gut war, und dabei hab' ich gemerkt, daß der Haß besser zuschaut als die Gut-

heit, denn ich hab' immer die Faust gemacht im Sack, wenn einer mit dem Geld die Trepp' nunter ging und vor sich hin lachte, und dann hab' ich's mir gemerkt, was er davon trug, und wie sie dann spotteten über das Maler-Majorle, der ihnen doch hingab, was er mit seiner Kunst sauer verdient hatte."

„Halt Dein böses Maul,“ herrschte der Dorfrichter ihn an. „Den Herrn Major hält jeder in Ehren.“

„Laßt sie's jetzt beweisen!“ sagte Xaver.

„Wollt Ihr die Angelegenheit in die Hand nehmen?“ setzte Sabine hinzu.

Der alte Mann schwieg eine Weile. Das junge Mädchen, in seiner klaren und ruhigen Weise imponirte ihm und er sah wohl ein, daß er mit Ausflüchten, die ihm sonst zu Gebot standen, nicht durchkäme. Er versprach lieber mit den Leuten zu überlegen, eine Verantwortung wolle er aber für den Erfolg nicht übernehmen. Das verlange sie auch nicht, sagte Sabine. Sie wolle nur den Weg der Güte versuchen, ehe sie andere Schritte thäte. Das solle er nur den Leuten sagen. Dabei reichte sie dem Dorfrichter die Hand, und ging. Xaver war nicht zufrieden. Sie hätte dem alten störrischen Mann anders zusehen müssen, meinte er; aber davon wollte sie nichts hören. Der Vater sei ohnehin nicht ganz einverstanden gewesen, daß sie so einschreite, und nur das Betragen der Bauern ihm, Xaver gegenüber, habe ihn betrogen, ihr die Maßregeln zu überlassen, die sie für gute fände. Sie aber wolle den Vortheil benutzen, den ihr die Bosheit der Leute gäbe, und versuchen an das Ehrgefühl in Güte zu appelliren. Der Vater hätte kaum als Darlehn angesehen, was er freilich als solches gab; denn er hätte sich als reichen Mann betrachtet, der er nicht wäre. Xaver wurde immer stolzer durch das Vertrauen des jungen Mädchens, und selbst die Rechtfertigung, die er ihr dankte, hatte ihn nicht so erhoben und beglückt, wie diese Besprechung.

Als sie wieder vor dem Wirthshause angekommen waren, fanden sie Erich, der schon auf sie gewartet zu haben schien, vor der Thür. Er grüßte Sabine, nicht ohne einige Verlegenheit, sie aber gab den Gruß ganz unbefangen zurück. „Gut, daß ich Sie allein treffe, Erich,“ sagte sie, „und daß mein Vater seinen Liebling, denn das sind Sie nun einmal, freiließ. Ich habe allerlei mit Ihnen und im Vertrauen zu besprechen. Wollen Sie ein halbes Stündchen mit mir das Thal hinunter gehen? Wir wollen die Frühlingssonne benutzen.“

Dabei verabschiedete sie Xaver und schritt frisch den Weg hinter dem Wirthshausgarten hinunter, gefolgt von dem jungen Gelehrten. Xaver's ganzes Glück war wieder zertrümmert. Er war eifersüchtig auf die Gunst seiner Gebieterin, und das schärfte sich zu einem Haß auf den jungen Mann, den er in diesem Augenblick hätte erdroffeln können.

Als der Weg breiter wurde, trat Erich an Sabine's Seite. Sie schritten über einen felsigen Grund, aus dem einzelne Bäume aufgeschossen waren, dazwischen breiteten sich Wiesenstrecken, im jungen Grün, feucht von rieselnden Wassern, die die Frühlingssonne aus den noch schneeigen Klüften der Höhen hervorichmeichelte. Arokos und Enzianen öffneten schon ihre Blüthenkelche und die Primeln streckten ihre schlanken Stiele mit den grüngelben Knospen im Schutz der Baumstämme, gedeckt von den eben belaubten Sträuchern, in die Höhe.

Werden und Wachsen war die Stimmung der Natur ringsum. Ueber den tiefblauen Himmel zogen leichte weiße Wolken im frischen Hauch des Frühlings weiter und hingen an den schneebedeckten Gipfeln der fernen Berge. Sabine sprang leicht und heiter lachend von Stein zu Stein über die kleinen Bäche, die das schnell rauschende Wasser auf dem Pfade gerissen hatte. Erich wollte ihr zuweilen helfend die Hand reichen, aber sie trat so sicher auf, sie bedurfte keiner Stütze. Das Gespräch wollte lange nicht in Gang kommen, bis Sabine anfing. „Es ist eigenthümlich, wenn ein paar Menschen, die seit der Kindheit von einander reden hörten, ja die sich fast wie Geschwister betrachten mußten, da sie die väterliche Liebe desselben Mannes theilten, nun auf ein Mal sich erst kennen lernen und zum ersten Mal sich Auge in Auge gegenüberstehen. Weil eine geschwisterliche Vertraulichkeit eigentlich das Natürliche wäre und die sich doch nicht so schnell herstellen läßt, giebt's gleich ein Zuviel oder Zuwenig, eine Empfindung, die dem gestotterten Wort gleicht, weil das auch das Richtige erstrebt und immer wieder ansehen muß, um ihm Ausdruck zu geben. So steht man sich zu fern für alte Freundschaft, zu nah für erstes Begegnen.“

Erich erwiderte: „So dachten Sie meiner fast wie eines Bruders?“

„Fast!“ antwortete Sabine, dann aber sah sie vor sich hin und lachte, „— aber, verzeihen Sie, Erich, wie eines Bruders, auf den man böse ist. Es war wohl ein wenig Eifersucht dabei, weil der Vater gar so viel von Ihnen sprach und manchmal sagte, Sie würden ihm Freund und Sohn ersetzen, und ihm Rath und Stütze werden. Das verdroß mich, denn das, meinte ich, könnte ich ebensogut, und hätte besseres Recht darauf.“

„Sie haben es gestern bewiesen,“ sagte der junge Mann ganz feierlich, „daß Sie das haben. Ich habe Sie beobachtet, wie Sie, ganz allein, den empörten Bauern entgegen traten und den Diener Ihres Vaters, der mit seinem störrischen Trotz nur immer mehr gegen sich die allgemeine Meinung aufreizte und eigensinnig jede eigene Rechtfertigung verschmähte, mit wenig muthigen Worten freimachten von der härtesten Beschuldigung.“

„Das ist so leicht!“ entgegnete Sabine, „wenn man weiß, was man will, und die gerechte Sache für sich hat. Hätte ich aber gemerkt, daß Sie da seien und mich belauschten, dann wäre ich nicht so sicher gewesen. Das war auch abscheulich von Ihnen. Heimlich beobachten soll man Niemanden in solcher Lage; man soll ihm entweder zu Hilfe kommen, oder ihn unbeirrt gewähren lassen.“ Sie zog dabei die schmale Oberlippe etwas in die Höhe und ihre Verlegenheit nahm den Schein des Zürnens an.

„Denken Sie wieder an mich wie an einen Bruder, auf den man böse ist?“ warf Erich mit möglichst scherzendem Ton hin.

„Nein!“ erwiderte Sabine, „gar nicht wie an einen Bruder, lieber gleich wie an einen ganz Fremden, der mich nicht gekannt hätte und heute wieder über alle Berge wäre, ohne zu erfahren, wer ich sei.“ Dann fiel ihr ein, daß das verlegend klingen könnte und gleich wandte sie sich zu ihrem Begleiter und sah ihn offen an: „Sie waren am Ende nicht Schuld,“ fuhr sie fort, „und Ihre Anwesenheit, wenn ich von derselben gewußt hätte, würde mich sehr genirt haben. So war es schon besser, und da man aus Allem Vortheil ziehen kann,

wenn man ihm grade in's Auge sieht, will ich auch diesem Zufall Ihrer gestrigen Anwesenheit dankbar sein, weil Sie nun so ziemlich errathen haben werden, wie die Dinge hier stehen und mir damit die peinliche Erklärung erspart ist, die wie ein Vorwurf gegen meinen Vater aussehcn könnte. Das wollte ich Ihnen eigentlich auf diesem Spaziergang sagen und nun brauche ich nur zu ergänzen, was Sie in der Hauptsache schon wissen. Das ist mir sehr erleichternd. Also zur Sache: der Papa hat eigentlich niemals mit seinem Gelde zu wirthschaften verstanden. Entweder war er unnöthig sparsam, oder unüberlegt verschwenderisch."

"Mit dem seinigen, da mögen Sie recht haben!" sagte Erich schnell, „und seit gestern ist mir das auch so vorgekommen. Mit meinem kleinen Vermögen ist er nur ein getreuer und umsichtiger Haushalter gewesen, und wenn ich jetzt mit einem gewissen Wohlstand in meinen Beruf eintrete, so verdanke ich das Ihrem Vater ganz allein."

Sabine wurde dunkelroth. Sie mußte nun doch, wohl oder übel, ein schweres Geständniß machen. „Ja, bis vor einem Jahr vielleicht," entgegnete sie schnell, „so lange seine Pünktlichkeit in eigenen Geschäften reichte; seit einiger Zeit aber hat diese der Verschwendung Platz gemacht, seitdem warf er sein Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus, und dabei — ist es Ihrem Gelde nicht besser ergangen als dem eigenen." Sie hatte den Blick gesenkt, als sie das sagte, und setzte eilig, ohne sich umzuvenden, ihren Weg fort.

Erich lachte. „Das habe ich gestern fast errathen," sagte er, „und darin nur auf's Neue den Beweis gefunden, daß er für mich sorgt, wie für sich selbst."

Das Wienle fuhr auf und zeigte diesmal den Stachel. „Das war eine schiefe Antwort," schalt sie, „wenn auch vielleicht eine wohlgemeinte. Ich lasse mir aber die Dinge, wenn sie noch so fatal sind, nicht in falsches Licht stellen, in dem man sie halb zu glänzend, halb gar nicht mehr sieht. Sie haben dem Papa Geld auszahlen lassen, um es Ihnen aufzubewahren. Er hat es mit dem seinigen ausgegeben, weil er sich für reicher hielt, als er ist, und zweifelhafte Einnahmen, die ihm werden sollten, für sicher hielt. Nun, der Mann, der sein Leben lang nur immer das Schlimmste für sich voraus sah, hat sich auf ein Mal zu Selbsttäuschungen hinreißen lassen, die ich nicht verstehe. Jetzt aber habe ich seine Rechnungsbücher in die Hand genommen und fange natürlich damit an, dem Einzigen, dem er schuldet, und das sind Sie, das Ihrige zurückzuerstatten. Das ist ein einfaches Rechenexempel und darüber ist auch gar nichts weiter zu reden."

Erich wollte auch im Augenblick nichts dagegen sagen, wenigstens nicht zu seiner Begleiterin. So sehr sie ihm Tags vorher imponirt hatte, so eigenartig der Eindruck, den sie ihm zuerst machte, so wenig anziehend erschien sie ihm jetzt in der ungeschminkten Art, mit der sie Alles klar legte und ihm wie eine personifizierte Buchführung erschien. Er nahm sich vor seine Angelegenheit mit dem Vater selbst abzumachen und es erschien ihm wie eine Genugthuung, Sabine, die sich auch in seine Angelegenheiten mischte, vollkommen zu umgehen.

Das junge Mädchen lenkte in einen Pfad ein, der zum Dorf zurückführte, und Erich folgte ihr eine Weile stumm und verstümmt; Sabine summt ein

freyrißiges Liedchen vor sich hin, das lustig klingen sollte und aus der Tonart fiel. Sie bildeten sich Beide ein, daß sie empfindlich auf einander sein müßten und ärgerten sich, Einer wie der Andere, daß sie das nicht recht zu Wege bringen konnten. Erich gab das auch rasch genug auf, und war, sobald es der Pfad erlaubte, wieder an Sabine's Seite. „Können Sie sich diese wunderliche Veränderung bei dem Vater erklären, Sabine?“ fragte er.

Sabine besann sich eine Weile. Sie hatte dieselbe Frage auf den Lippen. „Nun,“ erwiderte sie, „er hatte eben bis dahin sehr wenig zu verwalten. Auf einmal, noch verstehe ich nicht wodurch, hat sich seine Cassé unvermuthet gefüllt und da ist ihm die Rechnung über den Kopf gewachsen, so daß es ein Glück ist, daß ich dazu kam und wieder Ordnung mache. Die unerwarteten Einnahmen verdankt er aber seiner eigenen Arbeit. Er malte Bilder, die ihm hoch bezahlt wurden, viel höher, als ich das für möglich gehalten hätte. Ich weiß nicht woher ihm auf einmal die Geschicklichkeit kam.“

Erich kämpfte mit sich. Er hätte so gern auch ein Geständniß vom Herzen gewälzt; aber er hatte dem Vater versprochen, gegen Sabine zu schweigen, und so warf er nur hin: „Hat man ihm soviel gezahlt für seine Bilder?“

„Ich habe die Briefe des Kunsthändlers gelesen,“ antwortete Sabine, „und stehe starr davor. Wo finden sich Leute, die das Geld für eine Malerei hingeben, die nutzlos an der Wand hängt? Ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte.“

„Meinen Sie, daß die Bilder des Vaters nicht gut sind?“ fragte Erich.

„Das verstehe ich nicht!“ erwiderte sie. „Wenn sie aber nicht gut wären, wie könnte man sie so hoch bezahlen? Der Vater sagt, er sei ein anderer Mensch geworden in dem Glück dieser Beschäftigung, und das kann ich verstehen; denn jede Arbeit schafft Genugthuung und schützt vor trüben Gedanken. Sie muß aber auch einen Nutzen haben, und das Malen — nun, es hat Geld eingebracht; aber, dem Vater wenigstens, das Geld kein Glück!“

Erich sah wohl, daß bei diesen auseinandergehenden Auffassungen der künstlerischen Thätigkeit ein gegenseitiges Verstehen sehr fern lag, ja daß ein Streiten darüber unmöglich sein würde. Er wollte doch aber Sabine's Ansicht, die der hochgebildete Kunstkenner nur bemitleiden konnte, nicht ganz unbeantwortet lassen, damit es nicht den Schein gewönne, als stimme er ihr durch Schweigen bei. „Liebe Sabine,“ sagte er, „Ihnen ist eben Alles, was Kunst heißt und was immer und in allen Nationen die Blüthe der Civilisation war, in Ihrer ländlichen Zurückgezogenheit, fremd geblieben, und so können Sie auch nicht verstehen, was die künstlerische Production für den schaffenden Meister ist, und wie sie sein ganzes Wesen und Empfinden wandelt, wie sie ihn glücklich macht im Schaffen, wenn auch vielleicht nicht glücklich im Leben.“

Das Biendchen fühlte sich verletzt durch den belehrenden und halb bemitleidenden Ton ihres Begleiters; sie warf den Kopf zurück, und erwiderte, ohne Erich anzusehen: „daß für den Vater die Malerei ein Unglück gewesen ist, verstehe ich sehr gut, und das genügt mir. Ich werde versuchen ihn davon abzubringen und dazu reicht mein Verständniß von der Kunst vollkommen. Was ich sonst wohl von den Künstlern und ihren Freunden gehört habe, hat auch nicht dazu bei-

getragen mir die Kunst zu verherrlichen und lockend zu machen, also lassen Sie mich immerhin in meinem Unverstand, mit dem ich, bis dahin wenigstens, noch immer recht gut durchgekommen bin."

Damit waren sie vor der goldenen Gams angekommen. Sabine nahm mit einer etwas beleidigten Miene und Handbewegung von dem Begleiter Abschied; aber sie wollte sich nicht merken lassen, daß sie übler Laune sei, und deshalb stimmte sie ein lustiges Lied an, als sie die Treppe hinaufsteigte, so recht eins, das sagen wollte: „Ich mache mir aus der ganzen Welt nichts, und gehe meinen eigenen Weg.“ Erich sah ihr nach. Er wäre ihr gern gefolgt, aber dazu lag nichts Aufforderndes in ihrer Art und Weise; und doch reizte ihn der kleine Kampf mit dem eigenthümlichen Mädchen, von dem er sich nicht einmal klar machen konnte, ob es hübsch sei und anmuthig oder das Gegentheil, ob er es gradezu unweiblich nennen solle oder ob es nur an Herrschen gewöhnt war und Widerspruch nicht ertrug. Als sie so die Treppe singend hinaufhüpfte, war ihr Schritt leicht und ihre Stimme glöckchenhell. Erichs Empfindungen für das Kind seines Vormundes waren getheilt, fast wie der Frühlingshimmel, unter den sie ihren Spaziergang gemacht hatten, tiefblau mit jagendem Gewölk darüber. Während dessen hatte sich aber im Zimmer des Majors ein ernstes Gewitter für Erich zusammengezogen, von dem er keine Ahnung hatte.

Xaver hatte Sabine und Erich lange nachgesehen, als sie mit einander das Thal hinabgingen. Die Eifersucht auf den jungen Mann wuchs zum bitteren Groll, denn Xaver kannte überhaupt nur extreme Empfindungen. Von Kindheit an im Dorfe mit Härte bis zur Mißhandlung, mit Geringschätzung bis zur Verachtung behandelt, waren zwei Leidenschaften bei ihm gewachsen: Rachsucht und Selbstüberschätzung. Er wußte, daß er geschickter, fleißiger sei, als irgend ein Bursch im Ort., und fühlte die Unbill, die man ihm zufügte dadurch nur schärfer. Er wollte für boshaft gelten, weil man ihn deshalb fürchtete und das seine beste Waffe war, aber sein Stolz hätte ihm nicht gestattet Böses zu thun, weil seine einzige Genugthuung sein konnte, daß er fühlte, man thäte ihm Unrecht. Es liegt ein Reiz darin für verbitterte Gemüther, über das Maaß gekränkt zu werden, um die Kränkung verachten zu dürfen. Gegen keine Beschuldigung, nicht einmal gegen die widersinnigste, suchte er sich zu rechtfertigen, auch wenn er sein Recht in der Hand hatte. So war er, als er in des Majors Dienst trat; und da lernte er eine andere Regung kennen, die ihm bis dahin fremd gewesen war: dankbare Bewunderung bis zur Anbetung, eine Hingabe bis auf den letzten Blutstropfen. Der Mann hätte Alles von ihm verlangen können, er hätte es für richtig gehalten und blind erfüllt. Seit gestern hatte er eine ähnliche Empfindung für Sabine, nur noch leidenschaftlicher. Das Blut schoß ihm in den Kopf, wenn er nur an sie dachte, und seine Gedanken waren fortwährend mit ihr beschäftigt. Er hätte nicht gewagt, den Saum ihres Kleides zu berühren, aber er träumte davon, wie sie in Gefahr sei, wie er sie aus dem Wasser retten, oder auf seinen Armen aus dem Feuer tragen könne. Dann raufte er sich das dicke, lockige Haar bei dem Gedanken, sie brauche seine Hilfe nicht, weil sie sich muthig selbst zu helfen vermöchte, weil sie ihm unnahbar gegen jede Noth schien. Das waren so seine Hirngespinnste, als er zum Maler-

Majorle in's Atelier trat und sich nun gewaltfam zusammenraffte, um sich von seinen thörichten Einbildungen nichts merken zu lassen; seine Gedanken aber verfolgten die Beiden auf dem Spaziergang, und innerlich kochte es, während er äußerlich gelassen schien.

Der Major stand in düstern Sinnen vor seinem Concurrnzbilde, das er sich wieder auf der Staffelei aufgestellt hatte. Er wollte eine Selbstkritik üben und vermochte es nicht, denn der vernichtenden Besprechung gegenüber, die er wieder und wieder gelesen hatte, deren harte, beleidigende Ausdrücke er auswendig kannte, wurde Alles zur Selbstvertheidigung. Nur die Empfindung des Beleidigtseins schärfte sich mehr; das Gefühl, in seiner Ehre getränkt zu sein. Er verstand Erich nicht, der das gestern nicht so voll nachempfunden zu haben schien, und anstatt zornig aufzubrausen, verlegen ausgewichen war. Auch Xaver war stutzig an der Thür zurückgetreten, als er den Herrn vor dem Bilde sah. Aber der Major rief ihn herein: „Komm nur Bursch,“ sagte er, „und sieh Dir das Unglücksding einmal ordentlich an. Mit wieviel glücklichen Träumen haben wir es gemalt, denn Du hast jeden Pinselstrich verfolgt und hätte es Dich nicht so gefreut, ich hätte es vielleicht nicht einmal so zu Stande gebracht. Und nun sagen sie, das könnte nur Einer gemacht haben, der noch kein Pulver gerochen hätte. Denken sie, ich hätte meine Blessuren im Traum davon getragen?“

„Wer sagt das?“ fuhr Xaver auf, und sein Auge leuchtete.

„Dies!“ erwiderte der Major und schob ihm die Zeitung mit der Kritik in die Hand.

Im Lesen war nun Xaver nicht sehr geübt, trotz der Nachhilfe, die seine Bildung durch den Major erhalten hatte. Er las noch immer mit bewegten Lippen und manches Wort mußte er buchstabiren, manchen Ausdruck unverständlich übergehen. Der Major verwandte den Blick nicht von ihm, und es entging ihm nicht, daß der arme Junge leichenblaß wurde, aber fast wie Einer, der eine entsetzliche Entdeckung macht und überlegt, wie er sich bei derselben zu verhalten hat. Deshalb buchstabirte er immer langsamer und konnte mit der halben Seite nicht zu Ende kommen. Endlich fuhr er auf: „Herr,“ sagte er tonlos, „ich weiß, wer das geschrieben hat, und Sie kennen ihn.“

„Wer?“ rief der Major, „Du willst das wissen? Unmöglich.“

„Ich lege meine Hand in's Feuer!“ sagte Xaver. „So, beinahe mit denselben Worten, hat er zu mir gesprochen heute Morgen, als ich die Kiste auspackte. Es klang so einleuchtend, aber daß er das dem Herrn Major anzuthun vermochte — das ist zuviel.“

„Von wem sprichst Du? Rede!“ brauste der Major auf und faßte Xavers Arm.

Ein wilder Blick voll Zorn und Haß stammte auf in dem Auge des Burschen. „Von wem sonst,“ sagte er, „als von dem Herrn, der gestern ankam, den der Herr Major seinen Sohn nennen, der jetzt mit dem gnädigen Fräulein ganz vertraulich den Brunauer Fußweg hinunter spaziert.“ Er hatte es vom Herzen, aber er erschrak fast vor der Wirkung, die seine Worte auf seinen Herrn machten. „Unmöglich!“ sagte er zuerst, und schritt heftig durch das Zimmer. Dann stand er still vor Xaver und sah ihm fest, fast zornig in die Augen. „Kannst Du das beweisen?“ rief er.

„Fragen der Herr Major ihn!“ erwiderte Xaver, „und wenn er leugnet, dann will ich ihm vorhalten, was er zu mir gesprochen hat.“

„In's Gesicht willst Du es ihm behaupten?“ fragte der Major.

„Ja!“ antwortete Xaver.

Der Major schritt wie überlegend noch ein paar Mal durch's Zimmer, dann rief er dem Diener zu: „Alle halten Dich für boshaft hier im Ort. Gegen die magst Du ein Recht haben; wenn Dein hämischer Charakter Dich aber hinreißt, hier zum Verleumder zu werden, dann nimm Dich in Acht, dann ist's aus mit uns.“

„Ich sprach', was mein' Ueberzeugung ist!“ sagte Xaver. „Hernach mag der Herr Major mit mir machen, was ihm gut dünkt. Gefagt hab ich's, und ein Lügner müßt ich noch erst werden.“

Der Major schüttelte den Kopf. „Ich kann's nicht glauben!“ murmelte er vor sich hin, aber doch mit einem Ton der es verrieth, daß die Sicherheit des Burschen ihn zweifelhaft machte. Indem trat Sabine in's Zimmer. Sie hatte sich durch ihr Lied anmelden wollen, aber freilich, das hatten die Weiden in ihrer Aufregung überhört. Erstaunt und fragend sah sie sie an. „Was habt Ihr denn?“ fragte sie harmlos. Dann trat sie an die Staffelei und sah das aufgestellte Bild an. „Wie komisch!“ rief sie; „wie die Puppen da hängen an den Steinen, und wie da unten Alles übereinander rollt. Haft Du das gemacht, Papa? Ja, dabei mögt Ihr wohl vergnügt gewesen sein, wie Erich sagt.“

„Was sagt Erich?“ fragte der Vater mit bebenden Lippen.

Sabine erschrak vor seinem Aussehen. „Was ist dem Herrn, Xaver?“ fragte sie leise. Der winkte ihr zu schweigen. Der Major wartete keine Antwort ab. „Bitte den Herrn Doctor, sich zu mir zu bemühen!“ rief er dem Diener zu. „Du aber kommst mit ihm zurück. Ich habe Euch Beide zu fragen.“ Er wies mit der Hand nach der Thür, Xaver ging.

„Um Gotteswillen, Papa!“ rief Sabine, „was hast Du? Willst Du es nicht zuerst mit Deinem Kinde besprechen? Stehe ich Dir nicht näher als Erich und gar Dein Diener? Großpapa bespricht Alles mit mir und ich habe ihm schon manche Unannehmlichkeit aus dem Wege geräumt, die ihm unübertwindlich schien.“

Der Major drückte sie zärtlich an sich und streichelte ihr widerspännstiges Haar. „Diesmal kannst Du mir nicht helfen!“ sagte er.

„Kann ich wenigstens hier bleiben?“ fragte die Tochter.

Der Vater befann sich eine Weile, dann antwortete er. „Weshalb nicht? so erfahrt Ihr Alles auf einmal!“ Dann stand er still und horchte. Er hörte Schritte auf der Treppe und holte tief Athem. Er sah bleich aus wie Einer, der Gericht halten muß in schwerer Sache. Erich und Xaver traten ein, Ersterer ganz unbefangen; aber auf den ersten Blick wurde ihm klar, daß der Vormund in besonderer Aufregung wäre. Sabine hielt die Hand des Vaters fest. Ohne zu wissen, was in ihm vorging, fühlte sie doch, daß sie ihm zur Seite bleiben müsse.

„Erich,“ fing der Major an und zwang sich zu einem ruhigen Ton, „ich habe Dir gestern ein Zeitungsblatt zu lesen gegeben, in dem meine Ehre beleidigt

wurde. Ich rechnete auf Deine Anhänglichkeit und Freundschaft, mir zu einer Genugthuung zu verhelfen. Sieh hier dies Bild, von ihm spricht jene Zeitung. Du bist ein kompetenter Richter, entscheide, offen und unparteiisch: verdient dies Bild die Verachtung, mit der es jene Kritik behandelt? Verdienest du Ehrenkränkungen, weil ich es malte, oder hältst Du es mit mir für einen böshaftern Schurkenstreich, die Person eines Ehrenmannes zu beleidigen, weil man dies und jenes an seinem Werk auszufehen findet?"

Erich wurde leichenblau; aber er antwortete ganz ruhig: „Darauf, lieber Vormund will ich Dir Rede stehen, wenn wir allein sind. Die Frage greift zu weit, als daß ein Wort sie lösen könnte und berührt unser Verhältniß zu sehr, um anders als unter vier Augen erörtert zu werden. Am wenigsten könnte ich sie vor Deinem Diener verhandeln.“

Dem Major schwoh die Zornader auf der Stirn: „Und grade vor ihm muß ich Deine Antwort verlangen. Er hat Dich angeklagt und ich muß wissen, ob er Dich verleumdete. Ich bin ihm Gerechtigkeit schuldig, wie Dir. Er behauptet, der Artikel sei von Dir geschrieben.“

Erich warf einen flüchtigen Blick auf Kaver, der diesen dreist aushielt; dann wandte er sich zum Vormund und sagte fest und mit erhobenem Kopf: „Der Burtsche hat die Wahrheit gesagt; die Besprechung ist von mir.“

Der Major schreckte zusammen. Er hatte noch immer gemeint, es sei nicht möglich. Der Schlag traf ihn in's Herz, denn er liebte sein Mündel, wie er nur einen eigenen Sohn hätte lieben können, und in dem Augenblick sah er ein Band zerrissen, das ihm das Leben geschmückt hatte. Er meinte, nicht verzeihen zu können; aber Sabine hielt seine Hand fest in der ihrigen und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Das hemmte den Ausbruch seines Zorns; aber er fühlte, daß er sich erst fassen müsse, ehe er Weiteres beschließen könne. „Laß mich allein, Alle," sagte er. „Ich muß mit Euch klar werden; aber zuerst mit mir selbst.“ Sabine wollte ihn nicht loslassen, aber er löste seine Hand aus der ihrigen und wiederholte seinen Befehl, ihn allein zu lassen. Erich hatte versucht dem väterlichen Freund einen Schritt näher zu treten; er wollte gleich ein Wort wenn nicht der Rechtfertigung, so doch des Ausgleiches wagen; aber ein stehender Blick von Sabine wies ihn zurück. Kaver stand fast triumphirend an der Thür. Er war stolz auf seinen Scharfblick, freute sich seinen Herrn entzweit zu haben mit einem Menschen, den er für einen heimtückischen Feind hielt, und sein Herz jubelte in dem Gedanken, daß Sabine den jungen Gelehrten im Zorn von sich weisen würde. Nie in seinem Leben war er sich so wichtig vorgekommen, denn er war überzeugt, etwas Verdrießliches, vielleicht aber doch sehr Nützliches angerichtet zu haben, das ihm den Dank des Majors und seiner Tochter, wenn auch wohl einen Zornausbruch des jungen Doctors zuziehen würde. Er sollte gleich davon überzeugt werden, daß er sich bei dieser Voraussetzung geirrt hatte.

Sabine war in das Zimmer ihres Vaters gegangen, das nur eine Thür von dem Atelier trennte. Sie wollte in der Nähe des Vaters bleiben, denn sie ängstigte sich um ihn. Kaver, der das Atelier zuerst verlassen hatte, stand in herausfordernder Stellung an der Treppe und wartete auf Erich. Er wollte

ihm Troß bieten und seinem Herzen einmal gründlich Luft machen. Erich aber trat ruhig zu ihm heran und legte ihm leise die Hand auf die Schulter: „Mache Dir keine Gedanken über Dein vorschnelles Wort,“ sagte er. „Es mußte doch klar werden und Dein Herr findet sich vielleicht schneller damit ab, als wenn man ihn langsam hätte darauf vorbereiten wollen.“ Erich setzte gar keine Bosheit seitens des Burschen voraus. Er war eben eine Natur, die im Leben immer verzogen worden war, der Begünstigte seiner Lehrer, der Liebling seiner Altersgenossen, willkommen in jedem Kreise der Gesellschaft, um seines Wissens, seiner bescheidenen Heiterkeit, seines zuverlässigen, treuen Charakters willen. Es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß ihm Jemand übel wollen könne. Wie sollte der arme Tyrolerbursch, der ihn kaum kannte, dazu kommen? Xaver stand verblüfft. Auf diese Anrede war er nicht gewaffnet. Er sah den jungen Mann mit großen Augen an, als erwarte er noch eine Herausforderung; aber da öffnete Sabine leise die Thür zum Gang und trat auf den Zehen näher. Mit gedämpfter Stimme, aber doch hart und bestimmt sagte sie: „Du bist ein böshafter Mensch, Xaver; aber mit Dir werde ich später schon fertig werden. Geh jetzt an Deine Arbeit!“ Dann zu Erich: „Ich muß Sie sprechen, gleich. Folgen Sie mir in mein Zimmer.“ Erich reichte ihr die Hand, und als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, drohte ihnen Xaver nach, mit geballter Faust, und stürmte dann die Treppe hinunter. Sein Herz war voll Groll und Kummer, wie noch nie im Leben. Zum ersten Mal zürnte er auf sich selbst.

Als sich Sabine mit Erich allein sah, schlug sie die Arme übereinander; so hatte sie es sich angewöhnt, wenn sie eine geschäftliche Unterredung einleitete. Ihre Untergebenen in der Wirthschaft bei den Großeltern wußten das wohl. „Das Bien'l zieht d'Flügel ein!“ nannten sie das, und das hieß soviel als: „jetzt muß etwas klar gemacht werden.“ Erich kannte das aber noch nicht und so mußte sie es ihm sagen. „Erich,“ fing sie an, „daß irgend etwas nicht richtig ist zwischen dem Vater und Ihnen, das sehe ich wohl, daß ich schließlich eintreten muß, versteht sich, aber erst muß ich ganz deutlich wissen, was ist. Man muß nun die Rechnung immer auf einem neuen Blatt anfangen und dazu das alte schließen. Das wird schnell geschehen sein. Sie haben dem Vater 2000 fl. zahlen lassen, die er Ihnen aufheben sollte. Das Geld kommt in den nächsten Tagen. Ich habe darum geschrieben. Wollen Sie gleich einen Theil, so habe ich noch etwas in der Cassé und vielleicht finden sich die Bauern bereit, einige Darlehne, die der Vater ihnen übereilt vorstreckte, zurückzuzahlen. Also in acht Tagen haben Sie Ihr Geld und zwar von mir, denn ich habe des Vaters Cassé zu verwalten, und ihn wollen wir nicht in die Geschäfte mit hineinziehen.“

Erich wollte sie unterbrechen, aber sie ließ sich nicht irren machen. „Zweierlei durcheinander mischen, giebt nur neue Verwirrung!“ meinte sie, „und die kann ich nicht gebrauchen, wenn ich schlichten soll, wozu mir diesmal fast der Muth ausgeht. Denn es handelt sich um Dinge, die ich nicht verstehe. Also, bitte, ganz schlicht; wir haben keine Zeit zu Weitläufigkeiten; was ist's mit dem Bilde des Vaters, mit der Zeitung, die er immer wieder liest und die ihm den Zorn immer auf's Neue aufregt?“

Erich erzählte flüchtig, oft abweichend, die ganze Sachlage. Sabine brachte

ihn durch scharfe Zwischenfragen immer wieder auf den rechten Weg, bis sie meinte, nun klar zu sein. „Die unglückselige Zeitungs-Schreiberei!“ Erich versuchte nicht sich zu entschuldigen, aber er wollte erklären. Ein Freund, der ständige Referent in Kunstfachen, hatte, weil er verreisen mußte, ihn gebeten, die Besprechung für ihn zu übernehmen. Er hätte mit allen andern Sachverständigen gemeint, das Werk eines unberufenen Anfängers vor sich zu sehen, und die allgemeine Ansicht sei gewesen, diesen scharf zurückzuweisen und dadurch vielleicht auf den Weg des Lernens zurückzuführen. Die Muthmaßung hätte bereits ein paar Leute bezeichnet, denen man dies Bild zutraute, und er sei weit davon entfernt gewesen, auch nur zu ahnen, wer der Maler sei. Ein unglücklicher Zufall, nicht böser Wille, hätte das Unheil angerichtet und er sei natürlich zu jeder Reparation erbötig, die seinen zweiten Vater, den er von ganzem Herzen liebe, zufrieden stellen könne.

Sabine schüttelte den Kopf. „So leicht wird's nicht gehn,“ sagte sie. „Der Vater fühlt sich in seiner Ehre gekränkt, er ist ein alter Soldat, und in solchen Fällen, so hat mir wenigstens der Großvater erzählt, treibt er Alles zum Aeußersten.“

Erich warf sich in einen Stuhl und sann. Er hatte sich nach und nach erst das Ernste der Lage klar gemacht. Die Sache, die an und für sich so einfach schien, bekam einen tragischen Anstrich durch die Charaktereigenthümlichkeiten des Betroffenen. „Dem Vater ist Alles verunglückt im Leben, wenigstens bildet er sich das ein!“ sagte Sabine. „Bei jedem neuen Schlag brechen alle alten Wunden wieder auf. Jetzt hatte sich ihm einmal wieder eine freundliche Aussicht gezeigt, hatte sein ganzes Wesen gewandelt, und nun droht ihm grade dadurch das Liebste, woran sein Herz hing, verloren zu gehen!“

„Das darf nicht sein!“ rief Erich und sprang auf. „Helfen Sie uns Sabine, Sie haben eine glückliche Hand und ein klares Auge, Sie werden den richtigen Weg finden.“

Sabine mußte lachen, obzwar ihr gar nicht heiter zu Sinn war. „Das ist grade, wie die Großmama immer sagt. Wenn Alles glatt geht, sind die Männer obenauf und thun, als ob sie uns ganz und gar entbehren könnten, und sowie sie fest sitzen, müssen wir ihnen den Pfad wieder suchen. Ihr könnt nicht biegen, Ihr müßt gleich Alles brechen, wenn es sich nicht fügt.“ Dann wurde sie wieder ernst. „Mein armer Vater,“ fuhr sie fort, „er denkt jetzt auch mitummer und Kränkung allein fertig werden zu können, er schickt mich fort und ich weiß doch, ehe ich nicht dazwischen trete, wird's nun und nimmermehr gescheit.“ Dann ging sie einmal im Zimmer auf und ab. Sie hatte noch etwas zu fragen und fürchtete sich vor der Antwort, die sie vorherseh. Aber lange wich ihr grader und offener Sinn nicht zurück vor einer schmerzlichen Gewißheit. „Antworten Sie mir Eins, Erich,“ sagte sie, „aber ganz ohne Rückhalt: Ist das Bild, das der Vater malte, wirklich schlecht?“

Erich erschrak vor der Frage, aber er befann sich nicht lange und antwortete fest und sicher. „Ja, Sabine, es ist verfehlt, in Zeichnung, in Allem, was man Schule nennt. Ein gewisses Geschick in Führung des Pinsels läßt sich wohl

erkennen, aber es zeigt die niedrigste Stufe des Dilettantismus, und wirkt lächerlich, weil es anspruchsvoll ist."

"Ich habe es mir gedacht!" sagte Sabine, und Thränen traten ihr in die Augen.

Erich faßte ihre Hand. „Sind Sie mir böse, Sabine?“ fragte er.

„Ihnen? Nein!“ erwiderte sie, während ihr die Thränen über die Wangen niederrollten. „Was können Sie dafür?“ Dabei aber wandte sie sich ab und sah zum Fenster hinaus.

Erich trat an ihre Seite. „Sabine,“ bat er, „sprechen Sie es mir aus, wenn Sie Kummer haben. Bin ich nicht Ihr Freund, fast Ihr Bruder? Treffen wir uns nicht in dem gemeinsamen Wunsch, dem Vater das einsame Leben so glücklich als möglich zu machen?“

„Nun,“ fuhr sie auf, „dabei haben Sie allerliebste und merkwürdig geschickt angefangen. Ich, die ich ja nichts von der Kunst verstehe, die ich Ihnen gewiß sehr ungebildet vorkomme, ich hätte lange dem Vergnügen des Vaters zusehen können und mich an demselben gefreut, weil es ihn freute. Wenn ich schließlich klar geworden wäre, die Freude sei eine Schwäche, eine Selbsttäuschung, hätte ich versucht, ihn leise davon frei zu machen. Ihr schlägt gleich mit der Faust hinein, und nun sehn Sie, was Sie angerichtet haben.“

Erich faßte ihre beiden Hände: „Nur immer weiter, Sabine,“ sagte er. „Schelten Sie mich, dann weiß ich sicher, daß Sie mir vergeben werden. Gut sein gegen Jemand, der ein Unrecht gegen uns hat, ist eine Grausamkeit, und das Schelten steht Ihnen so allerliebste.“

Sabine machte ihre Hände frei und hielt sie auf dem Rücken. „Thorheiten,“ schmolte sie, „als ob wir nicht Ernstes zu verhandeln hätten, und da wir einmal bei der Aufrichtigkeit sind, will ich Ihnen gestehen, daß ich Sie nicht ausstehen kann. Daran ist aber der Vater schuld, der mich immer damit ärgerte, daß er beständig von Ihnen sprach und schrieb und nicht aufhören konnte, Sie zu loben. Ich sehe gar nichts Lobenswerthes an Ihnen. Jetzt aber halte ich's nicht länger aus, den Vater da nebenan einsam mit seinem Kummer zu wissen, jetzt gehe ich zu ihm und lasse mich nicht abweisen, und werde Sie verklagen und auf Sie schelten, was ich kann, und schließlich können Sie selbst sehen, wie Sie mit ihm wieder zurecht kommen.“ Damit eilte sie zur Thür, öffnete sie leise und verschwand.

Erich stand noch am Fenster und sah ihr nach. Es war eine Empfindung von Glück über ihn gekommen, die er nicht verstand, über die er aber auch nicht grübelte, die er einfach hinnahm. „Wie allerliebste sie ist!“ flüsterte er vor sich hin. „halb kindlich, halb hausfrauenhaft, halb klug erfahren, halb unbewußt.“ Er suchte sie sich zu erklären, aber sie paßte in keine Gattung von Frauen, die er bis dahin kennen gelernt hatte. Sie war eben sie selbst, und weil er sie mit keiner vergleichen konnte, erschien sie ihm die einzige. Selbst ihre Schwächen wurden in seinen Augen Vorzüge. Sie hatte wenig gelernt, und von allen den Dingen, die ihn beschäftigten, hätte er kaum mit ihr reden können; und doch schien ihm Alles, was sie sprach, neu und eigenthümlich, während man es doch nur wahr und durchsichtig nennen konnte. Sie kam ihm vor wie eine Blume,

aufgewachsen und entfaltet in gesunder Luft, auf gesundem Boden, ein Liebling des Sonnenlichtes, ohne dessen Klarheit sie sich nicht entfalten konnte. Er hörte nebenan das Gespräch des Vaters und der Tochter, ohne es zu verstehen, sonst wäre er nicht geblieben. Erst war es heftige Rede und Gegenrede, aber allmählig sänftigte sich der Ton, endlich wurde es still, ganz still. Die Thüre zum Gang wurde geöffnet und er hörte die Beiden über den Gang und die Treppe hinunterschreiten, ruhigen Schrittes. Hatte Sabine ihn vergessen, oder konnte sie ihn noch nicht gebrauchen? Einen Augenblick fühlte er sich verletzt, dann beruhigte ihn die Ueberzeugung: „Sie wird das Richtige thun!“ Er dachte nicht mehr an den Pflegevater, an sein Zerwürfniß mit ihm, nur mit Sabine waren seine Gedanken beschäftigt. Das Uebrige lag in ihrer Hand, sie würde es schon zu Ende bringen, wie sie gestern, ganz allein, einer empörten Schar Bauern entgegengetreten war und sie zu ihrem Willen gezwungen hatte, mit dem Muth der Wahrheit, mit dem Zauber jungfräulicher Weiblichkeit. Er konnte aufjubeln, wenn er sich das nur zurückerief in das Gedächtniß.

Die arme Sabine hatte keine so leichte Stunde verlebt. Sie hatte den Vater in düsterem Hinbrüten gefunden, bis an's Herz gekränkt, vergrollt über sein Geschick, und unzugänglich selbst für ihre Liebe. Er wolle sie zurückschicken zu den Großeltern hatte er gesagt; er leide es nicht, daß sie ihre frische Jugend an seiner Seite verkümmere. Sabine war böse geworden und hatte den Vater tüchtig ausgescholten um seine selbstquälerischen Grillen; sie hatte geschmollt, daß er ihrer schon überdrüssig und das ganz ernsthaft, nicht etwa zum Schein. Dann hatte sie bestimmt erklärt, sie ginge nicht wieder von ihm, bei ihm sei ihr Platz, und ob er es einsehen wolle oder nicht, sie sei ihm nothwendig, mehr als er wisse und als sie geglaubt hätte. Zuletzt gab er nach, wenigstens vorläufig. Nun versuchte sie Erich zu erwähnen, aber da brach ein neuer Sturm los, dem sie muthig Widerstand leistete. Von der unglücklichen Kritik wolle sie nicht reden, um nicht selbst in den Aerger zu kommen, aber wenn der Vater deshalb ganz mit ihm brechen wolle, wie er behaupte, so sei das eine Ungerechtigkeit, denn er sei treu, dankbar, und hänge an dem Vormund mit der Liebe eines Sohnes. Da hatte sie aber einen schweren Kampf zu bestehen. Der Vater wollte den Pflegesohn überhaupt nicht wiedersehen, er hätte an ihm nur dieselbe Erfahrung gemacht, die sich ihm stets auf's Neue im Leben wiederholt hätte und die die Lehre zurücklasse, das Herz an keinen Menschen zu hängen. Uebrigens hätte er gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens bemerkt, daß sie sich fremd geworden wären, und somit sei auch das abgethan. Er hätte zuerst beschloffen, mit der Waffe in der Hand die erlittene Schmach auszulöschen. Nicht einmal das sei ihm vergönnt, denn er habe dem Vater auf dem Sterbebett versprochen, für den Sohn zu sorgen, und das Versprechen hätte er bis dahin, nach besten Kräften, gehalten und wolle es auch jetzt nicht brechen. Was er aber auch gethan, dazu hätte ihn das Andenken des Vaters, nicht der Dank des Sohnes bewogen. Auf den verzichte er ein für allemal, wenn er ihn in Ruhe ließe. Wage er es aber, ihm je wieder unter die Augen zu treten, so würde er ihn wie einen fremden Menschen behandeln, und von einem Fremden würde ihn

nichts abhalten, die blutigste Genugthuung zu fordern. So ungefähr hatte er seine Meinung und seine Entschlüsse zusammengefaßt.

Sabine versuchte vergebens, ihn abzulenken; es blieb ihr schließlich nichts weiter übrig, als gegen die einzelnen Entschlüsse in den Kampf zu gehen. Das gelang aber sehr mäßig, denn wenn sie wirklich meinte, auf einer Seite Terrain gewonnen zu haben, so verlor sie mindestens ebensoviel auf der anderen, ja der Groll steigerte sich noch im Widerspruch. Sie versuchte nun das Princip in Anwendung zu bringen, das ihr bei den Rechnungen immer glückte. Sie setzte Liebe, Dankbarkeit, Anhänglichkeit seit vielen Jahren auf das eine Blatt, und diesen einen, übereilten und gewiß nicht persönlich gemeinten Fehl auf das andere. Es schien ihr natürlich, nach welcher Seite hin die Schale sich senken, die Zunge der Waage zeigen müsse. Der Vater faßte das Bild auf und erklärte, er wolle Eins gegen das Andere aufgehen lassen, damit sei das Verhältniß aus und Erich existire nicht mehr für ihn. Sabine verlor die Geduld und appellirte direct an das Herz des Vaters. Sie fing an, Erich, den sie ja hauptsächlich aus den Erzählungen und Briefen des Vaters kenne, in das vollste Licht zu stellen. Dabei ereiferte sie sich immer mehr, denn da standen ihr die eigenen Worte des zärtlichen Vormundes zur Seite, mit denen sie jeden Einwand zu widerlegen vermochte. Das Bild wurde immer glänzender, weit über ihre erste Absicht, und fast kam es ihr vor, als erkenne sie jetzt erst an dem jungen Manne alle die Vortrefflichkeiten, die der Vater ihr längst gerühmt hatte. Dieser hörte ihr mehr und mehr erstaunt zu, denn das Dienchen malte mit einem Eifer, der nicht mehr objectiv blieb, sondern persönliche Empfindung zu vertreten schien. Hätte sie davon eine Ahnung gehabt, sie wäre gleich kühler geworden; aber sie redete sich immer weiter in ihre Anerkennung hinein, und vor dem Vater tauchte ein Bild wieder auf, das er oft in früheren Jahren heraufbeschworen hatte, und das sich wie ein freundlicher Traum durch manche bange Stunde zog, in der er der Zukunft seines Kindes nachgrübelte. Wenn sich die beiden Menschen, an denen allein sein Herz hing, finden könnten, wenn sich durch sie ein Haus gründen, in dem auch ihm ein bescheidenes Asyl bereitet sei, hatte er gedacht und dann gleich den Gedanken verschaucht, denn ihm, meinte er, erfülle sich nun einmal kein Lebenswunsch. Heute rief Sabine's Eifer, der auf ganz Anderes gerichtet war, ihm diesen Traum wieder vor die Seele, heute schien er ihm kein Glück mehr, und festigte nur mehr und mehr den Entschluß, mit Erich für immer zu brechen. Sabine aber bemerkte es selbst, daß sie wohl im Preisen des jungen Mannes zu warm geworden, zu weit gegangen sei, und wurde plötzlich verlegen. Der Fluß ihrer Rede stockte, und sie fühlte, daß sie, namentlich in Gegenwart des Vaters, den unbefangenen Ton Erich gegenüber nicht wieder finden würde, sah es ein, daß noch einige Zeit vergehen müsse, ehe sich die beiden Männer gegenüberstehen könnten. Sie schlug also dem Vater vor, wie schon öfter, einen Spaziergang das Thal hinauf bis zu einem benachbarten Ort zu machen und dort zu Mittag zu essen. Damit gingen sie Erich aus dem Wege und hätten Muße zum Ueberlegen. Der Major willigte ein und als Erich endlich das Zimmer verließ und bei der Wirthin nach dem Major fragen wollte, meldete ihm Xaver, der sei mit dem gnädigen Fräulein über Land gegangen, käme vor

Abend nicht heim und wünsche auch dann ungestört zu sein. Der Bursche zeigte dabei eine so triumphirende Miene, daß sie dem jungen Manne auffiel und er nicht recht wußte, was er aus der Botschaft und aus dem Boten machen solle. Er fragte, wer den Auftrag erteilt hätte. „Mein Herr!“ erwiderte Kaver und wollte sich kurz abwenden, aber Erich hielt ihn fest. „Noch Eines, zwischen uns beiden!“ sagte er fast befehlend und dabei brach durch seine sonst leise und ruhige Art ein Ton männlicher Ueberlegenheit, der den schon zu einer trozigen Antwort bereiten Burschen verstummen ließ. „Wie bist Du darauf gekommen, daß jene Besprechung des Bildes Deines Herrn von mir herrühre?“ —

Kaver wollte antworten, er halte sich nicht für verpflichtet Rede zu stehen, aber Erich sah ihm so fest in's Auge, daß er sich eines Besseren besann und erwiderte: „Der Herr Doctor hatten mir heut Morgen erklärt, wo es dem Bilde fehle; das stand nun Alles fast ebenso in dem Blatt, und so reimt' ich mir's zusammen.“

„Und weshalb hast Du das Deinem Herrn gesagt?“ fuhr Erich fort.

Kaver wurde dunkelroth. „Das weiß ich nicht!“ stotterte er, „aber ich thäte es wieder, wär's nicht schon geschehen. Der Herr Major soll seine Feinde kennen lernen, besonders wenn er sie für Freunde hält und so behandelt. Und das gnädige Fräulein auch, damit sie sich umschau'n, wer hinter ihnen steht.“

Ueber Erichs Gesicht zog ein bitteres Lächeln. „Ich der Feind des Majors!“ sagte er vor sich hin, „ich, der ich ihn liebe wie einen Vater. Und Sabine's Feind?“ Dann hob er das Auge wieder auf Kaver. Der junge Mensch stand vor ihm mit dem unverkennbaren Ausdruck von Feindseligkeit, und doch gefiel er ihm, nicht sowohl wegen seiner schlanken, in Arbeit und Bergsteigen gekräftigten Gestalt, seines intelligenten Gesichtes, sondern vielleicht gerade, weil das Zürnen ihm etwas muthig Männliches gab, das seinen Jahren vorgriff. „Hast Du verstanden, was ich Dir heute Morgen über das Bild des Majors sagte“, fragte Erich kurz.

Kaver meinte erst, der Frager wolle ihm eine Falle stellen, und sah ihn mißtrauisch an, aber die ernste Freundlichkeit wies jeden Verdacht zurück. Und doch wurde es ihm schwer, zu erwidern. „Ich glaube wohl, wenn auch nicht Alles. Mir fiel's wie Schuppen von den Augen, und als ich später das Bild noch ein Mal darauf ansah“ — weiter konnte er nichts herausbringen, ja er erschrak schon über das, was er gesagt hatte.

Erich verlangte auch kein weiteres Geständniß. „Habe ich also den Maler verleumdet in der Besprechung, habe ich nicht die Wahrheit gesagt?“ fragte er weiter.

Kaver wurde immer verwirrt. „Wann nur nicht das von dem Pulver drin gestanden hätt'. Das ist dem Herrn an d'Ehr' gungen, und daß sein Sohn das geschrieben hat, in die Welt hinein, für alle Leut', das ging ihm an's Herz.“

„Ich wußte nicht, wer das Bild gemalt hatte. Seß einmal den Fall, Kaver, Du, angesteckt von der Lust am Malen Deines Herrn, Du hättest versucht, Pinsel und Farben zu gebrauchen, Du hättest, so gut Du es gekonnt, das Bild gemalt, und ich hätte über Dein Bild dasselbe, vielleicht Härteres geschrieben — was würdest Du gethan haben?“

Xaver war dunkelroth geworden. Er meinte sein Geheimniß sei verrathen, er schämte sich seiner heimlichen Malversuche, die ihn schon gestern in schlimmen Verdacht gebracht hatten, und Erich mußte seine Frage an ihn wiederholen. Dann trat er einen Schritt zurück. „Hätt' ich das erfahren, eh' der Herr mir die Malerei explicirt hatt', die Faust hätt' ich g'nommen und, ich steh für nichts, so rabiat wär' ich worden.“

„Nun?“ fragte Erich lachend, „und jetzt?“

„Nun schämt' ich mich in den Erdboden hinein, daß ich mir einkommen ließ, so etwas zu Wege bringen zu können, und nun will ich auch nie wieder —“

Erich unterbrach ihn. „Nun willst Du nie wieder an Farbe und Pinsel rühren, bis Du gelernt hast, sie zu gebrauchen, und wie Du heute Morgen mich so schnell verstanden hast, meine ich, Du hast Geschick, und es wär' schon der Mühe werth zu probiren, ob auch Talent dahinter steckt!“

Ueber Xavers Gesicht strahlte allmählig ein Leuchten von Hoffnung auf: „Und der Herr Doctor meinen, ich könnt' das lernen, könnt' ein Maler werden wie der, der die Heiligen g'macht hat in unserm Kirchl? Früher hab' ich meinen Rosenkranz vor ihnen abget't und hab' die Bilder kaum angeschaut, und höchstens dabei gedacht: So müssen's wohl ausg'sehn haben, weshalb hätt' man's sonst so abg'malt. Seit ich aber meinen Herrn bei der Arbeit zugeschaut hab', hab' ich beim Rosenkranzbet'n immer auf das Bild sehen müssen, und da wurden die heiligen Schutzpatrone, Leinwand, und Farb' und ich hab' mir den Kopf zerbroch'n, wie die Falten am Mantel sich so abschattir'n thun, und wie der Besatz und die Stickerei d'rauf steht, und hernach hab' ich gar nicht wußt, ob ich g'bet't hat oder nicht.“

Erich war ernst geworden. „Wer wäre nun Dein Feind, der Dich, selbst mit hartem Wort, auf den rechten Weg führt, oder der Dich laufen läßt, in den Abgrund hinein?“ fragte er.

Xaver suchte nach einer Antwort. „Ich versteh' schon, was der Herr meint,“ brachte er hervor, „und seh' ein, daß ich ein Tölp'l war und ein Fraß', bis daher, und ein boshafter Laps eben heut'. Ich bin's gar nicht werth, daß der Herr sich um mich annimmt. Ja so, wollen denn der Herr sich auch noch um mich annehmen?“

„Ja!“ sagte Erich und reichte ihm die Hand. Xaver nahm sie aber nicht, sondern trat zurück. „Da muß ich aber erst das Majorle frag'n,“ rief er.

„Thu', was Du willst! Ich halte Dir Wort, und wenn Du wirklich lernen und fleißig sein willst, wirst Du mich schon finden. Dann mußt Du aber auch ein ganzer Kerl werden.“

Xaver streckte sich hoch in die Höhe, als ob er's schon wäre, Erich aber wandte sich und ging in's andere Zimmer, forderte bei der Wirthin seine Rechnung und packte seine Sachen. Dann bestellte er einen Wagen, und ehe der Major mit Sabine heimkehrte, war er fort, ohne Abschied. Der Major nahm die Nachricht, daß sein Mündel abgereist sei, scheinbar ganz ruhig hin und erwähnte seiner nicht mehr, eigentlich aber kränkte es ihn, so wenig er sich auch klar machen konnte, wie sich jetzt ein Zusammensein erträglich gestaltet haben würde. Sabine war leichenblaß geworden bei der Nachricht, aber sie nahm sich

gewaltsam zusammen und wollte sich selbst einreden, daß sie mit dieser Wendung ganz zufrieden sei. Als sie aber später allein war in ihrem Zimmer, brach sie in Thränen aus. Sie kämpfte mit sich, ob sie dem Vater Erich's Urtheil über seine Malerei mittheilen solle oder nicht. Sie war fest davon überzeugt, daß er Recht hätte, aber sie fürchtete, den Vater noch mehr gegen sein Mündel aufzubringen, fürchtete die trübe Stimmung zu vermehren, die sich ohnehin schon wieder bei ihm geltend machte. Andererseits widerstrebte es ihrer wahren Natur zu schweigen und ihm auch nur eine Spur des Wahns zu lassen, der ihn, wenigstens für einige Zeit, beglückt hatte. Es war ihr ganz recht, daß der Dorfrichter sich bei ihr melden ließ, denn nun kam sie wieder auf den Boden, auf dem sie sich sicher fühlte. Der alte Tyroler hatte wirklich im Dorfe eincassirt mit mehr oder minder Erfolg, aber er brachte doch eine ganz stattliche Summe zusammen. Das entschiedene Auftreten des Bien's hatte den Leuten imponirt. Sie meinten, die müsse doch etwas hinter sich haben, sonst hätte sie nicht so resolut für den Xaver eintreten können. Auch die Gams-Wirthin hatte bestätigt, die ließe nicht mit sich spaßen. Sabine ließ oft fünf grade sein, und so schloß sich das Geschäft leicht und schnell ab, und dem Vater berichtete sie erst darüber, als Alles abgemacht war. Der war sehr erfreut, daß er auf ein Mal seine Cassé wieder gefüllt sah und daß seiner Abreise nichts mehr im Wege stand, denn er war fest entschlossen, in die Residenz zu reisen und sich zu überzeugen, wie es mit seinen Bildern stünde. Schon für den nächsten Tag wurde die Abreise festgesetzt und Sabine ordnete mit Xaver's Hilfe Alles so umsichtig, daß bis auf die Malutensilien, zu denen auch das unglückliche Bild gerechnet war, und die mit Fracht folgen sollten, Alles schon gegen Mittag bereit war. Sabine überraschte es zuerst, daß Xaver auch nicht ein Zeichen des Bedauerns über die plötzliche Trennung verrieth, sondern mit besonderer Heiterkeit, manchmal wie in einem glückseligen Traum, bei dem Einpacken behilflich war, so daß sie ihn schließlich fragte, was er denn nun zu beginnen gedenke. Xaver antwortete, als ob sich das von selbst verstände, vorläufig ginge er mit in die Residenz, und so lange der Major ihn behalten wolle, bliebe er bei ihm; dann hätte er aber andere Pläne, zu deren Erfüllung ihm der Herr Doctor behilflich sein wolle. Sabine sah ihn erstaunt an und erklärte kurzweg, in der Stadt brauche ihr Vater keinen Diener, und sie würde ihm sofort den Rest seines Lohns auszahlen. Xaver schien auch damit zufrieden und blieb nur dabei, daß er mitreisen würde, und zwar auf eigene Kosten. Ueber diese Unterredung kam der Major in das Zimmer und fragte, was denn das für Pläne sein könnten. Der Bursch antwortete, daß er entschlossen sei, die Kunst, deren Anfänge er beim Herrn Major gelernt hätte, weiter zu betreiben; er wolle ein tüchtiger Maler werden, sehe aber ein, daß er dazu gründlich in die Schule gehen müsse, denn es fehle ihm die Vorbildung und ohne die sei nichts Tüchtiges zu Stande zu bringen. Mit dem bloßen Absehen sei nichts gethan, denn man habe erst zu lernen, weshalb das so und jenes so sein müsse. Er entwickelte seine Ansicht unklar genug, aber so viel war doch zu verstehen, daß er Erich's halb verstandene Worte in seiner Weise wiederholte. Sabine wurde glühend heiß bei der Auseinandersetzung und mehrmals versuchte sie, dieselbe zu unterbrechen. Xaver war aber so im Eifer, der Major, dem mehr als ein Mal

die Zornröthe auf die Stirn trat, so in der Stimmung, den bitteren Kelch dieser indirecten Kritik seiner Malerei bis zum letzten Tropfen zu leeren, daß er ihr immer wieder Schweigen gebot, denn er wolle nichts von der Weisheit und Zuversicht des angehenden Meisters verlieren. Aber das Vertrauen zu seinen eigenen Arbeiten wurde mehr und mehr erschüttert, das Verlangen, klar darüber zu werden, immer dringender.

In dieser Stimmung wurde aufgebrochen. Die Wirthin und Resi nahmen mit etwas gezwungener Freundlichkeit Abschied, und auch aus dem Dorf kam noch Einer und der Andere, dem Herrn Major ein „Gott!“ zu wünschen und zum Lebewohl die Hand zu schütteln. Der Major schaute düster drein, als er auf den Wagen stieg, Sabine hatte so viel zu ordnen, daß ihr kaum Zeit blieb zum flüchtigen Abschiedswort, und von Xaver, der schließlich sich auf den Koffern seinen Platz zurecht gebaut hatte, nahm Niemand Notiz, ebenso wenig als er sich merken ließ, daß er fortging aus seinem Geburtsort, von allen den Menschen, unter und mit denen er aufgewachsen war. Die Bauern verdroß das doch, so wenig sie ihn leiden konnten, und als der Wagen um die Straßenecke gebogen war, fiel manch hartes und bitter spöttisches Wort über die Abreisenden. Am übelsten erging es freilich Xaver, dem Undank, Hochmuth und Schlimmeres nachgesagt wurde, aber auch das geizige Bien'l wurde nicht gesont, und das Maler-Majorle, der den Kadestock verschluckt und nicht verdaut hätte, wurde gründlich durchgehohlet. Dafür hatte er ja auch länger als zwei Jahre mit den Leuten leutselig und wohlwollend verkehrt, und geholfen mit Rath und That, mehr als seine Mittel ihm erlaubt hätten.

Auf der Reise war der Major schweigsam und in sich gekehrt. Er grübelte über seine Zukunft, und wenn er auch nicht vermeiden konnte, die Gastfreundschaft seines Pflegebruders, des Präsidenten, wieder auf einige Tage anzunehmen, so war er doch fest entschlossen, sich so bald als möglich einen anderen Aufenthaltsort zu wählen, und einen, wenn auch noch so bescheidenen, Erwerb zu suchen, der ihm die Möglichkeit gab, die Tochter wenigstens auf längere Zeit bei sich zu behalten. Ganz hatte er die Hoffnung auf seine Malereien noch nicht aufgegeben, denn er wiederholte sich beständig, wenn seine Bilder nicht zu verwerthen gewesen wären, würde der Kunsthändler, ein ganz überlegter Geschäftsmann, der auch immer die Zahlung erst leistete, wenn er den jeweiligen Verkauf gemeldet hatte, ihm nicht den immerhin ansehnlichen Preis dafür gezahlt haben. Sein Preisbild, meinte er, hätte Neid und Mißgunst bösslich discreditirt.

Sabine war mit anderen Empfindungen beschäftigt. Erich's Abreise, ohne Abschied, ohne ein Wort der Erklärung, hatte sie tief verletzt und sie um ihre ganze Freudigkeit gebracht. Sie glaubte wirklich, daß sie den Groll gegen den jungen Mann, zu dem sie schon angefangen hatte eine schwesterliche Neigung zu gewinnen, nie überwinden würde; sie konnte ihm nicht verzeihen, daß er nicht den Vormund dringender um Vergebung der freilich unabsichtlich zugefügten Kränkung angegangen sei, und doch mußte sie sich gestehen, daß ihm dazu der Weg abgeschnitten war. Wir sind vielleicht nie ungerechter gegen Jemand, als wenn wir das Getränkfein durch ihn schwer empfinden und den Grund dazu nicht vollkommen ausreichend aufbauen können. Wir suchen nach Motiven, er-

finden, was wir nicht finden können, und setzen die Unzufriedenheit mit uns selbst auf Rechnung der Anderen.

Xaver allein war wie im Rausch, aufjubelnd in Hoffnungen, frei von dem Druck, den sein Heimathsdorf auf ihn ausübte, wie ein Vogel, der flügge geworden, beglückt, daß die Flügel ihn tragen, ohne zu fragen, ob es Glück ist, wohin sie ihn lenken. Bei der Ankunft in der Residenz verabschiedete er sich von seinem bisherigen Herrn und Sabine mit dankendem Händedruck, aber ohne ein Zeichen von Empfindsamkeit. Seine Zukunftsträume ließen ihn die Gegenwart übersehen und das Vergangene vergessen.

Die Aufnahme des Majors im Hause des Präsidenten war wieder die allfreundlichste. Der Mann galt für kalt und allerdings übertrieb er den äußerlichen Ausdruck der Höflichkeit, weil er ihm mehr vom Verstand als vom Herzen dictirt wurde, und seine verbindliche Manier hielt mehr zurück, als daß sie angezogen hätte. Auf den Major aber übertrug er den Dank, den er dessen Vater schuldete, und zwar in dem Maße, dessen nur ein edler Charakter fähig ist. Er war nicht ohne Eitelkeit und immer bedacht auf die Repräsentation seiner Stellung, wohlwollend, aber sein Gemüth ging nicht über die Gutmüthigkeit hinaus. Von seiner Frau ließ er sich blind bewundern, fast anbeten, vergalt ihr das aber dadurch, daß er allen ihren Wünschen, wie irgend möglich, zuvorkam. Sie hatten sich eigentlich nie geliebt, aber doch, in einer nun zwanzigjährigen Ehe, niemals auch nur eine Verstimmung mit einander gehabt. Das machte den Verkehr in ihrem Hause leicht, aber nicht behaglich. Man ging immer auf weichen Teppichen und hörte nie einen Tritt. Dem Major war das gegen die Natur und machte ihn ungeduldig, Sabine kam sich in dieser glatten Lautlosigkeit wie halb ausgetwischt vor. Sie war so daran gewöhnt, daß man sie gehen hörte, wenn sie auftrat. Noch unbehaglicher und nicht an ihrem Platz fühlte sie sich am ersten Abend auf einem „Rout“, den die Präsidentin in ihrem Salon versammelte und zu dem der Major sich weigerte zum Vorschein zu kommen. Für Sabine hatte aber die Präsidentin gleich eine Toilette besorgt und so liebenswürdig zugeredet, daß jeder Einwand abgeschnitten war. Da saß denn das arme Bienschen und sah ein fremdes Gesicht nach dem anderen austauschen und hörte die Conversationen durcheinander rauschen, von Menschen, die sie nicht kannte, über Kunst und Literatur, wovon sie nichts verstand. Die Präsidentin stellte sie vor, nach allen Seiten, und so wenig sie gewußt hätte an den Gesprächen Theil zu nehmen, so wenig wußte sie auch auf die gleichgültigen Höflichkeitsanreden zu antworten, die irgend eine Beziehung suchten, aber sich schnell mit dem guten Willen zufrieden gaben und dann gleichgültig abbrachen. Das arme Kind kam sich so verlassen vor, daß es sich schließlich in eine Fensterecke, hinter einen Blumentisch zurückzog und stumm in diese neue Welt hineinsah. Da trat, ziemlich spät, Erich in den Salon. Sabine hätte aufjubeln mögen über das erste bekannte Gesicht, ihr Groll war vergessen, aber die Art, wie man Erich empfing, konnte sie in der Verborgenheit, in die sie sich zurückgezogen hatte, beobachten. Alles drängte sich um ihn, von allen Seiten wurde er begrüßt. Hier waren es alte Bekannte aus Rom, die Erinnerungen erneuten, dort junge Künstler, die er in ihren Ateliers aufgesucht hatte, oder Damen, die seine Bekanntschaft wünschten.

Er bildete, als neue Erscheinung, den Mittelpunkt der Unterhaltung; war er doch gelehrt, geistreich, wichtig, von eleganten sichereren Formen und Meister der Salon-conversation. Sabine beobachtete ihn staunend. War das derselbe, den sie vor wenig Tagen so unsicher, so verlegen in dem tyroler Wirthshaus kennen gelernt hatte? Es that ihr weh, ihn so wiederzufinden, und die Thränen wollten ihr in die Augen treten, weil er ihr wie ein Fremder erschien und ihr auf ein Mal klar wurde, daß sich zwischen ihnen eine Kluft aufriß, die Kluft der Bildung. Sie meinte nie wieder ein Wort zu ihm finden zu können, denn Alles, womit er glänzte, was er wußte, was er sprach, davon verstand sie ja gar nichts. In diesem Kreise, in dem sie sich so unbeholfen, so einsam fühlte, war er zu Hause, ja spielte eine Rolle. Selbst äußerlich kam er ihr vor wie ein Anderer. Die Sicherheit seines Auftretens ließ ihn männlicher erscheinen und seine Züge, in denen sich die frische Heiterkeit der Jugend mit dem Ernst des Gelehrten mischte, bekamen einen bedeutenden Ausdruck. Von allen Seiten wurde die Befriedigung laut, daß der junge, talentvolle Mann sich entschlossen hätte, sich nun in der Residenz zu habitiren und man besprach diesen Gewinn für die Wissenschaft wie für die Geselligkeit. Sabine hörte das aus ihrem Versteck, freilich nur in abgerissenen Reden, aber es ließ ihr den Freund nur immer fremder erscheinen, selbst in dem Augenblick, als er zufällig vor dem Platz vorbeikam, an den sie sich zurückgezogen hatte, und nun freudig, wenn auch nicht ohne eine sichtliche Verlegenheit, auf sie zutrat und sie mit herzlichem Händedruck begrüßte. Die flüchtige Anrede kam ihr fast vor wie ein Almosen, das er ihr hintwarf, und sie wagte kaum etwas auf dieselbe zu erwidern, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sie nickte nur stumm mit dem Kopf und war froh, daß einige Bekannte Erich's ihn suchten und wieder in eine Conversation zogen, die ihn in den großen Kreis zurückführte. Leise stand sie auf, flüsterte der Präsidentin eine Entschuldigung zu, daß sie nach dem Vater sehen wolle und müde sei von der Reise. Dann schlich sie sich, kaum bemerkt, fort und ging auf das Zimmer ihres Vaters, den sie noch auf fand und zwar in allerbesten Stimmung, die freilich mit der ihrigen scharf contrastirte, denn sie wäre am liebsten in Thränen ausgebrochen, obgleich sie eigentlich nicht wußte weshalb. Der Vater bemerkte das gar nicht, so vergnügt war er.

Gleich am Abend, als er sich frei machte von der Gesellschaft seiner Wirths, war er zu dem Kunsthändler gegangen, der ihm seine Bilder abgekauft hatte. Er wollte vor allen Dingen klar über dieselben werden. Der Mann hatte ihn, als er seine Karte hineinschickte, mit ausgesuchter Freundlichkeit und Zuborkommenheit empfangen und immer wieder seiner Freude Ausdruck gegeben, die persönliche Bekanntschaft eines so eigenthümlichen Talentes zu machen. Er hoffe, der Künstler bringe ihm ein neues Werk seines Pinsels mit, da er in den letzten Wochen ihn gänzlich vergessen zu haben schiene. Dabei fügte er einige schmeichelhafte allgemeine Redensarten ein, die für den mißtrauischen Charakter des Majors fast zuviel gewesen wären, hätte er sie nicht für Geschäftspraxis gehalten. Er warf aber doch hin, ob nicht die Kritik Ausstellungen gemacht hätte, denn er sei sich wohl bewußt, daß er sich mehr auf seine Anlagen und eine, der Technik ab-

gelauchten Geschicklichkeit stütze als auf eine Schule, die von den Anfangsgründen beginne.

Der Kunsthändler lächelte: „Grade das gibt Ihren Schöpfungen die Eigenthümlichkeit. Unsere Kunst ist leider durch die Schule in ein Stadium getreten, die sie über alles Lernen um jede Originalität bringt. Wenn das Bild nur correct ist, darf es schon alltäglich sein. Da ist es denn eine Wohlthat, wenn ein Mal ein Talent wieder unmittelbar aus dem Born der Ursprünglichkeit schöpft. Die Kritik freilich, die meist nur aus der Büchergelehrsamkeit ihre Weisheit entlehnt, fürchtet immer sich um ihr Ansehen zu bringen, wenn sie nicht diesen oder jenen kleinen Fehler bemerkt und wegen desselben alles Geniale über den Haufen wirft. Das kunstfinnige Publicum, Gott sei Dank, empfindet anders. Deshalb habe ich Ihre Werke auch mehr unter der Hand verkauft, um so mehr, als Sie mir strenge Discretion anempfahlen, die schwer zu wahren gewesen wäre, hätte ich Ihre Bilder auf den großen Markt werfen wollen.“

Der Major sah die Richtigkeit dieser Maßregel ein, fragte nun aber direct, ob der Herr meine, noch eine Anzahl seiner Bilder vertwerthen zu können? Der Kunsthändler war erstaunt, wie man daran nur zweifeln möge. Freilich wäre jetzt Alles Modefache geworden und es sei nicht abzusehen, ob was heute noch von der Gunst des Publicums getragen würde, nicht morgen schon der Gleichgültigkeit anheim fielen. Deshalb rieth er ab von Ueberproduction, denn es sei nichts gefährlicher als sich selbst Concurrerenz zu machen. Bei drei bis vier Bildern im Jahr würde er aber noch auf längere Zeit einen Absatz garantiren; doch mache er die Bedingung, daß er alleiniger Vertreter bleibe und daß der Herr Major keine öffentlichen Ausstellungen besuche. Dieser, dem vor allen Dingen darauf ankam, daß sein Name nicht genannt würde, ging willig auf diese Bedingung ein, und so wurde ein schriftlicher Contract in voller Form abgeschlossen, der beide Theile durchaus zu befriedigen schien. Der Kunsthändler führte darauf seinen Besuch durch die Räume seines Geschäftslocales, die nicht allein eine Reihe moderner Bilder in prunkender Einrahmung enthielten, sondern Alles, was für Maler und Zeichner nothwendig war, vom Elegantesten bis zum Einfachsten hinab. Er empfahl dabei, ohne Aufdringlichkeit, sein Geschäft, das jederzeit zu Sendungen nach außerhalb auf das Schnellste bereit sei. Er explicirte auch diese oder jene neue Erfindung, die den Künstlern einen Theil der Arbeit abnähmen. Der Major kam ordentlich wieder in die Schaffensstimmung, so handgerecht erschien Alles. Dabei übersah er ganz, daß ein junger, gut aussehender Mann in sehr einfacher Arbeitskleidung beim Packen einer Kiste behilflich war, wobei er von einem älteren Commis im Tone des Vorgesetzten unterwiesen wurde. Erst in der Thür erkannte er in dieser Metamorphose seinen bisherigen Diener Xaver, der ihn sehr wohl bemerkt hatte, aber es vermied, ihn anzureden. Der praktische Junge hatte sich gleich überlegt, daß er sich so schnell als möglich ein Unterkommen schaffen müsse und hatte die einzige Adresse, die er in der Residenz kannte, die des Kunsthändlers, da er dorthin häufig Briefe und Sendungen des Majors expedirt hatte, aufgesucht und gefragt, wie er wohl eine Stelle in der fremden Stadt finden könne. Der hübsche, kräftige, junge Mensch, der dazu intelligent ausah, gefiel dem Kunsthändler und er nahm ihn, einst-

weilen für kurze Zeit und geringen Lohn, in seinem Geschäft als Einpacter an, machte aber zur Bedingung, daß er sich gleich einen Arbeiteranzug besorge. Soweit reichte Kaver's Barschaft gerade, und so hatte er vor einer halben Stunde seinen Dienst angetreten.

Der Major berichtete der Tochter in freudiger Aufregung das Resultat seines Besuches beim Kunsthändler. Es war ihm ein Triumph über die böse Kritik und eine neue freundliche Hoffnung für die Zukunft. Er wolle ja keine Reichtümer erwerben, noch strebe er nach Künstlereruhm, sagte er, denn dazu möge wohl sein Können nicht ausreichen, aber es böte ihm eine Beschäftigung und einen Zuschuß zu seinem ziemlich schmalen Einkommen, der ihm gestatte, die Tochter bei sich zu behalten, oder wenn die Großeltern sie nicht ganz missen könnten, doch immerhin auf Monate bei sich zu haben. Sabine wollte davon nichts wissen, denn sie setzte immer noch im Stillen Mißtrauen in die Kunst des Vaters, wenn sie sich auch hütete das auszusprechen. Sie wollte ganz und gar beim Vater bleiben und hatte sich schon ausgerechnet, wie sie mit seiner Pension und ihren kleinen Ersparnissen den Haushalt führen wolle, nur bat sie ihn, sich in einem Städtchen in der Nachbarschaft der Großeltern niederzulassen, damit sie in der Lage sei auch für die in etwas zu sorgen und wenigstens zur Hand zu sein, wenn die alten Leute ihrer bedürften. Damit war der Vater nicht ganz einverstanden, aber er fügte sich und sagte schließlich: „Am Ende wirst Du Dich verheirathen und dann verlieren wir Dich Alle.“ Daran hatte Sabine noch gar nicht gedacht, aber es fuhr ihr doch durch den Sinn, und da es ihr nicht möglich war mit einem Scherz darauf zu antworten, wünschte sie dem Vater schnell eine gute Nacht und eilte auf ihr Zimmer. Als sie allein war, brach sie in Thränen aus, denn nun wurde ihr klar, wie ihr Herz angefangen hatte sich an Erich zu gewöhnen, wie ihre Empfindung für ihn doch eine andere als schwesterliche Neigung gewesen war und wie nicht allein sein Bruch mit dem Vater sie trennte, sondern besonders alle seine Interessen, sein Wissen, seine Bildung es unmöglich machten, daß sie ihm genügen könne. Armes Kind, sie wußte nicht, welchen Schatz an Gemüth, an Lebenslust, an Tüchtigkeit sie zu bieten hatte, und überschätzte grade das, was ihr fehlte. Sie hätte am liebsten Erich gar nicht wiedergesehen, weil sie sich nicht zutraute den richtigen, unbefangenen Ton mit ihm wiederzufinden, und am meisten fürchtete sie sich eine Empfindung zu verrathen, die sie so vollkommen hoffnungslos ansah und kaum selbst zu begreifen vermochte. Und doch konnte ihr das nicht erspart werden, hatte sie doch noch Geschäftliches mit ihm abzumachen; das Geld nämlich zurückzustellen, das er dem Vater geschickt hatte und das sie von ihrem kleinen Vermögen wiedererstatte wollte. Die Summe war auch bereits in ihren Händen. Wie aber Erich allein sprechen? Das offene, grade Mädchen vertraute sich am anderen Tage der Präsidentin an, der sie knapp den ganzen Sachverhalt mittheilte und die Erich am Abend in einer Soirée zu treffen hoffte. Sie brachte auch die Nachricht, der junge Mann hätte schon auf eine Aufforderung, zu kommen, gewartet und würde sich pünktlich am anderen Morgen elf Uhr einstellen. Sie schloß diese Nacht wenig und der nächste Vormittag wurde ihr sehr lang. Die Präsidentin, die überhaupt, ihrer Gesundheit wegen, immer erst um die Mittagstunde zum Vorschein kam, hatte

ihr im Salon einen ganzen Haufen illustrirter Zeitschriften bringen lassen, mit denen sie sich die Zeit vertreiben sollte; Sabine durchblätterte sie, ohne ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, ebenso wenig als den Bildern und eleganten Nippes, die die Wände, Consolen und Etageren des Salons füllten. Sie durchschritt das Zimmer auf den weichen Smyrna-Teppichen, und das Einzige, was sie beobachtete, war der Zeiger an der Bronze-Pendüle, der langsam von einer Stunde zur anderen schlich. Endlich schlug die Uhr elf und gleich darauf ließ sich Erich melden.

Der junge Gelehrte trat ganz unbefangen ein und begrüßte Sabine mit der alten Herzlichkeit. Er entschuldigte sich über seine plötzliche Abreise vom Dorfe ohne Abschied, aber er habe wohl gesehen, daß der Vater ihm so sehr zürne wegen der unglücklichen Kritik seines Preisbildes, die er ganz fälschlich als eine persönliche Ehrenkränkung betrachte, daß er, und das weniger seinetwegen als Sabines wegen, einem unvermeidlichen Zornausbruch hätte ausweichen wollen.

Sabine erwiderte: „Und der Vater wird Ihnen niemals vergeben. Grade weil er so sehr an Ihnen hing, fühlt er die Kränkung doppelt.“

„Was habe ich denn gethan?“ fragte Erich, „ich habe die Wahrheit gesagt, freilich, weil ich sie an eine ganz andere Adresse gerichtet glaubte, in etwas scharfer Form.“

Sabine zuckte mit der Oberlippe und schlug die Arme übereinander: „darüber kann ich mit Ihnen nicht streiten,“ sagte sie, „mit Ihnen, dem gelehrten Kunstkenner, ich, die ich ja von den Dingen nichts verstehe. Mich freut es nur, daß nicht alle Menschen die Malereien des Vaters so schlecht finden als Sie, denn sonst würde ihn der Kunsthändler, der doch nur der Vermittler mit Andern ist, nicht so dringend auffordern, ihm immer mehr Bilder zu schicken, und sie ihm, wenigstens nach meiner Ansicht, theuer bezahlen.“ Es lag etwas Gereiztes in ihrem Ton, das Erich nicht überhören konnte, und das ihn verletzte.

„Sabine,“ fing er an, „ich verstehe Sie nicht mehr. Wo ist Ihre Heiterkeit, wo ist Ihr klarer Sinn geblieben, der immer das Richtige fand und offen und muthig den graden Weg einschlug, es zu erreichen? Wo ist Ihr schwesterliches Wohlwollen, das sie trieb, das Mißverständniß zwischen Ihrem Vater und mir auszugleichen? War es denn nicht so schön, daß er die Freundschaft zu meinem Vater, den Dank, wie er selbst sagte, in der väterlichen Liebe zu mir fortsetzte, die ich, als bestes Erbtheil meines Vaters mit ganzem Herzen erwiderte? War das Verhältniß nicht für ihn und für mich ein Glück? Und das sollte einem Zwischenfall zum Opfer werden, der mit unserer gegenseitigen Neigung gar nichts zu schaffen hat? Und Sie, Sabine, anstatt zu vermitteln, wie Sie anfangs versuchten, fühlen sich mit gekränkt und versperren mir damit den besten Weg zum Herzen des Vaters?“

„Vielleicht bringt die Zeit zu Stande, was mir nicht gelang!“ erwiderte sie.

„Die Zeit?“ fuhr er auf, „die kein anderes Mittel hat, als eine Empfindung zur Gleichgültigkeit abzuschwächen, und die mit dem Gefühle der Kränkung auch die Neigung verblaffen ließe.“

Sabine versuchte einen ruhigen Ton. „Lassen Sie uns davon abbrechen,“ sagte sie, „und schnell eine geschäftliche Angelegenheit erledigen, die ich nicht gern

schriftlich wieder berührte, und die so ganz einfach ist. Sie ließen meinem Vater, den Sie noch immer als Ihren Vormund betrachteten, ein kleines Capital auszahlen, um es Ihnen aufzubewahren. Hier ist das Geld, und ich habe den Auftrag meines Vaters, es Ihnen zurück zu stellen.“ Damit nahm sie aus der Tasche ein Couvert mit Bankscheinen und reichte es Erich hin. Er sah sie lange an, ohne das Geld zu nehmen. Dann stand er auf. „Ich weiß, was aus dem Gelde wurde, das ich dem Vater schickte; ich weiß, daß dies Ihre kleinen Ersparnisse sind. Ich lasse mir von der Tochter nicht wiedergeben, was ich dem Vater anvertraute. Ich habe den Mann seit meiner Kindheit als meinen zweiten Vater betrachtet, und weiche weder in der Liebe zu ihm der Tochter, noch in dem Rechte, für ihn einzutreten. Wenn er mich von sich weist, muß ich mir das gefallen lassen und werde ihm gehorchen, wie es dem Sohne geziemt; aber deshalb lasse ich mir auch sonst nichts von meiner Sohnespflicht streichen, und mit der werde ich zu ihm halten, so lange ich lebe. Hatten Sie mir sonst nichts zu sagen, Sabine?“

Sie hätte ihm soviel zu sagen gehabt, grade in dem Augenblick, aber die Thränen standen ihr in den Augen und die Rührung erstickte ihre Stimme.

„Sie kennen den Vater nicht,“ stammelte sie, „nicht von Ihnen, nicht von irgend einem Menschen auf der Welt würde er auch nur einen Kreuzer annehmen; und wollte ich ihm sagen, Sie hätten Ihr Geld zurückgewiesen, würde das nur den Bruch noch schwerer machen. Ich habe Alles versucht, aber Ihnen gegenüber blieb er unerbittlich. Ich hätte es Ihnen nicht gesagt, aber Sie zwingen mich dazu. Solcher Trübsinn, so harte Menschen- und Weltverachtung hatte sich seiner bemächtigt; die Ueberzeugung, daß Alles scheitern müsse, was er ergreift, so daß ich Ihren Namen nicht vor ihm nennen durfte. Seit gestern, plötzlich und unerwartet, ist das anders geworden. Er hat einen neuen Contract mit dem Kunsthändler abgeschlossen, der ihm fast eine sichere Rente jährlich in Aussicht stellt, und wenn ich ihm sein Haus führe, und die kleinen Wirthschafts- und Rechnungsforgen abnehme, können wir behaglich auskommen. Heute hatte er schon seine Farben wieder ausgepackt und Stift und Papier zur Hand genommen. Daran wird er genesen. Und wie zufrieden werden wir mit einander sein! Ich verstehe zwar nichts von seiner Kunst, aber ich werde mich doch an ihr mitfreuen, wenn sie ihn beglückt. Alle Sorgen werde ich fern halten von seiner Schwelle; nur ein heiteres Gesicht soll er von mir sehn. Es ist mir ja bei den Großeltern auch geglückt. Und wie will ich schaffen, wenn es für ihn ist!“ Sie konnte nicht fertig werden das auszumalen, und Erich hörte ihr entzückt zu. „Hausmütterchen!“ rief er ein Mal über das andere.

„Ja, spotten Sie nur,“ erwiderte sie, „Sie wollen in Ihrer kindlichen Liebe zu ihm Keinem, nicht ein Mal mir, weichen. Hier schlage ich Sie aus dem Felde.“

Aber er war weit davon entfernt, spotten zu wollen; im Gegentheil, das Herz war ihm voll, daß er kein Wort finden konnte, sich auszudrücken. „Wissen Sie, Sabine,“ sagte er endlich, „daß das, was Sie mir fortnehmen, der Traum meines Lebens war. Ich stand ganz allein auf der Welt, als mein Vater starb, und ohne Verwandte. Ihr Vater wurde mir Alles. Was ich bin und habe, verdanke ich ihm. An seiner Liebe wuchs ich auf, mein kleines Vermögen mehrte

er durch Umsicht und Aufopferung. Ich merkte es wohl, wie er oft sich selbst einschränkte, nur um das Meinige nicht in Anspruch zu nehmen und dann dachte ich mir: wenn er alt wird, willst du ebenso an ihm handeln, willst mit ihm leben, ihn aufheitern, ihm Sorgen fern halten. Es waren thörichte Pläne, denn ich kannte Sie nicht, und wußte gar nicht, was eine Häuslichkeit sei. Ich könnte ihm nicht geben, was Sie ihm schaffen, allein durch Ihre Gegenwart. Und doch, Sabine, wenn es möglich wäre —“

Er hielt ein und ergriff ihre beiden Hände. Sie hatte ihn verstanden und konnte es doch nicht fassen, daß er so zu ihr spräche. Die Thränen rollten ihr über die Wangen. Endlich machte sie sich leise frei, sank in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er trat zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr, abgerissene Worte, aber in einer Sprache, die sie noch nicht gehört hatte, die sie aber verstand, weil ihr Herz sie nachfühlte. Sie vergaß darüber, daß er eine Antwort erwartete; aber er bedurfte keiner. Sie hatte ihm sagen wollen: Es ist ja nicht möglich; ich kann Dir nicht sein, was Du hoffst zu finden. Ich bin nicht gebildet genug für Dich. Aber sie sagte es nicht, denn die Wahrheit ihres Wesens hielt sie zurück. Gestern dachte sie das noch, heute wäre es ihr wie eine Büge vorgekommen, denn sie fühlte, sie brächte ihm entgegen, was über Alles steht, ein Herz voll Liebe. Als sie sich erhob, als sie ihm mit glücklichem Blick gegenüberstand und ihm die Hand reichte, hatte sie sich ihm gelobt, in Leid und Lust, für Leben und Tod. Sie plauderten weiter, sie fragten sich, wie das so gekommen wäre, wie ein junger Tag, erst trübe und dämmernd, dann die Ahnung des Lichtes durch die Nebelschleier des Morgens, bis die Sonne aufging in Gluth und Strahlen und nun Alles hell wurde und vor ihnen die verjüngte Welt lag.

Sabine wollte zum Vater. Würde er dem Pflegesohne um ihretwillen vergeben? Sie hoffte es, bei der beglückten Stimmung, in der sie ihn verlassen hatte. Erich wollte nicht, daß sie allein gehe. Sie mußten Hand in Hand vor den Vater treten, er fürchte ihn nicht, wenn sie vereint wären. Sabine wollte Erich wenigstens anmelden, sie hätte es jetzt nicht ertragen, wenn der Vater auch nur eine heftige Begrüßung für ihn gehabt hätte. So verließ sie den Salon und schlich auf den Zehen den Gang hinan bis zur Thür des Vaters. Er war nicht allein, sie hörte lautes Gespräch heftig hin und wider, winkte Erich zurückzubleiben und öffnete leise die Thür. Da stand der Vater bleich, mit zornigem Blick, und ihm gegenüber Kaver, erschreckt und rathlos. „Kommen Sie, gnädiges Fräulein,“ rief er; „Gott sei Dank, daß Sie da sind, ich mein', ich habe arg 'nein getappt und weiß nimmer, wie ich's wieder gut machen soll.“

„Was ist Dir, Vater?“ rief Sabine.

„Daß Dir's von ihm sagen!“ erwiderte der Major. „O, mir ist schändlich mitgespielt worden.“

Indem trat Erich in's Zimmer, wie ihm auch Sabine zurückwinken wollte: „der auch hier?“ rief der Major. „Gut, so soll er es gleich hören und sich freuen, daß er Recht behält gegen mich. Und daß mir das widerfährt von den beiden einzigen Menschen, denen ich noch vertraute auf der Welt!“ Er ging

erregt auf und ab, und als Erich zu ihm treten wollte, wies er ihn mit der Hand zurück.

„Sprich, Xaver, was ist's?“ fragte Sabine und so fest, daß die Männer stehen blieben und sie allein gewähren ließen.

Xaver sah, daß er gehorchen müsse. „Ich bin,“ fing er stotternd an, „in Dienst getreten bei dem Mann, an den wir unsere Bilder schickten. Heute früh hieß man mich auf den Speicher gehen, um ein paar Kisten zum Verpacken auszusuchen, und als ich da umherstöbre, find' ich im Winkel einen Stoß Bilder, über einander gestellt, ohne Rahmen, nicht wie die andern da unten im Verkauflocal, an denen das Beste das Gold ist, das, größer als sie selbst, so prahlt, daß man die Malerei drin gar nicht sieht. Mich gingen ja die Bilder nichts an, ich hatte nur einen Arm voll Bretter zusammen zu passen, aber ein Bild, das zuckt mir durch alle Gedanken, das muß ich sehen. Ich wende das erste um, und stelle es gegen's Licht, dann das zweite, und immer weiter. Das waren alle unsere Bilder, unsere lieben Bilder, es fehlte auch nicht eins, an denen wir geschafft hatten, der Herr Major und ich, und ich kannte jeden Pinselstrich, ja ich hätte bei jedem Baume und Wasser sagen können: dabei haben wir das geschwagt und das malten wir an dem Tag, als das und das passirt ist im Dorf. Erst freut' ich mich, als ich sie wieder sah, und stieß einen Jodler aus, als sah ich einen guten Freund von fern kommen und müßt' ihm sagen: ich bin auch da! Hernach sah ich sie mir genauer an auf das, was mir der Herr Doctor explicirt hatte, und da meint' ich, wenn wir's was accurater gemacht hätten, könnt's nicht schaden“ — Sabine wurde ungeduldig, wenigstens that sie so, eigentlich aber fürchtete sie zwischen den beiden Männern hinter sich einen neuen Zusammenstoß. „Weiter, Xaver, weiter!“ rief sie, und der kleine Fuß begleitete ihre Worte durch Auftreten auf den Boden. „Bleib bei der Sache!“

Xaver verdroß es, daß ihm die Auseinandersetzung seiner künstlerischen Einsicht abgeschnitten wurde und mißmuthig fuhr er fort: „Weiter hätt' ich nichts sagen. Die Bilder sind all' z'sammen noch da, aber auf dem Speicher, mit dem Gesicht gegen d'Wand und verkauft hat der Mann nicht eins, und denkt auch nicht dran, denn die meisten sind kaum ausgepackt, und hätten's die Kisten, die ich so sauber zusammenschlug, nicht besser verwerthet als die Bilder, sie steckten noch alle drin. Geld hat er aber dafür geschickt, und weshalb er das that, kann ich nicht begreifen, denn, wie seine Leut' sagen, Geld einstecken versteht er, aber Geld ausgeben wird ihm sauer.“

Sabine begann sich nicht lange: „Mir ist Alles klar, und wenn es nicht aus so gutem Herzen und Willen käme, wäre es schändlich!“

Der Major nickte mit dem Kopf. „Ich habe es gleich gewußt. Aber einen Menschen, der uns vertraut, betrügen, ihm ein erlogenes Glück zeigen, das doch wieder zusammenbrechen muß, ist Demüthigung des Unglücklichen in eigener Ueberhebung. Habe ich Almosen verlangt? Das hätte mir der übermüthige Präsident nicht anthun müssen! Nicht eine Stunde länger bleibe ich in seinem Hause.“

Erich wollte reden, aber ein flehender Blick von Sabine schloß ihm den

Mund. Sie bat ihn leise, sie mit dem Vater allein zu lassen und schickte Xaver mit kurzem Wort hinaus.

Es war eine schwere Stunde für das arme Kind, ehe sie dem Vater klar gemacht hatte, wie es mit ihr und Erich stünde. Er wies ihn heftig ab und blieb dabei, auf's Neue gereizt durch die eben erfahrene Kränkung, daß er den Mann nicht mehr als Sohn betrachten könne. Da aber blieb Sabine fest. Sie kämpfte mit dem ganzen Muth und der vollen Zudersicht der Liebe. Sie vertheidigte den Mann ihrer Wahl so unbekümmert um des Vaters Zorn, der nun auch sie von sich weisen wollte, daß dieser endlich sich beugte, und als sie die Erinnerung an seine väterliche Liebe für den jungen Mann, die so wohl verdiente, zum Bundesgenossen aufrief, wurde dem harten Mann das Herz weich im Angesicht des Glückes seines Kindes, so daß er dies an die Brust drückte und sagte: „Nimm ihn! Wenn er Dich glücklich macht, will ich ihm vergeben, daß er mich kränkte!“

Sabine meinte gesiegt zu haben und fing an, wenn auch leise und vorsichtig, ihre und Erich's Pläne zu entwickeln und anzudeuten, daß noch Eins ihrem Glücke fehle und daß auch das die Vaterliebe ihr gewähren müsse. Er dürfe sie nicht verlassen, und Erich könne erst ganz wieder sein Sohn werden, wenn der Vater sich entschlösse, ihre Häuslichkeit zu theilen. Das aber riß die kaum vergessene Wunde wieder auf, und heftig brach der Major mit der Betheuerung hervor, daß die letzte Stunde ihn gelehrt hätte, von keinem Menschen Almosen anzunehmen, nicht einmal das Almosen aus dem Schatz des fremden Glückes. Sein Geschick weise ihn auf die Einsamkeit, und er würde die Kränkungen, die das Leben ihm so reichlich gebracht hätte, mit sich allein niederkämpfen, nicht aber damit die beglückenden Täuschungen seiner Kinder vergiften, den Sonnenschein einer jungen, hoffnungsfreischen Ehe trüben. Er war so entschieden, daß Sabine jeden weiteren Versuch der Ueberredung aufgab, und damit der erste kalte Reif auf die jungen Blüthen ihres Lebens fiel. Sie hatte sich schon Alles so freundlich ausgeglichen geträumt und nun fiel ihr das Geschick des Vaters wieder so schwer auf's Herz, daß sie sich dem eigenen Glück nicht hingeben konnte. Diesmal schien ihr der Entschluß des Vaters unerschütterlich.

Der Major wollte auch Erich noch nicht als Sohn begrüßen. Er hätte vorher noch Anderes abzuschließen, sagte er, und begab sich auf das Zimmer des Präsidenten, den er mitten in der Arbeit, bei der Prüfung von Berichten und Eingaben fand. Der pünktliche Beamte sah sich ungern in der Arbeit unterbrochen, aber das verstörte, aufgeregte Aussehen des Freundes, den er überhaupt erst flüchtig gesprochen hatte, erschreckte ihn so sehr, daß er Alles bei Seite legte und dem Major freundlich einen Sessel hinschob. Der aber vertweigerte es, sich zu setzen, und sagte, er komme um Abschied zu nehmen, hätte aber vorher noch ein paar Erklärungen zu erbitten. Der Präsident fand sich zu Allem bereit, was ihn irgend beruhigen könne, und so begann der Major geradezu mit der Frage: Ob und wie weit er um den Scheinkauf der Bilder seitens des Kunsthändlers wisse? Der Präsident wollte erst ablenken: der Mann sei ihm manche Verbindlichkeiten schuldig, er habe manche Geschäfte für ihn gemacht, sei discret und habe weit verbreitete Verbindungen.

Der Major fuhr aber zornig auf. „Du hast mich betrügen wollen, Paul“, rief er, „hast ein falsches Spiel mit mir gespielt, hast mich zu Deiner Marionette und dadurch vor mir und vor Andern lächerlich gemacht. Ich war der Narr, der in die Falle ging und so um das Letzte kam, was mir noch blieb, die Achtung meines Namens. Eine Schuld hast Du mir aufgebürdet, von der ich noch nicht weiß, wie ich sie abzahlen soll. Vor mir selbst hast Du mich erniedrigt. Das Spielzeug eines eingebildeten, erlogenen Glücks hast Du mir in den Weg geworfen, und spöttisch gelächelt, daß ich es in eitler Ueberhebung aufnahm. Mein Schicksal wolltest Du spielen, und hast mich elender gemacht, als ich war!“

Er brachte das abgerissen, in höchster Aufregung heraus, schlug sich mit der Faust vor die Stirn, und jedes Wort, das der Präsident versuchte, überbot er durch neue gesteigerte Anklage. Schließlich ließ ihn der Andere seine ganze Aufregung austoben. Er hatte Selbstbeherrschung und Menschenkenntniß, und wußte wohl, daß die Uebertreibung der Empfindlichkeit schließlich doch zum Rückschlag einlenkt. Ruhig saß er da, kein Zug des freundlichen Gesichtes verrieth eine Erregung. Als der Major sich erschöpft in den Sessel warf, stand er auf: „Läßest Du mich nun auch einmal zu Wort kommen, Bernhard? Ich kann das von Dir, dem Ehrenmann, fordern, denn der beschuldigt Niemanden, ohne eine Rechtfertigung zu gestatten. Du aber bist mir wie ein Bruder, sonst hätte ich Dich nicht so lange angehört!“

„Was kannst Du sagen?“ rief der Major.

„Wenig Worte, die aber spreche ich im Andenken Deines Vaters, der mein Wohlthäter war, und so mußt Du sie hören,“ erwiderte der Präsident und trat dicht an den Pflegebruder hinan. Dann fuhr er ganz ruhig fort: „Wenn ich Dir nun das Alles zugebe, keine Silbe der Erwiderung versuche, so muß ich doch die Schuld daran von mir abwälzen und auf einen Andern werfen, auf Dich selbst.“

Der Major wollte auffahren, aber der Präsident ergriff seinen Arm, und sagte: „Im Andenken an Deinen Vater! Hast Du mich nicht gezwungen zu dem, was ich that, wenn auch vielleicht die Mittel, die ich anwandte, verfehlt waren? Du hast Dich mit eigener Entschließung, und ich frage nicht, ob sie eine übereilte war, denn nach Deiner Auffassung war sie richtig, in eine sehr beschränkte Lage gebracht, die nach Erziehung und Gewohnheit nicht für Dich paßt. Ich bin mehr als wohlhabend und bin es durch die Fürsorge Deines Vaters. Ich habe keine Kinder, und, wenn Du mir nicht mehr gestatten willst, Dich als Bruder anzusehen, nicht einmal einen Verwandten. Ich bot Dir mein Haus an, das Haus eines Bruders, und Du wiesest es zurück; was mir brüderliche Liebe erschien, nanntest Du Almosen. Ich versuchte auf anderm Wege Dir zukommen zu lassen, was mir überflüssig, Dir nothwendig war — das ist die Schuld, die Du mir vorwirfst, und die ich Dir zurückgebe. Ich räume es ein, Geben ist leichter denn Annehmen, aber Annehmen ist des edleren Gemüthes würdiger, denn nur das kann den Werth dessen erkennen, was geboten wird. Dir werfe ich es vor, daß Du in falschem Stolz nicht einmal prüftest, was ich Dir bot; daß Du mir nicht die Genugthuung gönntest, zu beweisen, daß ich dankbar bin.

Denke Dir die Lage umgekehrt und ich frage Dich: was hättest Du gethan? Ich brauche auf die Frage nicht zu antworten, denn was ich wurde, zeigt, daß ich mich nicht scheute anzunehmen, was Dein Vater mir gewährte — den Kindesplatz in seinem Hause. Ist Zurückweisen nicht der Hochmuth, der sich der Dankbarkeit überheben will?"

Der Major sann lange vor sich hin. Dem Freunde hätte er noch manches zu erwidern gehabt; aber seine Gedanken waren bei dem, was er eben dem eigenen, geliebten Kinde entgegnet hatte. Jedes Wort des Präsidenten ließ ihn überlegen, was er dort, der Tochter, dem Pflegesohn zurückwies; und doch war das sein Lieblingswunsch seit Jahren gewesen. Endlich stand er auf. „Ich muß mit Sabine reden!“ sagte er. „Mit Sabine?“ fragte der Präsident. „Und ist das meine Antwort?“

„Es wird die Antwort sein auf das, was Du mir sagtest!“ erwiderte der Major. „Es war unrecht von Dir, daß Du mich betrügen wolltest; aber dem, was Du mir eben gesagt hast, will ich nachdenken. Laß mir Zeit!“

Damit ging er, in sich gekehrt, langsam auf sein Zimmer. Er fand Sabine dort, aber nicht allein. Erich war bei ihr und Xaver. Sie waren eben dabei, mit dem Jungen zu besprechen, wie er ein Maler werden könne. Sabine wollte zwar abreden, denn sie hatte ein Vorurtheil gegen das Malen; aber sie sagte doch: „das verstehst Du besser als ich, Erich, und in den Dingen füge ich mich blind. Ich fürchte, es wird mir nicht Vieles übrig bleiben.“

Indem trat der Vater ein. Sabine sah auf den ersten Blick, wie es mit ihm stand, und führte ihm Erich zu, der sich in seine Arme warf. „Du bleibst bei uns Vater,“ sagte er.

„Wenn Ihr es haben wollt, das tolle Maler-Majorle!“ erwiderte der Vater. „Mit dem Malen aber, und jeder Red' davon hat's ein für allemal ein End.“

„Das übernehme ich jezt!“ jubelte Xaver „und der Herr Major bleibt doch mein erster Meister!“

Der Islām.

~~~~~  
Von

Prof. Ch. Nöldeke in Straßburg.  
~~~~~

Am 14. September 629 pflanzte Kaiser Heraklius das Kreuz Christi in Jerusalem wieder auf, nachdem er die Perser mit verzweifelter Anstrengung niedergeworfen und sie gezwungen hatte, diese heiligste Reliquie zurückzugeben, die sie bei der Einnahme des gelobten Landes entführt hatten. Es war ein Tag des Triumphes für alle Christenheit; noch heute verzeichnen ihn unsere Kalender als „Kreuzeserhöhung“. In eben jener Zeit, in welcher der Sieg des Christenthums über die Ungläubigen so glänzend gefeiert werden konnte, wird man dem Kaiser gemeldet haben, daß seine arabischen Truppen drüben, jenseits des Jordans, von einer kleinen Schar aus dem Innern Arabiens angegriffen seien, und daß es nur schwer gelungen sei, den ungestümen Anprall abzuwehren. Schwerlich fand er in einer solchen Meldung noch etwas besonders Bedenkliches. Aber dies war schon der erste Angriff seitens der Muslime; andere folgten, und wenige Jahre später waren Palästina und viele andere Provinzen dem Römerreich, welchem sie sieben Jahrhunderte lang gehorcht hatten, für immer entrissen, war das persische Reich vernichtet, war in der Heimath des Christenthums und des Magismus ein neuer Glaube und ein neues Volk zu bleibender Herrschaft gelangt. Die Geschichte weist keine ähnliche Veränderung auf, die auch nur annähernd so schnell verlaufen wäre.

I.

Der Stifter dieser neuen Religion, Muhammed, Sohn Abdallah's, war kein Kriegsheld. Fürst und Eroberer ward er durch den Zwang der Umstände und durch die Consequenz von Gedanken, die ihn viel weiter führten, als er Anfangs hatte ahnen können. Der hysterische Schwärmer, der in sich den Beruf erkannte, die Einheit Gottes zu verkünden, wurde durch den Widerstand seiner nächsten Landsleute in die Bahn des Kampfes getrieben. Die Ueberzeugung, daß Gott ihn erleuchte, gab ihm Kraft und Sicherheit und hob ihn über unberechtigte wie über berechnete Bedenken hinweg. Der Charakter der neuen Religion wurde auf's Stärkste beeinflusst durch den männlichen Geist einiger ihrer ersten Be-

kenner und Verfechter; die Licht- und Schattenseiten des arabischen Volkes, in welchem sie entstand, für welches sie zunächst gegeben ward, prägten sich scharf in ihr aus.

Schwerlich ist uns die ursprüngliche Lehre eines Religionsstifters so genau bekannt, wie die Muhammed's. Denn das heilige Buch seiner Anhänger, der Korân, besteht ganz aus seinen eignen, im Namen Gottes gegebenen, Offenbarungen, und unter den von ihm überlieferten mündlichen Aussprüchen ist neben vielem Unehnten so viel Echtes, daß wir daraus noch manche Ergänzung des Korâns gewinnen. Korân und Sunna, d. h. die Norm, welche in den überlieferten Aussprüchen und Handlungen des Propheten liegt, sind auch für seine Anhänger immer die wichtigsten Quellen der Religion geblieben.

In den einzelnen Sätzen der Lehre Muhammed's ist so gut wie gar nichts Originelles. Die Araber waren damals ihrem rohen Heidenthum entwachsen und hielten als ein überaus conservatives Volk nur aus Gewohnheit an den alten Bräuchen fest, ohne eigentliche Anhänglichkeit. Einzelne Ideen, die aus dem Christenthum stammten, waren namentlich durch die wandernden Dichter weit verbreitet. Sehr viele Araber waren auch schon Christen. Freilich war ihr Christenthum gewiß durchweg nur sehr oberflächlich; für die feinsten Züge des Christenthums hatte dies Volk kein Organ. Daneben gab es in Arabien viele Juden, die hier auch zeitweise, wie in Aethiopien, manche Proselyten machten; aber die starren und unbequemen Satzungen des Judenthums paßten für die stolzen und wilden Bewohner des öden Arabiens nicht viel besser, als die mystischen Sätze und die überideale Ethik des Christenthums. Muhammed entnahm den beiden Religionen, besonders aber dem Judenthum, die Bestandtheile, welche seinem Volke angemessen waren, wobei er sich aber viel mehr durch seinen Instinct, als durch Ueberlegung leiten ließ. Seine Lehre ist in ihren Hauptzügen eine Fortentwicklung des Judenthums, aber vereinfacht und vergrößert; sie steht der Religion des Alten Testaments im Ganzen näher als das historische Christenthum.

Muhammed's Gottesbegriff ist wesentlich der des Alten Testaments; nur betont er noch mehr die Allmacht und die an Nichts gebundene Willkür Gottes, weniger seine Heiligkeit. Er leiht Gott viele menschliche Züge, aber sie haben nicht den Reiz des Naiven und Poetischen, wie so oft die Anthropomorphismen des Alten Testaments. Gott schafft und bestimmt Alles; der Mensch hat sich blind zu ergeben: daher heißt diese Religion Islâm, die „Ergebung“, ihr Bekenner Muslim, d. i. „der sich Ergebende“. Auf das Stärkste fühlte sich Muhammed abgestoßen von der Lehre, daß Gott dreieinig, und von der, daß Christus der göttliche Sohn des göttlichen Vaters sei. Zwar wußte er von diesen Dogmen durchaus nichts Näheres, kannte nicht einmal die betreffenden Glaubensformeln genau; aber er fühlte richtig, daß sie mit dem einfachen, echtsemitischen Monotheismus schlechterdings nicht in Einklang zu bringen seien, und wohl nur dadurch ist er davon abgehalten, sich dem Christenthum zuzuwenden.

Gott verkündet, so lehrt der Korân, seinen Willen durch die Propheten, deren er nach und nach viele auf die Welt geschickt hat. Von Jesus bis auf Muhammed waren die Menschen verpflichtet, jenem und dem Evangelium zu

folgen; die Juden haben sich durch seine Zurückweisung schwer verschuldet. Jesus war größer, als alle Propheten vor ihm; aber erst durch Muhammed wird die endgültige Offenbarung verkündigt. Die früheren heiligen Schriften lehren dasselbe wie der Koran und zeugen von Muhammed; aber die Juden und Christen haben sie verfälscht. Die Gesetze, welche Gott durch die Propheten aufstellt, stimmen nicht nothwendig unter einander überein, denn Gott ändert seine Verordnungen nach Belieben ab; ja im Koran selbst hebt er zuweilen Gebote auf, die er früher selbst im Koran gegeben hat. Muhammed ist nur ein schwacher Sterblicher, aber von Gott erwählt. Er ist der Sünde unterworfen und ohne die Gabe des Wunderthuens, die früheren Propheten verliehen war. Diese letzte Beschränkung, welche im Koran deutlich ausgesprochen ist, ward natürlich von seinen Anhängern schon sehr früh weggedeutet, und so werden denn zahlreiche Mirakel von ihm berichtet.

Gott belohnt die guten und straft die bösen Handlungen; allein er ist barmherzig und läßt sich durch Buße leicht veröhnen. Aber die Strafe der Gottlosen, die ohne Reue sterben, wird fürchterlich sein. Die Hölle wird mit grellen Farben gemalt; man merkt, wie sehr der Gedanke an sie den Propheten selbst geängstigt hat. Er faßt sie nach christlichem Vorgange als ein Feuer auf. Auch in der Beschreibung des Himmels, „des Gartens“, knüpft Muhammed an alt- und neutestamentliche Vorstellungen an, malt sich die Wonne aber nach eigener Phantasie aus. Die Schilderung der Herrlichkeit, welche die Frommen dort genießen, versteht man erst recht, wenn man die Dürre seiner Heimath und die überaus einfache Lebensweise seiner Landsleute daneben hält. Eine Neuierung des sinnlichen Mannes sind die blühenden Jungfrauen, die den Frommen im Paradiese Gesellschaft leisten. Die rohen Vorstellungen von Hölle und Himmel haben durch die Gewalt, welche sie auf die Einbildungskraft der Araber übten, unstreitig sehr viel zur Ausbreitung und Befestigung des Islams beigetragen. Auch sonstige Phantasien über die letzten Dinge, über Auferstehung und Weltgericht spielen im Koran eine große Rolle. Sie schließen sich gleichfalls durchweg älteren Vorstellungen an, namentlich solchen, die schon vom Judenthum und theilweise auch vom Christenthum den Persern entlehnt waren. Daß der Koran auch viel von Engeln und Teufeln redet, versteht sich von selbst. Daneben figuriren noch Dämonen, Dschinn genannt, welche aus dem arabischen Volksglauben genommen sind, aber mit Anknüpfung an spätjüdische Anschauungen. Bei solchen Mythen und Phantasien fehlt es natürlich nicht an kleinen Widersprüchen, welche aber den einfachen Gläubigen noch weniger beirren, als den spitzfindigen Ausleger.

Die Moral des Islams ist nicht so ernst und streng, wie die des Judenthums. Allerdings scharft Muhammed tugendhafte Gesinnung und Handlung ein und mahnt energisch von Lastern ab; er dringt auf Ehrlichkeit, Wohlthätigkeit, Verträglichkeit u. s. w. und verlangt, daß man immer Gottes und der jenseitigen Vergeltung gedenken solle, aber er ist nicht rigoristisch. Die sehr grobe Vergeltungslehre, welche das Handeln bestimmen muß, läßt mit sich markten: man kann die Folgen der Sünden durch einige Buße abwenden, man kann sich auch der Ausführung einer übernommenen Verpflichtung unter gewissen Umstän-

den entledigen und selbst einen Meineid durch fromme Werke abkaufen. Im äußersten Nothfalle darf sogar der Glaube mit dem Munde verleugnet werden (vgl. dagegen Matth. 10, 32 f.); von dieser Erlaubniß viel Gebrauch zu machen, hat die Muslime allerdings ihr Stolz und die Festigkeit ihrer Ueberzeugung geschützt. Der Islam ist eine durchaus praktische Religion, welche es nicht nöthig macht, zu hohe Anforderungen (wie Matth. 5, 33—41) durch gekünstelte Erklärungen zu beseitigen. Auch der Koran tröstet die Verfolgten und Leidenden; aber die Armen und Gedrückten an sich glücklich zu preisen, dazu ist er zu sehr arabisch — oder sollen wir sagen zu natürlich und männlich? Wohl erklärt auch der Koran alles Irdische für eitel, aber er rechnet doch sehr mit den irdischen Bedürfnissen und Begehren, und gibt bestimmte Verordnungen über Hab' und Gut. Wäre der Prophet sogleich in seiner Vaterstadt anerkannt, so hätte er vielleicht eine beschauliche, mönchische Gemeinde gegründet: nothgedrungen zum Regenten eines Kriegerstaats geworden, mußte er anders verfahren. Nach einigem Schwanken predigte er endlich den Krieg gegen die Ungläubigen als solche: sie haben nur zu wählen zwischen Annahme des Islams und Ausrottung. Bloß den Bekennern der alten Offenbarungsreligionen, zunächst also den Juden und Christen, bleibt es gestattet, gegen Zahlung von Tribut als Unterworfenen zu leben. Die Muslime sind eben in diesem wie in jenem Leben zu Herren der Welt bestimmt.

Der Islam hat keine mystischen Sacramente, wohl aber eine Reihe von äußeren Gebräuchen. Anfangs hatte Muhammed selbst den größten Werth auf harte Buzübungen, wie Wachen und Fasten, gelegt; allmählig ließ er sich und den Seinigen Vieles davon nach, aber ganz ohne solche Casteiungen ist keine orientalische Religion denkbar. So machte er das Fasten im Monat Ramadhän obligatorisch, in der Weise, daß den ganzen Monat hindurch, so lange die Sonne am Himmel steht, kein Bissen geessen, kein Tropfen getrunken werden darf. Das ist bei orientalischer Hitze eine harte Aufgabe, und man begreift, daß die Mehrzahl der Gläubigen im Fastenmonat gegen Ende des Tages viel mehr an die Entschädigung durch die Genüsse der Nacht als an Gott und das Jenseits denkt. Viel wichtiger noch als das Fasten ist das Gebet. Wie bei allen orientalischen Christen den Geistlichen und zum Theil auch den Laien eine bestimmte Anzahl von täglichen Gebeten vorgeschrieben ist, so setzte Muhammed, wieder nach einigem Schwanken, endlich für jeden Gläubigen fünf tägliche Gebete fest. Ein solcher Act ist wesentlich von dem verschieden, was wir Gebet nennen. Er besteht darin, daß man sich nach einer festen Ordnung mehrmals beugt, ganz zu Boden wirft und allerlei Stellungen annimmt, indem man gewisse Formeln hersagt. Unbenommen ist allerdings dem Menschen, hinterher noch in eignen Worten Gott anzurufen; aber das ist nicht mehr das officiële, nothwendige Gebet. Ihm voran geht eine Waschung; wo das, in Arabien so äußerst seltene, Wasser fehlt, kann sie durch Abreiben mit Sand vertreten werden. Dieser Ersatz kam auch bei den Juden vor. Ebendenselben sind gewisse Erleichterungen des Gebets auf Reisen oder unter gefährlichen Umständen entlehnt. Verdienstlicher, als das Gebet für sich abzuhalten, ist es, sich am öffentlichen Gebet der Gemeinde zu betheiligen, welches ein Vorbeter (Imām) leitet. Namentlich soll das am Freitag

geschehen, der speciell für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt ist, sonst aber als Werkeltag gilt; denn Sabbatruhe kennt der Islam nicht. Das gemeinschaftliche Gebet mit seinen Aeußerlichkeiten hat sehr viel dazu beigetragen, dem Islam Halt zu geben. Die Menge gewöhnte sich daran, bei einer für ihr Seelenheil unerläßlichen Handlung auf's Genaueste dem Leiter zu folgen. Die Moschee vertrat, wie A. v. Kremer auseinandersetzt, unsern Exercierplatz.

Ein merkwürdiges Ueberbleibsel des arabischen Heidenthums ist die Wallfahrt nach Mekka. In Muhammed's Geburtsort war ein Tempel, genannt die Kaaba, d. i. „der Würfel“, worin sich ein Gegenstand uralter Verehrung, „der schwarze Stein“ befand. Dies Heiligthum war allmählig das Ziel der Wallfahrt für halb Arabien geworden. Dabei entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr, der den Bewohnern Mekka's, den Koraisch, viel Vortheil abwerfen mußte. Noch wichtiger war für diese aber, daß ihr ganzes Gebiet als heilig und unverletzbar galt, und daß sie die beste Gelegenheit hatten, mit den verschiedenen Beduinenstämmen freundliche Beziehungen anzuknüpfen. So wurden sie in den Stand gesetzt, über das weite Land voll räuberischer Nomaden hin ihren Karawanenhandel bis in die alten Culturländer auszudehnen. Sie wurden dadurch nicht bloß wohlhabend, sondern erlangten auch eine große geistige Ueberlegenheit über die andern Araber. Als Koraischit war Muhammed selbst in frommer Achtung vor der Kaaba und dem schwarzen Stein aufgewachsen. Freilich stritt diese eigentlich mit den Principien seiner Religion; aber er legte sich die Sache so zurecht, daß die Heiligthümer von Abraham gegründet und von den Heiden nur mißbraucht seien. Vielleicht folgte er in dieser Auffassung einem Mekkanischen Vorgänger, dem Juden oder Christen von Abraham und Ismael erzählt hatten. Die Mekkanischen Heiden wußten allerdings weder von diesen, noch von sonstigen Personen des Alten Testaments. Daß die Bewahrung dieses Heiligthums durch Muhammed nicht so sehr auf Berechnung als auf tief gewurzelter Verehrung beruhte, scheint sich u. A. daraus zu ergeben, daß er nach der Flucht bis zur Einnahme Mekka's wiederholt seinen Schmerz darüber kund that, nicht nach Belieben an den dortigen Ceremonien Theil nehmen zu können. Endlich als Sieger dort eingezogen, vernichtete er alle offenbaren Zeichen des Götzendienstes, und in seiner letzten Pilgerfahrt, kurz vor seinem Tode, stellte er die zum Theil recht seltsamen Bräuche endgültig fest. Alles Heidnische sollte verschwinden; aber noch mancherlei, freilich unverstanden und deshalb unschädlich, blieb übrig. Schlimm war allerdings die Verehrung des alten Fetisches, des schwarzen Steins, der sich einzelne consequente Muslime nur mit einem gewissen Widerwillen fügten und welche später von weniger festen Gläubigen gelegentlich auch verspottet ist. Zu der jährlich stattfindenden Pilgerfahrt soll sich eigentlich jeder Muslim so oft begeben, als er kann; es ist aber nicht gegen den Sinn Muhammed's, der immer geneigt war, thatächliche Schwierigkeiten zu berücksichtigen, wenn dies „als er kann“ in der Praxis stark betont wird und aus entfernteren Ländern verhältnißmäßig Wenige die Wallfahrt mitmachen. Immerhin ist auch die Wallfahrt eine Säule des Islams geworden. In Mekka treffen sich noch jetzt alljährlich die Frömmsten selbst aus Turkistan, Indien, Rumelien, Marokko und den Negerländern und tauschen Gedanken und Vorurtheile aus; das trägt natürlich dazu bei, die Einheit des Islams zu erhalten.

Ein anderer Rest uralter heidnischer, roher Sitte ist die Beschneidung. Sie wird im Korān nicht besonders vorgeschrieben, aber als selbstverständlich vorausgesetzt, da sie bei allen Arabern üblich war. Ein integrierender Theil der Religion wie im Judenthum ist sie jedoch nicht.

Wie die Juden legt Muhammed hohen Werth auf die Almosen. Allmählig jedoch verwandelte er die Liebesgabe in eine förmliche, ziemlich hohe Steuer, aus welcher die Armen unterstüzt, aber auch die Staatsausgaben bestritten wurden.

Die Speisegesetze Muhammed's sind lange nicht so complicirt wie die jüdischen. Nur wenige Thiere, wie Schweine und Hunde, sind ganz unrein. Auch soll der Muslim bloß von solchen Thieren essen, die ordnungsmäßig unter Aussprechung der Formel „im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers“ geschlachtet sind. Wie dem Juden und eigentlich auch dem Christen (Apostelgesch. 15, 20, 29. 21, 25) ist ihm der Genuß des Blutes untersagt. Bei Gefahr, sonst zu verhungern, darf er aber auch alles dies genießen. Verboten ist der Wein; unter diesen Begriff fallen nach der Absicht des Gesetzgebers alle berausenden Getränke. Kein unparteiischer Beobachter wird leugnen, daß diese Bestimmung, wie oft man sie auch übertreten hat, ein wahrer Segen für alle islāmischen Länder geworden ist. Unsicher ist, ob das Verbot des Glücksspiels mit Pfeilen, das bei den Arabern sehr beliebt war, zugleich allen Glücksspielen gelten soll; vielleicht hatte Muhammed nur die mit jenem verbundenen heidnischen Bräuche oder die Verschwendung dabei im Auge.

Im Ganzen beschweren die rituellen Gebote und Verbote des Islāms das Leben des Morgenländers, das sich doch, wenig abwechselnd, in festen Formen bewegt, nicht zu sehr. Von der Aengstlichkeit, womit das Judenthum „rein“ und „unrein“, „erlaubt“ und „verboten“ behandelt, findet sich zwar Allerlei in den Schriften späterer Theologen, aber Nichts bei Muhammed selbst, noch im Leben seiner Anhänger bis auf den heutigen Tag.

Religion und Staatsgesetz sind im Islām nicht getrennt. Wir hätten hier also eigentlich die ganze Ordnung des bürgerlichen und peinlichen Rechts zu betrachten, welche Muhammed im Korān und in mündlichen Aussprüchen gegeben hat. Er folgt in seinen Bestimmungen, die gewöhnlich auf Veranlassung eines einzelnen, gerade vorliegenden Falles gegeben sind, theils arabischem, theils jüdischem Brauch, sehr oft aber auch seinen eigenen Eingebungen. Die Blutrache ganz abzuschaffen, war unmöglich und ist ihm auch wohl nie eingefallen; er band sie nur an gewisse Formen. Nicht dem Staat, sondern dem nächsten Verwandten des Getödteten steht die Entscheidung darüber zu, ob der Mörder sterben oder sich loskaufen soll.

Zu welchen Verkehrtheiten es nun aber führen kann, wenn ein einzelner Mensch die Ordnung von Kirche und Staat für immer nach seinem augenblicklichen Ermessen bestimmt, zeigt besonders klar der muslimische Kalender. Die Araber hatten, wie die meisten alten Völker, ein Jahr von zwölf wahren (Mond-)Monaten, das sie, so oft es nöthig schien, durch Einschlebung eines dreizehnten, mit dem Sonnenjahre nothdürftig ausglich. Sie verfuhrten dabei gewiß nicht sehr geschickt, aber die kleinen Verschiebungen in der Zeit, welche vorgekommen sein werden, konnten bei den einfachen Lebensverhältnissen keine

praktischen Unzuträglichkeiten hervorbringen. Muhammed aber, der entweder an der Ungleichheit des bald zwölf-, bald dreizehnmönatlichen Jahres, oder aber an dem Zusammenhang der Kalenderordnung mit heidnischem Wesen Anstoß nahm, hatte kurz vor seinem Tode den unglücklichen Einfall, anzuordnen, daß die Muslime ein bewegliches Mondjahr von zwölf Mond-Monaten ohne alle Schaltung haben sollten. Jedes muslimische Jahr ist somit etwa zehn Tage kürzer, als das Sonnenjahr, nach dem sich doch die ganze Natur richtet; die muslimischen Feste fallen bald in diese, bald in jene Jahreszeit¹⁾. Der Landmann muß daher überall noch einen andern (christlichen oder persischen), nach dem Sonnenjahr eingerichteten Kalender neben dem kirchlichen haben. Ein Muslim von 33 Jahren ist nicht älter als ein Christ von 32 Jahren. Die Umrechnung von muslimischen Daten in julianische oder gar gregorianische ist für den, welcher keine bequemen Tabellen zur Hand hat, eine sehr mühsame Arbeit.

Die Stellung des Weibes hat Muhammed wesentlich so gelassen, wie sie bei den Arabern war. Die Vielweiberei hat er etwas beschränkt, die Absonderung der Frauen von den Männern ein wenig verschärft. Verschlimmert wurde aber durch den Islām die Lage der Frauen in den Ländern, in welchen die Vielweiberei schon verschwunden und die Trennung der Ehe nicht so leicht und so üblich war wie bei den Arabern. Die Beduinen, welche, wie noch jetzt, die ritterlichste Gesinnung gegen ein schutzloses Weib zeigten, stellten das schwache Geschlecht doch so tief, daß sie sich kein Gewissen daraus machten, neugeborene Mädchen lebendig zu begraben. Diese Barbarei, die bei den wohlhabenderen Städten wohl kaum vorkam, bekämpfte Muhammed gleich bei seinem ersten Auftreten und unterdrückte sie nachher völlig.

Die Sklaverei abzuschaffen kam Muhammed so wenig in den Sinn wie den Aposteln; aber er erklärte die Freilassung der Sklaven für ein verdienstliches Werk und verschaffte ihnen eine gewisse Rechtsicherheit.

Der ursprüngliche Islām steht als Ganzes tief unter dem ursprünglichen Christenthum. In mancher Hinsicht können wir jenen nicht einmal dem Christenthum gleich stellen, wie es damals im Orient war und wie es auch heute noch im Orient ist; aber in anderen Stücken übertraf dieser jugendkräftige, einfach rohe Glaube doch wieder sehr die verkümmerte und immer mehr in Barbarei versinkende Religion der syrischen und ägyptischen Christen. Vor Allem gibt und gab der Islām seinen Bekennern ein Bewußtsein von Sicherheit wie kaum ein anderer Glaube. Der Muslim ist stolz als Muslim; er ist überzeugt, daß Gott ihn allen Anderen weit vorzieht, und verachtet diese, die ja doch für's Höllenfeuer bestimmt sind. Der Christ soll in sein Kämmerlein gehn, um zu beten: der Muslim stellt sich, und zwar erst recht, wenn Ungläubige dabei sind, an einen möglichst sichtbaren Ort, um seine Gebetsceremonien zu vollziehen. Das Herz hat wenig Antheil daran; aber er fühlt sich doch gehoben, gleichviel, ob er die arabischen Formeln, die er her sagt, recht versteht, oder nicht. Reinheit

¹⁾ Man denke sich nur, wie hart das Fastengebot für die Tataren in Kasan ist, wenn der Ramadhan einmal in die Zeit des Sommers fällt, wo die Sonne ihnen etwa 18 Stunden leuchtet, wie leicht dagegen, wenn er in die Zeit der kürzesten Wintertage trifft.

und Zarthheit der Gesinnung zu erzeugen, ist der Islām nicht sehr geeignet; wir können mit Grund annehmen, daß in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens manche fein und tief angelegten Geister schwere innere Kämpfe zu bestehen hatten, weil er ihren religiösen Bedürfnissen nicht genügte: aber solche Kämpfe sind wohl längst ausgefochten, und tiefe Ruhe erfüllt jedes Muslim's Herz. Die, welche so sehr darauf dringen, daß der Mensch glaube, auf daß er sich selig fühle, sollten für den Islām wirken. Eine Religion, unter deren Anhängern der Selbstmord so gut wie gar nicht vorkommt, verdient denn doch einige Achtung!

II.

Nach Muhammed's Tode (8. Juni 632) einigten sich seine angesehensten Gefährten dahin, Abū Bekr zu seinem Nachfolger zu wählen, den bewährtesten Freund des Verstorbenen. Zuvor hatte man allerdings Mühe gehabt, die Mednenser, die alten „Helfer“ Muhammed's, von dem Gedanken abzubringen, daß einer der Ihrigen Führer werden solle. Aber um das Schmolten Ali's, der das einzig noch lebende Kind seines Veters Muhammed, die Fatima, zur Frau hatte, kümmerte man sich nicht. Wir können nicht daran zweifeln, daß die Wahl des trefflichen Abū Bekr ganz im Sinne des Propheten war. Aber kaum hörten die Araber die Todesnachricht, als sie in Masse abfielen. Viele entsagten dem Islām ganz; Viele schlossen sich neuen Propheten an, welche hier und dort nach dem Vorbilde des Mekkaners aufstanden; Andere wollten zwar das muslimische Gebet beibehalten, aber keine Steuern geben: kurz, das ganze Werk Muhammed's war in Frage gestellt. Da zeigte sich aber die Kraft des Islāms und eines festen Willens. Abū Bekr verschmähte es auch in der dringendsten Noth, den Aufständischen irgend Concessionen zu machen; er bestand auf unbedingter Untertwerfung unter die Gebote des Islāms. Die Empörungen, die untereinander nicht zusammenhingen, wurden von den einheitlich geleiteten Muslimen niedergeworfen, zum Theil erst, nachdem Ströme von Blut vergossen waren. Das militärische Verdienst dieser Thaten hatte hauptsächlich Chālid, „das Schwert Gottes“, ein Koraischit, wie fast alle hervorragenden Kriegs- und Staatsmänner jener Zeit, derselbe, welcher neun Jahre früher den Sieg der ungläubigen Mekkaner über Muhammed beim Berge Ohod entschieden hatte.

Sobald ganz Arabien wieder unterworfen war, begannen die großen Eroberungskriege. Gewiß war es zweckmäßig, die eben bezwungenen Wüstenstämme auf ein auswärtiges Ziel zu lenken, bei welchem sie ihre Beuteluft im großen Stil befriedigen, ihren kriegerischen Sinn bewahren und sich zugleich in Anhänglichkeit an den neuen Glauben stärken konnten. Aber ich glaube nicht, daß hauptsächlich kühle politische Erwägungen diese Unternehmungen veranlaßt haben. Muhammed selbst hatte ja Heerzüge in's römische Gebiet gesandt und dadurch seinen Nachfolgern den Weg vorgezeichnet. Ihm nachzugehen entsprach dem innersten Wesen des jugendlichen, im Waffengegümmel groß gewordenen Islāms. Sicher wußten die Beduinen herzlich wenig vom Korān, aber auf solche Naturkinder macht der Erfolg den tiefsten Eindruck. Der Glaube, der sie Alle unterworfen hatte und der sie jetzt zum Sieg und zur Beute führte, mußte der wahre sein; daran zweifelte bald Keiner mehr. Wenn die Nomaden unter den Arabern auch von Haus aus wenig religiöse Bedürfnisse haben, so liegt doch

gerade in ihnen, als den unverfälschtesten Semiten, tief die Anlage zu religiöser Gesinnung, und die einfache, ihren Neigungen entsprechende, ihrem Selbstgefühl schmeichelnde Religion nahm sie bald ganz in Besitz. Die frische Kraft der neuen Religion und der kriegerische Sinn des zum ersten Mal geeinigten arabischen Volkes unter dem klugen, zielbewußten, gewaltigen Omar (634—644) und großen Feldherrn errangen in kurzer Zeit gegen Römer und Perser Erfolge, von denen sich Muhammed noch nichts hatte träumen lassen. Zu erklären ist diese ungeheure Umwälzung trotz alledem nicht leicht. Freilich waren beide Reiche in Verfall. Durch den Krieg, welchen sie in den drei ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts mit einander geführt hatten, waren sie gerade damals fürchtbar geschwächt. Das persische Reich, das nach langen Siegesjahren zuletzt überwunden war, hatten noch dazu vor und nach dem Friedensschluß entsetzliche Thronstreitigkeiten zerrüttet. Aber Byzanz und Persien verfügten doch über wirkliche Soldaten mit regelmäßiger Bewaffnung und Heeresordnung. Die Traditionen römischen Kriegswesens waren noch nicht ganz verloren, und die Perser hatten noch ihre gefürchteten Panzerreiter, vor denen auch in besseren Zeiten manchmal Roms Heere geflohen waren. Die Bezwingung der festen Städte mußte den Arabern doch mindestens eben so schwer werden, wie den von Natur weit kriegerischeren Goten und Hunnen. Dazu war Persien, als der Hauptangriff auf sein Gebiet geschah, gerade wieder in einer festen Hand. König war allerdings ein Knabe, Jazdegird III.; aber die Macht und die Führung des Heeres hatte ein energischer und tapferer Mann, Rustam, das Haupt eines der ersten reichsfürstlichen Häuser. Wie konnten diese schlechtbewaffneten Araber, die nach Stämmen und Geschlechtern, nicht nach eigentlichen militärischen Abtheilungen gegliedert fochten und unter Führern standen, welche nie disciplinirte Heere sich gegenüber gehabt hatten, wie konnten sie den Rustam und seine gewaltigen Scharen niedertwerfen (636), bald darauf die feste Hauptstadt Resifphon einnehmen (637) und wenige Jahre später in der Entscheidungsschlacht bei Nehawend (640, 641 oder 642) das Reich selbst zum Fall bringen? Die Araber erklären sich freilich dies Alles sehr einfach: „Gott nahm den Unbeschnittenen den Muth“, „Gott schlug die Perser“, „Gott tödtete den Rustam“. Wir können in solchen Worten, die ganz an das Alte Testament erinnern, nur sehen, welche Kraft gerade eine recht rohe religiöse Ueberzeugung gibt. Fast noch wunderbarer sind die Eroberungen auf römischem Gebiet. Der damalige Kaiser Heraklius war gewiß der bedeutendste Mann, der seit Constantin und Julian das Reich beherrscht hatte. Er war ein kluger Diplomat, ein sehr tüchtiger Feldherr und geradezu verwegenen Kriegsmann. Wie war es möglich, daß eben er die Länder, welche er den Persern wieder abgenommen hatte, den Wüstenföhnen einräumen mußte? Wir kennen allerdings noch einige Umstände, welche den Arabern die Eroberungen erleichterten. Die meisten Bewohner Syriens und fast alle Aegyptier waren monophysitische Christen und hatten als solche von den „rechtgläubigen“ Byzantinern viel Bedrückung erlitten; sie leisteten also den Arabern gelegentlich Vorschub, zumal sie sich von ihnen Linderung des Steuerdruckes versprechen mochten. Auch die syrischen Nestorianer, welche in den reichsten Ländern des persischen Reichs, denen am Tigris und am unteren Euphrat, wohl die Mehrzahl der Einwohner bildeten, werden den Arabern eher günstig gewesen

sein als den Persern. Aber große Wichtigkeit hat man für diese Eroberungen den Sympathien und Antipathien der unkriegerischen Bauern und Städter kaum beizulegen. Wichtiger ist vielleicht, daß sich die zahlreichen Araberstämme, welche unter römischer und unter persischer Hoheit standen, obwohl größtentheils dem Namen nach Christen, bald nach den ersten Siegen fast alle den Muslimen scheinen angeschlossen zu haben. Man kann die Erklärungsgründe noch vermehren, aber immer bleibt die Erscheinung überaus räthselhaft. Redensarten von dem morschen Zustande der beiden Reiche und der Jugendkraft der Muslime genügen dem nicht, welcher die concreten Verhältnisse in's Auge faßt.

Omar, der nach Abū Bekr's nur zweijähriger Herrschaft Muhammed's Nachfolger oder „Stellvertreter“ (Chalifa) ward und zuerst den Titel „Fürst der Gläubigen“ (Emir al-mü'minīn) annahm, richtete einen vollkommen religiös-militärischen Staat ein. Die Araber, das Volk Gottes, wurden ein Herren- und Kriegervolk. Die Satzungen der Religion wurden streng gehandhabt; der Chalif selbst lebte so einfach wie der Geringste seiner Unterthanen. Aber die unermessliche Beute und die Steuern der Unterworfenen boten die Mittel dar, jedem Araber einen hinreichenden Sold zu geben. Dieser Sold, dessen Betrag nach bestimmten Rängen abgestuft war, und an dem auch Frauen und Kinder Theil nahmen, wurde mit dem Wachsen der Einnahmen erhöht. Denn man ging von dem Grundsatz aus, daß alles von den Feinden und den Unterjochten Erworbene den Muslimen insgemein gehöre und daher das, was nach Abzug der gemeinsamen Ausgaben übrig bleibe, getheilt werden müsse. In den eroberten Ländern sollten aber die Araber keinen Grundbesitz erwerben, sondern nur Heerlager bilden. Es war schlimm für den Islām, aber ein Glück für die Welt, daß sich diese communistic-militärische Verfassung nicht lange aufrecht erhalten ließ, da sie nun einmal gegen die Natur des Menschen verstößt und dazu die Einnahmen nicht immer so reichlich flossen, um Jedem einen auskömmlichen Sold zu geben. Auch der Grundsatz, daß die Neubekehrten fremder Nationalität den Arabern gleich gestellt werden sollten, war noch nicht gut durchzuführen: der aristokratische Sinn der Araber lehnte sich lange dagegen auf, die vom Islām geforderte Gleichheit aller seiner Befenner zur Wahrheit zu machen.

Unter Omar's Nachfolger Othmān (644—656) wurden die Eroberungen zwar noch mächtig weiter ausgedehnt, aber der rein kriegerische Charakter des Staates doch schon abgeschwächt, indem es den Arabern erlaubt ward, in den eroberten Ländern Grundbesitz zu erwerben: der Gutsherr und der Bauer sind natürlich nicht so geneigt, in die weite Ferne auf Eroberungen auszuziehen, als der bloße Soldat. Die wenigstens relative Gleichheit des Einkommens wurde auf's Aergste verletzt durch die Verleihung von Kronländern an einzelne hervorragende Männer. Mit unerbittlicher Consequenz vollzog sich dann bald die Umwandlung des religiösen Staates in einen weltlichen. Freilich stand auch dieser immer noch in engster Beziehung zur Religion — in viel engerer als irgendwo der sog. christliche Staat der Neuzeit —, aber die Versuche, das Reich des Islāms wieder auf eine rein religiöse Grundlage zu stellen, schlugen fehl.

Eine Erbfolge in der Herrschaft gab es nicht. Abū Bekr war, wie wir sahen, von den angesehensten Mekkanischen Gefährten des Propheten zu dessen

„Stellvertreter“ gewählt. Dieser hatte den Omar lehtwillig zu seinem Nachfolger ernannt, der seine rechte Hand und auch neben Abū Bekr selbst der vertrauteste Freund und Rathgeber des Propheten gewesen war. Omar, der das Ideal eines muslimischen Herrschers darstellte, fand offenbar keinen seiner Genossen der Herrschaft ganz würdig. Er verfügte daher, daß nach seinem Tode fünf von den angesehensten alten Freunden Muhammed's darüber entscheiden möchten, wer von ihnen sein Nachfolger werden solle. Nach langen Verhandlungen einigte man sich auf Othmān. Dieser war allerdings einer der Allerersten gewesen, die Muhammed als Propheten anerkannten, und hatte nach einander zwei Töchter desselben zu Frauen gehabt; aber er gehörte zu den Omaiaden, einem der hervorragendsten Geschlechter im vorislāmischen Mekka, dessen Haupt, Abū Sufjān Jahre lang den Kampf gegen Muhammed und die Medjnenfer geleitet hatte. Die Vorliebe für die Geschlechtsgenossen steckt jedem echten Araber tief im Blut; auch der Prophet war davon nicht frei. Omar, der in vieler Hinsicht ein consequenterer Vertreter des Islāms war als Muhammed, ließ sich allerdings nicht den geringsten Nepotismus zu Schulden kommen, aber Othmān war ein schwacher Mann; er begünstigte seine Vettern übermäßig, und in Kurzem war eine Reihe der wichtigsten und einträglichsten Stellen in den Händen von Omaiaden, zum großen Theil tüchtigen, aber sehr weltlich gesinnten Leuten. Der gute Othmān war sich dabei gar nicht bewußt, etwas Unrechtes zu thun; aber viele seiner Unterthanen sahen die Sache anders an. Die gerechte Entrüstung einiger strengen Muslime, der tumultuarische Sinn des großen Haufens und besonders auch die Hekereien dreier von jenen fünf Männern, welche nach Omar's Tode das Wahlcollegium gebildet hatten, Al's, Talha's und Zubair's¹⁾, sowie Aischa's, der ränkevollen Lieblingsgattin des Propheten, verursachten einen Aufstand, in welchem der greise Othmān getödtet wurde (17. Juni 656). Diese schwere That war ein böses Vorbild vieler späterer Schreckensscenen, der Beginn von blutigen Bürgerkriegen und folgenreicher Spaltungen. Die Mörder Othmān's riefen den Al zum Chalifen aus; auch Talha und Zubair erkannten ihn an, brachen aber bald ihr Wort und traten ihm im Verein mit Aischa entgegen. Diese Feinde warf Al nieder, aber schon hatte sich ein bedeutenderer Widersacher gefunden, der kluge Moawija, der Sohn des eben genannten Abū Sufjān, der seit langer Zeit Statthalter von Syrien war und dies Land wie ein Fürst beherrschte. Mehrere Jahre lang wurde mit Erbitterung gefochten. Moawija trat als Rächer seines Veters Othmān auf, wozu er als mächtiges Haupt der Familie nach altarabischen Anschauungen unzweifelhaft berechtigt, ja verpflichtet war; auch der Islām hatte diese Auffassung nicht abgeschafft. Aber auf die Nachfolge des Propheten konnte allerdings der Sohn des Mannes, unter dessen Leitung die Heiden am Ohod und im Grabenkampfe gegen jenen gefochten hatten, keinen anderen Anspruch machen, als die unbedingte Anhänglichkeit seiner Truppen und die Ueberlegenheit seines Geistes. Auch Al hatte kein Erbrecht, und die Proclamation durch die Mörder Othmān's war ein sehr zweifelhafter Rechtstitel; aber als Vetter, Liebling, Adoptiv- und Schwiegersohn Muhammed's durfte er immerhin

¹⁾ In den orientalischen Namen setze ich immer z für den weichen, s für den harten Zischlaut.

eher für den Vertreter der religiösen Interessen gelten als Moawija, an dem übrigens der alternde Prophet gleichfalls Wohlgefallen gefunden zu haben scheint. Die überzeugungstreuen Muslime traten denn auch meistens auf Ali's Seite, vor Allen die Medneser, die selbst oder deren Väter einst Muhammed's Schlachten geschlagen hatten und die nun von den lauen Muslimen aus Mekka immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Die Spitze des Streites brachte zuerst die Anfänge der Anschauung hervor, daß Ali ein göttliches Recht auf die Herrscher Gewalt habe und daß eigentlich auch Abū Bekr, Omar und Othmān Usurpatoren gewesen seien. Die so denken, sind die eigentlichen Schiiten, die „Anhängerschaft“ (schita) Ali's. Die große Mehrzahl der Muslime erkennt dagegen zwar Ali's Recht gegen Moawija an, hält aber die drei ersten Chalifen für durchaus rechtmäßig. In jenem Kampfe selbst haben übrigens auch viele gute Muslime zu Moawija gestanden; ebenso finden wir solche auf Seiten seiner Nachfolger aus seiner Familie, während nach deren Sturze allerdings selten mehr ein Muslim gefunden wird, der Moawija's Auftreten gegen Ali rechtfertigen möchte. In jenen Wirren trat nun aber auch noch eine neue, ganz radicale Partei auf, die allen Prätendenten das Recht abstritt und nur „dem Besten“ die Herrschaft zuerkannte. Diese Leute, die Chāridschiten (Chawāridsch „die Ausziehenden“), bildeten allerdings einen Grundgedanken des Islams bis zur äußersten Spitze aus; sie hatten gewissermaßen Recht, aber auf solche Principien läßt sich kein Staat gründen, am wenigsten im Orient. Es waren Fanatiker, welche ihre Anschauungen mit der wildesten Energie durchzusetzen suchten und zum Theil eine bewunderungswürdige Ueberzeugungstreue bewährten; sie haben aber nur entsetzliches Elend verursacht und Nichts geschaffen. — Der Streit um das Chalifat ist längst, längst gegenstandslos geworden; aber noch immer spaltet er die muslimische Welt. Die geschichtliche Ueberlieferung über ihn ist sehr reich, aber vielfach parteiisch gefärbt. Sie ist dem Ali allzu günstig und zeigt den Moawija nicht ganz in seiner Bedeutung. Sie läßt natürlich auch nur schwer erkennen, daß diese Kämpfe im Grunde doch nur der Streit um die Beute und eine anders gewandte Aeußerung desselben wildkriegerischen Sinnes sind, der kurz vorher Römer und Perser überwunden hatte. In älterer Zeit beurtheilte man aber oft noch etwas klarer, wie viel menschliche Leidenschaft, zum Theil recht niederer Art, bei diesen Bürgerkriegen wirksam war, trotz aller religiösen Schlagworte. Einem wahrhaft frommen Muslim mußte es ja schwere Bedenken erregen, zu sehen, wie unwürdig sich z. B. Talha, Zubair, Ašīša und im Grunde auch Ali benommen hatten, während doch der Prophet ihnen Allen längst vorher versprochen haben sollte, daß sie in den Himmel kommen würden.

Ali war ein sehr tapferer Mann, vielleicht auch ein Feldherr, aber ohne rechte Einsicht, durchaus nicht zum Herrscher geboren. Er fiel (22. Januar 661) durch den Dolch eines von drei Chāridschiten, welche sich verschworen hatten, die beiden Nebenbuhler und Amr, den mächtigen Statthalter von Aegypten, aus dem Wege zu räumen, um so eine freie Wahl möglich zu machen; die Anschläge auf Moawija und auf Amr mißlangen aber. Jene Bluttthat enthob den Ali der Demüthigung, noch selbst erleben zu müssen, wie dem klugen Omaiaden Alles zufiel. Nach dem Tode des Nebenbuhlers war die Bahn frei: Moawija

nahm den Titel „Chalifa“ an. Der unfähige Sohn Ut's, Hasan, unterwarf sich ihm ohne viel Sträuben gegen eine leidliche Abfindung. Der Statthalter von Syrien, der jetzt allgemein als Fürst der Gläubigen anerkannt ward, bewies gegen die strengen Muslime alle Rücksicht; er trat äußerlich ganz als geistlicher Fürst auf, predigte z. B. Freitags in der Moschee wie der Prophet und die früheren Chalifen und wie es auch die Statthalter und Feldherren thaten: aber er war dennoch ein weltlicher Herrscher. Seine und seines Hauses Stütze waren „die Leute von Syrien“, d. h. nicht etwa die alten Einwohner des Landes, sondern die dort angesiedelten arabischen Truppen. Die Omaiaden mußten daher auch Damascus, den wichtigsten Ort Syriens, als Hauptstadt behalten, obwohl es keinen religiösen Nimbus hatte wie Medina, die Residenz des Propheten und seiner ersten Nachfolger, und zu weit nach Westen gelegen war, um von dort aus die Ländermassen im Osten gut zu überwachen. Die von Moawija gegründete Herrschaft der Omaiaden hatte manchen Sturm zu bestehen. Die unfirchliche und gar frivole Haltung einiger von ihnen erbitterte die Gläubigen und ermuthigte verschiedenartige Prätendenten, sowie die wilden Charidschiten immer wieder zu Aufständen. Solche Erhebungen führten dann zu blutiger Unterdrückung; Truppen der omaijadischen Chalifen entweihten zweimal die heilige Stadt Mekka (683 und 692), und die widerspenstigen Söhne und Enkel der treuesten Kämpfer Muhammed's, der Medtenser, wurden von den Soldaten Jazid's, des Sohnes Moawija's, in ihrem Heimathsorte, der Stadt des Propheten, niedergemetzelt (28. August 683). Gegen eben denselben Chalifen, einen entschieden irreligiösen Mann, hatte sich auch der zweite Sohn Ut's, Husain, erhoben. Der Aufstand war, wie die meisten Arabischen, kopflos begonnen und weiter geführt und wurde mit leichter Mühe niedergeschlagen. Scheinbar war es gar kein wichtiges Ereigniß: aber wie die Menschen eine Sache auffassen, ist oft viel wichtiger als die Sache selbst. Schon auf die Zeitgenossen machte es einen tiefen Eindruck, daß so der Enkel des Propheten von den Schergen des gottlosen Chalifen umgebracht und sein blutiges Haupt (nach gemeinorientalischer Sitte) zur Schau gestellt war. Der unbesonnene Rebell Husain verwandelte sich in den Augen frommer Muslime in einen Märtyrer, und seine Glorie wuchs mit der Zeit. Der Ruf „Rache für Husain!“ hat wesentlich zum Sturze des Omaijadenthrones beigetragen. Noch heute begehen die Schiiten den Todestag Husain's als ein Trauerfest, welches ihnen immer wieder tiefe Rührung und wilde Wuth erregt; noch heute ist ihnen Kerbelä, wo er am 12. October 681 fiel, eine Stätte, fast so heilig wie Mekka und Medina. Auch die nichtschiiitischen Muslime erkennen in Husain einen heiligen Blutzengen und halten den leichtlebigen Jazid für das schwärzeste Scheusal. — Wenn die Herrschaft der Omaijadischen Chalifen durch die Feindschaft der strengen Muslime gefährdet ward, so schadete ihr vielleicht noch eben so viel der religiöse Eifer des einzigen wirklich frommen Mannes unter ihnen, des äußerst braven, aber beschränkten Omar II. (717–720), welcher nach Kräften den Koran zur Ausführung bringen und die Verfassung Omar's wiederherstellen wollte, natürlich aber nur große Desorganisation bewirkte.

So bedeutende Fürsten unter den Omaiaden waren, das Reich konnte zu keiner Festigkeit gelangen. Sie mußten fallen, als sie selbst und da-

mit die syrischen Truppen, auf die sie sich allein hatten stützen können, unter einander in Zwist geriethen und ein neuer, geschickterer Bewerber auftrat, die Familie der Abbäsiden. Die Abkömmlinge von Muhammed's Oheim Abbäs, der erst bei der Einnahme Mekka's zum Islam bekehrt worden war und nie eine besondere Rolle gespielt hatte, lebten lange in Verborgenheit. Jetzt aber wußten sie sich den großen Apparat, den sich die Uiden zur Unterwürfung des Reiches geschaffen, nutzbar zu machen. Zweideutige Parolen, wie „das Recht des Hauses Häschim“, welchem sowohl Abbäs wie Ali angehörten, „das Recht der Familie des Propheten“, wobei man ebensowohl an den Oheim wie an den Vetter und Sidam denken konnte, spielten da eine Hauptrolle; auch war die Rede von einer angeblichen Uebertragung des Erbrechtes durch einen Uiden an die Abbäsiden. Es gelang den Häuptern dieser Familie, einen großen Theil der Truppen im entlegenen Ostpersien (Chorasän) für sich zu gewinnen, welche von Damascus aus nicht in fester Zucht gehalten werden konnten. Diese Truppen bestanden meist aus Persern, die zwar zum Islam bekehrt, aber gegen die Araber nichts weniger als freundlich gesinnt waren; so auch ihr Führer, der gewaltige Abü Muslim. Auch die dortigen Araber hatten gewiß viel persisches Blut in den Adern und viel persische Anschauungen aufgenommen. Nach schweren Kämpfen siegten die Abbäsiden (750). Nur wenige Mitglieder des gestürzten Hauses entrannten dem entseßlichen Blutbade. Einem von diesem glückte es aber, sich nach manchen Irrfahrten im fernen Spanien ein Reich zu gründen. Dort haben Omaiaden, die sich Anfangs bloß „Söhne der Chalifen“ nennen ließen, später aber den Chalifentitel selbst annahmen, noch lange ruhmreich geherrscht.

Der Sieg der Abbäsiden machte dem rein arabischen und somit dem rein semitischen Staate ein Ende; es war zum großen Theil eine Reaction des persischen Elementes und eine Wiederherstellung der alten asiatischen Großreiche, deren Gefüge doch wenigstens etwas fester war. Nicht von ungefähr war es, daß gleich Anfangs der Sitz der Regierung dahin verlegt wurde, wo ihn die Achämeniden, Arsaciden und Sāsāniden gehabt hatten, in die Ebenen am unteren Euphrat und Tigris. Da erhob sich die stolze Chalifenstadt Bagdad. Die Abbäsiden betonten äußerlich die Religion mehr als die Omaiaden, aber sie waren ebenso weltlich gesinnt. Dazu tritt bei ihnen vielfach ein sehr unerfreulicher Zug von Unredlichkeit zu Tage; waren sie doch nur durch eine grobe Täuschung auf Kosten der Uiden zur Herrschaft gelangt. Aber die ersten Generationen dieser Familie weisen mehrere sehr bedeutende Herrscher auf. Von Allen ist der zweite, Mansür (754—775) einer der größten, freilich auch einer der ruchlosesten Fürsten, die je ein großes Reich gelenkt haben. Er hat alle Aufstände der um ihr vermeintliches Erbe betrogenen Uiden unterdrückt, die Heerführer in strengem Gehorsam gehalten oder, wenn nöthig, beseitigt, für gute Verwaltung gesorgt und das Reich auf eine feste Grundlage gestellt. Unter seinem Enkel Harün arraschid (786—809) hat das Chalifat unstreitig seine schönste Glanzzeit gehabt. Damals gehorchten dem Chalifen fast alle Länder vom Jaxartes und Indus bis zu den Säulen des Hercules. Die Araber hatten aufgehört, die Stütze des Reiches zu sein, aber die arabische Sprache hatte sich weithin ausgebreitet; sie war die Sprache der Religion, des Reiches, der Poesie und der neu erstehenden Wissenschaft. Am Tigris erblühte eine Cultur,

glänzender als unter den tüchtigsten Sasaniden. Syrien und seine Nachbarländer befanden sich in besseren Verhältnissen als seit langer Zeit. Freilich war die Verwaltung nach unseren Begriffen gewiß recht mangelhaft; aber für den Orient hat man in der Hinsicht einen bescheidenen Maßstab anzulegen. Die christliche Bevölkerung war in Masse zum Islām übergetreten. Der Wunsch, den Siegern rechtlich gleich zu stehen und weniger Steuern zu zahlen, war dazu gewiß ein sehr mächtiger Antrieb, aber nicht minder die Angemessenheit des Islāms für orientalische Bauern und Kleinbürger, zumal sich ja Gott durch den Erfolg selbst für ihn erklärt hatte. Die christlichen Kirchen des Orients haben niemals anhaltenden Eifer darauf verwandt, ihre Angehörigen zu erziehen und geistig zu heben; ihnen kam es immer mehr auf die Aeußerlichkeiten des Cultus, auf die Glaubensformeln und auf die Verdammung der Ketzer an. Man beachte besonders, daß auch die Mehrzahl der ostsyrischen Christen, der Nestorianer in den Tigrisländern, deren Väter durch die blutigen Verfolgungen der persischen Könige nicht zum Abfall gebracht werden konnten, zum Islām übergetreten ist. Vielleicht ist dabei auch der Umstand von Einfluß gewesen, daß die Christen durch Annahme des priesterlosen Islāms von der Bevormundung und dem Druck ihres Clerus frei wurden. Im Ganzen haben Syrer, Kopten und andere orientalische Christen bei diesem Glaubenswechsel geistig nicht viel verloren. Allerdings hat der Islām manche alte Culturverbindung abgeschnitten, dafür aber auch manche Keime neu geweckt. Directer Zwang zum Uebertritt ist nur sehr selten angewandt. Meistens war es den Machthabern sogar recht unangenehm, wenn die Christen scharfweise den Islām annahmen, denn dadurch wurden sie die schwersten Steuern los und wurden somit die Staatseinnahmen in empfindlicher Weise geschmälert. Auch wurden die Christen nicht systematisch mißhandelt. Freilich mußten sie sich manche Bedrückung und Verhöhnung gefallen lassen; die großen und kleinen Herren, die schon von ihren muslimischen Unterthanen gern so viel erpreßten als sie konnten, fanden erst recht keine Veranlassung, die Ungläubigen zu schonen. Das ist nun aber einmal orientalische Weise überhaupt. Zanken durften sich die verschiedenen christlichen Kirchen nach wie vor, aber ernstlich verfolgen konnten sie einander nicht mehr. Jedenfalls lebte man leichter als Christ im Chalifenreich denn als christlicher Ketzer im byzantinischen. Aehnlich wie die Lage der Christen in den westlichen Ländern war die der Anhänger der alten persischen Religion im Osten, nur daß ihre rechtliche Stellung nicht so fest durch unzweideutige Koränstellen gesichert war. In einigen persischen Ländern scheint schon früh ein massenhafter Uebertritt zum Islām vorgekommen zu sein, während sich in anderen, namentlich in der eigentlichen Persis, der nationale Glaube lange sehr zäh erhielt.

Das Sinken des Abbāsidschen Chalifats beginnt mit dem berühmten Māmūn (813—833). Hārūn hatte thörichterweise das Reich lektwillig unter seine Söhne Amīn und Māmūn getheilt, so jedoch, daß Jener Souverän und Chalif sein sollte. Natürlich führte das zu einem Bruderkriege. Nach furchtbaren Kämpfen verlor der unfähige Amīn, der von väterlicher wie von mütterlicher Seite ein Urenkel Mansūr's war, Thron und Leben durch die Chorāsianischen Truppen Māmūn's, den eine persische Skavin geboren hatte. Das war ein neuer Sieg des Perferthums über das Araberthum. Durch diese Ereignisse, denen

noch weitere Wirren folgten, erlangten die Statthalter, welche die Heere ihrer Provinzen führten, und die Befehlshaber der Soldtruppen zum Theil eine bedenkliche Macht. Tahir, dem Māmūn hauptsächlich seine Erfolge verdankte, gründete sich ein, nur in loser Abhängigkeit vom Chalifen stehendes, Fürstenthum in der wichtigen Provinz Chorāsān und vererbte es auf seine Nachkommen. Māmūn verstand es eben nicht, seine siegreichen Heerführer in ihre Schranken zu weisen oder aber zu vernichten, wie einst Mansūr. Daß er durch Gewissensbedenken daran verhindert sein sollte, wird man nicht glauben, wenn man sein Verfahren gegen den Miden Māsā beobachtet. Um die noch immer mächtige schiitische Partei zu gewinnen, machte er nämlich dieser große Concessionen und that — schwerlich im Ernst — Schritte, jenem Māsā die Thronfolge zuzuwenden. Als er dabei aber auf den energischen Widerstand seines eigenen Hauses und der eigentlichen Anhänger desselben stieß, beseitigte er den armen Prinzen heimlich. Māmūn hatte viel Sinn für Kunst und Wissenschaft und begünstigte die Uebersetzung griechischer wissenschaftlicher Werke in's Arabische. Aber dabei hatte er eine unglückliche Vorliebe für theologische Streitigkeiten.

Die Chalifen stützten sich fortan auf große Scharen von Söldnern aus fernen Ländern, namentlich türkischen; deren Führer waren die eigentlichen Herren des Reiches, sobald sie sich ihrer Macht bewußt wurden. Wie sehr der stolze Bau des Abbāsidiſchen Chalifats unterhöhlt war, zeigte sich auf einmal in fürchterlicher Weise, als der Chalif Mutawakkil auf Betrieb seines Sohnes von seinen Dienern ermordet und der Vaternörder Muntasir auf den Thron gesetzt ward (11. December 861). Jetzt war es um die Macht der Chalifen geschehen. Sie wurden der Spielball ihrer rohen Krieger. Die entfernteren Provinzen waren factisch unabhängig, oft selbst die benachbarten. Die Fürsten erkannten den Chalifen allerdings formell als ihren Souverän an, setzten seinen Namen auf ihre Münzen und ließen ihn an erster Stelle im Kirchengebet nennen; aber das waren Ehren ohne rechten Werth. Freilich haben einige Chalifen wieder wirkliche Macht erworben, aber dann nur als Beherrscher eines kleinen Staates. Theoretisch hielt man an der Fiction des islāmischen Gesamtreiches fest, aber dieses bestand längst nicht mehr. Die Namen Chalif, Fürst der Gläubigen, Imām löſten immer noch einige Ehrfurcht ein; die theologischen Rechtslehrer verlangten, daß der Chalif wenigstens in geistlichen Sachen überall regieren und die Richterstellen besetzen solle: aber war schon theoretisch seine Stellung lange nicht die des Papstes, so war sie in Wirklichkeit gar nicht damit zu vergleichen. Der Chalif ist nie das Haupt einer wahren Hierarchie gewesen; der Islām kennt ja kein Priestertum, auf das er sich hätte stützen können. Im zehnten Jahrhundert erkämpften sich die Buiden, drei Brüder, die als arme Reisläufer aus dem kaum zum Islām bekehrten Gllān (Südwest-Ecke des Kaspiſchen Meeres) ausgezogen waren, die Herrschaft über weite Länder und über Bagdad selbst. Sie und ihre Nachkommen waren Schiiten und begünstigten eifrig ihre Glaubensgenossen. Sie dachten sogar daran, statt der Abbāsiden Abkömmlinge Al's auf den Chalifenthron zu erheben und unterließen das nur, weil sie fürchteten, ein Midiſcher Chalif möchte auf ihre schiitischen Soldaten eine zu große Autorität ausüben und sich von ihnen unabhängig machen, während sie dieselben gegen die

Abbasidische Puppe auf dem Stuhle Mansur's zu jedem beliebigen Gewaltacte gebrauchen konnten.

III.

Jene Zeit sah überhaupt zum ersten Mal große Erfolge der Schiiten. Aus der ursprünglich politischen Partei war allmählig eine Secte oder vielmehr eine Reihe von Secten hervorgegangen. Die Lehre vom göttlichen Recht Ali's und seiner Nachkommen hatte sich unter fremden, christlichen und persischen, Einflüssen zu einer ganzen oder halben Vergötterung gesteigert. Im Anfang der Abbasidenzeit lehrten Einige schon, daß Ali geradezu Gott sei, und wenn die meisten Schiiten das auch mit Entrüstung verwarfen, so glaubten sie doch an eine übernatürliche, göttliche Erleuchtung Ali's und seiner Nachfolger, der „Imame“, oder geradezu daran, daß Gottes Geist von einem zum anderen übergehe. Man träumte schon um 750 von der messianischen Wiederkehr eines der jetzt entrückten Imame und verfluchte den Namen Abū Bekr's, Omar's und Uscha's ärger als den der Dmaijaden. Man verließ hier wie in anderen Stücken geradezu den Boden des Islams; natürlich verberg man sich das aber selbst, indem man das heilige Buch allegorisch umdeutete und der, allerdings vielfach verfälschten, Tradition („Sunna“) der Rechtgläubigen („Sunniten“) eine noch viel mehr verfälschte eigne Sunna entgegenstellte. Uebrigens führen vom einfachen, noch wesentlich islamischen, Schiitismus manche Verbindungsglieder bis zu den seltsamsten heidnischen Secten hinüber, als deren Ausläufer noch heute z. B. die Drusen und die Rosairier existiren. Das erste wirklich schiitische Großreich war das der Fatimidischen Chalifen, gestiftet (gegen 910) von Obaidallah, einem wirklichen oder angeblichen Sprößling Ali's. Er verstand es vortrefflich, die Leichtgläubigkeit der Berbern zu benutzen, um Herr über weite Länder in Nordafrika zu werden. Seine Verbindungen reichten aber weit nach Asien hinein. Er und seine Nachfolger ließen es sich gefallen, von ihren intimen Anhängern als überirdische Wesen betrachtet zu werden. Ein Hofdichter sagt (um 970) von dem Fatimiden, dem er dient, Dinge aus, welche der wahre Muslim höchstens vom Propheten selbst kann gelten lassen. So begreift man es einigermaßen, daß Einer von ihnen, und zwar der geradezu verrückte Häkim (996—1021) von den Drusen als Gott verehrt wird. Während sich die Fatimiden aber in ihrem eigentlichen Reiche, in welchem die Schiiten wohl nur die Minderheit bildeten, einige Reserve auferlegen mußten, ließen sie ihren Parteigenossen anderswo freie Hand. Die Karmaten in Arabien benutzten die Plünderungsjucht der Beduinen zu ihren Zwecken, bedrohten den Sitz der Abbasiden, überfielen die Pilgerkarawanen, drangen endlich sogar in Mekka ein während des Pilgerfestes, richteten ein fürchterliches Gemetzel an und entführten den schwarzen Stein der Kaaba (930). Das war der offene Bruch mit dem Islam, der Fatimidische Chalif desavouirte die Karmaten, aber sie hatten doch auf seine Weisung gehandelt, wie sie später (951) auf Weisung seines Nachfolgers den heiligen Stein gegen schwere Zahlung wieder zurückgaben. Nachdem die Fatimiden Aegypten wieder erobert hatten (969), waren sie die mächtigsten Fürsten des Islams, und es schien zuweilen, als wäre es auch äußerlich mit den Abbasiden vorbei. Dazu regierten sie im Allgemeinen vortrefflich und brachten Aegypten zu großer Blüthe. Endlich verfielen aber auch sie dem gemeinen Geschick morgenländischer Dynastien; die

Abbasiden erlebten den vollständigen Fall dieser ihrer schlimmsten Rivalen (1171) und genossen noch fast ein Jahrhundert lang das harmlose Vergnügen, auch in Aegypten im Kirchengebet als Fürsten der Gläubigen genannt zu werden. Schiitische Chalifen hat es von da an nicht wieder gegeben.

Für die Geschichte der islamischen Völker sind die politisch-religiösen Streitigkeiten, welche sich um das Recht auf das Chalifat drehen, bei Weitem die wichtigsten. Daneben gab es aber eine Menge rein dogmatischer Kämpfe. Vor Allem bewegte auch den Islām die alte und ewig neue Frage, ob und wie weit der Mensch in Bezug auf seine Absichten und Handlungen frei oder determinirt sei. Der Korān lehrt im Allgemeinen einen ziemlich groben Determinismus. Gott bewirkt nach ihm Alles, auch die Gefinnung der Menschen; er leitet, wen er will, und führt, wen er will, in die Irre. Aber schon sehr früh nahmen einige fromme Männer Anstoß an dem grausamen Gedanken, daß Gott so von vornherein eine Menge Menschen zur Sünde und zu ewiger Höllequal bestimmt habe. Sie konnten nur dann Gottes Gerechtigkeit anerkennen, wenn er den Menschen die Freiheit der Wahl zwischen Gutem und Bösem lasse und die Vergeltung je nach dem Ausfall der Wahl bestimme. Sie fanden gerade im Korān Anhaltspunkte für ihren Glauben; denn Muhammed, der nichts weniger als ein consequenter Denker war, hat in seinen Offenbarungen auch gar oft den Menschen als frei aufgefaßt. Ein populärer Religionslehrer wird ja, wenn er auch zum Determinismus neigt, unwillkürlich immer wieder veranlaßt, die Zuhörer in solcher Weise zum Glauben und zur Tugend aufzufordern, als hätten sie ihre freie Selbstbestimmung. Die Leute, welche so lehrten, nannte man Kadariten. Schon sie mögen nicht ganz frei von christlichen Einflüssen gewesen sein. Systematischer verfuhrten ihre Nachfolger, die Mutazila d. i. „Dissidenten“. Diese bildeten eine stark rationalistisch angehauchte Schule, die mit Hilfe der griechischen Dialektik, welche den Arabern durch Vermittelung der Syrer Anfangs in spärlichem, später in reichem Maße bekannt ward, die rechtgläubigen Gegner zur Verzweiflung brachte. Mit besonderem Eifer widersetzten sie sich auch dem Satze, daß der Korān ungeschaffen sei. Dieses Dogma ist früh aufgekommen, sicher unter Einfluß der christlichen Lehre vom ewigen Worte Gottes, aber in offenbarem Widerspruch gegen die Grundsätze des Korāns selbst. Die Offenbarung ward angesehen als Gott inhärend und somit gleich ewig wie er, und der Begriff der Offenbarung ward dann geradezu auf das offenbarte Buch ausgedehnt. In diesem Punkte waren die Mutazila im Grunde die Rechtgläubigen; es konnte aber nicht fehlen, daß Einige in der Hitze des Gefechts weiter gingen und vom Korān überhaupt etwas geringer dachten, als es einem Muslim zusteht. Der schöne Anfang eines wahren Fortschritts, der hierin lag, mußte aber im Islām gar bald gehemmt werden. Die Schule der Mutazila hätte überhaupt kaum je größere Bedeutung gewonnen, wenn sie nicht von einigen der früheren Abbasiden begünstigt wäre. Besonders nahm Māmūn mit großem Eifer Partei für die Lehre, daß der Korān geschaffen sei. Daß er aber in dieser Hinsicht nicht etwa als „freisinnig“ zu bezeichnen ist, ergibt sich daraus, daß er über die Theologen, welche sich offen zu der damals schon allgemein geltenden, entgegengesetzten Lehre bekannten, schwere Strafen verhängte. So auch seine Nachfolger bis auf Mutawakkil, der die Sache umkehrte und die

Ungeſchaffenheit des Korāns einſchärfen ließ. — Ein anderer Streit drehte ſich um die Attribute Gottes. Der Korān gibt Gott in ſeinem naturwüchſigen Anthropomorphismus durchaus menſchliche Eigenſchaften, ſpricht auch von ſeinen Händen, von dem Thron, auf den er ſich niederläßt u. ſ. w. Die älteſten Muſlime faßten das auf, wie es geſchrieben ſteht; ſpäter aber nahmen Manche Anstoß daran und ſuchten durch Umdeutung der Stellen auch für den Korān einen reineren Gottesbegriff zu gewinnen. Einige leugneten überhaupt alle Eigenſchaften Gottes, da dieſelben als gleich ewig mit ihm die Einheit Gottes aufheben und eine wahre Vielgötterei begründen müßten. Manche geben nur gewiſſe abſtracte Qualitäten zu. Dagegen vertraten Andere geradezu die Körperlichkeit Gottes, alſo die craſſeſte Vermenſchlichung, die auch Muḥammed verworfen haben würde. — Die Mutazila behielten wiſſenſchaftlich ſo lange die Oberhand, bis Aſch'ari (im erſten Drittel des zehnten Jahrhunderts), der in ihren Schulen gebildet war, die dialektiſche Methode in den Dienſt der Orthodorie nahm. Er hat das Syſtem der orthodoxen Dogmatik geſchaffen. Allerdings ſtimmten die jüngerer Dogmatiker nicht in allen Stücken mit ihm überein, und Einigen galt er ſogar wegen einiger Reſte des Rationalismus als Irrgläubiger. Seit Aſch'ari's Zeit iſt in Bezug auf die genannten drei Streitpunkte die gemeine Lehre 1) Gott ſchafft die guten wie die böſen Thaten des Menſchen; doch hat dieſer dabei eine gewiſſe Selbſthätigkeit in ihrer Aneignung, 2) der Korān iſt ewig und ungeſchaffen. Einige behaupten das allerdings nur von der Urſchrift des heiligen Buches im Himmel, Andere aber auch von den Wörtern und Buchſtaben des Buches auf Erden, 3) Gott hat wirklich die ihm im Korān beigelegten Eigenſchaften; man muß glauben, daß er Hand und Fuß hat, auf dem Throne ſitzt u. ſ. w., aber es iſt vorwiegend über das Wie etwas wiſſen zu wollen. Was man nun auch gegen dieſe Lehren einwenden mag, wenigſtens die erſte und dritte entſprechen, und zwar eben in ihrem Mangel an Conſequenz, ganz dem Korān. Die mutazilitiſchen wie andere rationaliſtiſche Regungen, die ſich hier und da im Iſlam zeigen, mögen unſere Sympathie herausfordern; aber ſie ſtehen mit dem Weſen dieſer derb ſupranaturaliſtiſchen Religion zu deutlich im Widerſtreit, und es iſt daher zu begreifen, daß ſich ſpäter von dem Mutazila nur noch einzelne Nachwirkungen finden. Aber man muß ſich überhaupt davor hüten, dieſen Schulſtreitigkeiten zu große Bedeutung beizulegen. Das muſlimiſche Volk wurde von ihnen kaum berührt. Daſſelbe gilt von anderen dogmatiſchen Differenzen, wenn ſie nicht etwa auch eine politiſche Seite hatten, wie der Streit der Rigoriſten, die jede ſchwere Sünde als „Anglauben“ anſahen, der in die Hölle führt, und derer, welche dagegen die Gnade Gottes betonten: jenes war die Lehre der Chāridſchiten, welche Othmān, Alī, Aſiſa, Moāwija und zahlreiche andere „Gefährten“ Muḥammed's für Ungläubige erklärten, während die Gegner, mehr im Geiſte des Propheten, das Urtheil über dieſe wie über Andere, die etwa Sünden begangen hätten, Gott anheimſtellten.

Von weit größerer praktiſcher Bedeutung als die dogmatiſchen Secten ſind die theologiſch-juriſtiſchen Schulen. Das „Recht“ umfaßt im Iſlam auch alles Rituelle im weiteſten Sinne. Das Recht gründet ſich wie das Dogma auf Korān und Ueberlieferung, aber dieſe Rechtsquellen reichten ni
waren

nicht immer deutlich, widersprachen sich auch wohl unter einander. So bildeten sich denn schon im 8. und 9. Jahrhundert verschiedene Schulen, deren Meister ihren Anhängern die Rechtsnormen bestimmten. Vier derselben haben schon früh alle anderen in Schatten gestellt. Davon ist die eine, die der Hanbaliten, jetzt fast ganz verschwunden, während sich die drei anderen, die der Hanefiten, Schāfiiten und Mālikiten, in die Länder der Rechtgläubigen theilen. Das Recht der Schiiten weicht wieder von allen vieren ab. Jeder sunnitische Muslim ist verpflichtet, sich an die Vorschriften einer dieser vier Schulen zu halten. Dieselben greifen tief in's tägliche Leben ein, sind auf der anderen Seite aber wieder sehr doctrinär, indem sie oft mehr den idealen muslimischen Staat, wie er unter Omar war, voraussetzen, als die wirklichen Verhältnisse orientalischer Gewalt- und Raubwirthschaft.

Seit der Blüthezeit der Abbāsiden hatte unter den höher Gebildeten Freigeisterei bedenklich um sich gegriffen. Einige Dichter wagten es, mehr oder weniger deutlich, Grundlehren des Islāms, ja den Glauben an sich zu verspotten oder zu bekämpfen. Persische Schriftsteller thaten ihren Abscheu vor dem Araberthum in Prosa und Versen kund, und der nachdenkende Leser merkte, daß dieser Abscheu auch der arabischen Religion galt. Wie mochte man sich in solchen Kreisen erst mündlich ausdrücken! Die scholastischen Philosophen fanden sich zwar meist äußerlich mit dem islāmischen Dogma ab, und gewiß vielfach in gutem Glauben, aber die Theologen hatten sie doch mit Grund in scharfem Verdacht; der alte Heide Aristoteles, auf den sie sich stützten, paßt zum Islām noch weniger als zum Christenthum. Allerlei, zum Theil recht wunderliche Ideen persischen und sonst fremden Ursprungs, die entschieden islāmisch waren, fanden zeitweise auch in der gebildeten Welt Anklang. Freilich wurde wohl einmal ein allzu kecker Freigeist oder Irrlehrer hingerichtet; aber im Allgemeinen ließ man die Leute reden und schreiben, wenn sie sich nur ein bißchen muslimischen Anstrich gaben. Der Islām kennt keine Inquisition und nimmt den, der sich äußerlich zu ihm bekennt, als Muslim an, wie zweifelhaft auch seine Gesinnung sein mag. So wurden sogar einzelne Männer, die entschieden unislāmisch dachten und lehrten, wie der berühmte Dichter Abul-Mā al Maarrī (973—1057) vom Volke als fromm, ja heilig angesehen. Aber gerade hieraus erkennen wir, daß die Gefahr für den Islām doch nicht allzu groß war. Solche Ideen beschränkten sich auf sehr exklusive Kreise von Denkern und Dichtern oder aber von Wüstlingen und starben immer bald wieder aus. In die breite Masse des Volks drang nichts davon, und auf dieser beruht die Kraft des Islāms.

Gefährlicher ward der Religion Muhammed's der Mysticismus der Sūfi's. Der ursprünglich bei dem Propheten selbst sehr lebendige Drang, sich zu casten und zu grübeln, fand neue Nahrung, als seine Anhänger die benachbarten Christenländer eingenommen hatten, in denen solche angebliche Gottesverehrung nur zu sehr blühte. Das war alles echt semitisch, und bei dem Vorwalten des jugendlich energischen Elements im Islām lag darin auch keine Gefahr, daß es entnervend auf ihn wirken möchte. Aber später verbanden sich persische und indische Ideen mit dieser Mystik. Die Sūfi's suchten sich in Gott zu versenken und gelangten zu der indischen Anschauung vom All-Einen, die sich mit dem Islām

nicht verträgt. Mit indischer Systematik erdachte man sich Regeln des Verfahrens, um zur mystischen Ueberwindung der irdischen Schranken zu gelangen. Wer da meinte, ihm sei das gelungen, der durfte sich von den Vorschriften der positiven Religion lossagen, und oft genug ließ er auch das Sittengesetz fahren. Der von Haus aus wundergläubige Schwärmer, der sich in's All-Eine versenkt hatte, hielt sich leicht selbst für einen Wunderthäter und ward erst recht von seinen Anhängern dafür gehalten. Was sind die Schranken der Naturgesetze, die der Morgenländer doch nie anerkennt, für den, welchem der Sprung vom Endlichen zum Unendlichen gelungen ist? Die zartesten und die größten Eigenschaften des Menschengesistes wirkten hier oft zusammen. Wir finden unter den Sâfi's tiefe Geister, großartige Schwärmer, wunderliche Phantasten, sensualistische Dichter, viele Narren und viele Betrüger. Die Systematik des Verfahrens, die gelernt werden sollte, und der Eindruck, den bedeutende Sâfi's durch ihre Persönlichkeit machten, führten zur Bildung von Schulen und Orden. Wir haben hier eine Art Mönchthum, allerdings ohne Ehelosigkeit und ohne ewiges Gelübde. Die Fakire oder Derwische (d. i. „Armen“) leben von frommen Gaben oder Stiftungen, treiben aber auch oft ein bürgerliches Gewerbe. Sie halten regelmäßige äsctische Uebungen, meist recht seltsamer Art, ab, um zum Ueberfinnlichen zu gelangen. Sie überreizen sich dabei die Nerven, erschöpfen Körper und Geist und verfallen in zeitweiligen Wahnsinn. So zarte Blüthen die sässische Mystik auch hervorgebracht, so belebend sie auf die persische Poesie gewirkt hat: im Ganzen ist das Derwischwesen, das in fast allen islâmischen Ländern eine große Rolle spielt, ein Unheil. Die meisten Sâfi's glaubten übrigens, gute Muslime zu sein. Durch allegorische Auslegung fanden auch sie sich mit dem Korân ab. Nicht Viele werden klar erkannt haben, in welchem fundamentalen Gegensatz der pantheistische Gottesbegriff der Mystik zu dem starren Monotheismus des Korâns steht. Die große Menge der Derwische ist natürlich viel zu gedankenlos und oberflächlich, um den phantastischen Gängen der alten Meister zu folgen. Sie tanzen und heulen zu Gottes Ehren, wie man zu seinen Ehren betet. Das Volk sieht, namentlich im türkischen Reich einschließlich Aegyptens, die Derwische als die Stützen des Islâms an und ahnt noch weniger als diese selbst, wie unislâmisch die Ideen sind, auf denen ihr Wesen beruht. Die einfachen Grundsätze des Islâms selbst bleiben doch unerschüttert bestehen.

IV.

Gegen das Jahr 1000 sah es allerdings mißlich aus mit dem Islâm. Das Abbâsîdische Chalifat war längst aller Bedeutung beraubt, die Kraft der Araber längst gebrochen. Es gab eine Menge großer und kleiner islâmischer Staaten; aber auch der mächtigste, der der Fâtimiden, war weit davon entfernt, dem Ganzen Halt geben zu können, zumal er schiitisch war. Wirklich gingen auch große Landstriche, die schon unter den ersten Chalifen erobert waren, wieder an die Byzantiner verloren, und diese drangen wiederholt tief in's Gebiet der Muslime ein. Da kam der Religion aber ein neues Element zu Hilfe, die Türken. Krieger aus Turkistân hatten längst eine Rolle in der Geschichte muslimischer Reiche gespielt, aber jetzt kam eine eigentliche Völkerverwanderung von Türken. Sie drangen in großen Massen aus ihren hochasiatischen Sitzen vor und stürzten

sich, eben zum Islām bekehrt, zunächst auf die persischen Länder. Diese Nomaden haben ungeheure Zerstörungen verursacht, blühende Cultur weiter Länder für immer zertreten und Nichts für die Bildung der Menschheit geleistet; aber die Religion Muhammed's haben sie mächtig gestärkt. Die rohen Türken nahmen den Glauben, der für ihre Geisteskräfte noch eben leidlich faßbar war, mit Eifer an und wurden nach außen hin seine wahren, oft fanatischen Vertreter. Sie gründeten das gewaltige Reich der Seltschuten und eroberten dem Islām neue Gebiete im Nordwesten. Auch nach dem Zerfall des Seltschutenreichs blieben sie das Herrschervolk in allen seinen früheren Bestandtheilen. Wäre der kriegerische Sinn des Islāms nicht durch die Türken wieder aufgefrischt, so hätten die Kreuzfahrer vielleicht doch etwas mehr Aussicht auf dauernde Erfolge gehabt.

Aber gerade an die türkische Wanderung schloß sich eine andere an, welche dem Islām verhängnißvoll zu werden drohte. Dschingizchan führte seine Mongolen und Türken in's Gebiet des Islāms (1220), sein Enkel Hulagu nahm (Januar 1258) seine Hauptstadt Bagdad ein und machte dem Abbāsidschen Chalifat ein Ende. Die bestialischen Heiden waren Herren Afiens. Die Religion ließ sie gleichgültig. Schon wegen des Gegensatzes gegen die sie vertöuschenden Muslime begünstigten sie allerdings gelegentlich die Christen, zumal es unter ihnen selbst Leute gab, die dem Namen nach Christen waren, aber natürlich hat das dem Christenthum nichts geholfen. Und bald änderte sich das Verhältniß. Der Islām mit seinen einfachen Dogmen, seinem imponirenden Ceremoniell und seinem praktischen Wesen gewann auch diese Barbaren. Fünzig Jahre nach der Einnahme Bagdad's hatten die Mongolen, welche über Muslime herrschten, selbst den Islām angenommen.

Durch die türkische Dynastie der Osmanen wurde der Islām noch einmal der Schrecken der Christenheit. Der alte Traum der Eroberung Constantinopels und der völligen Zerstörung des „römischen“ Reiches erfüllte sich (1453). Als Seltm I. Aegypten eingenommen hatte (1517), erklärte er sich zum Chalifen. Die ägyptischen Sultane hatten nach der Zerstörung Bagdad's einen Sprößling der Abbāsidenfamilie zu sich genommen, dem sie den Titel Chalif ließen (1261), und solche Namenschalifen ohne jede Spur von Macht „regierten“ dort bis zur Osmanischen Eroberung. Wie wenig sich aber die muslimische Welt um sie kümmerte, mag man daraus ersehen, daß der große Geschichtsphilosoph Ibn Chaldun in der Einleitung zu seiner Weltgeschichte, in welcher er sehr ausführlich über das Chalifat, den geistlichen und den weltlichen Staat redet, dieses Scheinchalifat gar nicht einmal erwähnt. Mit der ungeheuren Macht des damaligen türkischen Reichs ausgerüstet, hatte das Chalifat aber wieder ein anderes Ansehn! Obwohl dem Sultan von Istantbol eine Eigenschaft fehlte, welche fast alle rechtgläubigen Lehrer bei einem Chalifen für nothwendig gehalten hatten, nämlich die Herkunft vom Stamme Koraisch, erkannte man doch weithin den Anspruch der Fürsten an, deren Machtentfaltung jedes guten Muslims Herz mit Freude und Stolz erfüllte, zumal die heiligen Städte Mekka, Medtna und Jerusalem sie als ihren Herrn verehrten. Wirklichen Zuwachs an Stärke hat das Chalifat den osmanischen Sultanen übrigens nicht gegeben, und diese haben selbst im Ganzen nicht viel Werth darauf gelegt; führen sie doch auf ihren

Münzen weder den Titel „Chalifa“, noch „Imam“, noch „Fürst der Gläubigen“. Geistliche Macht über Muslime, die nicht ihre Unterthanen waren, haben sie nie besessen. Immerhin könnte es aber doch für das osmanische Reich bedenklich werden, wenn man einmal in Mekka und Medina aufhörte, den Sultan im Kirchengebet als Oberherrn und Chalifen zu nennen, und das möchte wirklich geschehen, wenn er außer Aegypten auch noch Syrien verlöre. Für das (leider!) unaufhaltfam zusammenbrechende Reich kann eben auch die Wegräumung eines an sich schwachen Pfeilers der Autorität verhängnißvolle Bedeutung gewinnen. Scheint man doch bei den letzten Wirren in Aegypten schon mit diesem Gedanken gespielt und in Konstantinopel dadurch Furcht erregt zu haben. Eherliche von Mekka als Chalifen, wovon man wohl geredet hat, würden übrigens voraussichtlich eine klägliche Rolle spielen. Sie stammen zwar von Ali ab und haben somit theoretisch weit mehr Recht auf die Würde als der Osmane; aber ihr Gebiet ist klein und äußerst arm, und sie müßten von der Gnade anderer Fürsten leben. Zu bemerken ist noch, daß sich die Sultane von Marokko seit langer Zeit ebenfalls „Fürsten der Gläubigen“ nennen und damit wenigstens für ihr Reich ausdrücklich auch die höchste geistliche Autorität in Anspruch nehmen.

Um dieselbe Zeit, wo die sunnitischen Osmanen ihre größte Macht errangen, ist aber auch für die Schia ein mächtiges Reich gegründet. In Persien fiel die Lehre vom göttlichen Recht Ali's auf besonders günstigen Boden; persischen Einflüssen verdanken hauptsächlich die schiitischen Dogmen ihre Ausbildung. Es hat in persischen Ländern auch zu verschiedenen Zeiten kleinere und größere schiitische Staaten gegeben: aber erst durch die Gründung des Sefidenreichs (um 1500) ist Persien das eigentliche Land des Schiitenglaubens geworden; dadurch erhielten die Osmanen ein starkes Gegengewicht und wurde dem von der Türkennoth geängstigten Europa manche Diverfion gemacht. Seit dem Untergang der Sefiden im vorigen Jahrhundert ist Persien immer tiefer gesunken. Volk und Staat sind noch weit schwächer als in der Türkei; aber der Schiitismus hat Persien in ausschließlichen Besitz genommen. Er ist so lebendig, daß er noch in unserer Zeit im Stande war, kräftige wilde Schößlinge zu treiben¹⁾. Der Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten, der schon im Erlöschen zu sein schien, ist durch dies neue persische Reich wieder sehr scharf geworden. Die Orientalen, die außerordentlich wenig Sinn für's Vaterland haben, besitzen um so mehr Eifer für ihre Religion. Bitterer Haß trennt noch immer die Perser von den muslimischen Nachbarn, Osmanen, Arabern, Uezbegen, Afghänen u. s. w., weil sich einst die Gefährten Muhammed's nicht über den Nachfolger des ermordeten Othmân einigen konnten! Uebrigens gibt es im südwestlichen Arabien auch noch gemäßigtere Schiiten (Zaiditen), welche zwar den Ali für den wahren Erben des Propheten ansehen, aber weder auf einen Alidischen Messias hoffen, noch Abū Bekr und Omar verfluchen; diese unterscheiden sich kaum mehr von den Sunniten.

Der Islam hat sich im Ganzen seit tausend Jahren wenig geändert. Die Ausbreitung des Mysticismus und des Derwischthums hat, wie wir sahen, den

¹⁾ S. Deutsche Rundschau, Band V (Februar 1879), S. 290 f.

Glauben der Menge nicht berührt. Allerdings ist dadurch dem Heiligen- und Wunderwesen neue Nahrung gegeben. Der Mystiker versenkt sich in Gott und ignorirt die irdischen Dinge; so ist das Volk nur zu sehr geneigt, den Betrüger, der ihm mit Unbefangenheit nachahmt und ihn scheinbar übertrifft, und den Wahnsinnigen, der sich in dieser Welt überhaupt nicht zurecht finden kann, für Heilige zu halten. Der Wunderglaube steckt dem Morgenländer tief im Blute; an religiösen Betrügern — meist betrogenen Betrügern — hat es dort nie gefehlt. Daß die Heiligen Wunder thun können, haben nur wenige Dogmatiker leise bestritten. So werden denn auch seit langer Zeit die wirklichen oder angeblichen Gräber von Heiligen als Gnadenorte verehrt. Sie bilden die Veranlassung zu Vocalculen und oft die Brutstätten des Fanatismus. Es ist nicht zufällig, daß jüngst eben am Begräbnisorte des gefeiertsten ägyptischen Heiligen, Seijid el Bedewi zu Tantä, Greuel gegen Europäer verübt sind. Unter den heiligen Stätten dieser Art sind manche altchristliche, vielleicht selbst einige aus heidnischer Zeit. Natürlich knüpft sich an solche Orte leicht allerhand Schwindel, krasser Aberglaube und ganz unislamisches Wesen. Allerdings ist kein Muslim verpflichtet, an so etwas zu glauben; eine verbindliche Heiligenliste gibt es nicht, und einzelne Gelehrte haben sogar die Verechtigung des ganzen Heiligencultus angefochten, wiewohl ohne Erfolg.

Da erhob sich aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Heimathlande des Islams ein gewaltiger puritanischer Sturm gegen die eingerissene Abgötterei. Die Wahhäbiten, die Anhänger des Abdalwahhab, brachten keine neue Lehre, sie waren durchaus rechtgläubige Muslime; aber sie verfuhrten mit einer Strenge, die mehr an Omar als an den Propheten erinnert. Sie leugneten keineswegs, daß Muhammed der Gesandte Gottes sei; aber sie verabscheuten die übermäßige Ehre, die seinem Namen, seinen Wohnstätten und seinem Grabe gezollt ward. Die Verehrung der Heiligen verdammten sie als Götzendienst und zerstörten, wohin sie kamen, die Heiligengräber und Märtyrerstätten. Sie wollten nichts als den ursprünglichen Islam wiederherstellen, machten z. B. mit dem gesetzlichen Verbote, Seide zu tragen, Ernst und verboten, im Einklange mit vielen gelehrten Theologen, das Tabakrauchen als Neuerung. Das Reich, das sie gründeten, war ein Abbild des ursprünglichen islamischen; es einigte einmal wieder durch Zwang fast alle Bewohner Arabiens, ohne freilich durchsetzen zu können, daß sich die große Masse der Beduinen ernstlich mit religiösem Geiste erfüllte. Die Heere Muhammed Ali's von Aegypten brachen erst nach großen Anstrengungen die Macht der Wahhäbiten, nahmen ihnen die heiligen Städte Mekka und Medina wieder ab, die sie 1803 erobert hatten, und drangen bis in's Herz ihres Reiches (1814. 1815). Später nahm dieses wieder einen Aufschwung, aber nicht auf die Dauer; ein rein arabischer und noch dazu bloß auf den Koran gegründeter Staat kann nur durch ungewöhnlich tüchtige Regenten länger zusammen gehalten werden. Gegenwärtig ist das eigentliche wahhäbitische Reich ziemlich machtlos; es ist aber ersetzt durch das nördlich davon gelegene der Schammar, deren weithin gebietender Fürst, Ibn Raschid, sich auch zum Wahhäbitismus bekennt, jedoch nicht mit dem Feuereifer der früheren. Eine Gefahr für Damascus und Bagdad bilden die Wahhäbiten längst nicht mehr.

Diese Reform des Islams ist auf Arabien beschränkt geblieben und wird auch da kaum sehr nachhaltig wirken. Aber mit Recht hat man es als sehr bezeichnend angesehen, daß diese jüngste rein semitische religiöse Bewegung bei aller Energie nichts Neues gebracht hat, sondern nur auf die Wiederherstellung des Monothetismus ausgegangen ist.

Seit längerer Zeit scheint der Isläm tief gebemüthigt. Auch die größten muslimischen Reiche sind kraftlos. In Asien, Afrika und Europa gehorchen Millionen von Muslimen christlichen Mächten. Aber man täusche sich nicht über die Lebensfähigkeit dieser Religion. Wie viel Katastrophen hat sie schon überstanden! Gleich nach ihres Stifters Tode stellte der Abfall der Araber ihr Dasein in Frage. Bald darauf erlebte sie den Uebergang des geistlichen Staates, der ihrem eigentlichen Wesen entsprach, in einen weltlichen. Ihr einheitliches Reich zerfiel und spaltete sich. In wilden Parteikämpfen zerfleischten sich die Muslime. Die Karmaten entführten den schwarzen Stein, das Palladium des Islams, und hinderten Jahre lang die Pilgerfahrt, eine seiner wichtigsten Lebensäußerungen. Die heidnischen Mongolen zerstörten das Chalifat und herrschten lange über die Hälfte der islamischen Länder. Statt den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen führen zu können, geräth jetzt ein muslimischer Staat nach dem andern mittelbar oder unmittelbar in deren Botmäßigkeit. Allein den Glauben, daß es keinen Gott gibt als Allah und daß Muhammed sein Gesandter ist, diesen Glauben mit all seinen Konsequenzen hat Nichts erschüttert. Aus der Balkanhalbinsel scheint der Isläm verdrängt zu werden, wie er einst aus Sicilien und Spanien weichen mußte; ob er in Asien und Nordafrika überall seinen Bestand erhalten kann, mag fraglich sein: aber auf den indischen Inseln breitet er sich aus, bei den mittelasiatischen Nomaden hat er sich gerade unter russischer Herrschaft befestigt, und im Innern Afrika's macht er Eroberung auf Eroberung. Hier bedeutet aber auch die Verbreitung des Islams den Fortschritt aus tiefer Nothheit zu einer gewissen, wenn auch beschränkten und beschränkenden, Bildung und zur Verbindung mit Völkern, die im Mittelalter den Europäern an Cultur überlegen waren.

Und wenn die Religion unter den höheren Ständen der Türkei wohl einmal Gegenstand des Zweifels oder gar Spottes wird, mehr aus Frivolität als in Folge ernstern Nachdenkens, und wenn sich solche Erscheinungen bei den leichtsinnigen, geistreichen und gewissenlosen Persern noch viel häufiger zeigen, so ist doch der feste Glaube bei der ungeheuren Mehrzahl des Volkes noch ungebrochen. Ohne Zweifel zu empfinden, ruhig in Gottes Schickung ergeben, sieht der Muslim seine Reiche sinken. Aber wir müssen auch immer noch gewärtig sein, daß sich die Kraft des Glaubens in furchtbaren Ausbrüchen des Fanatismus bewähre. Haben uns die ägyptischen Ereignisse dieses Sommers wenig von todesmuthiger Thatkraft gezeigt, so liegt das an dem mattherzigen Sinne der Aegypter; eine große Erhebung in Syrien oder Kleinasien könnte den Europäern vielleicht mehr zu schaffen machen.

Die Anfänge der Universitätsverfassung.

Von
Professor Dr. Behrend ¹⁾.

Das Wort Universität erweckt die Vorstellung einer geistigen Gemeinschaft. Das ideale Band, welches nach bekanntem Spruch alle Wissenschaften mit einander verknüpft, scheint nicht bloß in der Einrichtung der Hochschule sich zu verkörpern, sondern schon in ihrem Namen ausgeprägt zu sein. Eine universitas literarum zu sein, diese Aufgabe scheint den Universitäten schon durch ihre Bezeichnung gestellt zu werden. Aber wenngleich diese Vorstellung für die Universitäten ehrenvoll, in gewissem Sinne auch zutreffend ist, so darf man sich nicht verhehlen, daß sie in das Wort anderes hineinlegt, als wirklich darin enthalten ist. Die universitas literarum ist sprachlich wie historisch zurückzuweisen. Eher kann man sich die Universitas literaria gefallen lassen, die als Inschrift auf dem Gebäude der Berliner Hochschule prangt, allein auch diese Wortfügung, obwohl frühzeitig bezeugt, enthält im Grunde doch nur ein Wortspiel von zweifelhafter Berechtigung. In Wahrheit ist die universitas, die in unserer Universität steckt, das, was die Juristen eine universitas personarum nennen, d. h. ein zu einem Gesamtorganismus zusammengeschlossener Personenkreis, eine Corporation. Der corporative Charakter hat den Universitäten ihren Namen verliehen und bildet noch heute den Kern der deutschen Universitätseinrichtung.

Im Mittelalter hat sich fast das gesammte öffentliche Leben in genossenschaftlichen Verbänden bewegt. Einen Staat im heutigen Sinne gab es kaum. Einungen der verschiedensten Art durchkreuzten sich in bunter Mannigfaltigkeit, nach Außen sich abschließend, nach Innen auf einer selbstgegebenen Verfassung, auf einer selbständigen, durch die Vorstände der Genossenschaft gehandhabten Verwaltung und Gerichtsbarkeit beruhend.

¹⁾ Rede bei der Uebernahme des Rectorats der Universität Greifswald, am 15. Mai 1882. — Der Herr Verf. begleitet seine Publication mit folgenden Zeilen: „Auf vielfach mir geäußerten Wunsch übergebe ich die nachstehende Rede der Oeffentlichkeit. Der Kenner der Universitätsgeschichte wird in derselben nichts Neues finden; weiteren Kreisen mag sie einen allgemeinen Einblick in die Grundlagen der interessanten, noch immer genauerer, Durchforschung werthen Entwicklung darbieten, aus welcher unsere Universitätsverfassung hervorgegangen ist. Es wäre leicht gewesen, die einzelnen Sätze der Darstellung weiter im Detail auszumalen, ebenso sie mit Citaten zu begleiten. Ich habe mich jener Ausführungen schon mit Rücksicht auf die mir zu Gebote stehende Zeit enthalten müssen; auch die Citate unterlasse ich, um hier den Raum nicht zu sehr anzu-schwellen. Andererseits möchte ich nichts Wesentliches ändern und habe auch die speciellen Beziehungen auf die Universität unserer guten Greifensstadt, der ältesten Hochschule Preußens, am Schluß der Rede nicht streichen mögen.“

Greifswald, August 1882.“

Von diesen Verbänden haben sich wenige bis auf unsere Tage zu erhalten vermocht. Die meisten sind verknöchert und abgestorben, manche fristen ein kümmerliches Dasein. Nothwendig mag diese Entwicklung gewesen sein; erfreulich ist sie gewiß nicht und wir heißen die Bestrebungen willkommen, die auf die Wiederbelebung corporativen Geistes gerichtet sind. Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß, wo es gilt, abgerissene Fäden wieder aufzunehmen, stets Experimente von ungewissem Erfolge gemacht werden müssen.

Auch die Universitäten haben Zeiten des Siechthums durchzumachen gehabt. Nicht alle haben die Probe der Jahrhunderte glücklich bestanden; manche anfänglich mit hochgespannten Erwartungen begrüßte Stiftungen sind im Lauf der Zeit wieder zu Grunde gegangen. Aber im Ganzen hat sich die Entwicklung der deutschen Hochschulen bis auf die Gegenwart nicht in ab-, sondern in aufsteigender Linie bewegt. Von den im 14. und 15. Jahrhundert errichteten blüht ein großer Theil noch in unseren Tagen kräftig fort; an die Stelle der abgestorbenen sind neue lebensvolle Schöpfungen getreten. Nicht bloß als Lehranstalten, sondern auch vermöge ihrer corporativen Verfassung sind sie ein kostbares nationales Gut, um welches uns das Ausland mit Recht beneidet.

Die Geschichte des deutschen Universitätswesens setzt sich zusammen aus der Geschichte der deutschen Universitäten. Jede von ihnen hat ihren eigenthümlichen Antheil an der großen geistigen Arbeit, an dem mühevollen Ringen um Wahrheit und Freiheit, auf welches sich der Ruhm der deutschen Wissenschaft gründet. Wie in der Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen, so nimmt aber auch in der Verfassungsentwicklung fast jede deutsche Hochschule eine besondere Stelle ein. In der Mannigfaltigkeit die Einheit, dies Symbol der deutschen Geschichte, trifft für die deutsche Universitätsgeschichte ganz besonders zu.

Nicht auf diese Einzelheiten will ich hier eingehen, wohl aber die Elemente darlegen, aus denen die deutsche Universitätsverfassung hervorgegangen ist. Dazu ist es freilich nöthig über Deutschland hinauszugreifen.

Ein französischer Naturforscher sagt von der Erkenntniß der natürlichen Welt: „Wir folgen den Ringen einer unendlichen Kette. Wenn wir uns an sie halten, können wir wohl von einem Ring zum anderen gelangen, aber der Punkt, von dem die Kette herabhängt, liegt nicht im Bereich unserer schwachen Hände.“ Auch historischen Erscheinungen gegenüber ist vielfach eine ähnliche Bescheidung geboten. Der erste Keim großer geschichtlicher Entwicklungen ist meist ebenso in Dunkel gehüllt wie der Beginn des natürlichen Lebens. Wir sehen die Bewegung der Geister wachsen, abnehmen, ersterben. Aber selten vermögen wir ihre Entstehung wahrzunehmen.

Auf drei Ausgangspunkte führen nicht bloß die deutschen, sondern alle Universitäten der Welt zurück, auf Salerno für die Medicin, auf Bologna für die Jurisprudenz, auf Paris für die Theologie und Philosophie. Ein bestimmter Anfang der Universität läßt sich indeß für keine dieser drei Städte angeben. Die Salernitanische Schule weist auf orientalischen Ursprung hin, über ihre älteste Einrichtung sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Dagegen sind die Verfassungen der Universitäten von Bologna und noch mehr der von Paris auch für das deutsche Universitätsleben von größter Bedeutung geworden.

In Bologna beruhte die Universität auf der Rechtsschule, in welcher die

wiedererwachende Beschäftigung mit dem Römischen Recht eine Stätte fand. Als äußeren Anstoß zur Wiederaufnahme des Rechtsstudiums bezeichnet die Sage, daß ein Theologe bei der Erklärung von Matth. 10 B. 29: „Nonne duo passeress esse veneunt, Kauft man nicht zweien Sperlinge um einen Pfennig“, — sich Behufs der Interpretation des Wortes *as* an den Grammatiker Irnerius gewendet habe. Dieser sei hierdurch zu dem Studium der römischen Rechtsquellen, in denen das Wort *as* häufig vorkommt, geführt worden. „Propter quod verhum venit Bononiae studium civile. Durch dieses Wort ist in Bologna das Rechtsstudium aufgekomen“, sagt ein späterer Glossator.

Diese Sage ist nicht ohne tiefere Beziehung, historisch aber ist an ihr nur der Name des Irnerius, der zu Anfang des 12. Jahrhunderts urkundlich bezeugt wird als Sachwalter im Hofgericht der Markgräfin Mathilde, dann als königlicher Hofrichter in der unmittelbaren Umgebung des Königs. Er wird zwar auch Grammaticus genannt, indeß hat das Wort in jener Zeit eine viel allgemeinere Bedeutung. Seine Lehrthätigkeit, die ebenso wie die seiner Nachfolger vorzugsweise in dem Glossiren der justinianischen Rechtsammlungen bestand, hängt mit ähnlichen dem lombardischen und römischen Recht gewidmeten Bestrebungen zusammen, die sehr weit zurückreichen. Es ist hier nicht auseinander zu setzen, weshalb die Glossatorenschule so große Erfolge erzielte; bekannt ist, daß ihr Ruhm sehr bald Europa erfüllte und daß von diesseits und jenseits der Alpen Tausende von Scholaren in Bologna zusammenströmten.

Das erste auf die Verfassung der Schule bezügliche Gesetz war ein Privileg Friedrich's I., welches den fremden Scholaren Schutz verlieh und eine eigene Gerichtsbarkeit für sie festsetzte. In Bezug hierauf war bestimmt, daß die Scholaren, wenn sie verklagt würden, nach ihrer Wahl entweder vor dem Bischof oder vor ihrem Lehrer zu Recht stehen sollten. Also neben der geistlichen eine Jurisdiction des Professors über seine Zuhörer und zwar sowohl in Civil- wie in Criminalsachen. Die nothwendige Folge dieser Bestimmung war eine Sonderung der Scholarengemeinschaft von der Stadtgemeinde, deren Gericht durch die städtische Obrigkeit gebildet wurde.

Universitas heißt die Gesamtheit der Scholaren in diesem Gesetz noch nicht und ebenso wenig hat sie ein gemeinsames Haupt. Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts treffen wir einen rector universitatis. Gleich bei der ersten Erwähnung desselben tritt der Punkt, der für die Bononische Universitätsverfassung charakteristisch ist, in helles Licht. Es handelt sich um einen Streit über die Wahl des Rectors. Die Scholaren nehmen das Recht in Anspruch, den Rector zu wählen. Dies wird ihnen von den Doctoren bestritten. Den Meistern, sagen letztere, nicht den Lernenden komme es zu, das Haupt der Genossenschaft zu kiezen. So geschehe es in den Zünften der Handwerker, ebenso auch in der Schule von Paris. —

Der Streit wurde bis vor den Papst gebracht. Dieser aber hat sich sehr entschieden auf die Seite der Scholaren gestellt. Alle diejenigen, welche die von den Scholaren erwählten Rectoren mißachteten, werden von ihm mit dem Bann bedroht.

Wenn bisher von einer Universität die Rede war, so ist dies nicht ganz genau. Soweit unsere Nachrichten zurückreichen, gab es in Bologna zwei lands-

mannschaftlich gesonderte Universitäten, die der *cismontani* und die der *ultramontani*. Zu ersterer hielten sich die Italiener und die südeuropäischen Nationen, zu letzterer Alle, die jenseits der Alpen zu Hause waren. Beide waren lediglich Juristenuniversitäten. Erst später kam eine *universitas* der Artisten, in der auch die Mediciner untergebracht wurden, und eine *universitas* der Theologen hinzu.

Diese vier Körperschaften bestanden getrennt neben einander, unter verschiedenen Rectoren. Im 15. Jahrhundert erfolgte eine Vereinigung der beiden Juristenfacultäten, dagegen scheint eine Verschmelzung mit den *universitates* der Artisten und den Theologen während des Mittelalters nicht stattgefunden zu haben. Nicht bloß die *ultramontani* und *citramontani* sonderten sich nach der Herkunft, sondern es fand innerhalb der Universitäten eine weitere Scheidung nach Nationen statt. Die *citramontani* zerfielen in 17, die *ultramontani* in 18 Nationen. Die Nationen hatten ebenfalls einen corporativen Charakter, sie waren die Glieder, aus denen der Gesamtverband zusammengesetzt war.

Unter den Nationen der Ultramontanen war die deutsche weitaus die bedeutendste. Schon im 13. Jahrhundert ward ihr zugestanden, daß der Rector alle fünf Jahr aus ihr entnommen werden müsse. Auch sonst genoß sie besondere Vorrechte. Die *acta nationis Germanicae*, deren Herausgabe angeregt zu haben ein Verdienst des verewigten Bruns ist, werden voraussichtlich sowohl für die Universitätsgeschichte wie für die Geschichte der Reception des römischen Rechts in Deutschland von größtem Belang sein.

Die Verfassung der Universitäten war im Ganzen ein Abbild der italienischen Stadtverfassung. Gleich den meisten italienischen Republiken war die Universität ein demokratisch organisiertes Gemeinwesen. Die Nationen, in deren Versammlungen alle Scholaren stimmberechtigt waren, wählten die *consiliarii*, die in Gemeinschaft mit dem Rector den Senat bildeten. Der Rector wurde jährlich erwählt von eben diesem Senat, dem zu diesem Behuf noch einige von der Gesamtheit bestellte Wähler hinzutraten.

Der Rector war das Oberhaupt der *universitas* mit ausgezeichneteter Rangstellung. Seit dem 15. Jahrhundert führt er den Titel *Magnificus*, das Prädicat des italienischen *podesta*. Lehrer wie Lernende mußten ihm Gehorsam geloben; er übte eine mit der der Professoren concurrirende, diese bald in den Hintergrund drängende Gerichtsbarkeit aus.

Die Wählbarkeit zum Rector stand allen Scholaren zu. Bei den Juristen wurde verlangt, daß der Erwählte im Besiz der niederen Weihen, 25 Jahr alt, in jeder Hinsicht ledig, d. h. weder durch ein Ordensgelübde gebunden, noch verheirathet sei und mindestens fünf Jahre lang auf eigene Kosten die Rechtswissenschaft studirt habe. Eine wissenschaftliche Qualifikation, insbesondere die Erlangung eines akademischen Grades, war nicht erforderlich.

Wenn die hier geschilderte Herrschaft der Scholaren über die Corporation fremdartig anmuthet, so wird das Auffällige dieser Erscheinung durch zwei Erwägungen gemildert. Einerseits dadurch, daß die der Universität Angehörigen häufig in weit höherem Lebensalter standen und viel länger im Verbande derselben verblieben als unsere Studirenden. Sodann kommt in Betracht, daß *scholaris* nicht den Schüler, sondern den zur Schule Gehörigen bezeichnet, mithin auch die Graduirten umfaßt, welche selbst ihre functionen wahrnehmen. Daher hatte

denn doch bei der Wahl zum Rector das Ansehen, welches Gelehrsamkeit und akademische Würden verliehen, Raum sich Geltung zu verschaffen. Nur war auch der Schüler nicht ausgeschlossen, der den gesetzlichen Bedingungen entsprach, wenn ihn hohe Geburt oder andere Gründe der Auszeichnung werth erscheinen ließen.

Als Ergebniß der bisherigen Darstellung möchte Folgendes festzustellen sein: 1) Die universitas war eine freie Genossenschaft. Sie wurde zwar von Kaiser und Papst mit mannigfachen Privilegien ausgestattet, aber zusammengebracht und zusammengehalten wurde sie nicht durch diese Privilegien, sondern durch die selbstgeschaffene Organisation.

2) Universitas bezeichnet die Genossenschaft der Scholaren, nicht der Lehranstalt. *Lectura* wird *studium* oder *studium generale* genannt. Der zweite Ausdruck weist nicht auf den umfassenden Kreis der Lehrgegenstände, sondern darauf hin, daß die in Bologna verliehenen Grade in der ganzen Welt Anerkennung finden sollten. Es ist dies einer der Punkte, auf die sich die päpstlichen Privilegien erstreckten, das *Privileg de docendo hic et ubique*.

Ich muß es mir versagen auf die Lehreinrichtung näher einzugehen. In dieser Hinsicht mag die Bemerkung genügen, daß zwar seit dem 13. Jahrhundert fest besoldete, von den Scholaren angestellte Lehrer vorkommen, daß diese aber weder die einzigen noch die angesehensten Lehrer waren. Die weltberühmten *domini*, um welche sich die Masse der Lernbegierigen sammelte, waren Männer, die ohne Amt eine freie Lehrthätigkeit übten. Für ihre Honorirung wurde durch *Collecten* gesorgt, die in den Hörsälen auflagen. Diese Einkünfte waren allerdings manchmal precär. *Scholares non sunt boni pagatores, quia volunt seire sed nolunt solvere*¹⁾, klagt ein Rechtslehrer in seiner Schlußvorlesung. In neuerer Zeit soll sich das an einzelnen Hochschulen nahezu umgekehrt verhalten.

Nach dem Muster von Bologna sind mit Ausnahme Neapels, einer Stiftung Friedrich's II., alle italienischen Universitäten des Mittelalters, ebenso die spanischen und ein Theil der französischen errichtet worden. Nicht so die bedeutendste Universität Frankreichs, deren Ruhm dem von Bologna gleichkam, deren Einfluß auf die Entwicklung der Universitätsverfassung noch erheblicher war als der der italienischen Hochschule.

Die Universität von Paris liebte es sich die älteste Tochter des Königs zu nennen und ihren Ursprung auf Karl den Großen zurückzuführen. Das ist eine Fabel. Die Bemühungen Karl's um das Schulwesen haben in Paris keine Spuren hinterlassen. Wohl aber war schon seit dem 10. Jahrhundert die Hauptstadt Frankreichs der Sitz wissenschaftlicher Bestrebungen auf dem Gebiet der scholastischen Philosophie und der Theologie. Im 11. Jahrhundert wurde sie durch Wilhelm von Champeaux und noch mehr durch seinen berühmteren Schüler und Gegner Abelard zu einem geistigen Mittelpunkt des Abendlandes. Nach den Darstellungen der Zeitgenossen erscheint Abelard als ein echter Vertreter französischen Geistes. Glanzvoll in seinem äußeren Auftreten, gelehrt, witzig, dialektisch geschult, Herr der Phrase, übte er eine außerordentliche Anziehungskraft. Auch nachdem er sich in das Kloster von Cluny zurückgezogen, wirkte sein Beispiel fort. Jüngere und ältere Männer drängten sich dazu, in den Pariser

¹⁾ Die Scholaren sind schlechte Zahler; sie wollen lernen, aber nicht bezahlen.

Schulen zu lehren. Unter ihnen mag namentlich Petrus Lombardus genannt werden, Bischof von Paris um die Mitte des 12. Jahrhunderts, dessen *liber sententiarum* während des ganzen Mittelalters die Grundlage des theologischen Unterrichts gewesen ist.

Die berühmtesten Schulen von Paris waren die Domschule von Notre Dame auf der Seineinsel und die auf dem linken Seineufer, nördlich von St. Geneviève, dem heutigen Pantheon belegenen Schulen. Letztere waren einst die Hauptstätte von Abelard's Wirksamkeit gewesen, in ihnen wurde von den sieben freien Künsten vorzugsweise die Dialektik gelehrt, während die Schule von Notre Dame hauptsächlich theologischen Unterricht pflegte. Aus der Verbindung dieser Schulen ist die Körperschaft hervorgegangen, die seit dem 13. Jahrhundert *universitas Parisiensis* genannt wird. Wann die Vereinigung stattgefunden, wissen wir nicht; im Jahre 1200 bestand sie bereits.

Im Gegensatz zu Bologna war die Universität von Paris von jeher eine Zunft der Meister, nicht eine Genossenschaft, in der alle Scholaren gleichberechtigt waren. Sie heißt zwar in amtlichen Actenstücken *universitas magistrorum et scholarium Parisiis studentium*¹⁾. Indeß waren nur die ersteren stimmführende Mitglieder der Corporation; ja in wichtigeren Universitätsangelegenheiten hatten nur die *magistri regentes*, d. h. die wirklich Lehrenden Meister mitzusprechen. Hier galt also das, was in Bologna die Doctoren mit Unrecht präntdirten.

Bestand hierin eine fundamentale Verschiedenheit der beiden Universitätsverfassungen, so war doch andererseits eine gewisse Ähnlichkeit insofern vorhanden, als auch die Pariser Universität einen aus mehreren Körperschaften zusammengesetzten Föderativstaat darstellt. Neben den Nationen aber macht sich hier ein in Bologna unbekanntes Element geltend: die Facultäten.

Facultas ist zunächst die Befähigung zum Lehren, dann in abgeleitetem Sinn ein Lehrfach, in weiterer Uebertragung die Gesamtheit von Lehrern desselben Faches. Die Veranlassung zur Entstehung der Facultäten in letzterem Sinn, d. h. dazu, daß die Lehrer desselben Faches sich zu Corporationen verbanden, lag in dem Verhältniß der Pariser Universität zur kirchlichen Behörde. Die *licentia docendi* war von dem Kanzler von Notre Dame, theilweise auch von St. Geneviève zu gewähren. Ursprünglich konnten dieselben hierbei nach freiem Ermessen verfahren. Die Willkürlichkeiten und Mißbräuche, die sich dabei einschlichen, bewirkten, daß sich die Lehrer zusammenschlossen, um ihre Interessen zu wahren und insbesondere eine Mitwirkung bei der Prüfung der Candidaten zu erlangen. Letztere wurde ihnen durch förmliche Concordate in der Weise eingeräumt, daß ihnen die Ernennung der Examinatoren ganz oder zum Theil überlassen wurde und daß der Kanzler sich verpflichtete, die von diesen als würdig befundenen Candidaten zu promoviren.

Die Facultätseintheilung stimmt im Wesentlichen durchaus mit der heute üblichen überein. Die unserer philosophischen entsprechende Artistenfacultät hieß die untere, weil sie die Grundlage der Fachbildung darbot; nach der Zahl der Lehrer und Schüler wie vermöge ihres Einflusses auf den Gesamtorganismus war sie weitans die bedeutendste. Den drei oberen Facultäten standen Decane

¹⁾ Die U. der Lehrer und Schüler, welche in Paris studiren.

vor, das durch indirecte Wahl bestimmte Haupt der Artistenfacultät war alle Mal zugleich Rector der Universität.

Nächst der Artistenfacultät war die zu ihr in engen Beziehungen stehende theologische Facultät das hervorragendste Glied der universitas. An äußerer Macht war sie ihr überlegen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, welches Gewicht die Pariser Theologen bei allen kirchlichen Zeitfragen in die Waagschale zu legen vermochten, wie einflußreich ihre Stimme auf den Concilien gewesen ist.

Von einer juristischen Facultät läßt sich nur uneigentlich sprechen. Richtiger ist die Bezeichnung *facultas decretorum* oder *decretistorum*, d. h. des kanonischen Rechts, wie sie auch officiell genannt wird. Anfänglich wurde zwar auch römisches Recht in Paris gelehrt, allein dieser Unterricht war niemals von großer Bedeutung gewesen und verlor dieselbe vollends, seitdem die kirchliche Gesetzgebung dem Studium des Civilrechts durch die Geistlichen entgegentrat. Honorius III. untersagte im J. 1220 der Pariser Universität alle Vorlesungen über römisches Recht, hat aber damit im Grunde nur einen bereits bestehenden Zustand sanctionirt. Die Pariser juristische Facultät erscheint hiernach während des Mittelalters gewissermaßen als ein Annex der theologischen; sie gewährte den Theologen die für praktische Geschäfte nothwendige Vorbildung. Das kanonische Recht wird geradezu die Praxis der Theologie genannt.

Auch die medicinische Facultät nahm nur eine untergeordnete Stellung ein. Wenig zahlreich ist sie im Mittelalter niemals zu großer Blüthe gelangt. Das altberühmte Salerno und neben ihm Montpellier blieben die Hauptanziehungspunkte für die Mediciner. Von den Mitgliedern der Pariser medicinischen Facultät wird besonders gerühmt, daß sie sehr gewissenhafte Beobachter ihrer Statuten gewesen seien, während die übrigen Facultäten es in dieser Hinsicht leichter genommen haben sollen.

Der Unterschied der Nationen war für die drei oberen Facultäten ohne Bedeutung. Nur die Artistenfacultät zerfiel in vier große, wiederum nach Provinzen geschiedene Landsmannschaften: die normannische, die französische, die picardische und die englische Nation. Die Namen dieser Nationen waren ziemlich willkürlich gewählt, so gehörten zur französischen Nation auch Italiener und Spanier, zur picardischen die Niederlande, zur englischen nicht nur Schottland, sondern auch Ober- und Niederdeutschland. Seit dem Beginn des 15. Jahrh. tritt übrigens an die Stelle der englischen die Bezeichnung deutsche Nation.

Die drei oberen Facultäten und die vier Nationen der Artistenfacultät standen sich im Wesentlichen als unabhängige Körperschaften gegenüber. Als Gesamtorganismus trat die Universität nur in wenigen Beziehungen hervor. Als solcher stand sie, wie erwähnt, unter dem Rector der Artistenfacultät, dessen *consilium* die Decane der drei übrigen Facultäten und die Procuratoren der vier Nationen bildeten. Zur Zuständigkeit dieses engeren Rathes gehörten namentlich Disciplinarsachen.

Früh ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Universität von Paris in ihrer Gesamtheit als geistliche oder als weltliche Corporation anzusehen sei. Für das Mittelalter ist dieselbe gewiß in ersterem Sinn zu beantworten. Es ergibt sich dies schon daraus, daß, wie hervorgehoben, die Promotionen, und zwar in allen Facultäten, durch den geistlichen Kanzler erfolgten und daß die

hierbei den Facultäten zugestandene Mitwirkung doch eben nur auf einem Zugeständniß der Kirche beruhte. Sodann zeigt sich der geistliche Charakter an der Gerichtsbarkeit über die Universitätsangehörigen, die, abgesehen von Disciplinar-sachen dem bischöflichen Gericht zustand. Erst später sind Aenderungen hierin eingetreten. Ebenso spricht hierfür, daß mit Ausnahme der theologischen die Facultäten zwar auch Laien zugänglich waren, daß aber in allen Facultäten die Verpflichtung des Cölibats bestand.

Trotz des geistlichen Charakters haben es aber die Päpste sehr wohl zu würdigen verstanden, daß nur eine unabhängig gestellte Corporation ihnen eine Stütze zu gewähren vermöchte. Die päpstliche Politik war stets darauf gerichtet, für die Privilegien der Universität, selbst den kirchlichen Oberen gegenüber einzutreten und sie ernannten eigene Conservatoren zur Aufrechterhaltung derselben. Als Beleg hierfür mag ein Hergang angeführt werden, der zugleich einen nicht unwichtigen Abschnitt in der Pariser Universitätsgeschichte bildet. Ein äußeres Zeichen corporativer Selbständigkeit war der Besitz eines eigenen Siegels, da die Universität, so lange sie ein solches nicht besaß, alle ihre Urkunden durch den Kanzler ausfertigen lassen mußte. Im Jahre 1225 ließ sie ein solches herstellen. Der Kanzler protestirte hiergegen und der in Paris antwesende Cardinallegat entschied gegen die Universität. Ihr Siegel wurde zerschlagen. Darüber entstand ein blutiger Aufstand des lateinischen Viertels, der mit der Flucht des Cardinallegaten und einer von ihm über die Universität verhängten Excommunication endigte. Nicht lange nachher aber finden wir letztere gleichwohl wieder im Besitz eines Siegels, welches durch eine Bulle Innocenz' IV. von 1252 ausdrücklich bestätigt worden ist.

Zur Vervollständigung des hier in allgemeinen Umrissen vorgeführten Bildes der Universitätsverfassung ist es noch nöthig, einen Blick auf die Lehranrichtung zu werfen, die in Paris weit enger mit der Corporation verwebt war als in Bologna. Ich fasse dabei vorzugsweise die Artistenfacultät in's Auge, da wir über sie die genauesten Nachrichten haben und da sich das allgemeine Schema ihrer Lehrverfassung auch in den übrigen Facultäten wiederholt.

Nach unserem heutigen Maßstab war die Artistenfacultät des Mittelalters eine Combination von Gymnasium und philosophischer Facultät. Lesen, Schreiben, die Elemente der lateinischen Grammatik wurden in niederen Schulen gelehrt. Wer diese absolvirt hatte, bezog, wenn er sich höhere Bildung aneignen wollte, die Universität. Daher finden sich unter den Studirenden neben Männern und Jünglingen auch Knaben von 12—14 Jahren. Der junge Ankömmling hieß *béjaune*, eigentlich den noch nicht flügge gewordenen Vogel, Gelbschnabel bedeutend. Daraus ist das lateinische *beanus* geworden, ein Wort, dessen Buchstaben der Studentenwitz zu dem geistvollen Arostichon benutzt hat: *Beanus Est Animal Nesciens Vitam Studiosorum*¹⁾. Der *beanus* spielt auch in den deutschen Universitätsstatuten eine Rolle, die *beani depositio*, die Fuchsstaufe des Mittelalters war genau geregelt und fand unter Mitwirkung von Decan und Bedellen statt. Der officielle Charakter war ihr beigelegt, „ne pejora committantur“ (damit nichts Schlimmeres verübt werde).

1) Der *beanus* ist ein Thier, welches das Leben der Studenten nicht kennt.

Die Grade in der Facultät waren den Abſtufungen analog, die ſich auch in anderen mittelalterlichen Verbänden, den Zünften und ritterlichen Geſenſchaften finden. Nach zweijährigem Studium und nach Ablegung einer Prüfung wurde der Student *baccalarius*, welches Wort ſpäter in *baccalaureus* corrumpt worden iſt, obwohl es mit dem Lorbeer nicht das Mindeste zu thun hat. *Baccalar* iſt der junge Edelmann, der noch nicht ſelbſt Bannerherr iſt, ſondern einem fremden Herrn folgt. Ein hübscher Vers ſagt: „*Pour un signe de deux beaux yeux il n'est rien que ne fassent les seigneurs et bacheliers.*“ Der *Baccalar* nahm eine Stellung ein, die ſich der eines Lehrlings oder Knappen vergleichen läßt; er fing bereits an, ſelbſt im Handwerk thätig zu ſein und noch lernend, auch ſchon Vorleſungen zu halten. Der Act, durch welchen der *Baccalariat* erlangt wurde, war die *determinatio*, ſo genannt, weil der *Candidat* *determiniren*, d. i. beſtimmte öffentlich zu vertheidigende Theſen aufſtellen mußte.

Auf Grund eines weiteren dreijährigen Studiums und einer abermaligen Prüfung erfolgte die *Promotion* zum *Licentiaten* durch den Kanzler. Sie machte den Lehrling zum Geſellen, den Knappen zum *armiger*. Der *Licentiat* hatte bereits volle Befugniß zu lehren, gehörte aber noch nicht zur *Meiſterzunft*. Dazu bedurfte es noch einer förmlichen Aufnahme, der *inceptio*, die mit großem Pomp ſtattſand. Der nunmehr feierlich Aufgenommene hieß bei den Artiſten *Magiſter*, in den übrigen Facultäten *Doctor*. Schon im Mittelalter wird er dem *miles* verglichen, der den Ritterschlag empfangen hat. Am ſtärkſten iſt dieſe Analogie bei den Juristen betont worden, die für die *militia legum* ebenſo wie für die *militia armorum* den Adel in Anſpruch nahmen.

Um ſich eine Vorſtellung von der Art und dem Inhalt der Studien zu machen, muß man ſich zunächſt vergegenwärtigen, daß die Pariſer Univerſität im Mittelalter kein eigenes Gebäude beſaß. Die Vorleſungen wurden zuerſt in Klöſtern, dann in Hörsälen abgehalten, die von den Lehrern, ſpäter von der Facultät gemiethet wurden. Dieſe Hörsäle hießen *scholae*. Die *scholae* derſelben Facultät befanden ſich möglicheſt in der gleichen Straße. Ihre Ausſtattung war äußerſt dürftig. Bänke waren nicht aufgeſtellt. Die Zuhörer ſtanden oder konnten, wenn ſie wollten, auf dem Fußboden Platz nehmen und mußten für Streu und Gras zur Bedeckung deſſelben einen Beitrag liefern. Man ſieht, die Einrichtung hatte einen mönchlichen Anſtrich.

Das Studienjahr zerfiel in zwei Semester, das *magnum* und das *parvum ordinarium*. Erſteres begann am 1. October und ſchloß mit dem erſten Faſtenſonntag; letzteres begann am Donnerstag nach Oſtern und ſchloß mit Peter und Paul (29. Juni). Innerhalb dieſer Zeit gab es noch weitere *dies non legibiles*. Indeß wird ſich gleich zeigen, daß auch während der Ferien die Lehrthätigkeit nicht ganz aufhörte. Andererſeits wird auch ſchon im Mittelalter darüber geklagt, daß der officielle Beginn und Schluß der Vorleſungen weder von Lehrern noch von Schülern eingehalten werde.

Die akademiſche Thätigkeit beſtand in Vorleſungen und *Disputirübungen*. Die Vorleſungen waren, was ihr Name beſagt, der Vortragende laß ein ausgearbeitetes Heft vor und dictirte es ſeinen Zuhörern in die Feder. Auch der Kampf gegen das Dictiren tritt ſchon im Mittelalter hervor. Wiederholte Verordnungen ſchärften freien Vortrag ein oder daß doch nur die Hauptſachen dictirt

werden sollen. Und zwar richteten sich diese Verordnungen nicht bloß an die Lehrer, sondern auch an die Zuhörer, denen untersagt wird, dem frei Vortragenden ihre Mißfallen zu bezeigen, die also schon damals eine besondere Vorliebe für das „schwarz auf weiß“ nach Hause zu tragende Wort gehabt haben müssen. Daß diese Bestimmungen ziemlich erfolglos geblieben sind, ergibt sich schon aus ihrer wiederholten Einschärfung.

Die Vorlesungen zerfielen in *lectiones ordinariae* und *extraordinariae*. Erstere waren den Zwangscollegien gewidmet, die Behufs Ablegung der Prüfungen gehört sein mußten, für sie waren die Morgenstunden von 6—9 bestimmt; letztere erstreckten sich auf andere Gegenstände des Fachs und fanden Nachmittags statt. Nur der Magister konnte *lectiones ordinariae* halten, während die außerordentlichen Vorlesungen und Disputirübungen auch von Baccalarien und Licentiaten abgehalten werden konnten, ja mußten. Auch die Semester-eintheilung bezog sich nur auf die *lectiones ordinariae*.

Der Magister, der wirklich *lectiones ordinariae* hielt, hieß *magister regens*. Es war nicht üblich, daß der Student, wie heute, bei verschiedenen Lehrern hörte; für die *lectiones ordinariae* wenigstens gab er sich in der Regel gegen ein vertragmäßig festgesetztes Honorar einem *magister* in die Lehre, bei dem er im Lauf der Studienzeit den ganzen Cursus durchmachte.

Der gesammte wissenschaftliche Unterricht lag in den Fesseln der Scholastik. Der alte Streit zwischen Realismus und Nominalismus, den beiden Secten der scholastischen Philosophie, klang in den Hörsälen wider. Bekanntlich bestand der Gegensatz beider Schulen darin, daß der Realismus die Präexistenz der allgemeinen Begriffe vor den Individuen behauptete, während die Nominalisten nur das Individuelle als existirend ansahen und die Gattungsbegriffe lediglich als Namen, als Ausdruck der Sprache betrachteten. Nicht bloß mit geistigen Waffen wurde der Schulkampf ausgefochten. Bei den Disputirübungen mußten die Gegner durch Zwischentwände abgesperrt werden, um nicht handgemein zu werden. Im Jahre 1473 wurde der Nominalismus völlig verfehmt und der Realismus behielt die Herrschaft bis zum Jahre 1481, wo er dann wiederum seinem Gegner weichen mußte.

Zu Anfang des 15. Jahrh. trat eine Umwandlung des Unterrichts ein. Der Schwerpunkt der Studien wurde in die Collegien und Bursen verlegt, d. h. in Convicte, die entweder auf Stiftungen beruhten oder frei gebildete Pensionate waren. Die berühmtesten Collegien waren die nach ihrem Gründer, einem Caplan Ludwig's IX. benannte Sorbonne und das Colleg von Navarra, ersteres für Theologen, letzteres hauptsächlich für Artisten bestimmt. Die Universität begünstigte diese Veränderung schon der Disciplin halber auf jede Weise; es wurde verlangt, daß die Studirenden sich einem Convict oder einer Burse zugesellen mußten, nur ausnahmsweise war ihnen gestattet, als Externen selbständig zu wohnen. Die Convicte absorbirten allmählig den gesammten Unterricht, die *scholae* gingen vollständig ein. Eine vortheilhafte Entwicklung war dies nicht. In den Collegien und Bursen wurde classenweise Unterricht erteilt und eine Zucht gehandhabt, die sich gegenwärtig nicht ein Mal unsere Gymnasiasten gefallen lassen würden. Die natürliche Folge der übermäßigen Strenge war eine Reaction, die sich in argen Mißbräuchen kund gab.

Ueberhaupt ist bei der Würdigung des mittelalterlichen Pariser Universitätslebens zu berücksichtigen, daß dasselbe die mannigfachsten Auswüchse in sich barg. Excesse größerer und schlimmerer Art, als sie heut gewöhnlich sind, wurden begangen, nicht selten unter Theilnahme der den Schülern im Alter theilweise sehr nahe stehenden Lehrer. Wird doch im 14. Jahrhundert die Inhaftnahme des Professors ausdrücklich unter den Gründen erwähnt, die eine Unterbrechung der Vorlesungen gerechtfertigt erscheinen lassen. Die Inscriptions- und sonstigen Gebühren wurden von den Magistern alsbald nach ihrem Eintritt in den nächstgelegenen Weinschenken vertrunken; die Universitätsregister, die genau angeben, wo dies geschehen, werden von einem neueren Schriftsteller nicht mit Unrecht eine kostbare Quelle zur Statistik der Wirthshäuser im Quartier latin des Mittelalters genannt. Aber wenn dergleichen Dinge aus einem Ueberschäumen von Jugendkraft, wie sie damals nicht bloß der Jugend, sondern der ganzen Zeit eigen war, zu erklären sind und sich mit einem gewissen Humor betrachten lassen, so waren doch auch bedenklichere Uebelstände vorhanden. Intriguen und Coterien, Streitigkeiten der einzelnen Lehrer wie der Facultäten und Nationen mit einander machten sich breiter als zu irgend einer anderen Periode der Universitätsgeschichte. Die Lehrthätigkeit wurde vielfach als eine mechanische Vorbereitung zu den Prüfungen behandelt; die Prüfungen selbst ermangelten des Ernstes und der Unparteilichkeit. Die Verleihung der Grade wurde immer mehr zu einer Einnahmequelle; die Kosten, die eine Promotion außer den eigentlichen Taxen verursachte, waren in den drei oberen Facultäten zu einer fast unglaublichen Höhe hinaufgeschraubt. Das ruchlose Wort „sumimus pecuniam et mittimus asinum in Germaniam“¹⁾ stammt bereits aus dieser Zeit. Man sieht, es war nicht Alles gesund in der damaligen Gelehrtenrepublik.

Trotz dieser Uebelstände hat die Schule von Paris ihren Ruhm während des Mittelalters zu bewahren gewußt. Deutsche, englische, italienische Schriftsteller preisen sie als die vornehmste Stätte der Gelehrsamkeit. Bei genauerer Betrachtung aber ergibt sich, daß dieser Ruhm nicht allein auf ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, sondern vielleicht in noch höherem Maße auf zwei anderen Grundlagen beruhte. Einmal auf dem Glanz, der die Stadt selbst umgab und der auch der Universität zu Gute kam. Paris galt im Mittelalter ebenso wie heute als das große Babel, als ein ebenso reizvoller wie gefährlicher Aufenthalt. „Felix exilium“ nennt es ein Engländer, der dort 14 Jahre zugebracht hat. „O Parisius, quam idonea es ad capiendas et decipiendas animas, wie verstehst du es, die Geister zu fesseln und zu verführen.“ Noch bedeutungsvoller waren die Beziehungen der Universität zur Kirche. So lange die Einheit der letzteren gewahrt blieb, war Paris nicht nur eine, sondern die Universität für theologische und philosophische Studien und es lag im Interesse der Kirche, diesen Zustand zu erhalten. Von geistlichen Schriftstellern jener Zeit wird dies bestimmt ausgesprochen. Zwar hatten sich bereits im 13. Jahrhundert wesentlich in Folge einer Einwanderung von Paris die Schulen von Oxford und Cambridge zu Universitäten gestaltet; allein diese beiden „Augen des britischen Reiches“ vermochten schon wegen ihrer insularen Lage keine solche Weltstellung einzunehmen, wie die

¹⁾ Wir nehmen das Geld und schicken den Esel nach Germanien.

Pariser Hochschule. Wesentlich beeinträchtigt wurde diese Stellung erst durch die Gründung der deutschen Universitäten, d. h. zur Zeit der Avignoner Päpste, namentlich während der Kirchenspaltung.

Die erste Hochschule im deutschen Reich war die Universität zu Prag, 1348 gestiftet. Ihr Gründer, Karl IV., der zu dem berühmtesten Rechtslehrer seiner Zeit, Bartolus, in persönliche Beziehungen getreten war und in Paris den Disputationen der Artisten beigewohnt hatte, verlieh der von ihm in's Leben gerufenen Universität alle Rechte und Freiheiten, deren die Schule von Bologna und Paris theilhaft waren. Daß ein Gegensatz ihrer Verfassungen bestand, hat er entweder nicht gewußt oder absichtlich ignoriert, um den künftigen Statuten nicht vorzugreifen. Die ältesten Prager Statuten versuchten denn auch einen Mittelweg einzuschlagen. Die Universität als Gesamtverband, in vier Nationen geschieden, war nach dem Vorbild von Bologna eine Scholaren-gemeinschaft. In der großen Congregation, die jährlich ein Mal stattfand, waren alle Scholaren stimmberechtigt; die Bedingungen für das Rectorat stimmen im Wesentlichen mit denen von Bologna überein; der engere Rath wurde durch die Nationen besetzt. Neben dieser dem italienischen Muster entsprechenden Organisation standen aber die Facultäten, die wie in Paris lediglich Meisterzünfte waren.

Es ist erklärlich, daß dies zwiespältige System nicht von Dauer sein konnte. Bald erlangten die magistri auch in den Nationen das Uebergewicht; die Wahl zum Rector wie in den engeren Rath fiel fast immer auf sie, die große Congregation sank zu einer bloßen Formalität herab. Ohne förmliche Statutenänderung hatte bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts das Pariser System den Sieg davon getragen. Damit war zugleich der Sieg desselben für die deutschen Universitäten überhaupt entschieden.

Zwei wesentliche Vorzüge zeigt aber doch die Prager Universitätsverfassung vor der Pariser. Zunächst hat dort das Collegienwesen nicht die Bedeutung erlangt wie in Paris. Zwar gab es auch in Prag Collegien, die eben so eingerichtet waren wie die französischen. So namentlich das Carolinum, in dessen Räumen sich die gegenwärtige Hochschule befindet. Allein sie haben die öffentlichen Scholae nicht völlig verdrängt und es hat keine solche Zerstückung des Universitätsunterrichts stattgefunden wie in der Pariser artistischen und theologischen Facultät. Der zweite Vorzug bestand darin, daß von vorn herein für die wichtigeren Fächer feste mit bestimmten Dotationen ausgestattete Lehrstühle errichtet wurden. Es bedarf keiner Ausführung, daß es nur unter dieser Voraussetzung möglich war, tüchtige Gelehrte heranzuziehen.

Fast zwei Decennien hindurch blieb das Beispiel von Prag ohne Nachfolge; erst 1365 wurde in Wien die zweite deutsche Universität gegründet und wiederum zwei Decennien später (1386) Heidelberg. Von da an aber während der letzten Jahre des 14. und während des 15. Jahrhunderts mehrt sich die Zahl der deutschen Hochschulen in rascher Folge. Zum Erstaunen des Auslandes beginnt Deutschland in dieser Hinsicht selbst Italien den Rang abzulaufen.

Es ist bereits hervorgehoben, daß die Vermehrung der Universitäten mit dem Schisma in Zusammenhang stand. Lag es früher im kirchlichen Interesse, Paris als den einheitlichen Mittelpunkt theologischen Studiums zu erhalten, so waren die Päpste jetzt gern bereit, die zur Errichtung einer Universität erforder-

liche Bestätigung zu ertheilen, schon weil sie darin ein Mittel erblickten, Anhänger zu gewinnen. Auch der Geldpunkt wird nicht außer Betracht geblieben sein, denn die Confirmationen wurden nicht umsonst ausgefertigt. Charakteristisch ist, daß die Stiftungsbullen verschiedener Universitäten wörtlich mit einander übereinstimmen; es müssen also in der päpstlichen Kanzlei Formulare hierfür vorhanden gewesen sein. So ist der Eingang der Greifswalder Stiftungsbulle wörtlich gleichlautend mit der für Basel von 1463 und für Nantes von 1469. Insbesondere wird in allen drei Bullen die Universitätsstadt als ein Ort gepriesen, „wo milde Stifte wehen und Alles zum Leben Erforderliche im Ueberfluß vorhanden ist“.

Für die Verfassung der deutschen Universitäten blieb, wie schon angedeutet, das Pariser und Prager Vorbild maßgebend. Nur traten die Nationen in den Hintergrund. Für Prag sind sie bekanntlich noch von verhängnißvoller Bedeutung gewesen und die Kämpfe der Prager Nationen haben auch in weiteren Kreisen nachgewirkt. Der Sieg der Böhmen, der die Czechisirung der Carolinischen Universität zur Folge hatte, führte zur Auswanderung der Deutschen und zur Gründung von Leipzig. Auch andere Universitätsstatuten kennen noch die Scheidung nach Nationen; allein dieselben verloren frühzeitig jeden Einfluß auf die Organisation der Körperschaft und blieben höchstens als landsmannschaftliche Verbände der Studirenden bestehen. In Greifswald scheint eine derartige Scheidung überhaupt nicht stattgefunden zu haben.

Das allgemeine Schema der Facultätseinteilung wurde ebenfalls der Pariser Verfassung entnommen. Bloß die Juristenfacultäten nahmen die italienischen Ueberlieferungen insofern auf, als sie an den meisten Universitäten statutenmäßig nicht bloß für das kanonische, sondern für beide Rechte errichtet wurden. Indes vermochten sie dieser Aufgabe zunächst nicht gerecht zu werden. Erst zu Ende des 15. Jahrhunderts beginnt in Verbindung mit den Anfängen des Humanismus die Pflege des römischen Rechts auf den deutschen Hochschulen festen Fuß zu fassen. In Greifswald knüpft dieselbe an den Namen des Petrus Ravennas an, den Boguslav X. aus Italien herbeigeht hatte.

Auch den deutschen Hochschulen verlieh die Scholastik ihr wissenschaftliches Gepräge. Der Streit zwischen Realismus und Nominalismus oder wie es in Deutschland hieß, zwischen „dem alten und neuen Weg“ wiederholt sich auch hier. Nicht überall war es möglich, eine vollständige Parität der beiden Wege herzustellen, wie in Basel, wo für Jeden derselben eine eigene Facultät gegründet wurde; an den meisten Universitäten plagten die Geister härter auf einander. Daß sich die Wogen des Kampfes auch auf die Greifswalder alma mater übertragen hatten, scheint aus dem Decanatsbuch unserer artistischen Facultät hervorzugehen. Zum Jahre 1480 bei dem Decanat des Joh. Petrus aus Kopenhagen heißt es: „Unter seinem Decanat wurde die Lehrmethode, die man in Paris beobachtet, eingeführt.“ Dann weiter: „In demselben Jahre wurde der ehrwürdige Magister Hermann Melberg in die Facultät aufgenommen, der in Paris promovirt hat. Ihm verdanken wir die Regelung der Lehrmethode, er hat uns auch seine in Paris nachgeschriebenen Collegienhefte mitgetheilt.“ Noch in demselben Jahre wird ferner der Genannte in den engeren Rath gewählt. Die

an der Seine geschöpfte Weisheit des hiederen aus Teterow stammenden Mecklenburgers muß also hier zu Lande gewaltig imponirt haben. Seiner philosophischen Richtung nach war er unzweifelhaft Realist, da, wie wir gesehen, von 1473—81 der Realismus in Paris ausschließlich herrschte. Seine Aenderungen im Lehrplan aber erregten die größte Unzufriedenheit, eine vierjährige bittere Fehde entzweite die Greifswalder Artisten und die gesammte Universität; erst im Jahre 1484 fand eine Beilegung durch ein vor dem Herzog selbst geschlossenes Compromiß statt. „Beati pacifici, Selig sind die Friedfertigen“, bemerkt dazu der Chronist.

Mit der großen Krisis des 16. Jahrhunderts trat eine Wendung in der Geschichte der Universitäten ein. Die Scholastik hatte sich überlebt, neue Bahnen wurden in allen Fächern eingeschlagen. Nicht bloß die Dunkelännerbriefe verspotteten die altgewordene Wissenschaft und ihre Einrichtungen, auch Luther hat manch' kräftiges Wort in dieser Richtung gesprochen; es gibt eine eigene Schrift von Thomasius unter dem Titel: „Geschichte der Weisheit und Thorheit“, die seine hierauf bezüglichen Aussprüche zusammen stellt.

Die deutschen Universitäten haben jene Krisis nicht nur überwunden, sondern sind neu gekräftigt aus derselben hervorgegangen, kräftiger als die Hochschulen irgend einer anderen Nation, so daß Deutschland seitdem das classische Land der Universitäten genannt worden ist. Nicht allein, aber doch zu einem sehr großen Theil ist dies der glücklichen Entwicklung zu danken, die bei uns der Universitätsverfassung zu Theil geworden ist. Es gehört zum Wesen jeder Corporation, daß sie den Einzelnen in einen Verband stellt, d. h. ihn bindet, aber auch über sich hinaushebt, indem sie ihn zum Mitglied einer höheren Gemeinschaft macht. Die Gemeinschaft hat eine selbständige, von ihren Mitgliedern unabhängige Existenz, sie will Herrin ihrer Geschichte sein. Aber andererseits will die wahre Corporation doch nicht auf sich allein gestellt sein, sondern ebenfalls sich als Glied eines größeren Ganzen fühlen; sie bedarf des idealen Zweckes ebenso wie das Individuum. Diese Grundlage bot den mittelalterlichen Universitäten die Kirche, den modernen bietet sie der Staat. Das Heil der deutschen Universitäten beim Eintritt der neuen Zeit beruhte darauf, daß es ihnen beschieden war, Staatsanstalten zu werden, ohne ihren corporativen Charakter einzubüßen. Freilich hat der Staat den Universitäten Manches genommen; ihre autonomen Befugnisse sind nicht ungeschmälert geblieben, der kunstvolle Bau der mittelalterlichen Verfassung ist nüchterner geworden. Aber viel mehr noch hat er ihnen gegeben. Indem er sie zu Bestandtheilen seines Organismus machte, verlieh er ihnen den Beruf, Träger der politischen und nationalen Entwicklung zu sein. Diesen Beruf haben sie zu erfüllen, nicht nur, indem sie das Beamtenthum des Staats, seine Diener für Kirche und Schule ausbilden, sondern in höherem Sinne auch dadurch, daß sie den geistigen Besitz der Nation zu schützen und zu mehren trachten. Diese ihre Aufgabe aber reicht bis an die Grenzen des Staates, bis zu dem Punkt, an welchem auch Staat und Nation als Stufen einer höheren Ordnung erscheinen.

Aus dem Gebiete der Social-Physiologie.

~~~~~  
Von

**F. X. v. Neumann-Spallart.**  
~~~~~

„Le corps social subsiste en vertu de principes conservateurs comme tout ce qui est sorti des mains du Tout-Puissant; il a aussi sa physiologie, comme le dernier des êtres organisés.“

A. Quetelet, lettres sur la probabilité.

I.

Auf keinem Gebiete hat der menschliche Geist in letzter Zeit so weite Strecken durchmessen, wie auf demjenigen der Naturwissenschaften. Das Dunkel, in welches die Eigenschaften des Stoffes, die Ausprägungen der Kraft, das Leben der Organismen ehemals gehüllt war, es wird heute von der Leuchte dieser Wissenschaften immer mehr erhellt. Die abgelaufenen fünfzig Jahre haben eine Arbeit vollbracht, größer als alle Errungenschaften der vorangegangenen zwei Jahrtausende. Erwärrend und belebend, wie der Sonnenschein dringt der Positivismus in unsere von Zweifeln angekränkelte Generation und Jeder fühlt sich unwillkürlich hingezogen zu jenen wunderbaren exacten Sätzen, mittelst welcher die Naturphilosophie frühere Räthsel löst, Schleier lüftet und klare Bilder an Stelle bloßer Schattenrisse vor unser geistiges Auge zaubert. Die Weltentstehung und die Zellenbildung, beide werden uns erschlossen; neben den gigantischen Körpern des Himmelstraumes werden die kleinsten Bakterien durchforscht; Makrokosmos und Mikrokosmos werden mit gleichem Maße gemessen.

Diese ungeheueren Erfolge, welche jede Voraussicht übertreffen, und ein Blatt des Lorbeers nach dem anderen in den Ruhmeskranz der Naturforschung fügen, rufen eine begreifliche Regung des Neides unter den Vertretern der historischen und speculativen Disciplinen hervor; doch nicht des Neides in dem trivialen und verächtlichen Sinne, sondern vielmehr die Regung des Verlangens, ebenfalls solche Erfolge zu erringen, wie sie für das Naturleben durch Beobachtung und Analyse errungen wurden. Schon läßt sich das Entstehen einer neuen Schule der Geschichtsforschung hierauf zurückführen; einer Schule, welche die physikalische Erdkunde, die Anthropologie und Ethnographie und andere verwandte Zweige der

Naturlehre zur Erklärung der Ereignisse heranzieht, und hiermit vom mechanischen Abschreiben und Compiliren zur Erforschung des natürlichen, causalen Zusammenhanges der Dinge, übergeht. Und ebenso ist gegenüber der speculativen Philosophie, von welcher Goethe's Mephisto so trefflich sagt, daß sie „tiefsinnig sagt, was in des Menschen Hirn nicht paßt,“ das Lostrennen eines inductiven Zweiges glücklicher Weise erfolgt. Statt der „prächtigen Worte“, womit die Metaphysik arbeitete, erfüllt die naturwissenschaftliche Analyse das Streben dieser Richtung und ihr erfrischender Hauch weht an den deutschen Hochschulen und belebt wieder die welken Zweige der Weltweisheit.

Darf es unter solchen Verhältnissen Wunder nehmen, daß endlich auch die Wissenschaften vom Gesellschaftsleben dahin drängen, den Flitter leerer Worte abzulegen und das concrete Verständniß, die wahre Anschauung der Dinge auf naturwissenschaftlichem Wege zu versuchen? Die Frage ist nur, ob die unendlich verwickelten und wechselvollen Erscheinungen, die sich täglich, stündlich, ja in jeder Minute und Secunde in der menschlichen Gesellschaft vollziehen, ebenfalls unter der Regide der Naturwissenschaften einen Erfolg zu hoffen haben? Die Frage ist: ob man vernünftiger Weise voraussetzen darf, daß die Socialzustände sich natürlich verfolgen und erklären lassen und ob es daher eine Social-Physiologie gibt?

Offenbar hängt die Antwort mit zwei Bedingungen zusammen, welche in den exacten Naturwissenschaften entscheidend gewesen sind: mit der Methode der Forschung und dem Inhalte der Erscheinungen. In den Naturwissenschaften wurde die Speculation der alten Zeit durch die analysirende Geistesarbeit der Beobachtung, Vergleichung und logischen Ableitung von Gesetzen verdrängt; und erst lange nachdem auf Grundlage dieser sorgfältigen mühevollen Vorarbeiten das Einzelne erkundet war, schritt man zur Aufstellung jener größten und erstaunlichsten Generalisationen, welche die Naturphilosophie bilden. Was aber den Inhalt der Naturerscheinungen betrifft, so liegt deren Eigenart darin, daß hier das Einzelne typisch ist, d. h. als Vorbild der ganzen Gattung dient; und daß Erscheinungen, die unter bestimmten Voraussetzungen einmal eingetreten sind, unter gleichen Voraussetzungen immer wiederkehren, daß also gleiche Ursachen gleiche Wirkungen nach sich ziehen. Wir nennen es: die Allgemeinheit des Causalgesetzes im Naturleben. Kann nun — so lautet unsere Frage — diese erstaunlich fruchtbare Methode des Analysirens auch auf die socialen Vorgänge angewendet werden, und gestattet uns die Eigenart des Lebens der menschlichen Gesellschaft zu hoffen, daß wir jemals zu ähnlichen Erfolgen in den Socialwissenschaften gelangen werden, wie in den Naturwissenschaften?

Diese Frage wird erst seit ganz kurzer Zeit mit klarem Bewußtsein aufgeworfen; bis vor wenigen Jahrzehnten dämmerte sie kaum im Geiste begnadeter Denker und war nur eine dunkle Ahnung weniger Bevorzugter. Der erste unter diesen war wohl der Neapolitanische Philosoph Giambattista Vico, der am Ausgange des 17. Jahrhunderts in seiner „Scienza nuova“ die Zuversicht einer exacten Erkenntniß unseres Gesellschaftslebens hegte. In seinen Schriften ist bereits von einer Biologie der Völker, von einer Abhängigkeit einzelner Phasen ihrer Entwicklung, von einer Periodicität und Regelmäßigkeit zu lesen. Wie das

Leben des Einzelmenschen geheimnißvoll aus dem dunkeln Zeitenchoße aufsteucht und wieder in denselben zurücksinkt, so verhält es sich, nach Vico's Ansichten, auch mit dem Leben der Nationen. Da der Lebensring jedes einzelnen Volkes mit den Lebensringen anderer Völker sich verschlingt, so bildet sich eine Verkettung mannigfacher Entwicklungen und ein gegliedertes System von Einzelbewegungen, deren Gesamtheit eine bestimmte Weltperiode ergibt. Das Geschichtsleben eines Volkes, sein Auftreten und Verschwinden stellt eine in der Zeit vor sich gehende Evolution dar, einen Ring, dessen Ende in den Anfang zurückkehrt. Bei Vico ist die welthistorische Bewegung der Gesellschaften und Völker eine Nachbildung des Systems der siderischen Bewegungen; das räumliche Nebeneinander der kosmischen Massen muß für die Gesellschaft in ein zeitliches Nacheinander umgesetzt werden. Durchweg, wie man sieht, dunkle, mystische Andeutungen, die aber trotzdem bezeugen, daß der Geist sich loszuringen sucht von den Fesseln des Scholasticismus und der Teleologie, um aufzusteigen zu einer kosmologischen Metaphysik, zu einer Naturlehre des Völkerlebens.

Ein Rückschritt zwar in einem Sinne, ein Fortschritt aber im anderen wird auf diesem Boden gethan durch den preußischen Feldprediger und Oberconsistorialrath Joh. Peter Süßmilch; gerade ein Jahrhundert nach Vico. Ein Rückschritt, indem er von blindem Zweckglauben beherrscht ist; ein Fortschritt, indem er — überfließend von Entschuldigung für die Vermessenheit seines Unterfangens — gewisse wunderbare typische Regelmäßigkeiten in der „göttlichen Ordnung des Menschengeschlechtes“ darstellt. Eigenthümliche Fügung. Es fällt der erste Strahl des Positivismus in die sociale Welt von Seite eines Gelehrten, der nichts weniger beabsichtigte als der Naturforschung ein neues Gebiet zu erschließen, und der dennoch ungewollt den wirksamsten Impuls zu dieser Eroberung gegeben hat. Auf den Schultern von Astronomen und Mathematikern wie Halley, Graunt, King u. A. stehend, wird Süßmilch zum Begründer einer tieferen wissenschaftlichen Anschauung des Gesellschaftslebens. Von religiösem Glauben durchdrungen, erfaßt er als Erster die innere Gesetzmäßigkeit in den scheinbar zufälligen menschlichen Handlungen und versucht sie nach der Methode der Naturwissenschaften zu entwickeln. Er beweist bereits mit seinem, freilich dürftigen Material, daß in der Geburt, Vermehrung, im Leben, Tode und den Ursachen des Todes eine beständige, allgemeine, große, vollkommene und schöne Ordnung bestehe, welche er durch das bekannte und häufig angeführte Gleichniß eines im Marsche befindlichen Regiments anschaulich macht. Diese Ordnung ist nach seiner Ansicht so gemacht, daß die Bevölkerung nicht zu schnell, auch nicht zu langsam gehe und daß nie eine Uebevölkerung eintrete. Von einer gewissen Anzahl Menschen müssen ein Jahr so viel sterben, als das andere; von Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen verhältnißmäßig immer der nämliche Antheil. Die gemeinen und stets vorhandenen Krankheiten üben mehrentheils gleiche Gewalt aus; die beiden Geschlechter werden in einer steten Proportion fortgepflanzt u. s. w. „Wenn bei etwas“ — sagt er — „sich eine große Mannigfaltigkeit von Dingen findet, die allesammt auf eine ähnliche oder gleiche Weise bestimmt sind, so ist es die größte Ordnung, die dabei möglich ist. Und das können wir hier von dieser Ordnung mit Zuverlässigkeit sagen, weil ich wenigstens nichts weiß, was

nicht gewissen Regeln unterworfen wäre. Sogar die Kinder, so todt zur Welt kommen, die Zwillingsgeburten und die sogenannten Unglücksfälle haben ihre gewissen Zahlen und Verhältnisse. Die Größe, die Vollkommenheit und Schönheit dieser Ordnung wird dadurch um so viel vortrefflicher, daß sie so beständig und allgemein ist." Schon Süßmilch fühlt das Erstaunliche, daß die Naturforscher die Ordnungen am Himmel und die Verhältnisse in den tiefstinnigsten Wissenschaften der Mathematik ergründet haben, und daß ihrem Fleiße und ihrer Geduld diese Entdeckung entgangen ist, deren er sich mit den Worten rühmt: „Die Entdeckung war ebenso möglich als die von Amerika, aber es fehlte nur der Columbus, der in seinen Betrachtungen alter und bekannter Wahrheiten weiter ging, als andere.“ Schon Süßmilch also, welchem man „das naive Zöpflein des 18. Jahrhunderts allerdings zu Gute halten muß“, hat die geordnete Bewegung in dem socialen Gesamtkörper untersucht, eine Beständigkeit nach dem Gesetz der großen Zahl gefunden und die Gesellschaft nach gleichen Methoden zu durchforschen gesucht, wie die Physiker das Naturleben beobachteten.

Wieder verfließt ein halbes Jahrhundert, ehe an diese Ideen mit Bewußtsein angeknüpft wird. Denn nur allgemein geistesverwandt, und nicht in den Rahmen analytischer Forschung passend sind Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, und auffällig ist seine Ueberzeugung, daß ein Plan in der Natur herrsche, welcher uns unmöglich verborgen bleiben könne und durch die „Philosophie der Geschichte“ gefunden werden müsse. Die erfolgreiche Wiederaufnahme der exacten Forschung ist erst das Werk zweier Astronomen, was abermals einen Fingerzeig dafür bildet, daß die Socialwissenschaften nicht vergebens an der Pforte der exacten Naturwissenschaften klopfen. Einer dieser Astronomen, Laplace, hat mit seinem umfassenden Genius unsere Domäne nur gestreift; aber selbst dieses, einem Meteore gleichende Vorüberziehen hat genügt, um eine der wichtigsten Grundlagen der modernen Forschung zu schaffen; denn Laplace hat die Anwendung des mathematischen Calculs, der Wahrscheinlichkeitsrechnung, auf die ganze Gruppe der gesellschaftlichen Vorgänge angebahnt und zuerst die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die beobachtende und berechnende Methode den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften gleiche Dienste leisten werde. Der zweite Astronom, Adolp Quetelet, ist der eigentliche Begründer der Social-Physiologie. Von seiner schlichten aber imponirenden Gelehrtenstube, unter der Kuppel der von ihm selbst geschaffenen Brüsseler Sternwarte liefen die geistigen Fäden aus, welche die Mathematik und Naturphilosophie mit der Anthropologie, Statistik und Socialpolitik seither verbinden. Seit Quetelet ist es zweifellos geworden, daß die Naturforschung auf Gebiete anwendbar ist, welche man vorher nur durch das Fernrohr der Speculation zu betrachten gewohnt war; denn Quetelet begnügte sich nicht mit der bloßen Anregung, sondern er analysirte selbst die bürgerliche Gesellschaft. Er führte mathematische Untersuchungen bei großen Gruppen von Lebenserscheinungen durch, an welche die Sonde zu legen vor ihm nur Wenige gewagt hatten; er bewies die Regelmäßigkeit der Gestaltung des socialen Körpers und seiner Lebensäußerungen; er stellte das feste Verhältniß von Ursache und Wirkung für die scheinbar willkürlichsten Handlungen des Menschen in der Gesellschaft dar. — Ferne von jeder Frivolität, machte er die Naturwissenschaften

zum Ausgangspunkt der socialen Untersuchungen und wurde zum eigentlichen Positivisten auf diesem Boden. Zwar war gleichzeitig auch das System des geistreichen Aug. Comte unter dem Titel einer „Philosophie positive“ in die Welt getreten; während jedoch Comte nach vielversprechenden Anfängen zu der bedauerlichsten Abirrung vom selbstgesteckten Ziele gelangte und am Ende seiner Arbeit erklärte, für die Socialwissenschaften sei noch nicht der Zeitpunkt des Positivismus herangebrochen, arbeitete Quetelet bereits mit dem ganzen Rüstzeug der exacten Naturlehre auf dem Boden des Gesellschaftslebens. Er umschrieb mit aller Klarheit die Aufgabe der descriptiven Anatomie des socialen Körpers, um darauf eine Physiologie, die eigentliche Wissenschaft von den Lebensäußerungen der Gesellschaft zu begründen.

Die ernstesten Mitarbeiter und begeistertsten Anhänger Quetelet's in der Socialphysiologie und Moralstatistik sind in den abgelaufenen dreißig Jahren so zahlreich geworden, daß deren Namen erschöpfend aufzuzählen die Geduld des Lesers ermüden würde. Eine große Schule von Gesinnungsgenossen, erste Autoritäten der Wissenschaft, führten das Werk Quetelet's ganz und gar im Sinne des Meisters fort; Andere trennten sich von ihm in den Consequenzen des Systems, wirkten aber auf dem analytischen Wege der Forschung so erfolgreich mit, daß wir sie ebenfalls echte Socialphysiologen nennen dürfen; wieder Andere benutzten leider die Keime des Positivismus, um eine verfrühte Verflachung der begonnenen Arbeiten durch voreilige Deductionen herbeizuführen und eine metaphysische Sociologie zu schaffen. Die Literatur aller Sprachen und Nationen, insbesondere der Engländer, Deutschen, Franzosen und Italiener enthält heute eine Legion von Werken, die unter den verschiedensten haltbaren und unhaltbaren Gesichtspunkten die Phänomene des Gesellschaftslebens zu verfolgen suchen; mit den Principien, von denen sie ausgehen, wechselt auch der Titel, die Methode und der Geist der Darstellung; aber aus allen leuchtet hervor, daß es gilt für die Erforschung der menschlichen Gesellschaft eine eigene Disciplin zu begründen, von deren Nothwendigkeit die speculative Philosophie des vorigen Jahrhunderts nichts ahnte und die sich heute bereits mit Macht durchgerungen hat.

Wir dürfen nicht unterlassen, ehe wir zur Darstellung einzelner Phänomene aus dem Gebiete der Socialphysiologie übergehen, auf den großen Fortschritt hinzuweisen, welchen seit Quetelet's grundlegenden Arbeiten gerade die mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung in diesen Fragen gemacht hat. Seit dreißig Jahren ist über Europa, ja über die ganze gebildete Welt ein Netz von Beobachtungsstationen des menschlichen Lebens, Thuns und Treibens gelegt worden, wie es in keinem früheren Zeitalter bestand; wir nennen dieses Netz: statistische Bureauz mit ihren administrativen Hilfsorganen. So lebhaft wir die weitere Vervollständigung des Netzes und die Verbesserung der Beobachtungen wünschen, so dürfen wir doch schon in den mittelmäßigen Aufzeichnungen, welche gegenwärtig in den civilisirten Ländern geführt werden, eine Quelle der Erkenntniß suchen, die umfangreicher ist, als in irgend einer älteren Epoche. Quetelet selbst hatte zur rationelleren Einrichtung dieser Gesellschafts-Observatorien den Anstoß gegeben, indem er auf dem ersten statistischen Congresse in Brüssel (1853) die naturwissenschaftlichen Principien einer übereinstimmenden, die ganze Menschheit umfassenden

Durchforschung vertrat, und später eine internationale vergleichende Bearbeitung der gewonnenen Daten vorbereitete. Leider ist dieses großartig angelegte Werk bisher nicht über die Anfänge hinausgekommen; aber selbst diese eröffnen uns schon die Perspective in eine wunderbare Welt socialer Regelmäßigkeiten. Andererseits vertieft sich die Geschichtsforschung neuestens in der Darlegung gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Einflüsse immer mehr. Dasjenige, was für den Naturforscher die Beobachtung durch Reagentien, Mikroskope, Theodoliten und Präcisions-Instrumente liefert, was das Experiment im Laboratorium und Cabinet bietet, das ersetzt dem Socialphysiologen heute die Beobachtung der Statistik und Geschichte in ziemlich umfangreicher Weise.

Zu diesem methodischen kommt aber der große Fortschritt der principiellen Auffassung. Wir stehen heute insgesammt auf dem Standpunkte, daß man die socialen Phänomene nur ergründen kann, wenn man von dem Einzelnen oder Individuellen in der Gesellschaft vorläufig absieht und das Allgemeine in seiner Totalität erfast. Die Gesamtheit jener Hunderttausende und Millionen Menschen, welche wir Volk, Nation, Gesellschaft nennen, bildet nach außen eine höhere Einheit, in welcher das willkürlich schwankende Einzelne verschwindet, aufgeht und nicht mehr störend auf die Beobachtung großer durchschlagender Einflüsse einwirkt. Die Gesellschaft als Organismus, niemals Individuen in derselben, sind also das Object der Socialphysiologie. Von der Gesellschaft als Ganzem können wir Beschreibungen geben hinsichtlich ihrer Structur, ihres Baues, ihrer Zusammensetzung, kurz ihrer Eigenarten, wie sie der Mineraloge und Chemiker, der Botaniker und Zoologe von Stoffen und Pflanzen und Thieren geben; diese Beschreibungen werden im Großen und Ganzen für eine lange Zeit Richtigkeit und Geltung haben und den descriptiven, anatomischen Theil bilden. Von der Gesellschaft, als solcher, können wir auch weiter die organischen Functionen beobachten und Gesetze der Ursachen und Wirkungen ableiten, die als physiologische Gesetze ebenfalls auf lange Zeit ihre Gültigkeit behalten werden — nur „auf lange Zeit,“ nicht auf immer; denn ganz in Uebereinstimmung mit der neuen Naturforschung, welche nirgend Stillstand, sondern überall Bewegung und Evolution findet, in Uebereinstimmung mit den geologischen Theorien Lyell's und der Descendenzlehre Darwin's muß sich auch in der Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft und ihren Lebensäußerungen eine allmälige, immertwährende Veränderung zeigen, ohne daß daraus ein Widerspruch mit unserem Ausgangspunkte gefolgert werden dürfte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möge es gestattet sein, einige Social-Phänomene darzustellen, und zwar zuerst die Gruppe derjenigen, welche man die vitalen oder physischen nennen könnte und dann einzelne derjenigen, welche sich als ethische oder psychische Lebensäußerungen der menschlichen Gesellschaft in ihrer Gesetzmäßigkeit verfolgen lassen.

II.

Um den richtigen Standpunkt für die Ableitung allgemeiner Gesetze der Socialerscheinungen zu gewinnen, müssen wir von jeder concreten Persönlichkeit, von jeder Individualität vorläufig absehen, und uns insgesammt nur als Theile

eines großen Ganzen, beispielsweise aller 45 Millionen Bewohner des deutschen Reiches, oder aller germanischen Völker in Europa, kurz einer sehr großen Masse ansehen, die wir unter dem Namen eines socialen Körpers zusammenfassen. Wir wollen uns diese Menschen in einer so engen wechselseitigen Verbindung denken, daß sie wie die Zellen eines Pflanzen- oder Thierkörpers gar nicht vereinzelt zu erkennen sind, sondern in ihrer Vereinigung nach außen eine Gesamtheit, nennen wir sie: die civilisirte Gesellschaft oder das Volk, bilden. Wie in der Pflanze und im Thiere jede Gruppe von Zellen ihre besondere functionelle Bestimmung hat, so treten auch im socialen Körper Unterschiede hervor, welche die Organe seiner Lebensäußerungen schaffen. Jede Gruppe unter den Millionen Menschen des Gesamtkörpers dient anderen Aufgaben. Eine Gruppe beschäftigt sich mit den materiellen Arbeiten des Erwerbes, eine andere mit den geistigen Arbeiten der Religion und Bildung, wieder eine andere mit Kunst und Wissenschaft oder mit der Rechtspflege, oder mit dem Kriegshandwerk oder der Verschönerung unseres gemeinsamen Lebens; so in's Unendliche, wie überhaupt im lebenden Organismus. Um eine vollkommen unbeirrte Anschauung dieses ganzen socialen Körpers zu gewinnen, wäre es wohl das Zweckmäßigste, dem Rathe des berühmten englischen Physiologen Huxley zu folgen, nämlich uns vorzustellen, daß wir Bewohner eines anderen Planeten wären, die sich bei Gelegenheit einer wissenschaftlichen Weltreise der Erde so sehr nähern, daß uns die Möglichkeit geboten ist, während einiger Zeit von diesem Standorte genauere Untersuchungen über die Belebung dieses Planeten anzustellen. Neben verschiedenen anderen Erscheinungen fänden wir auch große Gesellschaften eines sonderbaren zweibeinigen Wesens, Mensch genannt, über die ganze Erde verbreitet. Da wir gar kein persönliches Interesse an der von uns selbst gänzlich verschiedenen menschlichen Gesellschaft hätten, so würden wir sie ebenso unbefangen und objectiv, wie die übrigen Erscheinungen auf der Erdoberfläche beobachten und beurtheilen. Und nun kommen wir zu erstaunlichen Erkenntnissen von der Regelmäßigkeit des Typus dieser Massen, von der normalen Zusammensetzung und den constanten Eigenschaften derselben.

Zuerst fällt in die Augen die Vertheilung der Bewohner in solche männlichen und weiblichen Geschlechtes. Gegenüber dem allgemeinen, für die ganze Erde vorauszusetzenden Gleichgewichte, hat jedes Land seine eigenthümliche, wie es scheint ziemlich beharrliche Charakteristik in der sexuellen Zusammensetzung. Unter den europäischen Staaten besaß nach den in älterer Zeit erhobenen Daten und besitzt noch heute der Norden einen größeren Ueberschuß von Frauen, als die Staaten von Mitteleuropa und des Ostens, in deren einzelnen sogar die weibliche Bevölkerung die Minderzahl bildet. So wurden seit jeher relativ sehr viele Frauen in Schottland, Norwegen, Schweden, England und Oesterreich nachgewiesen und die neuesten Zählungen bestätigen dieses Uebergewicht, welches sich jetzt in der Anzahl von rund 1050 bis 1080 Frauen auf 1000 Männer äußert. In einer anderen Staatengruppe geht der Ueberschuß des weiblichen Geschlechtes auf das Verhältniß von 1020 bis 1040 zu 1000 Männern herab; dahin gehörten und gehören Spanien, die Schweiz, Portugal, das Deutsche Reich, Finnland, Rußland, Dänemark und die Niederlande, auch in diesen zeigt sich seit vielen

Jahren eine interessante Constanz. In Frankreich und Belgien wiederum bestand damals und besteht noch heute nahezu das sexuelle Gleichgewicht. In Italien, den unteren Donau- und Balkanländern endlich war von jeher ein großer Frauenmangel und auch heute äußert er sich darin, daß, um nur das Extrem zu erwähnen, gerade in den östlichen Donauländern und auf der Balkanhalbinsel, in welchen doch mehr Frauen erwünschter sein dürften als anderwärts, nur eine Minorität zu finden ist, so in Rumänien nur 937 und in Griechenland gar bloß 906 Frauen auf 1000 Männer. Diese Ausnahmen fallen aber nicht schwer in die Waagschale, sondern der Erdtheil Europa erfreut sich im Ganzen jetzt wieder eines erklecklichen Ueberschusses des weiblichen gegen das männliche Geschlecht.

Dieser Ueberschuß scheint im Großen und Ganzen in neuerer Zeit zuzunehmen. Der Vergleich der mehr oder minder verlässlichen Aufzeichnungen aus älterer Zeit mit den exacteren Daten der letzteren Jahre läßt nämlich entnehmen, daß nach den napoleonischen Kriegen eine bedeutende Frauenmehrzahl vorhanden war, weil eben die männliche Bevölkerung sehr gelitten hatte, daß jedoch von 1815 bis 1847 ein größeres Gleichgewicht eintrat und um das Jahr 1850 dürften nach Wappäus in Europa beiläufig 1009 weibliche auf 1000 männliche Bewohner entfallen sein. Die Zählungen aus dem Jahrzehnt 1860—1870 ergaben schon 1021 Frauen auf 1000 Männer und nach dem Ergebnisse der jüngsten Volkszählungen kamen in Europa 1037 Frauen auf 1000 Männer. Diese letzte Phase hängt offenbar nicht mit inneren Ursachen, sondern nur mit den äußerlichen Einflüssen des deutsch-französischen, des russisch-türkischen Krieges und insbesondere der enormen europäischen Auswanderung zusammen. Dieser gewaltige Factor läßt sich thatsächlich in der Erscheinung verfolgen, daß in den übrigen Erdtheilen, namentlich in Amerika, wohin der große Menschenabfluß zumeist gerichtet ist, und in Australien die männliche Bevölkerung die Majorität und zwar eine wachsende Majorität bildet. So rechnete man um das Jahr 1870 in ganz Amerika auf 1000 Männer 980, im Jahre 1880 nur noch 969 Frauen; in Australien früher 817, jetzt nur 811 Frauen; in Afrika entfallen jetzt angeblich 988 und in Asien 944 Frauen auf 1000 Männer. Die letzteren Zahlen lassen wegen der bekannten Schwierigkeit der Erhebung des Frauenstandes bei den orientalischen Völkern manche Zweifel zu. Nimmt man wegen dieser höchst wahrscheinlichen Verhehlungen nur eine kleine Correctur an der Gesammtheit der Bewohner Asiens und Afrika's vor, so darf kühn behauptet werden, daß auf dem ganzen Planeten, welchen wir bewohnen, insgesammt eine nahezu absolute Zahlenparität der Geschlechter herrscht. Das Gleichgewicht bewährt sich ohne Rücksicht auf Weiße und Schwarze und Rothhäute bei den verschiedensten Mischungsverhältnissen, und wir schließen daraus mit Recht, daß die Einheit des Menschengeschlechtes, wie Dettingen sagt, nicht bloß „eine schöne verzierte Initiale unseres Daseins ist,“ sondern daß die Menschheitsfamilie sich als ein geordnetes zusammenhängendes Reich zu entwickeln und auszugestalten habe.

Eine zweite typische Regelmäßigkeit der Structur liegt in dem sogenannten Altersaufbau der Gesellschaft. Schon der alte Sühmlich hat sie gefannt und unter dem Gleichniß des Heeres dargestellt. „Die in jedem Alter Lebenden machen einen Zug oder eine Abtheilung aus. Zwar ist kein Zug so groß, wie

der andere; aber es hat doch allezeit ein Jeder seine richtige Proportion gegen das ganze Heer und wird dadurch bestimmt. Z. B. wenn das ganze Heer 1000 Millionen beträgt, so wird der erste Zug der Kinder, die von der Geburt an bis zum 5. Jahre des Alters leben, etwas über 108 Millionen betragen; die vom 5. bis 10. Jahre 65 Millionen, die vom 10. bis 15. sind 62 und die vom 15. bis 20. Jahre sind 60 Millionen u. s. w.“ Die Zahlen sind in der neueren Untersuchung durch richtigere ersetzt worden; die Stetigkeit der Proportion ist jedoch mehr als je erwiesen. Jedes Land hat eine charakteristische Altersstructur; in Frankreich ist z. B. der Procentualtheil der Kinder der geringste, der der Menschen vom 40.—60. Jahre und der Greise der größte; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gilt das gerade Gegentheil; zwischen diesen Extremen liegen die übrigen europäischen Staaten mit ganz erstaunlich festen Normalziffern, die im Haushalte der menschlichen Gesellschaft mit großer Regelmäßigkeit eingehalten werden.

Man kann sich überhaupt den Altersaufbau der Bevölkerung eines jeden Landes ungefähr in der Form einer Pyramide vorstellen, an deren Basis die jüngsten, an deren Spitze die höchsten Altersklassen liegen; diese Pyramide hat für jedes Land ihre besonderen Dimensionen, welche als charakteristisches Merkmal des Volksthumus gelten dürfen, und (soweit bisher Vergleiche möglich sind) nur allmählig durch socialpolitische Einflüsse eine Abänderung zu erfahren scheinen. So hat beispielsweise die Pyramide der Altersschichtung der Nordamerikanischen Union oder von Ungarn eine sehr breite Basis und verläuft unter einem spitzeren Winkel zu ihrem Scheitel, als die Alterspyramide von Frankreich, den Niederlanden und Belgien, weil dort in den Kindes- und frühesten Jugendjahren verhältnißmäßig weniger, in dem reiferen Lebensalter (vom 20. bis 60 Jahre) mehr Menschen zu finden sind. Betrachtet man die graphischen Darstellungen der Demographie des Königreiches Italien, welche der unermüdlische S. Bodio kürzlich publicirt hat, oder sieht man den vorzüglichen Atlas an, in welchem Mr. Walker den Censur der Vereinigten Staaten dargestellt hat, so überzeugt man sich sofort von zwei höchst interessanten Thatsachen. In Italien gewahrt man die geradezu frappante Uebereinstimmung der Pyramide des Altersaufbaues in den einzelnen Landschaften und Provinzen mit dem gesammten Königreiche, also den Typus einer einheitlichen, aus ihrer eigenen ethnischen Kraft regelmäßig sich weiter bildenden, stetig anwachsenden, normal aufgebauten Bevölkerung; in der nordamerikanischen Union stimmen ebenfalls die Territorien und Staaten, welche vorwiegend aus sich selbst herauswachsen, mit dem Typus der großen Kinderzahl der ganzen Republik überein, und nur jene Gebiete, wo die Einwanderung übertwiegenden Einfluß hat, stören in einzelnen Staaten die Regelmäßigkeit.

Normal vollzieht sich der Altersaufbau so, daß 11 bis 12 Procent der gesammten Bevölkerung in den Kinderjahren von 0 bis 5 Jahren, 10 bis 11 Proc. im 5. bis 10. Lebensjahre, 9 bis 10 Procent im 10. bis 15. und je 9 Procent im 15. bis 20. und 20. bis 25. Lebensjahre stehen. Von diesem Alter angefangen ist die Abnahme schon ein wenig rascher, denn auf die Gruppe vom 25. bis 30. Lebensjahre entfallen nur mehr etwa 8 Procent und auf die

folgenden je 10 Lebensjahre, nämlich das 30. bis 40. Altersjahr zusammen nur 13 bis 14, auf das 40. bis 50. Altersjahr 10 bis 11, auf das 50. bis 60. Altersjahr zusammen 7 bis 8 Procent und auf den ganzen Lebensrest vom 60. bis zum 100. Jahre Alles in Allem nur 6 bis 8 Procent. Möge uns der freundliche Leser, welchen wir mit statistischen Daten zu verschonen suchen, auf's Wort glauben, daß im Alters-Aufbau der ganzen menschlichen Gesellschaft und ihrer einzelnen Völkerfamilien wenn auch nicht eine Magie der Zahlen, so doch zuverlässig ein Gesetz derselben herrscht, das auf die natürliche Abhängigkeit des Lebenslaufes mit absoluter Sicherheit schließen läßt.

Wieder ein anderes anatomisches Merkmal des socialen Körpers ist die Zusammensetzung desselben nach dem Civilstande; und wieder zeigt sich eine so erstaunliche Regelmäßigkeit, daß wir mit Goethe sagen können: „Die Natur scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich doch Nichts aus den Individuen.“ Gewiß vermuthen Alle eine ungemeine Verschiedenartigkeit in der Zahl der Ledigen, Verheiratheten und Verwitweten eines Volksganzen. Beileibe nicht! Nur Frankreich, wo auffallend wenig (circa 51 Procent) Ledige und die meisten Verheiratheten zu finden sind, macht eine Ausnahme von dem mittleren Charakter der europäischen Völker. In allen übrigen Ländern schwanken die Zahlen so unbedeutend, daß man sagen kann, beiläufig 62 Procent der männlichen und 59 Procent der weiblichen Bewohner seien ledig, circa 34 resp. 33 Procent verheirathet und 6 resp. 8 Procent verwittwet. Dieses Verhältniß würde ein verzweifelt schlechtes Licht auf die Galanterie der Herren werfen, wenn nicht ein Milderungsgrund darin läge, daß hier die gesammte Bevölkerung jedes Alters inbegriffen ist. Da man aber kleinen Kindern oder selbst Knaben und Mädchen bis zum 15. Jahre und altersmüden Greisen an der Wende des Daseins nicht zumuthen kann, zu heirathen, so stellt sich das Ergebniß der Beobachtung doch nicht so schlimm heraus. Faßt man nur die im mittleren Alter, in den sogenannten „besten Jahren“, im 41. bis 50. Lebensjahre stehenden Menschen heraus, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen, denn es zeigt sich, daß 70 bis 84 Procent dieser Classe sich wirklich unter das süße Joch der Ehe beugen. Ein Statistiker hat diese Structur unter einem zwar nicht poetischen, aber zutreffenden Bilde geschildert. Es ist gerade — so meint er — als wenn die Masse der Menschen quer über ein Sieb mit verschiedenen Abtheilungen, welche die verschiedenen Civilstandskategorien darstellen, dahingeschüttet würde. Durch eine der Oeffnungen des Siebes muß Jeder einmal fallen. Fraglich ist nur, wie lange er, ohne zu fallen, über diese Oeffnungen weggleitet, und in welcher Abtheilung ihn sein Schicksal (— ledig, verheirathet oder verwittwet —) erreicht. Wohlbemerkt, die Maschen des Siebes sind nicht gleich groß, sondern am Anfang und am Ende weiter als in der Mitte.

Wir könnten nun in ähnlicher Weise von der relativen Beständigkeit der Zusammensetzung des socialen Körpers nach Glaubensbekenntniß, Rationalität, Berufswahl u. s. w. sprechen, glauben jedoch, daß darin nicht so sehr die Charakteristik der Constanz des anatomischen Baues der Gesellschaft liegt, wie in einigen speciellen Eigenschaften, deren kurze Anführung noch gestattet sein mag.

Wenn wir Bekannte und Freunde in unserer Vorstellung an uns vorüber-

ziehen lassen, so erscheint uns gewiß jeder Einzelne durch die verschiedensten körperlichen und geistigen Eigenschaften von jedem Andern unterschieden. Die Social-Anatomie, welche diese Einzelnen vereinigt beobachtet, gelangt aber schon bei der Zahl von einigen Hunderttausenden dazu, die subjectiven Verschiedenheiten auszugleichen. Jeder Mensch hat als Individualität eine bestimmte Körpergröße, einen bestimmten Umfang, ein bestimmtes Körpergewicht, bestimmte Farben von Haut, Haare und Augen; jeder Mensch hat bestimmte Proportionen der Gliedmaßen, eine bald größere bald geringere Muskelkraft, einen lebhafteren oder langsameren Pulsschlag, kurz durchweg individualisirende Merkmale. Diese alle verschwinden, wie Quetelet und seine Nachfolger gezeigt haben, in der Gesamtheit. Man gelangt bei verhältnißmäßig kleinen Gruppen schon zu einem konstanten Maße der Größe, des Umfanges, Gewichtes u. s. w., zu Gesetzen des Wachsthum, der mittleren Statur, der mittleren Pulsfrequenz, kurz dahin, eine Ausgleichung des Individuellen in der objectiven Einheit des socialen Körpers zu finden. Die anthropologisch-statistischen Untersuchungen haben ermöglicht, Tafeln und Curven zu construiren, aus welchen sich der constante Verlauf und der normale Zustand ergibt; sie führen zu dem Gesetze der großen Zahlen, für welches eine der besten Illustrationen die Berechnung des Körpergewichtes einer ganzen Bevölkerung ist. Quetelet hat dieses beispielsweise für 10,000 Menschen erhoben und ist zu dem Resultate gekommen, daß jeder Einwohner von Belgien ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht im Durchschnitt 45,7 kg, und zwar jeder Mann 47, jede Frau 42,5 kg wiegt. Ähnlich wie in diesem Punkte hat die neuere Wissenschaft für das ganze Gebiet der körperlichen Eigenschaften bewiesen, daß der Spielraum der individuellen Entwicklung des Menschen ein begrenzter ist. Unter einer größeren Menge, in einer Landesbevölkerung als Ganzem, findet man die gleiche Procentualzahl von Riesen, Zwergen und Proportionirten, von großen, kleinen und mittleren Staturen; man findet constante Verhältnisse in der Mischung der Mageren, Zarten, Spindelbeinigen und der Faltstasse, mit stattlichem Embonpoint; man findet immer Kräftige und Schwache, man findet Heißsporne und Kaltblütige so gemischt, daß sich eine Ausgleichung der Gegensätze, eine constante mittlere Charakteristik ergibt. Ähnliches gilt von den Farben der Haare, Augen und des Teints, hinsichtlich deren neuestens Virchow, vereint mit der Gesellschaft für Anthropologie in Deutschland, und Bertillon mit seinen Schülern in Frankreich so umfassende Nachweise geliefert haben, daß das Bestehen einer für gewisse Zeitperioden und Ortlichkeiten charakteristischen Structur der menschlichen Gesellschaft als sicher gelten darf. Alle bisherigen Anhaltspunkte gestatten uns eine solche Constanz dieser Merkmale in einem bestimmten socialen Körper anzunehmen, daß man aus diesen anthropologischen Untersuchungen auf die Rassen- und Nationalitäten-Frage ähnliche Schlüsse ziehen kann, wie der Geologe aus den Versteinerungen auf das Alter der Formation schließt.

Selbst so verzweifelte Einzelheiten, welche wir als rein zufällige Heimfuchungen mancher Familien betrachten und beklagen, wie die Blindheit oder das körperliche Gebrechen der Taubstummen, zeigt eine furchtbare Regelmäßigkeit und Constanz des Vorkommens in ganzen Gesellschaftskörpern. Es würde

vielleicht die schlagende Thatsache genügen, daß man in Oesterreich-Ungarn und im Deutschen Reiche zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenem Wege die Zahlen dieser körperlich Gebrechlichen erhoben hat und unabhängig von einander fast zu gleichen numerischen Resultaten gelangt ist; in Oesterreich-Ungarn auf 10,000 Einwohner 8,3, im Deutschen Reiche 8,9 Blinde; in Oesterreich-Ungarn 11, in Deutschland 9,6 Taubstumme; aber auch die Zahlen für andere Staaten sind ungemein nahe den vorigen, oft nur um Decimalen verschieden. So sind unter je 10,000 Einwo. in England 9,5, in Schottland 9,0, in Frankreich 8,4, in Schweden 8,0, in Dänemark 7,0 Blinde und nur Irland hat ein viel höheres, Norwegen, Belgien und die Niederlande haben ein viel niedrigeres Contingent dieser Unglücklichen. In analoger Weise findet man ein den deutschen und österreichischen Verhältniszahlen sehr nahestehendes Vorkommen der Taubstummen in Irland mit 10,3, Schweden mit 10,2, Norwegen mit 9,3; in einer anderen Gruppe von Ländern, nämlich in Schottland, Frankreich, Dänemark genau je 6,2. Dagegen in England 5, in Belgien 4 und in den Niederlanden 3 per zehntausend Einwohner. Die häufige Wiederkehr der mittleren Zahl 10 auf 10,000 läßt schon auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit schließen und eliminirt den Gedanken eines bloßen Zufalles im Vorkommen dieser körperlichen Gebrechen. Man wird in der Ueberzeugung von dem Herrschen einer großen typischen Regel aber bestärkt, wenn man sieht, mit welcher Constanz sich die Verhältniszahlen in manchen Ländern während vieler Jahrzehnte gleichmäßig wiederholen. Die Beharrlichkeit des Auftretens in der Mehrzahl der europäischen Länder schließt also die Annahme aus, daß es ein accidentelles Mißgeschick sei, vermöge dessen sich diese Unglücklichen in einer gewissen Anzahl von Familien befinden, und beweist, daß ein höheres Naturgesetz walidet, welches im kleinen Kreise nicht erkennbar ist, in der ganzen Masse, in der Einheit des socialen Körpers jedoch mit mathematischer Genauigkeit hervortritt.

Aus diesen und vielen analogen Thatsachen hat Quetelet den Begriff des sog. mittleren oder Durchschnitts-Menschen, des „*homme moyen*“ konstruirt, einen Begriff, der leider mehr Mißverständnisse hervorgerufen, als richtige Deutungen erfahren hat und dennoch in der wissenschaftlichen Behandlung der socialen Anatomie und Physiologie unentbehrlich ist. Der Durchschnittsmensch ist zunächst im physischen Sinne nichts anderes, als jenes mittlere Ergebniß der ganzen Gesellschaft oder einer bestimmten Bevölkerung, welches uns deren Typus und Charakteristik gewissermaßen in abstracto zeigt. Es ist also grundfalsch zu glauben, daß ein solcher „*homme moyen*“ ein Apollo vom Belvedere oder eine miletische Venus sei, es ist grundfalsch, denselben als das ideale Ziel der Gestaltung des Einzelnen anzusehen; im Gegentheile, je höher sich das Individuum in seinen Qualitäten über den Durchschnittsmenschen erhebt, desto besser kann es für dasselbe sein. Der mittlere Mensch ist nur der allgemeine Maßstab, nach welchem wir die Gesetzmäßigkeit des Ganzen exact zu beurtheilen vermögen, indem wir das Individuum mit dem Typus vergleichen.

Von den natürlichen Eigenschaften, von der Structur der Zusammensetzung der Gesellschaftskörper führt uns ein Schritt weiter zu deren Lebensbethätigung, zur eigentlichen Physiologie. Von vornherein wird man wohl geneigt sein,

im mannigfachen Wechsel der menschlichen Generationen eher zufällige und willkürliche Combinationen als eine strenge Gesetzmäßigkeit zu vermuthen. Blicken wir im Freundeskreise umher. Wir finden einzelne Familien, welche kinderlos sind, andere mit Nachkommenschaft so reichlich gesegnet, wie diejenige des bauernstwerthen Vicars von Wakefield. Wir kennen Familien, welche nur Mädchen, andere welche nur Knaben besitzen, wieder andere mit Gleichheit oder Ungleichheit von Mädchen und Knaben. Das scheint doch gewiß alles willkürlich, zufällig. Wir beobachten ebenso in unserer nächsten Sphäre neben den normalen Ehegeschließungen oft die absonderlichsten Heirathen und halten sie für die seltensten Ausnahmen; wir freuen uns bei Einzelnen des wunderbar hohen Greisenalters, welches sie erreichen, und beklagen den unnatürlich frühen Hintritt Anderer in ihrer besten Lebenskraft. Und dennoch geht all Dies, so individuell es beim Einzelnen sein mag, in der großen Masse der menschlichen Gesellschaft mit einer Gesetzmäßigkeit und Unverrückbarkeit vor sich, die an die „Mécanique céleste“ erinnert.

Es sollte uns, im Grunde genommen, wenig wundern, daß die statistische Beobachtung eine strenge Constanz in der Zahl der Geburten und Sterbefälle nachzuweisen vermag; denn das Kommen und Gehen der Menschen ist ein physiologischer Proceß, der Naturgesetzen unterworfen sein muß. Erstaunlich aber sind dabei die festen Zahlenverhältnisse und die regelmäßigen Gruppierungen der verschiedenen denkbaren Fälle. Erstaunlich ist doch gewiß, daß nicht bloß überhaupt eine gewisse Anzahl von Kindern alljährlich jeder Bevölkerung zuwächst, sondern daß diese sog. „Nativitätsziffer“ ein charakteristisches Merkmal einzelner Nationen bildet, und im einzelnen Jahrgange, wenn nicht Kriege oder Epidemien oder andere äußere Störungen eintreten, nur um Decimaltheile von dem budgetmäßigen Durchschnitte abweicht. Unter den europäischen Staaten sind die äußersten Grenzen durch die Nativitätsziffer von 2,58 Procent (in Frankreich) und 4,95 Procent (im europ. Rußland) bezeichnet, d. h. es werden in den einzelnen Staaten jährlich im Durchschnitte mindestens 2,58 und höchstens 4,95 Kinder auf je 100 Einwohner zur Welt gebracht. Die zwischen diesen Extremen gelegene Mittelziffer berechnet sich also auf 3,76 Procent, und sie bildet in der That die regelmäßige Nativität, denn sie besteht (mit geringfügigen Differenzen) in Bayern (3,94), Oesterreich (3,88), Preußen (3,87), Baden (3,79), Italien, Spanien und England (3,56), Holland, Schottland, Finland und Belgien (3,21). Nur wenige Staaten machen eine Ausnahme von der magischen Zahl der normalen Fruchtbarkeit, indem sie entweder sehr zahlreiche Nachkommenschaft haben, wie Rußland (4,95), Württemberg (4,34), Serbien, Polen, Croatien, Slavonien, Ungarn (4,18) und Sachsen (4,17) oder sich langsamer regeneriren, wie das mit seiner geringen Nativität vereinzelt dastehende Frankreich (2,58) oder Irland und Griechenland, wo die Geburtenziffer unter 3 Procent, oder die Schweiz und die drei skandinavischen Königreiche, wo sie nur etwas darüber steht.

Der gesetzmäßige Verlauf dieser Dinge wird aber noch augenfälliger, wenn man die Abhängigkeit der menschlichen Gesellschaft von der betreffenden Nativitätsziffer des einzelnen Volkes verfolgt. Da zeigt sich, daß in jedem Staate Jahr aus Jahr ein relativ nahezu gleichviele Kinder geboren werden, wenn nicht

Kriege oder Revolutionen das Mark des Lebens erschüttern oder furchtbare Seuchen, Theuerungsnoth und wirthschaftliche Gebreite die Bevölkerung heimsuchen. In manchen Ländern, wie beispielsweise in Großbritannien, Italien, Norwegen, Dänemark, Frankreich u. s. w. schwankt die Zahl der Geburten im einzelnen Jahrgange gegenüber dem vieljährigen Durchschnitte nur um einige hundertstel Procent und kann daher aus vergangenen Reihen fast ebenso sicher für die nächste Zukunft vorausbestimmt werden, wie ein Ereigniß in der kosmischen Physik. Da nicht alle Länder eine gleich hohe Nativität besitzen und da man beobachtet hat, daß manche Nationen langsam und allmähig die vorhandene Nativität ein wenig erhöht oder erniedrigt haben, so darf mit Recht geschlossen werden, daß die Geburtenzahl nicht bloß durch Naturgesetze, sondern auch durch sociale, menschliche Einflüsse bestimmt werden kann; ihre trotzdem langjährige Constanz ist daher ein Beweismittel für den Determinismus in diesem Punkte des socialen Lebens.

Wenden wir uns an die innerhalb der stabilen Geburtenzahl nachweisbaren qualificirenden Unterschiede der Kinder, so muß es selbst dem erpichtesten Skeptiker auffallen, daß hier allgemeine, höhere Gesetze gelten, welchen die menschliche Gesellschaft unterworfen ist. Oder würde es Jemand für Zufall halten, daß in der ganzen Masse der neugeborenen Kinder stets auf 100 Mädchen 105,38 Knaben oder mit Einschluß der Todtgeborenen 106,31 Knaben entfallen, deren Ueberschuß in den folgenden Lebensjahren regelmäßig wieder hinweggerafft wird? Ist es nicht erstaunlich, daß der Knabenüberschuß schon bei einer Bevölkerung von 2 Millionen klar nachweisbar wird, und daß jedes Land seine eigenthümliche, aber höchstens zwischen 104 und 107 liegende Ziffer dieses Ueberschusses hat? Und kommen einmal in einem Jahrgange etwa weniger oder mehr Knaben zur Welt, als der sociale Voranschlag erwarten ließ, so wird diese Rechnungsdifferenz sogleich wieder in einem der folgenden Jahre ausgeglichen. Es erfolgt eine förmliche Compensation bis zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes, welche in ihrer Art so wunderbar ist, daß sie den berühmten Moralstatistiker A. v. Dettingen zu dem Ausrufe drängt: „Was muß das für eine mathematisch genaue Buchführung des unendlichen „Arithmeticus“ sein, nach welcher die über dem Gewühl der Massen und durch die Millionen von Geburten hindurch sich bewährende Proportion oder geheilte Disproportion der Geschlechter zu Wege gebracht wird!“

Müßten wir nicht weiter eilen in der Durchwanderung des großen Gebietes der Social-Physiologie, so könnten wir die erstaunlichsten Thatsachen auch noch von anderen Qualificationen der Geburten als denjenigen nach dem Geschlechte berichten. Die internationalen Vergleiche zeigen beispielsweise eine ganz merkwürdige Beharrlichkeit in dem jedem einzelnen Lande charakteristischen Verhältnisse der ehelichen zu den unehelichen Geburten, der Lebend- und Todtgeborenen, der Zwillings- und Mehrlingsgeburten und zwar alles dies in einer typischen Regelmäßigkeit, die selbst bei den verwickelten gegenseitigen Combinationen noch immer klar erkennbar zu Tage tritt. So ergibt sich bis zur letzten Consequenz, daß der Zufall, welchen wir bei der einzelnen Familie oder im engen Freundeskreise walten sehen, in der großen Menschenfamilie, im „genus

humanum“ verschwindet und daß unser Eintreten auf die Bühne des Lebens von ehernen Naturgesetzen geregelt wird.

Ein Gleiches gilt vom Scheiden aus dem irdischen Dasein. Auch dieses ist determinirt; schon Süßmilch hat darüber sehr richtig geurtheilt. „Der Tod, dessen Begriff vielleicht manchen keiner Ordnung fähig zu sein scheinen möchte, ist ein recht bewunderungswürdiger Schauplatz der schönsten Ordnung und es ist desselben Gewalt fast an die allerstrengsten Regeln gebunden. . . . Alle Alter, Geschlechter, Stände und Krankheiten müssen ihr Gesetz beibringen, um das bestimmte Maß der Sterblichkeit zu erfüllen.“ — In der That manifestirt sich die Herrschaft des Todes daran, daß die Parzen nicht blindlings die Lebensfäden abschneiden, sondern regelmäßig die der Kinder, der Erwachsenen und Greise, jene der Männer und Frauen, der Ledigen und Verheiratheten in ganz bestimmten Zahlen auswählen und von jeder Classe einen unerbittlichen, man kann wohl sagen im Voraus zu berechnenden Tribut fordern. Zwar zeigt sich in der Statistik des Todes, daß die Verhältniszahlen nicht schlechtthin unabänderlich sind, sondern theilweise von socialen Zuständen abhängen, für deren Verbesserung der Gesamtwille der Gesellschaft vieles thun kann. Aber die feststehenden natürlichen Bedingungen sind für die Gesamtheit so vorwiegend, daß man nur für vereinzelte Schichten der Gesellschaft behaupten kann, es trete neben dem allgemeinen Gesetze der Absterbeordnung ein durchgreifender Einfluß des menschlichen Willens und socialer Einrichtungen auf den Verlauf der Todesherrschaft zu Tage. Die Mortalität der Völker divergirt allerdings mehr als die Nativität; denn man findet vier nördliche Staaten, Irland, Norwegen, Schweden und Dänemark, wo alljährlich im Durchschnitt weniger als zwei von hundert Einwohnern sterben, während in einem südöstlichen Lande, im Königreich Ungarn die Sterblichkeit mehr als 4 Procent beträgt. Aber in der Mitte zwischen diesen Extremen, nämlich in der Mortalitätsziffer von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Proc. finden sich doch wieder die meisten Staaten zusammen; beispielsweise das Deutsche Reich mit 2,71 Procent, Italien mit 2,99 Procent, Holland mit 2,49 Procent, Oesterreich mit 3,13 Procent u. s. w. Und ebenso zeigt sich auch wieder eine verhältnißmäßig nicht sehr große Abweichung der Sterblichkeit einzelner normaler Jahrgänge von den langjährigen Durchschnitten. Es hieße daher den Einfluß, welchen die menschliche Gesellschaft auf ihre Lebensdauer auszuüben vermag, überschätzen, wollte man denselben über zehntel Procente hinaus annehmen. Die Machtlosigkeit zeigt sich doch klar darin, daß alle Errungenschaften der Civilisation mit Einschluß der zweifellos enormen Fortschritte der Medicin und Chirurgie, der Hygiene und Therapie noch nicht eine nennenswerthe Verlängerung des Lebens der Menschen im Großen und Ganzen zu bewirken vermochten. Der Versuch eines solchen Nachweises wird mit Recht in Zweifel gezogen. Selbst Dettingen, der geistvolle Vertreter der Socialethik auf dem Gebiete der menschlichen Massenerscheinungen muß zugeben, „daß, obwohl es sich bei der Statistik des Todes unwiderprechlich zeigt, daß ihre Verhältniszahlen nicht schlechtthin unabänderlich sind, sondern nur theilweise von feststehenden natürlichen Bedingungen, anderntheils aber von socialen Zuständen abhängen, für deren Verbesserungen der einzelne wie der Gesamtwille der Gesellschaft Vieles thun

kann, — sich doch auch in diesen willkürlichen Einflüssen eine merkwürdige Constanz zeigt, sei es im Fortschritt zum Bessern, sei es in dem selbstverschuldeten Siechthum der Gesellschaft.

Daß es überhaupt mit der Herrschaft des freien Willens in der Gesamtheit, im socialen Körper, ein eigen Ding ist, das zeigt sich nirgend deutlicher als bei den Eheschließungen. Bei keiner socialen Erscheinung würden wir von vornherein mehr geneigt sein, an absolute Willensfreiheit zu denken, als bei dem Entschlusse, zu heirathen oder ledig zu bleiben und bei der Möglichkeit zwischen allen denjenigen Wegen zu wählen, die den Menschen auf Freierrfüßen offen stehen. Und dennoch! So frei und willkürlich jeder Einzelne von uns in diesem Entschlusse gehandelt hat oder noch handeln wird, wir Alle insgesammt, die wir die menschliche Gesellschaft bilden, stehen unter einem höheren Gesetze. Dem Einzelnen mag der Dichter den weisen Rath geben:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.“

Die Gesamtheit muß aber immer die Herzen für die Herzen finden. — Die Statistik scheint zu bestätigen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden; mindestens beweist sie, daß die Ehen nach einem festen Beschlusse getreu und folgsam auf Erden eingegangen werden. Dafür spricht die unwiderleglich nachgewiesene constante Gleichmäßigkeit in der Gesamtzahl der Trauungen eines jeden Landes und noch auffälliger die Unveränderlichkeit in den überhaupt denkbaren Combinationen der Brautpaare. Die von Bobio gelieferte hochinteressante Arbeit auf dem Gebiete der internationalen Statistik führt diese längst bekannte und bis in's siebenzehnte Jahrhundert zurück verfolgte Wahrnehmung neuestens bis in unsere unmittelbare Gegenwart; man traut seinem Auge kaum, wenn man sieht, daß in Normaljahren nicht bloß die absolute und relative Anzahl der Trauungen fast unveränderlich ist, sondern daß auch die Zusammenstellung der Brautleute nach Stand und Alter sich nur wenig ändert! Alljährlich, wenn nicht Kriege, Epidemien oder besondere Theuerung eine besondere Störung verursachen, finden 8 bis 10 Heirathen auf je 1000 Bewohner statt, z. B. in Oesterreich je 8.6, in Frankreich 8.0, in Großbritannien 8.2, in Italien 7.5, in Holland 8.2, in Dänemark 8, im Deutschen Reiche 9, in Ungarn 10.3 auf je 1000 Einwohner; die Gesamtzahl der Trauungen schwankt, wie man sieht, weniger, als diejenige der Todesfälle und was am willkürlichsten vor sich zu gehen scheint, vollzieht sich in Wirklichkeit am allerregelmäßigsten. So gilt beispielsweise das statistisch nachgewiesene Gesetz, daß beiläufig vier Fünftel (80 bis 84 Procent) aller Brautpaare aus beiderseits ledigen Personen bestehen; und das übrig bleibende Fünftel auf die Combinationen von Ledigen mit Wittwen (4 bis 6 Procent), Fräuleins mit Wittvern (8 bis 13 Procent), oder Wittwen mit Wittvern (3 bis 6 Procent), oder endlich, wo die confessionellen Gesetze es zulassen, auf solche von Getrennten und Geschiedenen entfällt.

Das Merkwürdigste ist bei dieser festen Vertheilung, daß gerade die Anzahl derjenigen Ehen, die wir als Ausnahmen bezeichnen, z. B. die zwischen Verwitweten am unbedeutendsten schwanken; die Differenzen derselben machen von einem Jahr zum anderen nur zehntel Procente aus. Ein anderes höchst erstaunliches

Factum liegt in der Regelmäßigkeit der Alters-Combination der Brautpaare, für welche ebenfalls aus der internationalen Statistik reichliches Ziffernmateriale zur Beweisführung vorliegt. Da es aber nicht meine Absicht ist durch Tabellen und Zahlencolumnen die Geduld der Leser zu erproben, so wird es genügen, wieder nur auf gewisse frappante Erscheinungen aufmerksam zu machen, welche jeden Zweifel an dem Bestehen social-physiologischer Gesetze ausschließen. Wir pflegen diejenigen Ehen, wo ein Gatte um 30 Jahre älter ist als der andere, für eine seltene Ausnahme zu halten und bezeichnen es als unsaßbare „Monstrosität“, wenn die Braut den Bräutigam um diese stattliche Anzahl von Decennien überträgt. Mit Unrecht; denn aus einzelnen Ländern liegen die positiven Beweise dafür vor, daß dergleichen Ehen zwar in geringer Menge, aber in jedem Jahre und mit einer erstaunlichen Gleichmäßigkeit wiederkehren. Ja selbst die Ehen von Männern, die jünger als 30 Jahre sind, mit Matronen, die älter als 60 Jahre sind, bilden eine constante Erscheinung. So zeigen also gerade diejenigen „monströsen Ehen“, von welchen man allgemein glauben dürfte, sie kämen ganz zufällig, selten und unregelmäßig vor, eine durch die neuesten Forschungen bestätigte geradezu fabelhafte Regelmäßigkeit. Wer sie verfolgt, kann mit Quetelet ausrufen: „il se passe là quelque chose de mystérieux qui confond notre intelligence!“

Ueberhaupt ist das Lebensalter keine Schranke für den Brautstand; im kleinen Belgien heirathen regelmäßig 23 bis 30 Frauen noch im Alter von 70 bis 80 Jahren; in England beträgt die Zahl dieser greisenhaften, ehrwürdigen Bräute sehr constant jährlich 46 bis 55, in Italien 40 bis 60 u. s. w. Kurz, wohin wir blicken, eröffnet sich uns das überzeugende Bild einer Regelmäßigkeit, welches sich noch in vielen Details ausschmücken ließe; denn auch die Wiederverehelichungen zum zweiten, dritten und vierten Male, die Trennungen und Scheidungen, wo sie nachgewiesen werden. Alles zeigt eine Beharrlichkeit der Wiederkehr, welche auf ein höheres Gesetz, auf eine in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft selbst liegende Nothwendigkeit des Vollzuges zuversichtlich schließen läßt und beweist, daß „der Einzelne mehr oder weniger unbewußt durch sein Verhalten einen Beitrag liefert zum Vollzuge großartiger Erhaltungsgesetze der Gemeinschaft.“

Neben den constanten Ursachen wirken accidentelle Einflüsse, z. B.: ein besserer oder schlechterer Jahrgang in den Ernten der Brotfrüchte, des Weins, der Baumwolle, oder der Ausbruch eines Krieges, oder verheerende Krankheiten oder wirtschaftliche Erschütterungen durch Krisen u. dgl. auf die Zahl und Art der Eheschließungen, gewissermaßen um uns die Abhängigkeit des Individuums von den Gesamtzuständen der Gesellschaft recht klar zu demonstrieren. Wollten wir aber vergessen, daß wir von der himmlischen Mechanik der Gestirne, vom physischen Kosmos beherrscht werden, daß die menschliche Welt ein Stück jenes unermesslichen Naturdaseins ist, aus welchem sie hervorging und in welches sie im ewigen Kreislaufe zurückkehrt, so erinnert uns daran der Zusammenhang der Heirathsfrequenzen mit den Jahreszeiten und Monaten. Jedes Land hat seine Charakteristik für die Maxima und Minima der Trauungen je nach Klima, Religion, Sitten und Gebräuchen. In Frankreich, Oesterreich und Italien (katholischen Ländern) heirathen die meisten Menschen im Februar und November;

in Belgien und Holland liegt die höchste Zahl im Monate Mai, in Schweden und Norwegen im November und December. Die wenigsten Trauungen aber entfallen erfahrungsgemäß in Frankreich, Belgien, Italien und den Niederlanden auf die Zeit von März, Juli und August, in Oesterreich auf August und December u. s. w. Und untersucht man die Frequenz nach Quartalen, so ergibt sich eine so geringe Abweichung, daß die constante Regel auch in dieser Beziehung erkennbar hervortritt.

III.

Ist es uns gelungen, an den bisherigen Beispielen das Walten höherer Gesetze im Social-Organismus zu zeigen, so findet sich das Uebergangsglied, um die übrigen Lebensäußerungen der menschlichen Gesellschaft kurz zu berühren, in der Darstellung der ethischen oder intellectuellen Eigenschaften. Zwar läßt sich die geistige Entwicklung nicht mit demselben Maßstabe messen, welcher an Rekruten bei ihrer Assentirung angelegt wird, sie läßt sich nicht mit dem Dynamometer prüfen, welches für geistige Potenzen leider noch nicht erfunden ist, und an dessen Stelle der Kampf um's Dasein oft eine verspätete Probe bietet; und sie läßt sich auch nicht auf der Decimalwaage nach dem Gewichte bestimmen. Unerachtet des Fehlschlagens dieser exacten Beobachtungsmittel gibt es einige Methoden, um auf die intellectuelle und moralische Beschaffenheit einer Gesamtbevölkerung ziemlich sichere Schlüsse zu ziehen. Können wir auch nicht sagen, wie groß die Verstandesleistungen dieses oder jenes Volkes zu schätzen seien, so liegen doch gewisse Kriterien vor, welche eine auffallende Constanz auch auf diesem Gebiete zeigen.

Beginnen wir mit einem Extreme: mit dem Fehlen des Intellectes bei jenen beklagenswerthen Geschöpfen der menschlichen Gattung, welche Blödsinnige sind (Idioten, Cretins), oder deren Geist umnachtet wird von Wahnvorstellungen und Störungen der Gehirnthätigkeit: Irrsinnigen. Die Zahl derselben schwankt viel weniger, als man vermuthen würde; denn sie bewegt sich innerhalb der Grenzen von 8 bis 14 Blödsinnigen und 9 bis 20 Irrsinnigen auf je 10,000 Einwohner derjenigen europäischen Staaten, für welche die internationale Statistik überhaupt Anhaltspunkte bietet. Da aber gute Gründe annehmen lassen, daß die Erhebungen auf diesem heiklen Gebiete nur einen Theil der vollen Wahrheit entschleiern, so dürfte die Oscillationsgrenze thatsächlich noch enger zu ziehen sein. Wenigstens spricht für diese Annahme die merkwürdige Constanz in einigen und die stetig zunehmende charakteristische Häufigkeit von Geistesstörungen in anderen Ländern, die consequent seit längeren Jahresreihen Nachweise liefern.

Auch andere extreme Kriterien lassen sich als einschlägig verfolgen. So ist die relative Anzahl der „Analphabeten“ (derer, die nicht lesen und folgerichtig auch nicht schreiben können) zwar mit den Fortschritten des Volksschulwesens einer Veränderung unterworfen; aber sie ist eine für Jahrfunfte und selbst Jahrzehnte ziemlich constante und, was uns die Hauptsache scheint — sie ist eine für das einzelne Land individuelle Größe. Zusammenhängend damit läßt sich als ebenfalls charakteristisches Merkmal des Volksthums die Zahl des Schulbesuches mit erstaunlicher Constanz insoferne ansehen, als gewisse Länder von jeher große

Vorliebe, andere eine ebenso beharrliche Abneigung gegen die Benutzung dieses primären Erziehungsmittels zeigen. Und nicht bloß in diesen Fällen der rohesten Beobachtung, sondern auch im Verfolge höherer Merkmale der geistigen Regsamkeit und intellectuellen Kraft zeigt sich eine analoge Gesetzmäßigkeit. Wir finden sie in der jedem Gesamtkörper eigenthümlichen und nur allmählig sich ändernden relativen Lebhaftigkeit der Circulation von Briefen, Telegrammen, Journalen; wir begegnen ihr in der Regelmäßigkeit der literarischen Erzeugnisse, in der Statistik der Prüfungsergebnisse, ja sogar in der Zahl der wegen fehlerhafter Adressirung nicht bestellbaren Briefe, der sogenannten „dead letters“.

Liegen hier noch manche, von der künftigen Beobachtung genauer festzustellende Merkmale der Anatomie des socialen Körpers verborgen, so führen uns schon heute viel zuverlässigere Daten zur Moral-Physiologie einer ganzen Gesellschaft. Wir schließen von der schlechten auf die gute, oder von der positiven auf die negative Seite, indem wir die Criminal-Statistik und die der Selbstmorde als Maßstab der geringeren oder größeren Widerstandskraft eines Volkes gegen die ihm drohenden sittlichen Gefahren betrachten, und daraus seine moralische Stellung messen.

Nicht in die tiefen Abgründe der Verbrechertwelt wollen wir den Leser führen und auch nicht jene Wege ihm beschreiben, welche mit schauerlicher Vorliebe von vielen unserer Zeitgenossen betreten werden, um vorzeitig die Pforten der Ewigkeit aufzureißen. Unsere Absicht ist nur, die Regelmäßigkeit der Wiederkehr dieser scheinbar willkürlichsten Handlungen zu betonen, und die Bindeglieder zwischen Naturforschung und Socialwissenschaft anzudeuten. Schon Guerry hat in einem preisgekrönten Werke den erstaunlichsten Nachweis von Ursachen und Wirkungen bei dem Begehen von Verbrechen geführt; Quetelet, Dettingen, Ad. Wagner, Mayr u. viele Andere, deren Namen zu nennen nicht hierher gehört, haben auf diesem Gebiete den traurigen Ausspruch bewahrheitet: „Es gibt ein Budget, welches mit erschütternder Regelmäßigkeit gezahlt wird, das ist das Budget des Gefängnisses, der Galeere und des Schaffots.“ Die Beobachtung lehrt uns die Regelmäßigkeit der Wiederkehr in der Gesamtzahl der Verbrechen und der Verbrecher jedes Landes, der Angeklagten, Verurtheilten und Freigesprochenen; eine Gesetzmäßigkeit in der Vertheilung der Verbrechen auf die beiden Hauptarten, solchen gegen das Eigenthum und gegen die Person; eine Gesetzmäßigkeit in der Vertheilung nach den Hauptmotiven, Eigennutz oder Bosheit. Wir finden diese auffallende Regelmäßigkeit in dem Antheile der Männer und Frauen, der einzelnen Altersklassen, der Stände und ConfeSSIONen an gewissen denselben eigenthümlichen Arten der Verbrechen; und wir finden wieder eine durchschlagende Abhängigkeit von kosmischen Bedingungen: vom Boden, Klima, der Jahreszeit, dem Monate und den Tagesstunden. Diese Ursächlichkeit ist so stark, daß sie von keiner Seite mehr hinweggeleugnet wird. Die Atomisten sprechen von ihnen im Sinne eines äußeren psychischen Zwanges, die Moralstatistiker bester Sorte fassen sie so auf, daß sie die einzelnen Verbrecher und Verbrechen als Symptome und Früchte einer krankhaften geistigen Fehlentwicklung betrachten. Aber zugeben müssen Alle, daß ein allgemeiner verursachender Grund im socialen Körper selbst liegt, von welchem der Einzelne, der sich dem

Verbrechen hingibt, erfaßt wird. So gelangt man zur Hypothese von dem Gang zum Verbrechen, vom „penchant au crime“, dessen Höhe und Intensität man zu messen sucht.

Es wäre nichts leichter, als diese Behauptung durch eine Legion von Tabellen zu beweisen, die sich in der reichen, interessanten Literatur aufgespeichert finden; aber auch in diesem Belange dürfen wir wohl, wie in allen vorangehenden Punkten, das Vertrauen des Lesers hoch genug anschlagen, um ihn nicht durch Ziffern zu ermüden. Nur Gines möge citirt werden. Eine gegen den Vorwurf mechanistischer Weltanschauung durchaus gefeite Autorität, wie A. v. Dettingen selbst, kommt in seinem classischen Werke über Moral-Statistik mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Resultate, daß sich das Budget der Verbrechen in allen neuesten gerichtlichen Documenten bewahrheitet; daß in jedem Lande jede Kategorie von Verbrechen ihren im Ganzen constanten ziffermäßigen Typus hat; daß die Fluctuationen in den relativen Zahlen im Ganzen sehr gering und, wo sie vorkommen, meist erklärbar sind; und daß wir für jede Strafform länderweise das Contingent der ihr Verfallenen budgetartig bis auf sehr minime Schwankungen vorherzusagen können. Ist es aber deshalb nothwendig, bis zu jener Consequenz zu kommen, welche den Determinismus zur Quelle der Entschuldung macht, und die „ausbündigste Narrheit dieser Welt“ zu behaupten, indem wir „die Schuld unserer Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne schieben, als wenn wir Schurken wären durch Nothwendigkeit, Schelme, Diebe und Verräther durch die Uebermacht der Sphären?“ Nicht die fatalistische Nothwendigkeit crimineller Extravaganz — sagt Dettingen voll Ueberzeugung — können und dürfen wir aus jenen elementaren Einflüssen erschließen, sondern lediglich den Erfahrungssatz, daß der Wille des Menschen, wenn er einmal die selbstfüchtige Richtung auf das Rechtswidrige genommen, von einem inneren Triebe, einer Art Naturbestimmung abhängig erscheint, die sich als eine treibende Macht dauernd und in bestimmten socialen Constanten ausprägt. In dem Vorhandensein einer solchen Constanz, in der festen Abhängigkeit des Verbrechens von gegebenen Ursachen, in der Periodicität crimineller Erscheinungen, in dem erstaunlich fixen Quotenverhältnisse der einzelnen Gruppen von Verbrechen gegenüber dem Ganzen liegt das Gebiet der exacten physiologischen Durchforschung des Gesellschaftskörpers.

Nicht minder fruchtbar für diese Untersuchungen ist die Domäne des Selbstmordes. Die erschreckende Häufigkeit seiner Zunahme in allen europäischen Staaten hat das düstere pathologische Material zur Ergründung gewisser Gesetze und Regelmäßigkeiten geboten, die dem Selbstmorde die Natur einer physiologischen Lebensäußerung der Gesellschaft aufdrücken. „Auf keinem Gebiete läßt sich die Bedingtheit, ja die slavische Abhängigkeit des Menschen, sei es von den ihn umgebenden Zeit- und Culturverhältnissen, sei es von der Macht der eigenen Leidenschaft und Verzweiflung, so schlagend nachweisen, wie beim Selbstmord. Namentlich in unserer „aufgeklärten“ Zeit erscheint der einzelne Selbstmörder mit als ein Opfer der gesellschaftlichen Zustände. Mag man mit den Social- oder Personaethikern gehen, nie kann man den Selbstmord als eine zufällige gräßliche Einzelthat ansehen; man muß ihn als das

Ergebniß des Gesamtzustandes der menschlichen Gemeinschaft erklären. So wie sich ein „Gang zum Verbrechen“ als das durchschlagende Element erkennen läßt, so besteht auch eine chronische Selbstmordtendenz der Gesamtheit. Die Moraltheologen wie Dettingen, Jochnik und Masaryk führen sie auf die zunehmende Irreligiosität, auf eine chronische Geisteskrankheit, die „Psychose“ zurück; andere Moralstatistiker, wie Wagner, Morfelli, Legoyt, schließen ganz objectiv aus der Regelmäßigkeit der Selbstmordziffer auf ein naturnothwendiges Gesetz, kraft dessen der Einzelfall lediglich ein Product der bedingenden materiellen Ursachen ist; sie kommen zu dem Folgesatze, daß der Selbstmord nicht eine von der Willkür des Individuums (als Theil des socialen Körpers — möchten wir hinzufügen) abhängige Handlung, sondern eine sociale Thatsache ist, nicht minder regelmäßig als Geburten und natürliche Todesfälle, Verbrechen und Geisteskrankheiten. Vielen unter diesen, wie insbesondere Morfelli, erscheint der Selbstmord als das Ergebniß des Kampfes um's Dasein und der Auslese, die sich im Menschengeschlecht kraft des Gesetzes der Culturentwicklung vollzieht.

Unabhängig von diesen Verschiedenheiten der Erklärung bleibt thatsächlich unbestritten, daß die länderweise charakteristische Anzahl der Selbstmorde, die Vertheilung derselben auf die einzelnen Gruppen der menschlichen Gesellschaft, die Art und Wahl der Mittel, mittelst deren der fürchtbare Entschluß vollzogen wird, die Einflüsse des Geschlechtes, der Berufsarten und Religionen, der Jahreszeiten und Klimate auf eine erstaunliche Gesetzmäßigkeit hindeutet. Jedes Land, ja jede Provinz und jede Stadt zeigt eine eigenthümliche Selbstmordphysiognomie, die sich nie plötzlich, sondern nur sehr allmählig ändert. Wenn man eine der graphischen Selbstmordkarten ansieht, so fällt es bei der ersten Betrachtung sofort auf, daß sich um die Großstädte wie um dunkle Herde jene Moderluft lagert, die in den Gebeinen ganzer Volkstörper ihr unheimliches Zerstörungswerk übt. Wie charakteristisch diese Ziffern sind und wie sehr trotz alles Sträubens der Moraltheologen gewisse allgemeine prädestinirende Einflüsse darauf einwirken, sieht man klar auf der Morfelli'schen Selbstmordkarte von Europa und an der Stetigkeit der relativen Häufigkeit des Selbstmordes. In Sachsen, der Wiege des Protestantismus, erreicht die Selbstmordmanie mit jährlich 408 auf je 1 Million Einwohner den Gipfelpunkt. Von allen Seiten der Windrose hebt sich allmählig, je nach der näheren oder ferneren Berührung mit dem sächsischen Chimborasso, das colossale Selbstmordgebirge. Während die Selbstmordziffer in der sarmatischen Ebene nur 30 und in den Rheinlanden 65 auf 1 Million beträgt, steigt sie aufwärts über die Ostseeprovinzen Rußlands, über Ost- und Westpreußen und Brandenburg auf dem Wege gegen Sachsen bis zu 250 und darüber; ebenso von Westen, von den Rheinlanden her über Westphalen, Hannover und Thüringen und vom Süden. Nirgends zeigt sich der Einfluß Sachsens so deutlich, wie hier, in Bayern und Oesterreich, deren einzelne Provinzen um so reicher an Selbstmorden werden, je näher sie an Sachsen liegen. Dettingen, welcher diese Thatsachen in lichtvoller Weise dargestellt hat, muß sich selbst die Frage vorlegen: wie erklärt sich dieses unheimliche Phänomen? Welche Einflüsse bewirken diese gewaltige Gliederung eines Gebirgsstockes, dessen Abdachungen sich überall hin erstrecken? Offenbar liegt ein durchschlagendes socialphysiologisches

Gesetz vor, welches die Intensität der chronischen Selbstmordtendenz bestimmt. Der Einfluß der äußeren Natur, der Bevölkerungs-Eigenthümlichkeiten, der biologischen und socialen Eigenschaften des Individuums ist von keiner Seite geleugnet, von Allen anerkannt und analytisch verfolgt worden. Unabhängig von der Streitfrage nach den letzten Ursachen der zunehmenden Selbstmordneigung bleibt also sicher, daß wir es hier mit einer großen Erscheinung zu thun haben, deren im Einzelnen geltende Zufälligkeit und Willkür im Social-Organismus zu einer Gesetzmäßigkeit wird.



Wohin lenken uns nun die Erfahrungen, welche auf dem Gebiete der Social-Physiologie zu sammeln sind? Führen sie uns zum Determinismus, dessen Bild Ad. Wagner in einer ungemein anschaulichen Weise als das Budget der Völker und Staaten im Stile von Swift dargelegt hat, indem er einen Reisenden nach Art Gulliver's erzählen läßt, er habe ein Land besucht, in welchem durch ein Staatsgesetz im Vorhinein jährlich bestimmt wird, wie viele Paare sich heirathen, wie viele Personen ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen haben, wie viele und welche Verbrechen im nächsten Jahre begangen werden u. s. w., und wo das Volk sich vollkommen darein fügt und Jahr für Jahr diese Gesetze treu ausführt? Wird durch die Auffindung von Gesetzmäßigkeiten die individuelle Freiheit ausgeschlossen? Eine solche Consequenz wäre ganz und gar ungereimt; und auch Ad. Wagner dachte an sie ebensowenig als Quetelet. Wir können uns vollständig die Vereinbarkeit der individuellen, ja sogar der gesellschaftlichen Freiheit des Thuns und Lassens mit den Gesetzen der Social-Physiologie denken. Weil wir Menschen nicht physische Kraft haben, länger als eine gewisse Anzahl von Decennien zu leben; weil wir in unseren wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen durch den Nerven- und Gehirnapparat begrenzt sind: weil wir zu einem gewissen Bruchtheil unter den Einflüssen der geistigen, politischen und socialen Strömung des Zeitalters stehen; weil wir von unserem geographischen Standort, von Klima, Boden, Lebensmittelpreisen abhängen, wird man uns doch noch nicht das Attribut der Willensfreiheit rauben?

Die Gesetze der Social-Physiologie, wenn man sie völlig im Sinne von Naturgesetzen durch Beobachtung ableitet und ihre Geltung nur durch die kurze Dauer der Evolutionsepochen gegenüber anderen Naturgesetzen modificirt, lassen unserer individuellen Entwicklung einen genügenden Spielraum. Da in dem ganzen Socialkörper nur die letzte Resultirende, das Endergebniß der unendlichen Mannigfaltigkeiten hervortritt, welche sich in den Zellen dieses Körpers finden, so bleibt die Freiheit der Einzelnen vereinbar mit der Gesetzmäßigkeit der Gesammtheit. Aber auch die Gesammtheit ist nicht ein stillestehender oder starrer Körper, sondern ein Organismus, der sich specifisch herausbildet, der sich verändern, umwandeln, allmählig weiter entwickeln läßt; eine ganze bürgerliche Gesellschaft kann durch ihren Gesamtwillen innerhalb der natürlichen Grenzen alle jene Eigenarten und Gesetze modificiren, die wir aus dem Gebiete der Social-Physiologie kennen gelernt haben.

Schwingen wir uns zu dem höheren Standpunkte dieser Gesetzmäßigkeiten

auf, dann leuchtet uns der Hoffnungsstrahl, daß eine Zeit heranbricht, in welcher es der wissenschaftlichen Forschung gelingen wird, allgemeine oberste Thesen auch für den socialen, wie schon heute für den physischen Körper aufzustellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese allgemeinsten Wahrheiten mit den größten Abstractionen der Naturphilosophie, deren wir einige schon kennen, identisch sein werden. Wir würden damit zum Monismus gelangen, dessen Annahme mit der Religion und Moral vereinbar ist, wie sein großer Prophet, Charles Darwin bewiesen hat. Wir würden die Einheit nicht bloß der Naturerscheinungen, sondern auch der socialen Massenerscheinungen feststellen; wir würden den Satz Goethe's, daß „die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiren und wirken könne“ auf ein weiteres größeres Gebiet übertragen. Wir würden nicht mehr dabei stehen bleiben, daß der Unterschied zwischen lebendiger und tochter Körperwelt zu verwischen sei, sondern auch die Gesellschaft in das unermessliche Reich der „Natur“ einreihen. Sollte aber unseren Lesern vor dieser Anschauung, sollte ihnen vor dem „Materialismus“ und „Atomismus“ oder anderen angepöbelten Consequenzen grauen, so empfehlen wir ihnen des Philosophen Herder schöne veröhnende Worte: „Wem der Name Natur durch manche Schriften unseres Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das keine Erdensprache zu nennen vermag. . . . Die Formen und Formeln werden zerfliegen, in denen man die Spur dieses Wesens sah, aber seine Gedanken werden bleiben und von Stufe zu Stufe mehr enthüllt und in herrlichen Gestalten dargelegt werden.“

Henry Thomas Buckle.

Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Von Alfred H. Huth. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1881.

Vor einigen Jahren erschien in London ein Werk über Buckle's Leben und Schriften (Life and writings of Henry Thomas Buckle by Alfred H. Huth), welches von der englischen Kritik nur sehr bedingt anerkannt wurde. Man tabelte vor Allem den Mangel an Urtheil, welcher sich darin zeigte, daß der Verfasser das für seinen Zweck Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu unterscheiden vermochte. Das Resultat war eine Breite, welche den Leser ermüdete und unter der Anhäufung von Nebensachen den eigentlichen Gegenstand nahezu verschwinden ließ. Ungehörige Polemik mischte sich ein, um Schlimmes schlimmer zu machen und die Schätzung des Mannes, dessen Leben erzählt werden soll, zu verringern anstatt richtig zu stellen. Wir sind Herrn Katscher darum dankbar, daß er uns in einem dünnen Bändchen, frei von jedem überflüssigen und beeinträchtigenden Beiwerk Alles mittheilt, was in den beiden dicken Bänden des Originals über den berühmten Verfasser der „Geschichte der Civilisation in England“ in einem allgemeinen Sinne Wissenswerthes enthalten ist: über die näheren Umstände seiner Erziehung, über seinen Bildungsgang, seinen Charakter und seine kurze schriftstellerische Laufbahn. Auch begreifen und billigen wir, daß Herr K., einer so beschaffenen Vorlage gegenüber, sich eine gewisse Freiheit in der Disposition über seinen Stoff vorbehielt, und finden insofern den Zusatz des Titels „auszugsweise umgearbeitet“, wenn nicht gerade glücklich gewählt im Ausdruck, so doch annähernd verständlich in seiner Meinung. Nicht so deutlich ist uns geworden, was mit den Worten „Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken“ gesagt sein soll. Weniger unmittelbare Wirksamkeit hat wohl selten ein Mann von gleicher Bedeutung ausgeübt. Mit einer oder zwei Ausnahmen, seinem Auftreten gegen den Richter Coleridge und einem Vortrag in der Royal Institution hat er überhaupt niemals als Persönlichkeit vor dem Publicum gestanden. Buckle's Wirken ist ausschließlich in seinen Werken; und es ist daher ganz unerklärlich, warum Herr Katscher „writings“, durch „Wirken“ — man kann nicht sagen: übersetzt, sondern willkürlich ersetzt hat. Ebensowenig ist der Text der Uebersetzung von Seltsamkeiten oder Irrthümern

frei. „Notwithstanding his knowledge of Mr. Mill's accuracy“ übersezt er: „Obgleich er Mill's Genauigkeitsliebe kannte“, (S. 87). „Tea-caddy“ heißt Theebüchse, nicht Theekanne (S. 34); der Uebersetzer sieht nicht, wie durch Verwechslung dieser beiden Requisite ein falscher Sinn oder eigentlich ein Unsinn in das Recept einer guten Theebereitung kommt, auf welche Buckle so großen Werth gelegt hat. „Schachist“ (S. 18) für Schachspieler zu sagen, ist vielleicht nur ungebräuchlich; aber „Loryst“ (S. 10) für Lory unzweifelhaft falsch. „Cassafconto“ (S. 33) für „discount“ (Disconto bei Wechfeln, bei Waaren gewöhnlich Rabatt), kommt weder in der Praxis noch in irgend einem Wörterbuch vor. Einen „Sprachlehrer aufnehmen“ (S. 18) mag ein Austriacismus sein; ein „Haus aufnehmen“ (S. 162) sagt man unsres Wissens nicht einmal in Oesterreich. Man sagt nicht „ein Licht hinter“ (S. 65), sondern „unter den Scheffel stellen“. Man sagt nicht „Sitzzimmer“ (für sitting-room, S. 112), sondern Wohnzimmer, und übersezt „landlady“ nicht mit „Hausfrau“ (S. 107), sondern mit Hauswirthin. So geringfügig an sich diese Dinge sein mögen, sie stören den Leser, der andererseits bereitwillig anerkennen wird, daß der Inhalt des Buches durch die geschickten Kürzungen des Bearbeiters an Interesse gewonnen hat.

Dem Verfasser, Mr. Alfred H. Huth, stand ein gutes Material zu Gebote sowohl in seinen eigenen Erinnerungen und den Aufzeichnungen seiner Mutter, als in den Tagebüchern und der Correspondenz Buckle's. Mr. Huth hatte schon als Kind und in seiner Eltern Hause Buckle gesehen. Das Haus Friedrich Huth u. Co., deutschen Ursprungs, war „eines der angesehensten und gewaltigsten Londons, ein Haus von universeller, kosmopolitischer Bedeutung“, wie Freiligrath schreibt, welcher während seines ersten Exils (1846—1848) in demselben eine ehrenvolle kaufmännische Stellung fand. Noch viele Jahre später rühmt Freiligrath den trefflichen Charakter des Chefs, sowie die Freundlichkeit und das Wohlwollen, mit welchem man ihm von dieser Seite stets begegnet¹⁾. In diesem Hause war Buckle intim befreundet; und hier, gleichsam unter seinen Augen, wuchs der jüngere Huth, sein künftiger Biograph heran, der ihn auf seiner letzten Reise begleitet und an dem einsamen Sterbebette des vor der Zeit und fern der Heimath gefällten Denkers gestanden hat. Wenige mochten gleich ihm befähigt sein, uns Nachrichten aus erster Hand über einen Mann zu geben, dessen Freundeskreis so beschränkt und dessen Leben so kurz war; und der fast in demselben Momente vom Tod ereilt wurde, wo er eben begonnen hatte, die Blicke der Welt auf sich zu ziehen.

Henry Thomas Buckle, am 24. Nov. 1821 auf kentischem Boden, in Lee bei London, geboren, ist ein Kind des englischen begüterten Mittelstandes; sein Vater, einer alten Cityfamilie angehörig, war Theilhaber einer großen Rhedefirma, seine Mutter stammte aus Yorkshire. Der Vater, welcher in seiner Jugend gute Studien gemacht hatte, war der Typus eines englischen Kaufmanns, mit stark ausgesprochenen conservativen politischen und kirchlichen Meinungen. Doch er starb früh, ohne bestimmenden Einfluß auf die Geistesentwicklung seines Sohnes gewonnen zu haben; seine letzten Worte an diesen waren: „Sei Deiner

¹⁾ Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. II, 198. 307.

Mutter ein guter Sohn!" Es ist, als ob man durch das ganze fernere Leben Buckle's die Worte des Sterbenden fortklingen höre. Auf dieser so kurz bemessenen mühereichen Strecke war die Liebe seiner Mutter die Sonne, die sein Wachstum nährte und in deren schwindendem Strahl er nur noch einige unsichere Schritte machte, bis er ihr folgte. Wenn man den Namen „Buckle“ nennt, so hat man die Vorstellung eines vielleicht nur zu sehr der strengen Mechanik unerbittlicher Gesetze huldigenden Denkers; aber wenn man einen Blick in das Verhältniß zu seiner Mutter wirft, so wird man ebensowohl von der Tiefe seines Gemüthes ergriffen werden. Als sie bereits mehrere Jahre todt und in Gegenwart des Sohnes von edlen Frauennaturen, als den gewöhnlichen entgegenge setzt, die Rede war, rief er aus: „Ich wollte, Sie hätten meine Mutter gekannt!“ Es leidet nicht den geringsten Zweifel, daß die hohe Meinung, welche er von der civilisatorischen Macht der Frauen hegte, sich auf den seelischen Zusammenhang mit seiner Mutter zurückführen läßt. In seiner Vorlesung über „den Einfluß der Frauen auf den Fortschritt des Wissens“ erklärt er die unleugbare Thatsache, daß die Mehrzahl der genialen Männer hervorragende (remarkable) Mütter gehabt und daß sie von ihren Müttern viel mehr erhalten haben, als von ihren Vätern, nicht etwa aus irgend einer Erbschaft des Blutes, sondern aus der Einwirkung nach der Geburt. „Unbewußt,“ sagt er, „und von einer sehr frühen Periode an ist ein intimer und beide sich einander immer näher bringender Zusammenhang zwischen dem deductiven Geist der Mutter und dem inductiven Geist ihres Sohnes.“

Der Umstand, daß Buckle von Kind auf Autodidact gewesen, erhöhte diesen Einfluß, so wie er auch seiner künftigen Richtung einige von ihren auffallendsten Besonderheiten gegeben hat. Man kann sagen, daß außer dem seiner Mutter, kein anderer persönlicher Einfluß auf ihn thätig gewesen sei. Seine Mutter und die Bücher waren seine Lehrer. Stundenlang, als er noch ein kleines Kind war, saß er neben ihr, und sie las ihm aus der Bibel vor. Er war acht Jahre, bevor er lesen konnte. Nun las er „Tausend und Eine Nacht“, „Don Quixote“, Bunyan's „Pilgerfahrt“ und Shakespeare's Werke. Jugendschriften waren ihm zuwider. Von seinem 8. bis 14. Jahre besuchte er eine Schule, „doch unter der Bedingung, daß er nur das zu lernen brauche, was er aus freien Stücken lernen wolle“. Demgemäß beschäftigte er sich fast nur mit Mathematik und gewann bald einen ersten Preis darin. Damals lebte sein Vater noch und fragte ihn, was er sich zur Belohnung wünsche? „Aus der Schule genommen zu werden,“ war die Antwort und so geschah's. Später kam er noch einmal in eine Schule, ward aber auch aus dieser bald wieder entfernt, da seine Körperconstitution eine schwächliche war und der Schonung bedurfte. Mit 17 Jahren nahm ihn der Vater in das Comptoir; auf diese Zeit des Zwanges sah Buckle lange noch mit Unbehagen zurück, obgleich sie sicher im Sinne seiner Bildung nicht ganz verloren war. Denn ein Geist von der Art des seinen schöpft aus jeder Beschäftigung, selbst der unfruchtbaren und widerstrebend geübten, ein gewisses Maß von Belehrung. Indessen gab der Tod des Vaters ihm bald die Freiheit wieder und mit dieser die volle Unabhängigkeit, welche der Besitz eines beträchtlichen Vermögens gewährt. Von jetzt ab beginnt das Zusammenleben

mit seiner Mutter, welches Jahre lang nicht mehr unterbrochen ward und welches man wohl als „Einsamkeit zu Zweien“ bezeichnen darf. Sie begaben sich zunächst auf Reisen, deren Ergebnisse Buckle bedächtig in sich aufspeicherte. Denn er war vor Allem ein ganz systematischer Mensch.

Unaufhörlich lesend und lernend und mit erstaunlicher Leichtigkeit eine Sprache nach der anderen bemeisternd, hatte Buckle frühe schon den Plan zu seiner „Geschichte der Civilisation“ gefaßt, und dieser ward fortan der Alles beherrschende Zweck seines Lebens. Auch hier ging er den Weg des Autodidacten, indem er z. B. Sprachen lieber aus Grammatiken, als von Lehrern lernte. Den Besuch einer englischen Univerſität lehnte er ab. Dagegen ward er nicht müde, den Continent, Frankreich, Italien, Deutschland immer wieder aufs Neue zu bereisen. In der Strömung der continentalen Luft, welche damals in Frankreich von den Ideen Proudhon's und in Deutschland von denen Strauß' bewegt war, verwandelte sich der Anglikaner und Tory, der er seiner ersten Erziehung nach gewesen, in den Freidenker und Radicalen, als welcher er in seinen Schriften erscheint. Bevor er noch eine Zeile geschrieben und sehr jung, war er bereits ein berühmter Schachspieler; eine andere Celebrität dieses edlen Spiels, Kennedy, gibt von dem Einundzwanzigjährigen folgende Schilderung: „Das bleiche, schwächliche Bürschchen, das um ein bis zwei Jahre jünger aussah, als es in Wirklichkeit war, überraschte mich durch seine kühne Originalität, seine Gedankentiefe, den Umfang und die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse. Er war ein unerfättlicher Leser; er verschmähte kein Buch, das ihm in den Weg kam, und er verstand, was Wenige verstehen: bei bloßem Durchblättern den Kern des Buches herauszufinden.“

Doch beginnt Buckle, kaum ein Jahr später (15. October 1842), sein Tagebuch, welches er hauptsächlich führt, um den Gang seiner Lectüre besser übersehen und seine Fortschritte controliren zu können, mit den Worten: „Meine Lectüre war bisher leider unregelmäßig und planlos, wenn auch ausgedehnt. Jetzt aber nehme ich mir vor, alle meine Kräfte auf das Studium der Geschichte und der Literatur des Mittelalters zu verwenden.“ In dem Hause, welches er zusammen mit seiner Mutter in einer der besten Gegenden Londons miethete, ward ein 30 Quadratfuß messendes Hinterzimmer mit Oberlicht und nur einem Fenster zur Bibliothek bestimmt. „Allmählig wurde jedes Plätzchen vom Fußboden bis zur Decke mit Büchern besetzt, sogar der Raum über der Thüre, und schließlich mußte das ganze Haus, von den Schlafzimmern bis zur Speisekammer, in Anspruch genommen werden. Er berechnete, daß seine Bibliothek zu einer Zeit 22,000 Bände enthielt . . . Sein Schreibtisch war mit Gestellen versehen, auf denen jeweilig die Bücher standen, die er brauchte, um seinem großen Werke Citate einzufügen. Jedes Buch war numerirt und katalogisirt, so daß nicht nur er selbst, sondern auch sein Diener Alles sofort auffinden konnte. Vierzehn Jahre lang arbeitete er hier in aller Stille an seinem großen Werke.“

Das Verzeichniß der Autoren, welche in diesem Werke citirt werden, umfaßt dreißig eng gedruckte Seiten, und es ist noch nicht einmal vollständig. Wilhelm von Humboldt's berühmtes Buch: „Ueber die Kawi-Sprache“ z. B. findet sich nicht darin, obwohl Buckle dasselbe gelesen und auf S. 305 des ersten Bandes auch

erwähnt hat. Sein Gedächtniß war nicht minder groß, als seine Belesenheit. „Er hat einen großen Theil der schönen Literatur gelesen,“ heißt es in dem Bericht eines Amerikaners, welcher ihm in Kairo begegnete, „sowie die schweren Werke, deren Titel am Anfang seiner „Geschichte“ in einer so gewaltigen Liste zusammengestellt sind; und da er alles Gelesene auch inne hat, kann er für jeden Gegenstand, der zur Sprache kommt, jeden Augenblick Belege beibringen.“ Es ist gewiß interessant zu erfahren, welche „Phantasiegebilde der Neuzeit“ dieser genaue Kenner der Weltliteratur „als die drei für die Kenntniß der menschlichen Natur wichtigsten“ bezeichnet hat; nämlich: Cervantes' „Don Quixote“, Bunyan's „Pilgerfahrt“ und Goethe's „Faust“. Als die drei größten Dichter galten ihm: Homer, Dante, Shakespeare.

In den vierzehn Jahren, während welcher sein Werk entstand, so weit wir es besitzen, hörte er buchstäblich nicht auf zu arbeiten. Später, im Orient, als er elend und gebrochen bereits den Tod herannahen fühlte, blickte er noch einmal auf diese Zeit zurück, indem er einem seiner Reisegefährten sagte: „Ich habe vierzehn Jahre ununterbrochenen Glückes durchlebt; dessen können sich wohl nur Wenige rühmen.“ Nach dem Ausweis seines Tagebuchs hat er sämtliche Bände seiner Bibliothek auch wirklich gelesen, so daß auf jeden Tag etwa drei kommen, in deren jeden er einen gedrängten Abriss des Inhalts eintrug. Er las immer mit dem Bleistift in der Hand und schrieb nach Beendigung der Lectüre diejenigen Notizen, die er aufzubewahren wünschte, mit Tinte ab. Er folgte nicht dem Buche, sondern dem Gegenstande, indem er z. B. dieselbe Periode in den verschiedenen Werken durchging, dann die darauf bezüglichen diplomatischen Urkunden und endlich die Biographien der hauptsächlich darin auftretenden Persönlichkeiten studirte. Auf diese Weise konnte er, wie ein Maler zugleich mehrere Bilder auf der Staffelei hat, mehrere Studienreihen unabhängig von einander bearbeiten und daneben auch wohl noch eine oder zwei Sprachen lernen. Im Jahre 1850 verstand er neunzehn Sprachen, von denen er, außer englisch, folgende sechs vollkommen gut sprach und schrieb: deutsch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch und holländisch. Das Einzige, womit er sich nicht befreunden konnte, war „das schreckliche deutsche Alphabet“.

Aber er las nicht nur, um seine Kenntnisse zu bereichern, sondern auch um seinen Stil zu bilden; und hier ging er ganz besonders methodisch zu Werke. Denn er war mit Recht der Ansicht, daß nur der Stil es ist, welcher einem Buche Aussicht auf Dauer verleiht; oder, wie Buffon es ausdrückt: „les ouvrages bien écrits seront les seuls, qui passeront à la postérité.“ Wir finden daher in Buckle's Tagebuch Einträge, wie die folgenden: „Des Stils halber Burke gelesen . . . Aus Whately und Herbert Spencer Anmerkungen über den Stil herausgeschrieben . . . Behufs Erweiterung meines Wortschatzes die Lectüre von Johnson's englischem Wörterbuch begonnen“ u. s. w.

Wenn Schreiben und Lesen sowohl die Arbeit, als der Genuß seines Lebens waren, so hat er darum doch weder die Freuden der Tafel verschmäht, noch eines gewissen Comforts in seinen Gewohnheiten entbehren mögen. Er war auch hierin ein Kenner und verfuhr in diesen Dingen nicht weniger methodisch als in seinen Studien. Das Fleisch zu seinen Mahlzeiten mußte der Metzger in seiner Gegen-

wart und nach seiner Anweisung abhauen. Auf die Zubereitung des Thees legte er großes Gewicht und behauptete, er kenne keine Dame, welche denselben zu machen verstehe, bevor er es sie gelehrt. „Er aß nicht viel,“ heißt es in dem Berichte eines seiner Bekannten, „war aber hinsichtlich der Güte der Speisen schwer zu befriedigen. Er behauptete, im Hause eines Verheiratheten niemals ein Diner ersten Ranges genossen zu haben.“ Den stärksten Posten in seinem Etat bildeten freilich Bücher: etwa 6000 Mark jährlich bei einem Einkommen von 30,000 (1500 Pf. St.). Daneben aber besaß er eine andere — ziemlich unschuldige — Leidenschaft, deren Befriedigung zu seinem Wohlsein unerlässlich war, nämlich das Rauchen; und zwar so sehr, daß er kein Haus besuchte, in welchem er es hätte unterlassen müssen. „Es gibt zwei Dinge“ pflegte er zu sagen, „bei deren Anschaffung ich nicht spare: Bücher und Cigaretten.“ Im Uebrigen war er hausälterisch, ohne geldgierig zu sein. Er lehnte z. B. ab, für Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben, obwohl man ihm 100 Mark für die Seite bot; und während er den Diener antwies, seine Bücher in braunes Papier zu binden, übte er eine unbegrenzte Wohlthätigkeit.

Der erste Entwurf seiner „Geschichte der Civilisation in England“ stammt aus dem Jahre 1853. Es war anfänglich seine Absicht gewesen, die Geschichte der Civilisation überhaupt zu schreiben. Aber sehr bald schon, als er der Ausführung näher trat, mußte er sich überzeugen, daß der Plan zu ausgedehnt sei. Er habe sich die Aufgabe gestellt, sagt er, die Gesetze zu entdecken, welche für die Entwicklung jedes Volkes ebenso fixirt seien, wie die der physischen Welt. „Zu diesem Behufe,“ fährt er fort, „gedenke ich, eine Uebersicht der moralischen, geistigen und legislativen Eigenartigkeiten der großen Staaten Europa's zu geben, und ich hoffe, im Stande zu sein, die Umstände darzulegen, unter denen diese Eigenheiten entstanden sind. Das wird zur Wahrnehmung führen, daß zwischen den einzelnen Stadien der allmäligen Entwicklung jedes Volkes Beziehungen vorhanden sind.“ Durch Anwendungen dieser allgemeinen Beziehungen auf den speciellen Fall und „mittels einer sorgfältigen Analyse“ beabsichtigte Buckle dann zu zeigen, „wie jene unsere Civilisation geregelt haben und wie die allmäligen und scheinbar willkürlichen Formen unserer Anschauungen, unserer Gesetze, unserer Sitten und unserer Literatur ganz naturgemäß aus den früheren hervorgegangen sind.“ Aber selbst in dieser Beschränkung blieb das Werk, wie man weiß, ein Torso, welcher in den beiden Bänden der ersten oder den drei Bänden der gegenwärtigen Ausgabe den eigentlichen Gegenstand kaum mehr als berührt hat. Wie sein Biograph uns mittheilt, wechselte Buckle's Schätzung der übrigen Bände seines Werkes erheblich. Einmal soll er geäußert haben, das Ganze werde zwanzig umfassen; und er berechnete, daß für die Vollendung eines jeden zwei Jahre nothwendig seien — eine Riesenaufgabe, welche, bei seinem damaligen Alter, schon die regelmäßige Lebensdauer eines Menschen überschritten haben würde. Die grandiose Kühnheit dieses Planes setzt noch mehr in Erstaunen, wenn man die inneren Schwierigkeiten erwägt, welche die Ausführung im Sinne des Autors problematisch machten. Ist es überhaupt möglich, daß ein einzelner Mann, sei er noch so begabt und ausdauernd fleißig, in sich alle die Fähigkeiten und Kenntnisse vereine, welche Buckle für den Historiker

postuliert? Er muß ein Macaulay sein, dem der Sinn für die Mathematik und die Naturwissenschaften nicht fehlt, ein Comte, der in der Nationalökonomie bewandert, ein Mill, der zugleich Historiker wäre. Er muß das ganze Gebiet des modernen menschlichen Wissens beherrschen, um „von diesem höchsten Standpunkt aus . . . die Gesamtheit der den Fortschritt der Civilisation regelnden Gesetze zu ergründen.“

Wenn bei einem so großen Unternehmen, welchem bestimmt war, unvollendet zu bleiben, irgend Etwas unsere Sympathie in außergewöhnlichem Grade zu erregen vermag, so ist es vor Allem die wahrhaft erstaunliche Kraft und Energie, mit welcher Buckle sich an die Bewältigung einer Arbeit macht, die doch ihrer Natur nach hoffnungslos ist. Seine Persönlichkeit erhält dadurch etwas Tragisches. Er ist von schwächlicher Körperbeschaffenheit, seine Thätigkeit reißt ihn auf; zwanzig Mal bricht er zusammen, zwanzig Mal rafft er sich wieder empor und schreitet weiter, auch wo die Furcht oder Ahnung eines vorzeitigen Endes seinen Weg schon beschattet. „Mit meinem Buche geht es jämmerlich langsam vorwärts,“ schreibt er im November 1855, „und zuweilen entmuthigt mich der Gedanke an die Arbeit, die ich noch vor mir habe.“ Ein Jahr später, December 1856 heißt es: „Mein Schwager Dr. Matt bestätigt den Ausspruch meines Londoner Arztes, daß ich geschwächt und fieberisch bin. Ich soll gut leben und Chinin nehmen; seit meinem Hiersein (er befand sich zur Zeit in Boulogne) thue ich Beides, aber ohne sonderlichen Erfolg. Zum Glück fühle ich mich nur körperlich schwach, während ich zu geistiger Arbeit ebenso sehr taugte als je. Dies ist für mich ein großer Trost.“ Aber dennoch stößten ihm diese vorzeitigen Hindernisse düstere Gedanken an die Zukunft ein. „Wie soll ich hoffen, den Tempel zu betreten, wenn ich schon in der Vorhalle meine Kräfte verliere?“ . . . Nicht mit Unrecht sagt daher die „Saturday Review“ (24. Jan. 1880, p. 122) in ihrer Anzeige des Guth'schen Werkes, daß man sich kaum des Gefühls erwehren könne, als ob die moralische Seite von Buckle's Natur, wie sie hier gezeigt wird, eine Philosophie überleben möchte, welche nur ein „Moment“ in einem rapiden intellectuellen Proceß gewesen sei. In gleichem Sinne nennt Mr. McCarthy in seiner „History of our own times“¹⁾ das Werk Buckle's „ein Denkmal von Muth, Kraft und Arbeit“; man könnte, fährt er fort, es nicht unpassend als eine Ruine bezeichnen. „Mr. Buckle hatte eine Aufgabe unternommen, welche die Fähigkeit eines Menschen und das bis jetzt erreichte Wissen aller Menschen übersteigt. Er versuchte einen literarischen Thurm von Babel zu bauen, mittelst dessen man den Himmel erreichen und wohlgefällig niederblicken könnte auf die mechanischen Bewegungen von Planeten, Rassen und Generationen da unten. Er starb im Alter von vierzig Jahren, fast mit seinem letzten Athemzug beklagend, daß er sein Werk unvollendet zurücklassen müsse, und immer noch glaubend, daß es Leben, Nichts als Leben sei, dessen er bedürfe, um es zu vollenden.“

Wenn man es kurz ausdrücken will, so darf man sagen, daß Buckle von dem Gedanken ausging, man könne die Phänomene des menschlichen Lebens

¹⁾ Tauchnitz Edition, IV, 242.

studiren, wie man die Phänomene der Natur studirt; und folglich auch, bei dem einen so gut wie bei der anderen, aus den Phänomenen auf die Gesetze schließen, so daß die Entwicklung der Menschheit durch Naturgesetze beherrscht würde und ihre Geschichte in die Reihe der Naturwissenschaften einzuordnen wäre. Es sind die Prämissen, die Voraussetzungen und Einflüsse der Umgebung, welche die menschlichen Handlungen bestimmen. Beim Einzelnen, sagt er, mag der freie Wille wahrnehmbar sein; in der Masse ist er es nicht. Um diesen Satz zu illustriren, gebraucht Buckle das Bild eines Schiffes, das sich stets in einer und derselben Richtung bewegt und vom Wetter bald aufgehalten, bald begünstigt wird: „die einzelnen Passagiere mögen auf- und abgehen oder sitzen oder schlafen, — sie fahren dabei dennoch immer weiter.“ Freier Wille ist in dem Sinne vorhanden, daß Jedermann nach Selbsterhaltung und Befriedigung trachtet: „Wenn eine Menschenmenge von einer Ringmauer knapp umschlossen ist, so hängt die Anzahl der an der Wand selbst stehenden Personen nur von dem Umfang der Mauer ab; allein die Entscheidung darüber, welche Personen an der Wand stehen sollen, hängt von der Stärke der Betreffenden, von ihrer ursprünglichen Stellung und von ihrem Behagen oder Unbehagen an der letzteren ab.“ Mit der Umfangsveränderung der Mauer würde freilich die Anzahl der ihr zunächst Stehenden ebenso geändert werden, als mit der Aenderung des Schiffscourses der Lauf der Passagiere. „Aber für solche Aenderungen genügt kein einzelnes Individuum: die Masse ist zu schwer, als daß die schwache Kraft eines Menschen sie von der Stelle rücken könnte.“ In einem Briefe an Lord Hathley sagt Buckle: „meine Forschungen haben mit dem Individuum Nichts zu schaffen, sondern beschäftigen sich ausschließlich mit der Dynamik der Massen;“ und in Uebereinstimmung mit seinem obersten Princip, daß der Gang der Geschichte von Naturgesetzen geregelt werde, um deren Erkenntniß es sich handle, kommt er ganz consequent zu dem Endergebniß: daß der Fortschritt der Menschheit mehr von dem Einfluß der intellectuellen, als der moralischen Wahrheiten abhängt. Oder, mit andern Worten: „daß die Zunahme der Kenntnisse der wichtigste und fast ausschließliche Factor der Weiterentwicklung der Civilisation sei“ (Mill in der 5. Aufl. seines „Systems der Logik“ über Buckle's „Geschichte der Civilisation in England“).

Es würde nicht unfruchtbar sein, die Divergenzpunkte der Buckle'schen und der Carlyle'schen Geschichtsphilosophie, die sich in den beiden Extremen bewegen, mit einander zu vergleichen — der Carlyle'schen, welche die träge Masse nur durch die Macht des Einzelnen — „what I call Hero-worship and the Heroic in human affairs“ — sich vorwärts bewegen; und der Buckle'schen, welche das Individuum, den Einzelnen, ganz in der Bewegung der Masse verschwinden läßt. Carlyle setzt jedem anderen Princip voran das moralische Gesetz, „das immerwährende Wunder der Menschheit“;¹⁾ Buckle gibt dem Intellect die führende Rolle: „Die Grundsätze der Moral sind dieselben, wie vor tausend Jahren, aller Fortschritt ist intellectuell gewesen.“ Wenn bei Buckle dieser Fortschritt der Menschheit sich mechanisch vollzieht, so waltet bei Carlyle das spiritualistische

¹⁾ Shooting Niagara; Miscellanies, VII, 224.

Clement, wie es sich in der Gottheit, im Propheten, im Dichter, im Priester, im Schriftsteller, im König offenbart. Carlyle sagt: „Universalgeschichte, die Geschichte dessen, was der Mensch in dieser Welt vollbracht hat, ist im Grunde die Geschichte der großen Männer, welche hier gewirkt haben.“ (On Heroes, etc. p. 1.) Buckle sagt: „Die Geschichte jedes civilisirten Landes ist die Geschichte seiner intellectuellen Entwidlung, welche Könige, Staatsmänner und Gesetzgeber mehr geeignet sind zu verzögern, als zu beschleunigen.“ (Hist. of Civil. in England, I, 387.)

Es ist hier nicht der Ort, den Vergleich weiterzuführen, noch auch wird in diesem Referat beabsichtigt, die Lehre Buckle's auf ihren Werth und Gehalt zu prüfen. Ernste Bedenken sind gegen dieselbe vom historischen wie vom ethischen Gesichtspunkt erhoben worden. „Mr. Buckle versuchte,“ sagt John Tyndall, „intellectuelles Vollbringen von moralischer Kraft zu sondern. Er beging einen schweren Irrthum; denn ohne daß moralische Kraft ihn in Thätigkeit versetzte, würde das, was der Intellect vollbringt, in der That armselig sein¹⁾.“

Der erste Band von Buckle's „Geschichte der Civilisation in England“ erschien im Sommer 1857 und trug die folgende Inschrift: „Meiner Mutter widme ich diesen ersten Band meines ersten Werkes.“ Diejenigen, welche Buckle zuerst aus diesem Werke kennen lernten und aus demselben nur zu natürlich die Vorstellung eines kalten Denkers ohne jeden Funken von Gefühl gewannen, mochte diese Widmung wohl befremden. Für die kleinere Zahl Derer aber, welchen ein Einblick in das Buckle'sche Haus gestattet war, quoll aus diesen Worten gleichsam die ganze Fülle der Zärtlichkeit, welche mit der Härte seiner Logik nichts gemein hat. Sie wußten, was diese Mutter dem Sohne war. „In dieser vortrefflichen Mutter,“ sagt Helene Taylor²⁾, „concentrirten sich des Schriftstellers Empfindungen: ihr gegenüber ward der Philosoph wie ein kleines Kind; für sie bewahrte die Seele, welche abge sondert wohnte, die Schätze seines Glaubens und seiner Liebe.“ Sie war der Schutzgeist, der über ihm wachte, während er in einsamer Denkerarbeit seine Tage lebte; leidend, kränkelnd, mit mehr als einem Vorboten des nahen Todes, schien sie sich durch ihren starken Willen aufrecht zu halten, um dem Sohne keine Störung zu bereiten, und ihren Abschied selbst zu verzögern, bis sein Werk nicht mehr davon berührt werden könnte. Capitel um Capitel, Seite um Seite desselben war unter ihrer Mithilfe geplant, durchdacht und durchsprochen worden. Der Gedanke, daß sie „das Erscheinen von Henry's Buch“ nicht mehr erleben sollte, war ihr qualvoller als die Krankheit, die sie vor dem Sohne verbarg. „Um ihn zu schonen,“ erzählt eine Freundin, Miß Shireff, „verrieth sie in seiner Gegenwart niemals das eigentliche Geheimniß ihrer wachsenden Ungebuld; nur wenn wir allein waren, pflegte sie zu sagen: „Gewiß wird Gott es mich erleben lassen.“ Und sie erlebte es wirklich und sie las die an sie gerichtete Wid-

¹⁾ Address delivered before the British Association, etc. by John Tyndall. London, 1874. p. 61.

²⁾ In der biographischen Skizze, welche den „Essays“ vorangeht; Leipzig, Brockhaus. 1867, p. 8.

mung, — das einzige in dem Buche, worauf sie nicht vorbereitet war Noch am nächsten Tage konnte sie, als sie mir die Widmung zeigte, nicht sprechen, sondern deutete unter Thränen auf die wenigen Worte, welche ihr die volle Liebe und Dankbarkeit ihres Sohnes ausdrückten.“

Ein ganzes Jahr später, am 1. April 1859, schrieb Buckle in sein Tagebuch: „Um 9 $\frac{1}{4}$ Uhr verschied meine engelgleiche Mutter friedlich und ohne Schmerz“; und den zweiten Band seiner „Geschichte“ konnte er nur noch ihrem Andenken widmen — „to her memory“.

Mit ihr in der That war Das aus seinem Leben geschieden, was demselben Licht und Wärme, Freudigkeit und Zukunftshoffen verliehen hatte; er überlebte sie nur noch um drei Jahre, welche ganz erfüllt waren von der Sehnsucht nach ihr, nur selten zum Schweigen gebracht durch die immer mühevoller und vergeblicher werdenden Versuche, zu arbeiten. Er hatte das Gefühl vollkommener Vereinsamung und vermied Alles, was ihn an seinen Verlust erinnern konnte. Er verließ London und konnte sich lange nicht entschließen, in das düstere vereinsamte Haus zurückzukehren; das Empfangszimmer hat er überhaupt nie mehr betreten, außer bei einer einzigen Gelegenheit, als er sich ein Buch holen mußte, welches dort lag. Er brachte sogar nicht über's Herz, von seiner Mutter zu sprechen; ein Mal aber, als ein Freund ihn weinend überraschte, erhielt er von ihm die Aufklärung: „Sie ahnen nicht, wie meine Mutter mir fehlt.“ Erst als sein eignes Ende nahte, schien der Bann sich lösen zu wollen; auf seiner letzten Reise, in Aegypten, sprach er unaufhörlich von ihr, als ob sie noch lebte, und als der Tod ihm schon aus den Augen starrte, sagte er, daß das Leben ihm unerträglich wäre, wenn er befürchten müßte, auf immer von Einer Person — er meinte offenbar seine Mutter — getrennt zu bleiben. Er glaubte fest an ein Jenseits und fand in seinem tiefen Schmerz nur Beruhigung in der Zuversicht eines Wiedersehens. „Mir bleibt ein Trost,“ schrieb er wenige Tage nach ihrem Tode: „die tiefe, untwandelbare Ueberzeugung, daß das Ende noch nicht gekommen ist und daß wir niemals wirklich sterben.“ Dieser Gedanke kehrt in seiner Correspondenz mehrfach wieder.

Buckle's „Geschichte der Civilisation“ erschien fast gleichzeitig mit Darwin's „Entstehung der Arten“ (1859) und machte kein geringeres Aufsehen. Ja, Mr. McCarthy sagt, daß das Interesse, welches Buckle hervorrief, eine Zeit lang stärker und weiter verbreitet gewesen sei. Namentlich in Deutschland hatte das Werk einen ungeheuren Erfolg, und ebenso rasch wie das Original erreichte die Uebersetzung von Arnold Ruge die fünfte Auflage¹⁾.

Der erste Band kam gerade noch frühe genug, um von Macaulay gelesen zu werden: er fiel in des großen Geschichtschreibers vorletztes Lebensjahr. Buckle hatte die persönliche Bekanntschaft Macaulay's früher schon gemacht (1852) und er schätzte ihn sehr hoch. Er benutzte den Anlaß eines Citats, um in seinem Werke selber dieser Empfindung folgende Worte zu leihen: „Hinsichtlich ver-

¹⁾ Geschichte der Civilisation in England von Henry Thomas Buckle. Deutsch von Arnold Ruge. Fünfte rechtmäßige Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1874.

schiedener Gegenstände würde ich mir erlauben anderer Meinung zu sein als Mr. Macaulay; aber ich kann es mir nicht versagen, meine Bewunderung auszusprechen für seinen unermüdblichen Fleiß, für die vollendete Geschicklichkeit, mit welcher er seine Materialien angeordnet hat und für die hochsinnige Liebe zur Freiheit, welche sein ganzes Werk beseelt. Dieses sind Eigenschaften, welche die Schmähungen seiner kleinlichen Verleumder lang überleben werden — von Männern, welche, was Wissen und Begabung anbelangt, nicht werth sind, den Schuhriemen dessen zu lösen, den sie so thöricht angreifen ¹⁾.“

Ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit ²⁾ darauf hingewiesen, von welcher Seite diese Angriffe ausgingen; und füge hier hinzu, was Macaulay's Biograph, sein Neffe, Mr. Trevelyan — in diesem Punkte sogar nachsichtiger als Buckle — zur Erklärung und Milde rung anführt. „Er (Macaulay) hatte keine Neigung für neue Dichter, sie hätten denn an den alten Leuchtthürmen entzündet sein müssen; und er war fähig, einen Autor dritten Ranges, welcher sich nach einem anerkannten Muster gebildet hatte, einem Manne von hohem Genius vorzuziehen, dessen Stil und Methode sich in überraschender Weise von irgend Etwas unterschieden, das vorhergegangen war.“ Wir werden uns daher weniger wundern, in Macaulay's Tagebuch, unter dem 24. März 1858 folgenden Eintrag zu finden: „Ich las Buckle's Buch den ganzen Tag, und kam an's Ende, blättern (skipping) natürlich. Ein Mann von Talent und einem guten Theil Belesenheit, aber paradox und unzusammenhängend. Er ist in hohem Grad ein Anticipator, wie Bacon gesagt haben würde. Er geht darauf aus, ein System zu machen, bevor er die Materialien zusammen hat; und er hat nicht die Entschuldig ung, welche Aristoteles hatte, nämlich einen in hohem Grade systematisirenden Geist zu besitzen. Das Buch erinnert mich beständig an die göttliche Botschaft. Ich könnte das Gleichniß weit ausführen ³⁾.“

Der zweite Band von Buckle's Werk kam nur unter großen Schwierigkeiten und nach mannigfachen Unterbrechungen zu Stande. Nicht lange nach dem Tode der Mutter lag das Manuscript schon so weit fertig vor, daß der Verfasser daran denken konnte, die Reinschrift zu beginnen. Aber fünfviertel Jahre später schrieb er einer Freundin: „Mein nächster Band ist noch lange nicht beendet, und wenn er es sein wird, so wird er hinter Ihren und meinen eigenen Erwartungen weit zurückbleiben.“ Endlich, am 15. Mai 1861, verließ der zweite Band die Presse; aber nun, nachdem die Arbeit gethan, welche ihn aufrecht erhalten, war in der That Buckle's physische Kraft erschöpft. „Er sah aus, wie gewöhnlich, und sprach, wie gewöhnlich; aber er war arbeitsunfähig,“ sagt sein Biograph. Er versuchte noch einmal, was der Wille vermag; umsonst. „Befolget meinen Rath und lernet nicht zu viel; es ist sehr schlecht, angestrengt zu arbeiten,“ schrieb er an die beiden Anaben, welche nicht lange nachher die Zeugen seines Todes werden sollten. Er unternahm Reisen in England. „Wohin immer ich auch komme, überall verliere ich bald die Geduld; kaum sind die ersten Eindrücke gewonnen,

¹⁾ History of Civilisation I, 384, note 125.

²⁾ Lord Macaulay's Leben und Briefe. Deutsche Rundschau (1878) XVI, 259 u. 260.

³⁾ Trevelyan, The life and letters of Lord Macaulay, IV, 257 (Tauchn. Edit.).

treibt es mich weiter . . . ich möchte arbeiten, getraue mich aber noch nicht, es zu thun.“

Da reifte der Plan in ihm, weit weg zu gehen, sich von allen Verbindungen und Erinnerungen loszusagen und unter einem ganz neuen Himmel gleichsam ein neues Leben zu beginnen. Es war einer der Lieblingswünsche seiner Kindheit gewesen, Aegypten zu sehen; und die Studien, die er zu seinem großen Wert unternommen, hatten ihn dieser Wiege der ältesten Cultur geistig näher gebracht. Er entschied sich demgemäß für das ferne Land. „Ich bin ungemein aufgereggt bei dem Gedanken,“ schrieb er am 18. October 1861, „daß ich bald die Denkmäler einer mächtigen, aber unvollkommen entwickelten Nation, deren Dasein mir stets wie ein Traum vorgekommen ist, persönlich schauen soll.“

Er rüstete sich zu dieser Reise mit der praktischen Umsicht, welche wir schon früher an ihm kennen gelernt haben; und trat sie, von Southampton aus, am 20. October 1861 an, in Begleitung der beiden Huth'schen Knaben, deren ältester — der Verfasser des vorliegenden Buches — damals 14 Jahre alt war. Es war ein wunderbarer Contrast in diesem Manne, welcher — wo ein Princip in Frage stand — grausam sein konnte, nicht nur im Denken, sondern auch im Handeln, wie seine Verfolgung des Richters Coleridge beweist; und dessen unendliche Herzensgüte wiederum nicht schöner bezeugt werden kann, als durch seine Liebe zu Kindern. „Ich kann Kindern Nichts abschlagen,“ pflegte er zu sagen. „Es gab eigentlich zwei Buckle's,“ schrieb Mad. Huth über ihn. „Der eine war kalt und gefühllos wie das Schicksal, nahm immer den höchsten und weitest reichenden Standpunkt ein und betrachtete das Wohl des Individuums als nicht beachtenswerth im Verhältniß zum Wohle der Gesamtheit. Dieser Buckle zeigte sich in der „Geschichte der Civilisation“ und an Tafeln, wo viele Leute anwesend waren. Der andere Buckle war gütig und konnte jede Regung des Herzens eines kleinen Kindes fühlen; seine Aufopferung erreichte einen Grad, den er bei Andern getadelt hätte: seinen großen Geist concentrirte er stets auf die Beobachtung der Folgen, welche die Handlungen Einzelner für diese selbst nach sich zogen.“ In dieser Beziehung ist eine seiner Aeußerungen sehr charakteristisch: „Würde ich einen Beruf wählen,“ sagte er einmal, „so wäre es der ärztliche; denn Nichts könnte mir mehr Vergnügen gewähren, als die Linderung von Schmerzen.“ Einem solchen Manne durften Herr und Mad. Huth ihre beiden Knaben wohl anvertrauen; und er hat wahrhaft väterlich, mit rührender Liebe für sie gesorgt. Sie kamen, körperlich und geistig fortgeschritten, von einer Reise zurück, deren Anstrengungen er unterlag.

Zuerst freilich schien es, als ob die ungetwohnte Anregung, die Veränderung der Luft und Umgebung wohlthätig auf ihn wirkte. Schon aus Alexandrien schrieb er: „Ich war heute genöthigt, mich den ganzen Tag hindurch der Sonne auszusetzen, um ein Boot zu suchen; aber trotz meiner Müdigkeit bin ich gesunder und bei besserer Laune, als jemals während der letzten drei Jahre. . . Ich fühle, daß ich denn doch berufen bin, noch Manches zu leisten.“ Er genoß die Reise, wie nur Einer sie genießen kann, der aus dieser sonnigen Natur und aus den grandiosen Resten einer vieltausendjährigen Vergangenheit, die vertrauten Stimmen seiner Jugend zu vernehmen glaubt. „Ich fühle mich

kindisch genug für Alles," schrieb er, „und bilde mir ein, jünger zu werden; und dennoch bin ich alt, sehr alt: am 24. November vergangenen Jahres zählte ich bereits vierzig Jahre!" Er sah mindestens um fünf Jahre älter aus, sagt sein Biograph, und wäre sein Haar nicht so dunkel gewesen, er hätte noch älter ausgesehen. Es war eine wohlthätige Täuschung und nichts trübte die reinen Genüsse des Schauens, Beobachtens und Denkens, denen er sich in der erheiternden Gesellschaft der beiden Knaben hingab, indem sie Aegypten und Nubien durchzogen und hierauf sich in das Bibelland, nach Palästina und Syrien wandten. „Ich fühle, daß ich mein Werk ohne Weiteres fortsetzen könnte," lesen wir in einem Briefe vom 16. April aus Jerusalem; aber während er so schreibt, ist der Tod schon im Anzug. In Jerusalem selbst befiel ihn ein schleichendes Fieber.

Es ist bewunderungswürdig zu sehen, wie Buckle, mit der türkischen Krankheit im Kampfe, seinen Reiseplan so wenig aufgeben will, als früher seinen Arbeitsplan; wie er sich, schwächer, immer schwächer werdend, von Station zu Station schleppt, wie er auch jetzt noch an die ihm anvertrauten Knaben mehr denkt, als an sich selbst. Sein letzter Brief, aus Beirut vom 14. Mai 1862, war an die Eltern derselben gerichtet und handelte fast ausschließlich von den für sie getroffenen Reise-Dispositionen. Indessen ging es dem Aermsten von Tag zu Tag schlechter; er konnte zuletzt nur noch Milch und Suppe genießen, schlief sehr schlecht und war in Folge davon dermaßen entkräftet, daß er, während des Marsches, um auszuruhen, oft vom Pferde steigen mußte. Aber die Willenskraft hielt diesen gebrechlichen Körper noch aufrecht, bis die Reisenden die steinige Höhe des Hermon erreicht hatten. Hier setzte Buckle sich nieder und blickte lang auf das Land hinaus, durch welches der Jordan fließt. Zu seinen Füßen lag Damaskus. Er war tief bewegt. Er gedachte seiner Kinderjahre, wo er zuerst die Märchen der „Tausend und Eine Nacht" gelesen. „Dieser Anblick ist Alles werth, was er mich gekostet!" rief er aus. „Er kostete ihn das Leben," setzt sein Biograph hinzu.

Die Reisenden stiegen nach Damaskus hinab und hier nahm die Krankheit Buckle's einen rapiden Verlauf. Ein Mitreisender berichtet, daß er ihm unterwegs seinen Lebenslauf erzählt und nun noch einmal angefangen habe von seiner Mutter zu sprechen — ihr Tod habe sein Glück zerstört. Vielleicht hätte prompte ärztliche Hilfe ihn noch retten können; aber als sie eintrat, war es zu spät. Am 26. Mai begann der Kranke zu phantasiren. So oft sein Geist klar ward, schienen es die Kinder zu sein, die denselben beschäftigten; und er lächelte milde, wenn sie das Zimmer betraten. Am 28. Abends, als nach einem ohne Bewußtsein verbrachten Tage dem Kranken die Besinnung noch ein Mal wiederkehrte, verlangte er die Knaben zu sehen. Er winkte sie zu sich heran, küßte sie und murmelte: „Arme Kinder!" — Dies waren seine letzten Worte. Am andern Morgen, 29. Mai 1862, Vormittags 10½ Uhr hauchte er seinen Geist aus. Noch an demselben Tage wurden die sterblichen Reste des Verbliebenen auf dem kleinen protestantischen Kirchhof in Damaskus zur Ruhe bestattet: an seinem Grabe standen der englische Consul, der Missionär, der Arzt und die beiden trostlosen Knaben. „Während des feierlichen anglikanischen Grabgebetes sandte

die syrische Sonne ihre glühenden Strahlen herab und beschien die Beerdigung der vergänglichen Hülle, die während einer so kurzen Zeit von einer unvergänglichen Seele bewohnt gewesen war."

Ich erinnere mich des Eindrucks von Schrecken, welchen die Nachricht von dem frühen und unerwarteten Hinscheiden Buckle's hervorrief. Ich war damals in London und zusammen mit Einem, dem elf Jahre später ein ähnliches Loos bestimmt war: das Land seiner Sehnsucht, das räthselhafte, schweigende Land, das Land der Palmen und Ruinen zu erreichen und dort zu sterben, nicht viel älter als Buckle. Damals freilich war Derjenige, den ich meine, Emanuel Deutsch, der durch seine Schrift über den „Talmud“ so rasch berühmt geworden, in seiner ganzen, heitren Jugendkraft, voll von den Träumen einer unabsehbaren schönen Zukunft und in der Sicherheit nahenden Triumphes. Doch lag der Keim der Zerstörung in ihm, wie er in Buckle gelegen, und fast wie ein leises, fernes Todesmahnen sollte ihn die Trauerbotschaft aus dem Ofen berühren. Es war der glänzende Ausstellungsommer von 1862 — hell und golden von einer Reihe sonniger Tage, wie man sie nicht oft unter diesem nebligen Himmel sieht; bunt von den Kostbarkeiten und Reichthümern fremder Länder und Erdtheile — und dennoch, wie von einem leichten Flor bedeckt, welcher die Pracht dieses Anblicks um einen Ton zu dämpfen schien. Denn nicht viele Monate zuvor war Prinz Albert gestorben; und dem Feste fehlte Derjenige, der es veranstaltet.

In diese Stimmung traf die Kunde von Buckle's Tod und ich konnte mich nun überzeugen, aus den Nachrufen der Zeitungen und den Gesprächen, die überall geführt wurden, welch' tiefe Spuren im englischen Geiste dieser Mann zurückgelassen, der das vierzigste Jahr kaum überschritten hatte, dessen Namen nicht länger als fünf Jahre vor dem Publicum gewesen war und dessen Werk für immer ein Fragment bleiben wird.

„Das große Problem der Dinge zu lösen; jene verborgenen Umstände zu entdecken, welche den Gang und das Geschick der Nationen bestimmen; und in den Ereignissen der Vergangenheit einen Schlüssel für die Vorgänge der Zukunft zu finden, heißt nichts Geringeres, als in einer einzigen Wissenschaft alle Gesetze der moralischen und physischen Welt zu vereinigen. Wer immer dies vollbringt, wird das Gebäude unseres Wissens neu aufrichten, seine verschiedenen Theile neu anordnen und seine scheinbaren Widersprüche in Harmonie verwandeln.“ So dachte sich einst Buckle seine Aufgabe. Aber mitten in seiner Arbeit überkommt ihn der Zweifel. „Vielleicht ist der menschliche Geist kaum hinreichend für ein so ungeheures Unternehmen,“ fügt er resignirt hinzu. Es war jenes dritte Capitel des zweiten Bandes¹⁾, an welchem er schrieb, nachdem der Tod seiner Mutter die unausfüllbare Lücke in seinem Herzen gelassen und sein Selbstvertrauen erschüttert hatte. „Einst,“ ruft er aus, „als ich zuerst das ganze Feld des Wissens erblickte, und, wenn auch unklar, seine verschiedenen Theile, und die Beziehungen, in denen sie zu einander standen, unterscheiden zu können meinte, war ich so hingerissen von seiner überwältigenden Schönheit, daß das Urtheil getäuscht ward und ich mich für fähig hielt, nicht nur die Oberfläche zu um-

¹⁾ Hist. of Civ. in England II, 188. 189.

fassen, sondern auch die Einzelheiten zu bemeistern Aber jetzt weiß ich zu gut, daß ich von Allem, was ich zu thun hoffte, nur einen geringen Theil vollbringen werde. Jene frühen Bestrebungen enthielten viel, was phantastisch; vielleicht viel, was thöricht war. Vielleicht auch war in ihnen ein moralischer Defect und sie schmeckten nach einer Unmaßung, welche einer Stärke eigen ist, die sich weigert, ihre eigene Schwäche zu erkennen.“ Dennoch hofft er, daß er Einiges leisten werde, was die Denker dieses Zeitalters interessiren, Einiges vielleicht, worauf die Nachwelt weiter bauen werde. Dieses Vordringen des persönlichen, man könnte fast sagen lyrischen Elementes, diese Elegie, mitten in einer historisch-statistischen Untersuchung und fast am Ende des Fragmentes, so wie wir es von Buckle haben, stimmt den Leser trübe und legt ihm eine Frage nahe. Würde nicht auch, wenn Buckle das Leben behalten, und in der Beschränkung, die er sich selbst auferlegt, die Unvollkommenheit, welche „fortan ein wesentlicher Theil meines Planes ist“, seinen Geist bedrückt haben und Entmuthigung eingetreten sein, noch „bevor seine Fähigkeiten angefangen hätten zu schwinden und seine Kraft angestrenzter Aufmerksamkeit zu zerfallen“? Hat ein früher Tod ihn vor einer Enttäuschung bewahren sollen, bitterer als der Tod? Auf diesen Grundmauern wird schwerlich ein Nachfolgender weiter bauen; aber der Name dessen, der im Geiste schon über ihnen eine mächtige Construction sich erheben sah, bezeichnet dennoch in der Geschichte des Denkens ein Stadium, welches, wenn nicht fruchtbar für die Wissenschaft, doch charakteristisch für das Jahrhundert ist.

Julius Rodenberg.

Mus zwei annectirten Ländern.

~~~~~  
Erzählungen eines deutschen Officiers.  
~~~~~

5.

In Brunshausen wurden Alfred und ich von den Unsrigen erwartet. Clotilde eilte uns bis auf die Dampfschiffbrücke entgegen. O, schöne Freude des Wiedersehens! Wie glücklich waren wir Alle damals! Selbst der Rath, dessen Züge und Haltung sehr gealtert waren, sah beglückt in das gute Gesicht seines geliebten Sohnes. Das Wetter war schön, wir machten den Weg nach Stade zu Fuß, ihn mit Fragen und Gegenfragen kürzend, durch Alfred's neckische Einfälle noch mehr erheitert. Mein sonst so ernster Freund war verwandelt und doch berührte sein Fuß nicht, wie der meinige, den Boden der Heimath. Aber seine Herzensheimath war hier. Schon auf der Reise hatte ich bemerkt, wie seine Fröhlichkeit zunahm und jetzt war sogar die Wehmuth, mit welcher er in der Erinnerung an die fehlende Mutter seinen alten Vater umarmte, schnell überwunden. Nun schritt er auf dem schmalen Fußwege mit Clotilde voran, die oft stehen blieb, um sich nach mir umzusehen. Wie lieblich war meine dreizehnjährige Schwester damals! Sie war nicht klein, aber von zartem Wuchs; nicht laut frohlockend, aber die wärmste Empfindung leuchtete aus ihren Augen. Der sinnende Ausdruck des jugendlichen Antlitzes zeugte von Verstand. An der Grenze des Kindesalters war sie noch ganz unbefangen.

„Ich könnte Euch fast verwechseln,“ sagte sie ein Mal, als ich nahe bei ihr war, „so gleicht Ihr Euch in der Uniform. Und doch seid Ihr so sehr verschieden, im Gesicht, wie im Herzen.“

„Wie meinst Du das? Kannst Du in unser Herz sehen?“ sagte Alfred.

„Ich meine eigentlich nicht im Herzen, sondern im Wesen.“

„Du hältst mich für ernster, Schwester, als den lustigen Alfred.“

„Das nicht. Du bist nicht immer so lustig, Alfred. Nicht wahr?“

In Stade fand ich äußerlich Nichts, im Leben Vieles verändert. Zwar widmete mein Vater wie früher sich mit treuer Hingabe seinen Geschäften, seine freie Zeit den Büchern und Freunden; aber die Zahl der letzteren war kleiner geworden. Von Politik sprach er nicht, und Mutter rieth, Gespräche, welche darauf führen mußten, zu vermeiden. Die Lage des Landes betrübe ihn und lediglich

die Ansicht, daß er auf seinem Posten ausharren müsse, so lange er nutzen könne, verhinderte ihn, seinen Abschied zu nehmen. Die Eltern hatten sich aus der Gesellschaft, so viel es anging, zurückgezogen; Mutter lebte fast ausschließlich für Clotildens Erziehung. Auch mit den Verwandten im Rehdinghchen war die Verbindung nicht mehr so innig, Tante Anna und Mutter harmonirten nicht und jene regierte in ihrem Hause. Meine Eltern glaubten, daß Onkel Georg in der Erziehung seiner Kinder zu nachgibig sei; Mütterz Versuch, dies zu ändern, war von Tante Anna unfreundlich abgewiesen. Jedoch wurde für angemessen erachtet, daß wir einen Besuch auf dem Gute machten, der gegen das Ende meines Urlaubs ausgeführt werden sollte.

Alfred war, wenn er nicht bei seinem Vater sein konnte, meistens in unserer Gesellschaft, am liebsten mit uns allein. Die rührende, ihn ganz erfüllende Innigkeit, mit welcher er an Clotilde hing, trat immer deutlicher hervor. Die Eltern schienen dies nicht zu bemerken, ich freute mich daran. Clotilde hatte von solchen Gedanken keine Ahnung, ihr war Alfred ein anderer Bruder.

Eines Nachmittags waren die Eltern mit uns und einigen von meiner Schwester Gespielinnen nach der Elbe gefahren. Während sie im kleinen Garten des Gasthauses, von wo man den Strom übersah, sitzen blieben, trieben wir uns auf der grünen Fläche des Außendeichs umher. Die Mädchen pflückten die Herbstblumen, die hier noch wuchsen; dann gingen wir an das Wasser hinunter. Clotilde wand aus den Blumen, die Alfred ihr hielt, einen Kranz. Die anderen standen umher und belustigten sich damit, ihre Füße so nahe wie möglich an das hin und her spielende Wasser zu setzen, um sie einer kommenden Welle flink zu entziehen.

„Es fängt an zu fluthen,“ sagte ich und zeigte auf die ankernden Schiffe, die von der veränderten Strömung gewendet wurden.

„Der Krieg fängt wieder an,“ rief Alfred.

„Welcher Krieg?“ fragten die Mädchen.

„Das müßt Ihr doch wissen? Ihr könnt ihn ja alle Tage sehen. Zwischen Rübzahl und Muschelkönig.“

„Muschelkönig kennen wir nicht.“

„Beide kämpfen um die Prinzessin Profunda, die wunderschön ist. Sie wohnt mitten in der Erde in einem rothen Palast, zu dem eine verborgene Treppe führt. Seit Jahrtausenden läßt Rübzahl durch seine Knappen die Berge tiefer ausschachten, um zu ihr zu gelangen; denn er will sie zur Frau haben. Und alles Geschmeide, womit seine Juweliere die Schatzkammern füllen, ist nur für Profunda bestimmt. Aber Muschelkönig wirbt eben so lange um sie, er hat schon Berge von Korallen und Perlen aufgehäuft, um sie zu beschenken und seine Knechte, die Wellen, müssen das Land aushöhlen, um die Treppe zu finden. Nun dauert Muschelkönig, der sehr mürrischen Gemüths ist, die Zeit lange. Er ist natürlich eifersüchtig auf Rübzahl und glaubt obenein, der ließe das Land wieder zuwerfen, was die Meernekhte ausgehöhlt haben. Dieser Argwohn überfällt ihn zu gewissen Zeiten, dann wird er zornig und läßt alle Wellen bergan stürmen, um womöglich Rübzahl mit seinen Knappen zu ertränken. Aber die Wellen ermüden, ehe sie ihr Ziel erreichen und weichen zurück. So geht es,

wie gesagt, schon Tausende von Jahren und wie lange Profunda noch warten muß, bis sie einen Mann bekommt, weiß ich nicht."

"Rübezahl soll sie haben," riefen Clotildens Freundinnen. Sie selbst trat an Alfred heran, erhob sich auf ihren Fußspitzen, nahm ihm die Mütze ab und setzte ihm den eben vollendeten Kranz auf. „Dem Dichter den Dank!“ sprach sie und die Mädchen klatschten in die Hände. Alfred wurde roth und sah höchst beglückt aus. Er behielt den Kranz auf dem Haupte und hat ihn immer bewahrt.

„Es wäre wohl Zeit, daß die jungen Herrschaften nach den Häusern gingen,“ rief jetzt ein alter Schiffer vom Deich herunter. „Gleich wird es stürmen und regnen.“ Er wies mit der Hand nach der entfernten Stelle des Stromes, wo sein kundiges Auge die Bewegung sah, welche einen heran kommenden Sturm anzeigt.

„Wie schade!“ riefen die Mädchen. Wir gingen zurück. Kaum noch zur rechten Zeit erreichten wir das schützende Dach.

In solchen harmlosen Unterhaltungen vergingen die Wochen. Die letzten Tage unseres Urlaubs wollten wir bei Richard's Eltern verleben. Ein Mal sagte Alfred mir: „Fahre allein hin, ich bleibe lieber hier.“ Als ich aber entgegnete: „Es ist ja abgemacht, daß wir beide kommen,“ antwortete er: „Nun ja, ich begleite Dich.“

In der letzten Woche fuhren die Eltern mit Clotilde und mir zu Onkel Georg. Wir wurden, wenn auch nicht überaus herzlich, doch immerhin freundlich willkommen geheißen. Meine Erzählungen aus Hannover, von dem Leben des Hofes, aus den verwandten Familien, von Tante Valbina wurden gern gehört. Der Besten Wunsch nach meiner Cousine Gesellschaft sollte jetzt erfüllt werden. Tante Anna wollte Cordula hinbringen. Ich fand diese, obgleich sie in dem schönsten Alter der voll erwachsenen Jungfrau war, nicht reizend; der Ausdruck von Gutmüthigkeit vermochte nicht Geist und Anmuth zu ersetzen, die ihr fehlten. Auch hinsichtlich meiner Vettern hatte Mutter Recht. Jobst und der etwas jüngere Günther waren gemeinschaftlich von einem Hauslehrer mangelhaft unterrichtet und die Absicht ihres Vaters, sie in ein Pädagogium zu schicken, von der zärtlichen Mutter von Jahr zu Jahr hinausgeschoben worden. Sie waren eifrige Reiter und Jäger, wußten in Stall und Feld gut, in den Büchern aber sehr wenig Bescheid. Marie, das jüngste Kind des Hauses, war gleichfalls weder hübsch, noch geistig begabt und nur in ihrer Gutherzigkeit und dem Alter meiner Schwester gleich. Alle vier Geschwister waren mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden und Bilder kräftigsten Wohlseins.

An einem der letzten Abende in Stade, als Alfred bei mir war, wurde an meine Thür geklopft. Draußen stand Clotilde und sagte geheimnißvoll: „Bitte, kommt mit mir.“ Sie führte uns zum ersten Male in ihre Stube. Dort ging sie an ein kleines Bücherbrett. „Sieh', Alfred, die Stunden der Andacht gehörten Deiner Mutter. Dein Vater hat sie mir geschenkt, weil ich Sonntags Deiner Mutter, wenn sie nicht zur Kirche ging, daraus vorgelesen habe. Sie schlug immer die Predigt auf, welche sie hören wollte und sagte gewöhnlich: die hat Alfred mir auch vorgelesen. Aber was ich Euch zeigen wollte, ist noch etwas anderes.“

Sie nahm ein in Papier sorgfältig eingewickeltes Buch, welches sie Alfred gab. „Das kennst Du noch nicht.“

Er nahm es aus der Umhüllung. Der Umschlag war in Seide gestickt, auf der einen Seite Petrus, auf der anderen Paulus. „Das hat Deine Mutter selbst gemacht,“ sagte Clotilde. Er schlug das Buch, welches größtentheils weiße Blätter enthielt, auf. Da stand vorn, von seiner Mutter Hand geschrieben: Meiner lieben Clotilde zu ihrer Confirmation. Er sah meine Schwester fragend an.

„Denke Dir, das hat Deine Mutter so frühzeitig angefangen. Ich sollte es erst zu meiner Confirmation haben. Und hätte sie das nicht hinein geschrieben, so würde Dein Vater gar nicht gewußt haben, daß es für mich bestimmt war. Aber sieh' nur weiter.“

Viele Seiten des Buchs waren schon von der Rätthin ausgefüllt; sie hatte darauf ihre Lieblingsgedichte von Platen, Spitta und Anderen abgeschrieben und anscheinend die Absicht gehabt, dies bis Clotildens Confirmation fortzusetzen.

Alfred wurde sehr weich gestimmt, Clotilde traten die Thränen in die Augen. Sie nahm das Buch. „Nun wollte ich Euch bitten, schreibt mir einen Vers hinein. Nur die liebsten Menschen will ich hierum bitten. Seht! Dein Vater, Alfred, dann meine Eltern haben es schon gethan. Nur Ihr fehlt noch. Ich habe mit Bleistift über die erste leere Seite ein A, über die folgende ein G gemacht, darunter schreibt mir etwas. Nehmt das Buch mit, aber gebt es mir morgen wieder. — Nun müssen wir zu den Eltern gehen. Dein Vater ist schon da, Alfred.“

Der Abschied von Stade wurde meinem Freunde schwer. Als die Unsrigen unsern Blicken entschwanden, setzte er sich allein und überließ sich seinen Gedanken. Erst als weiterhin auf der Elbe Schiffe in größerer Zahl uns begegneten, erwachte sein Interesse an diesem Verkehr und er wurde gesprächig.

Richard und seine Brüder empfingen uns an der Bahnstation. Christian und Friedrich waren schöne, große Jünglinge geworden. Jener sah kräftig, dieser noch von seiner Krankheit angegriffen aus. Christian erzählte mit seiner ihn gut kleidenden Lebendigkeit, daß die beiden Brüder in einigen Wochen nach Kiel auf das Gymnasium kämen. Friedrich nahm an der Unterhaltung kaum Theil. Später hörte ich von dem Capitän und dem Pastor, daß er seit dem Krankenlager verändert sei und dies für den Baron die hauptsächlichste Veranlassung wurde, die Brüder in eine Schule zu schicken, wo der Umgang mit vielen Altersgenossen hoffentlich Friedrichs jehiger Liebe für die Einsamkeit, seiner Neigung zu Träumereien entgegenwirken werde.

Von Richard's Eltern wurden wir mit der früheren Herzlichkeit empfangen. Bald kam auch Adele mit Demoiselle Charlotte. Adele war größer als meine Schwester und in meinen Augen noch schöner. Sie schien mir kaum noch ein Kind. Feierlich kam sie uns entgegen, warf schüchtern einen Blick auf Alfred und mich, machte eine halbe Verneigung und sagte, indem sie uns ihre kleine Hand reichte: „Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen.“ Ohne diese schnelle Anrede würden wir sie wahrscheinlich wie sonst Du genannt haben.

Eine große Veränderung zeigte der erste Blick aus unseren Fenstern: Da

stand jenseits des Sees das neue Haus; mit seinem Gekthürmchen, seinem hohen Schieferdache und seiner Terrasse ein gar hübsches Bild.

„Ja, unter Dach ist es,“ sprach Wichard. „Vater hat sich lange besonnen, verschiedene Pläne verworfen. Und die innere Einrichtung will er noch nicht machen lassen. Er zögert sonderbar damit. Freilich sagt er, daß er erst einen Miether haben müsse. Den Garten will der Capitän in diesem Herbst anlegen lassen.“

Ich lobte die Aussicht, welche durch diesen, die Waldlücke füllenden, geschmackvollen Bau wirklich sehr gewonnen hatte. Alfred sagte nichts dazu.

Am anderen Morgen, als wir die Umgegend durchstreifen wollten, begegnete uns der Cantor Zephirus. Er grüßte und warf mir noch besonders einen Wink mit der Hand zu. Da sagte Wichard: „Er und unsere Orgel sind Berühmtheiten geworden. Fremde kommen, sein Spiel zu hören; Keiner rühmte die Orgel, deren Werth früher Niemand geschätzt hat. Zephirus hat Anerbietungen erhalten, in Kiel und anderen Orten zu spielen. Der sonderbare alte Mann lehnt Alles ab.“

Wichard erzählte uns dann, wie er sein elterliches Haus gefunden habe. „Der Capitän ist Allen von großem Nutzen. Er hat durch fortgesetzte Studien über Ackerbau und Viehzucht, deren Ergebnisse er kurz und überzeugend vorträgt, Vaters Theilnahme an der eigenen Wirthschaft von Neuem geweckt. Die besten landwirthschaftlichen Maschinen hat er besorgt, die neueste Feldernutzung empfohlen. Und Alles schlägt zum Guten aus. Die Bibliothek vervollständigt er sachgemäß und seinen Vorlesungen über Physik, die er durch passende Experimente erläutert, hören die Eltern, Pastors und Demoiselle Charlotte gern zu.“

„Diese widmet sich Adelsens Erziehung, die, wie Mutter sagt, nicht ganz leicht ist, mit treuester Sorgfalt. Es will mir scheinen, als komme die geistige Anregung, welche von dem Capitän ausgeht, ihr hierbei zu Statte. Freilich reicht ihr Wissen nicht vollständig aus und Mutter beabsichtigt deshalb, die letzten Winter vor Adelsens Confirmationsjahr in einer Stadt, die gute Unterrichtsmittel darbietet, zuzubringen. An Schwerin, welches die mecklenburgischen Verwandten empfehlen, denkt Mutter nicht; die Stadt ist zu klein, der Hof dort Alles. Berlin erscheint ihr zu groß, zu sehr zerstreut. Ich hoffe, sie wählt Hannover.“

Als wir auf unserer Wanderung um die Mittagsstunde aus dem Walde traten, befanden wir uns nahe vor dem Neubau am See, der unseren Blick fesselte. Wir besahen das Haus, welches einer nicht zahlreichen Familie einen höchst angenehmen Wohnsitz bieten konnte. Als wir dann auf die Terrasse traten, sahen wir Wichard's Brüder an der Landungsstelle, wo sie ein Boot fest machten und Demoiselle Charlotte und Adele beim Aussteigen halfen. Wir gingen ihnen entgegen. „Adele sah Euch aus dem Walde kommen,“ rief Christian uns zu. Als wir im Schatten des Hauses waren, nahm Adele ihren breiten, weißen, mit blauen Bändern verzierten Hut ab, strich sich die blonden Haare, die hinten in langen Flechten nieder fielen, aus der weißen Stirn und richtete ihren Blick auf die Landschaft vor uns. Ihre schön geformten Augen waren fast zu groß, dunkel in ihrem Glanz und von vollen Brauen zart überspannt.

„Wie gefällt Ihnen das Haus?“ fragte Demoiselle Charlotte. Ich lobte

es und sagte: „Wer es wohl bewohnen wird?“ Da sah Adele mich lange an, dann kehrte sie sich nach Alfred um und fragte: „Machen Sie noch Verse?“

„O, dann und wann.“

„Machen Sie jetzt einen Vers auf dies Haus.“

Alle blickten auf Alfred, der sich nicht lange befann, sondern sprach:

„Dieses Hauses Werth zu kennen,
Reicht das Mauerwerk nicht aus.
Mußt mir die Bewohner nennen,
Sie vollenden erst das Haus.“

„Die kann ich Dir — Ihnen nicht nennen,“ antwortete Adele schnell. „Papa spricht nicht davon. — Ist das nicht ein schöner Anblick?“ fragte sie nun mich und sah wieder nach dem See.

„Reizend, und ebenso hübsch der Blick vom Schloß hierher. Am schönsten nimmt es sich wahrscheinlich vom See aus, da hat man Beides.“

„Ja wohl,“ sprach Adele. „Fahren Sie mit uns zurück. Christian hat daran gedacht und das große Boot genommen.“

Auf dem Wasser sprach sie, während Christian und Friedrich ruderten und wir anderen diese und jene scherzende Bemerkung machten, längere Zeit nicht; sie schien über etwas nachzudenken. Dann sagte sie Demoiselle Charlotte etwas in's Ohr. „O, oui,“ antwortete diese, „c'est joli.“ Nun sprach Adele:

„Wenn wir beide Häuser seh'n,
Wünschen wir, es möcht' gescheh'n,
Daß darinnen Groß, wie Klein
Immer beste Freunde sein.“

„Sehr gut!“ rief Alfred und klatschte in die Hände, was auch von uns recht munter geschah. „Sehr gut, Fräulein Adele.“

„Fräulein ist meine Adele noch nicht,“ sagte Demoiselle Charlotte. Adele schien etwas verlegen zu werden und sah vor sich nieder.

„Darf ich Adele sagen?“ entgegnete Alfred, der jetzt in bester Laune war. Hierauf erhielt er zwar nicht sofort eine Antwort; aber bald darauf fragte Adele: „Richard, wohin bist Du mit Ernst und Alfred gewesen?“

Hiermit war die Titulatur zwischen uns geregelt.

Die herbstliche Nachmittagssonne, die heute recht warm schien, versammelte die Familie auf dem großen Platze nahe am Schlosse. Man wandelte noch ein wenig in den Park. Der Baron ging mit Alfred voran und die Baronin schloß mit mir den Zug. Sie ging langsamer und als wir etwas zurückgeblieben waren, sagte sie plötzlich: „Richard ist ernster geworden.“ Dabei sah sie mich fragend an. Ich antwortete: „Wohl nur älter.“

„Er sagt, daß er gern in seinem Regiment sei,“ fuhr sie fort.

„Das ist er,“ bestätigte ich, „und sehr beliebt.“

„Das freut mich. Kennen Sie seinen Hauptmann?“

„Gewiß! Ein vortrefflicher Herr, in dessen Hause Richard immer willkommen ist.“

„Kennen Sie Frau von Leinau?“ Bei dieser Frage sah sie mich wieder prüfend an.

„Ja wohl, Frau Baronin,“ erwiderte ich jetzt sehr bestimmt. „Man begreift, daß der Hauptmann von Leinau durch den Besitz dieser vortrefflichen, klugen und schönen Frau sehr beglückt ist. In Hofkreisen beneidet man sie, die Bürgerliche, um ihre Schönheit und gönnt ihr die Stellung nicht. Da mag denn auch Manches gesagt werden, was unrichtig ist. Sie ist eine sehr gebildete Dame und wird vermöge ihrer Sicherheit und ihres Tacts immer im Recht bleiben.“

„Sie werden ja ganz eifrig,“ sagte hierauf lächelnd und offenbar beruhigt die Baronin. „Mein Mann und ich möchten Wichard gern auf Reisen schicken. Er meint, dies gehe jetzt noch nicht.“

„Wir sind zu kurze Zeit Officier. Bevor wir nicht die Militär-Akademie besucht haben, können wir an langen Urlaub nicht denken.“

Udele war stehen geblieben und ging an meiner Seite weiter.

„Wichard erzählt mir eben, daß in dem Walde bei Hannover eine Eiche ist, viel schöner, als wir eine haben. Kennen Sie die auch, Ernst?“

„Ja wohl. Er meint die Königseiche in der Eilenriede. Ihr Stamm ist ganz astfrei und gerade wie bei einer Fichte, sehr dick und sehr hoch, und trägt oben eine prächtige Krone, die sich rundum gleich weit ausdehnt.“

„Die Eiche möchte ich sehen. Ich glaubte, schönere als unsere beim Vorhof und am Dalweg gäbe es nicht.“

„Die sind auch sehr schön.“

„Die Eichen sind mir die liebsten Bäume,“ fuhr Udele fort, „sie sind so trozig. Die Buche ist glatt und die Linde weich.“

„Hat aber duftende Blüthen,“ warf ich ein.

„Das ist immer schnell vorbei,“ sagte sie.

„Im Frühling freuen Sie sich doch auch über die Linde, Udele.“

„Weil sie am frühesten grün wird. Mag sein, einige Wochen. Die Eiche befinnt sich lange, hält ihre Blätter aber auch viel länger fest.“

Diese Aeußerungen des gesprächigen Kindes fielen mir auf. Sag etwas Eitelkeit und Eigensinn darin? Sie klangen ebenso natürlich, wie bestimmt, nicht kindlich froh, sogar fast schwermüthig. Ich verglich Udele mit meiner herzengewarmen Schwester, dachte an Alfred's rührende Zuneigung zu dieser, dann wieder an Udele, die jetzt wie ein schönes Räthsel mich anzog.

Am andern Morgen betrachtete ich zum ersten Male mit Interesse die Ahnenbilder im großen Saal. Udele glich ihren Eltern nur im Allgemeinen, dagegen sehr ihrer Großmutter von der väterlichen Seite, die als junge Frau in der Tracht aus dem Anfange des Jahrhunderts gemalt und gewiß von ausgezeichneter Schönheit gewesen war. Während ich vor diesem Bilde lange stehen blieb, hatte Alfred sein Skizzenbuch aus der Tasche genommen und zeichnete das Porträt eines der Ahnherren mit charakteristischem Gesicht ab, eines Greises mit weißen Locken und weißem Bart, starken Augenbrauen und großer Nase.

Als Alfred fertig war, gingen wir in den Park, wo wir den Capitän trafen. Wir setzten uns zu ihm auf eine Bank am See. Alfred erzählte, wie unzufrieden Wichard's Vater sich gegen ihn über die Verhältnisse in Schleswig geäußert habe, wo die Kopenhagener Regierung mit Gewalt Alles dänisch machen wolle.

„Ja, das ist leider so,“ sagte der Capitän. „Die Kopenhagener Demokraten gehen darauf aus, Schleswig noch mehr in ihre Macht zu bekommen. Alles Deutsche wird verdrängt.“

„Meine unglückliche Heimath!“ rief Alfred.

„Friedrich VII. ist ganz in ihrer Hand,“ fuhr der Capitän fort. „Er paßt zu ihnen. Er hat den hausbackenen Verstand, welchen die Menge begreift. An seinen Sitten und niedrigen Günstlingen nehmen jene Leute keinen Anstoß. Man er es snuten Sun, sagen die Matrosen. Die dänischen Bauern lieben ihn, weil er sich ihnen gern gleich stellt. Gutmüthig ist er, aber jeder geistigen Anstrengung abhold. Deshalb regiert er selbst gar nicht. Wenn man seine Ruhe nicht stört, läßt er regieren, wie es denk Dänen gefällt. Holstein haben sie vorläufig aufgegeben, weil es zum Deutschen Bunde gehört. Wir sind hier verhältnißmäßig gut daran. Aber Schleswig wollen sie ganz und gar haben. Indes theile ich die Ansicht des Barons, daß die Sache nicht von Bestand ist.“

„Er sagte mir, daß er den nächsten Winter in Berlin und Wien zuzubringen beabsichtige und versuchen wolle, dort für Schleswig zu wirken,“ bemerkte Alfred.

„Hat der Baron Ihnen das gesagt? Wir haben oft überlegt, ob es für ihn nicht an der Zeit sei, persönliche Verbindungen in jenen Hauptstädten anzuknüpfen oder zu erneuern. Ein Herr wie er ist wohl in der Lage, die Aufmerksamkeit der großen deutschen Regierungen wieder auf das Unrecht zu lenken, welches den Herzogthümern zugefügt wurde. Seit der Prinz von Preußen Regent ist, denkt der Baron daran, auch nach Berlin zu gehen. Er hofft, daß dort eine entschiedenere Politik eintritt. Bis dahin sprach er immer nur von Wien, wohin sein Bruder ihn wiederholt eingeladen hat.“

In diesem Augenblick sahen wir Demoiselle Charlotte mit Adele auf dem Wege, der aus dem Gebüsch nach unserer Bank führte, zu uns kommen.

„Richard ist noch immer bei Vater,“ sagte Adele.

„Welch köstlicher Morgen!“ sprach Demoiselle Charlotte.

„Heute ist es schön auf dem See,“ meinte erstere. „Schade, daß Christian und Friedrich noch Unterricht haben. Können Sie rudern?“

„Wir sind am Wasser groß geworden,“ antwortete Alfred. „Sollen wir Sie fahren?“

Adele sah Demoiselle Charlotte an, die auf den Capitän blickte, den sie nicht allein lassen dürften.

„Ich steige gern mit ein,“ erklärte dieser.

Alfred machte das Boot zurecht, ich half dem Capitän, dann Demoiselle Charlotte beim Einsteigen. Sie setzten sich zusammen auf die Mittelbank. „Ich werde steuern,“ sagte Adele und nahm hinten im Boote Platz. „Sie brauchen nur gleichmäßig zu rudern, ich leite den Rahn.“ So fuhren wir davon. Die Unterhaltung wurde zuerst nur von dem Capitän und Demoiselle Charlotte geführt. Das Kind saß schweigend da, immer auf uns oder an uns vorbei blickend, um das Fahrzeug in seiner Richtung zu erhalten. Zuweilen ruhten die Augen auf Alfred, als suchten sie etwas in dessen Gesicht; zuweilen begegneten sie den meinigen, die sich an der aufblühenden Schönheit des jungen Mädchens erfreuten.

„Dies ist der schönste Punkt,“ rief Adele jetzt. „Hier lassen Sie uns etwas bleiben.“

Sie hatte Recht, denn nun erschien nicht allein das neue Haus und das Schloß in der anmuthigsten Einrahmung, sondern man hatte auch seitwärts des letzteren ein hübsches Bild: hinter den im Sonnenlicht glänzenden Gewächshäusern ragte die Spitze des hohen Kirchturms über die Baumwipfel in die blaue Luft.

„Zeichnen Sie das, Alfred,“ sagte Adele.

„Der Wetterhahn sieht uns an,“ entgegnete er, indem er sein Skizzenbuch zur Hand nahm und zu zeichnen begann.

„Das thut er nicht freiwillig,“ warf Adele hin.

„Freiwillig oder gezwungen, er freut sich über uns.“

„Wie kann man sich gezwungen freuen!“

„Es ist immer eine Ursache, die uns zur Freude zwingt,“ antwortete ich.

„Das ist wohl so, Ernst,“ sagte Adele und drehte ungeduldig an dem Steuer. Alfred zeichnete weiter.

„Adele möchte immer Alles freiwillig thun,“ erklärte jetzt Demoiselle Charlotte.

„Bei mir zu Hause war ein Wetterhahn, der hieß Kritikkrak,“ hob jetzt Alfred an. „Der sah am liebsten nach einer Seite, wo unten im Hofe das hübsche Hühnlein Kluklu spazierte. So oft er nur konnte, blickte er nach Kluklu hinunter, und da er hiervon etwas schief geworden war, so wandte er sich zuletzt auch gegen den Wind immer nach Kluklu's Seite, bis er sich gar nicht mehr von ihr losreißen konnte, weil er fest gerostet war. Als nun ein Sturm kam, da wurde Kritikkrak gebrochen, denn er hatte das Nachgeben verlernt; und todt stürzte er Kluklu zu Füßen, die erst erschrak, dann aber lustig weiter spazierte.“

Demoiselle Charlotte lachte und auch den Capitän hatte die Geschichte belustigt. Sie bemerkten nicht, daß Adele blaß und roth wurde. Festiges Kind, dachte ich. Da schlug sie die Augen wieder auf und fragte: „Wollen Sie weiter rudern?“

„Ich bin noch nicht fertig,“ antwortete Alfred.

Wir geduldigten uns, bis er das Blatt aus dem Buche riß und Adele reichte. Es war ein hübsches Bild geworden, Adele freute sich darüber; doch als sie sah, daß der Wetterhahn schief gezeichnet war, wurde sie ärgerlich und feuerte den kürzesten Weg nach Haus.

Die Eigenthümlichkeiten des lebhaften Mädchens hielten meine Gedanken fest und als ich am nächsten Morgen mit den Freunden von dieser, durch neue Reize mir noch lieber gewordenen Stätte schied, nahm ich die Theilnahme an einem Kinde mit, welche vielleicht ebenso warm, wie Alfred's Liebe zu meiner Schwester werden konnte. Was er nach der Abreise von Stade empfunden hatte, fühlte ich ihm jetzt nach. Wir Beide überließen uns den Erinnerungen, während Richard die Trennung von Haus schnell überwand und um so gesprächiger wurde, je näher wir unserer Garnison kamen.

Die Thätigkeit, in welche wir nun wieder eintraten, that Alfred und mir wohl. Mit unserem Freunde ging aber im Laufe der nächsten Monate eine Aenderung vor, die uns nicht ohne Sorge ließ. Er suchte uns seltener auf, war

stiller und, wenn er mit mir bei Tante Balbina war, die uns jetzt zu Cordula oft einlud, kein so heiterer Gesellschafter, wie früher. Mit seinem Regimentskameraden Timon wurde er in die kleinen Abendgesellschaften der Königin befohlen, wo er gewöhnlich auch Tante Balbina und Cordula fand. Er erzählte uns davon, ohne bemerkbare Freude über diese Auszeichnung.

Am Neujahrsabend geschah das jetzt Seltene, daß er den Wunsch äußerte, in unserer Gesellschaft zu bleiben. Mit der gewöhnlichen Offenherzigkeit redeten wir über Alles, was wir dachten und erlebt hatten; nur von Felicia sprach Wichard so wenig wie möglich, trotzdem Alfred mehrere Male das Gespräch auf sie lenkte. Unsere Dienstverhältnisse, unsere militärischen Aussichten beschäftigten ihn nicht so lebhaft als sonst.

„Dein Eifer scheint nachzulassen, wie leider der meinige,“ sagte Alfred.

„Wie kannst Du das sagen!“ rief ich aus. „Es ist das erste Mal, daß Du Dich so äußerst.“

„Ich hatte keine Veranlassung,“ erwiderte Alfred ruhig. „Ich freue mich von ganzem Herzen, daß Du Deinen Beruf um so lieber gewinnst, je mehr Du ihn kennen lernst, und wünsche, daß dies so bleiben möge. Du bist zum Soldaten geboren. Auch Wichard ist es. Ihn ziehen jetzt nur andere Gedanken ab.“

„Alfred!“ sagte Wichard erschrocken und verlegen.

„Ja, Wichard! Dich ziehen die Gedanken an Felicia ab. Sie war schon lange der einzige Gegenstand, über welchen Du mit uns zu sprechen vermeidest und Deine Neigung zu ihr hat, seit Du nach unserem Urlaub wieder in ihrer Nähe bist, beunruhigend zugenommen.“

„Nun denn!“ sprach Wichard, indem er in großer Erregung aufstand. „Die Heiligkeit der Freundschaft bürgt mir, daß Ihr das Wort vergrabt. Ich liebe die herrliche Frau, ich denke nur an sie.“

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!“ unterbrach Alfred ihn mit feierlichem Ton.

Wichard erblaßte. „Nein, nein! O Gott, das ist es ja auch nicht. Sie ist so gut. Sie ist wie eine Schwester gegen mich, und ihr Mann wie ein väterlicher Freund. O nein, das wäre ja schändlich!“

„Geh' selten zu ihr.“

„Wie kann ich das! Sie laden mich ein, sie sind ahnungslos.“

„Bezwinde Dein Herz,“ antwortete hierauf Alfred. „Gott wird Dir helfen. Gegen uns kannst Du Dich nun offen aussprechen.“

Wichard war an's Fenster getreten und sah nach dem Sternhimmel. Wir schwiegen, bis Alfred das richtige Wort fand: „Es ist eine schöne Winternacht. Laßt uns noch etwas wandern.“

Wir gingen schnell vorwärts, fast ohne zu sprechen, nach der Herrenhäuser Allee. Sie war leer; die Laternen brannten aber noch, obgleich Mitternacht nahe war.

Da hörten wir Stimmen und rasche Schritte kamen uns entgegen. Wir sahen zwei Gestalten, eine sehr große, eine etwas kleinere. Sie schwiegen, als sie uns kommen hörten, und als sie an uns vorbei gingen, blieben wir unwillkürlich einen Augenblick stehen.

„Der König!“ flüsterte Alfred.

Wiederum hörten wir Schritte, aber leise. In passendem Abstände folgten mehrere Männer. Als auch diese vorbei waren, fragte ich: „Wer führte den König?“

„Der Graf Platen,“ antwortete Richard. „Vielleicht ist im Auswärtigen etwas Besonderes vorgekommen. Wenigstens scheint der Minister noch zum Vortrag gewesen zu sein, und da mag der König, der es liebt umherzugehen, wenn seine Gedanken beschäftigt sind, seinen Arm genommen haben.“

Auf Umwegen kehrten wir zurück. Vor Richard's Hause drückten wir dem Freunde die Hand. „Laßt uns morgen Abend wieder beisammen sein. Kommt zu mir,“ bat er.

Als wir Zwei in unserer Wohnung waren, beklagte ich mich gegen Alfred über seinen Mangel an Offenheit. „Plötzlich, mir ganz neu, sagst Du, Dein Eifer als Soldat lasse nach.“

„Einmal konnte ich es doch nur zum ersten Male sagen,“ entgegnete er lächelnd.

„Aber ich habe niemals eine Klage von Dir gehört.“

„Was hätte das genützt? Auch heute sprach ich es nur aus, weil ich keinen anderen Angriffspunkt auf Richard fand.“

„Das merkte ich wohl; aber Du meinst es doch auch so?“

„In gewissem Grade ja, Ernst. Wenn ich mir denke, wir bleiben unser Leben lang Friedenssoldaten, hören die Stände über die Militärlast klagen, und drillen die Bauerjungen für das Königreich Hannover, damit sie bereit stehen, aufzumarschiren, wenn der Polizeidirector Wermuth einen kleinen Tumult rechtzeitig angeordnet hat, so verliere ich die Freude. Aber es kann ja anders kommen. Heute schlafe ich vergnügt ein, denn wir haben an dem Freunde ein gutes Werk gethan.“

6.

Die Krieg bedeutenden Worte, welche Napoleon III. am 1. Januar 1859 bei dem Neujahrsempfang des diplomatischen Corps an den österreichischen Gesandten gerichtet hatte, riefen plötzlich eine allgemeine Aufregung und in den zunächst gefährdeten Staaten schwere Besorgnisse hervor. Der Krieg des zweiten französischen Kaiserreichs mit der Präsidialmacht des deutschen Bundes bedrohte ganz Deutschland, wenn auch nur die österreichischen Besitzungen in Italien seine Veranlassung waren.

Um dieses große Ereigniß drehte sich am 2. Januar das Gespräch in unserer Messe ausschließlich. Die jungen Kameraden jubelten über die Aussichten, welche ein Krieg mit Frankreich eröffnete, und auch den alten Officieren glänzten die Augen. Waren sie doch mehr als wir berechtigt, unseren Erbfeind zu hassen. Sie hatten schon gegen ihn gekämpft oder doch die Vernichtung des Wohlstandes, die Verarmung der Familien, das ganze Elend, welches die Franzosen vor einem halben Jahrhundert über unser Land brachten, in persönlicher Erinnerung.

Nach Tisch ging ich in meinen Club, um Zeitungen zu lesen, und trat demnächst aus dem Besesaal in die Spiel- und Conversations-Zimmer, von denen

eines das Wachsfiguren-Cabinet genannt wurde, weil hier täglich alte Stammgäste saßen, die meistens kein Wort sprachen. Jeder von ihnen nahm zur gewohnten Zeit auf dem längs der Wände angebrachten Divan seinen Platz, ein Clubbiener brachte ihm die lange Pfeife und zündete sie mit einem Fidibus an; dann saß das geehrte Mitglied seine Zeit, sich des Daseins und der Genossen freuend, schweigend da. Heute hörte ich zu meiner Ueberraschung eine lebhaftere Conversation. Die Worte: „Idées Napoléoniennes“ schlugen an mein Ohr. Ich blieb, um die Unterhaltung der alten Herren anzuhören, an einem Schachtiisch stehen, wo zwei eifrige Spieler an jedem Abend miteinander kämpften. Auch sie pflegten sich kaum zu rühren, nur daß sie dann und wann einen Schachzug thaten. Heute waren sie unruhig und spielten schlecht, sei es, weil das ungewohnte Gespräch sie störte, sei es, weil dessen Gegenstand ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Am Ende des Divans, wo man den Blick in die folgenden Zimmer hatte, saß an jedem Abend von sechs bis acht Uhr ein langer, magerer Oberst. Er hatte als Capitän den Dienst verlassen, trug immer Uniform, jezt noch den Militärrock mit dem auffallend hohen Kragen, wie der König Ernst August ihn getragen hatte, und war, wohl für diese Beharrlichkeit, nach und nach mit höheren Titeln beglückt worden. Er war übrigens eine ehrliche Seele und sprach, wenigstens auf seinem Divanplatze im Museum, unter keinen Umständen ein Wort. Dagegen ließ er zuweilen ein Husten und Räuspern ertönen, welches jedes Mal einen neuen Besucher, den er von Weitem sah, ankündigte, und unwillkürlich hatte er sich dieselbe Art des Räusperns und Hustens für dieselbe Person angewöhnt, so daß auch seine Divangenossen, die Kenner seiner Töne, im Voraus erfuhren, wer kam.

Sein Nachbar im Divan war ein Kriegsath außer Dienst, der für den größten Kenner des Hof- und Staatshandbuchs galt. Von jedem Officier wußte er Truppentheil und Anciennetät.

Dann kam ein Kammerrath außer Dienst, ein hoher Sechziger, der 1809 mit dem Herzog von Braunschweig-Verla nach England gegangen war und jezt zwei Söhne in der hannoverschen und einen in der österreichischen Armee hatte.

Heute saßen ausnahmsweise auch einige gesprächige Clubmitglieder auf dem Divan: ein Consistorialrath, der früher Schloßprediger und bei den Damen beliebter Kanzelredner gewesen war und von dem man sagte, daß er bei Hofe Einfluß habe. Ich begegnete ihm zuweilen bei Tante Balbina. Ein Oberbaurath, der weiter gereist war, als irgend wer in der Gesellschaft und hiervon gern sprach; und ein ehemaliger Major, ein gelehrter Herr, der seine Ansichten rücksichtslos aussprach und gewöhnlich Recht behielt.

„L'empire c'est l'épée,“ sagte der Kriegsath.

„Ja, eine Lüge ist das empire. Nur mit Gewalt kann es sein illegitimes Dasein behaupten,“ sprach der Consistorialrath.

„Gegen Rußland hat er Glück gehabt,“ äußerte der alte Kammerrath mit Bezug auf Napoleon III., „da hatte er aber auch die Engländer auf seiner Seite. Mit den Oesterreichern wird er nicht so leicht fertig.“

„Das fragt sich noch,“ warf der gelehrte Major ein.

„Sie haben wohl lange keine österreichischen Officiere gesprochen,“ erwiderte jener.

„O ja!“

„Na, mein Sohn sagt, die Schule des alten Radetzky habe Wunder bewirkt.“

„Welche Schule?“

„Des alten Radetzky.“

„Hat gar keine Schule gemacht.“

„Es werden gerade fünfzig Jahre seit Ihrem Heldenzuge,“ sprach der Consistorialrath, um dies Zwiegespräch zu beruhigen. „Gott sei Dank, jetzt können wir Oesterreich besser helfen.“

„Wie so helfen?“ fragte der gelehrte Major.

„Das versteht sich doch von selbst,“ antwortete der Kriegsrath. „Wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es uns den Krieg.“

„Gar nicht,“ sagte der Major. „Geht uns gar nichts an.“

„Kreuzigt ihn!“ rief der Oberbaurath.

„Hm, hm,“ machte mißbilligend der Consistorialrath.

In diesem Augenblick hustete der schweigsame Oberst in mehr als gleichgültiger Weise.

„Wer kommt denn?“ fragte der Consistorialrath.

Der Staatsminister außer Dienst Windthorst trat in das Zimmer.

„Sieh' da, Excellenz!“ sagte der Consistorialrath. „Ein seltener Gast.“

Manche hatten den eben Angetommenen wegen seines anscheinend gutmüthigen Wesens und seiner Lust, Wiße zu machen, ganz gern; die Mehrzahl empfand Abneigung gegen ihn. Daß er, der Katholik, in unserm protestantischen Lande zu einem so hohen politischen Posten gelangte — er hatte dem ersten Ministerium angehört, welches Georg V. einsetzte — konnte ihm an sich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Aber zum großen Theil seinem Einflusse schrieb man die wachsende Zahl und Bedeutung der Katholiken in Hannover zu, und Einige vermutheten, daß er vor allen anderen Zielen ultramontane Zwecke verfolge. Im Ganzen war man nicht klar über ihn.

„Euer Excellenz können entscheiden,“ nahm der Oberbaurath das Wort.

„Der Herr Kriegsrath glaubt, wenn Frankreich Oesterreich den Krieg erklärt, erklärt es zugleich uns den Krieg. Der Herr Major ist der Ansicht, daß dies uns gar nichts angehe.“

Der Kriegsrath machte seinen Rücken gerader, als rühme er sich seiner politischen Einsicht. Der Major schlug den Kopf zurück und lehnte ihn auf das Rückenpolster des Divans. Der kleine Staatsminister warf sich in die Brust, steckte den rechten Daumen zwischen Chemisette und Weste, so daß die zierliche Hand recht sichtbar war, blickte nachdenklich durch seine Brille und antwortete: „Sehr interessant! In dieser Divergenz liegt ja schon die Antwort. Der Bund hat zu entscheiden. In Frankfurt wird Oesterreich wie der Herr Kriegsrath, Preußen wie der Herr Major sprechen.“

„Und die Mittelstaaten?“ fragte Einer.

„Werden auch so denken, wie die beiden Herren. Sind denn neue Nachrichten da? Ich weiß wenig. Da dieses Pariser Evenement meine kleine Reiche

aus der Jurisprudenz ausgegraben hat, so will ich sie an das Licht der Zeitungen tragen.“ Mit diesen Worten schritt er, die Lippen über den großen Mund wie klagend zusammen schließend, in den Besesaal.

„Ich habe die Abendzeitungen auch noch nicht gelesen,“ sagte der Consistorialrath und folgte ihm.

Der gelehrte Major erhob sich, lachte kurz auf und ging nach Hause. Der Oberbaurath setzte das Gespräch fort: „Die kleine Excellenz weiß noch nicht, was aus der Geschichte werden kann.“

„Jedenfalls werden die in Aussicht stehenden Abschiede schneller kommen,“ sprach hierauf der Kriegsrath. Seit der Concentrirung bei Nordstemmen war die Rede davon, daß mehrere höhere Officiere den Abschied erhalten würden.

„Wissen Sie etwas Näheres?“ fragte der Kammerrath im Interesse seiner auf Avancement wartenden Söhne.

In diesem Augenblick ließ der schweigsame Oberst ein so beängstigendes Räuspern ertönen, daß auch ich mich umsah. Ich erblickte die runde, linkische Gestalt des Polizeidirectors Wermuth, dem wie gewöhnlich die gelbe Perrücke schief über dem schwammigen Gesichte saß. Sobald er sichtbar wurde, trat die Stille ein, von der es hieß: „Es fliegt ein Polizeidiener durch das Zimmer.“ Der Polizeidirector stellte sich vor die Anwesenden, zog sein bunt carrirtes Schnupftuch aus der Tasche, schwenkte es auseinander und schnaubte sich. Hierauf fragte er: „Quid novi?“

Erst erfolgte keine Antwort. Dann aber sprach der Oberbaurath: „Aurelius ist recht krank.“

Diese Worte überraschten mich. Weder Alfred noch ich hatte den Genannten in der letzten Zeit gesehen.

„Das hörte ich,“ antwortete der Polizeidirector. „In unserem Klima wird er zu Grunde gehen. Wenn er leben will, muß er nach dem Süden.“

Ich erschrak. Hat er einen Blutsturz gehabt? Die Frage hätte ich gern gethan; doch mochte ich sie nicht an die alten, mir fast fremden Herren richten.

„Was sagt vox populi zu der gestrigen Rede Napoleon's?“ fragte der Kriegsrath.

„Wir stehen zu Oesterreich!“ erwiderte der Polizeidirector. „Die größte Uebereinstimmung! Und insofern ist dieser Zwischenfall ein Glück. Er wird die Hannoveraner auf andere Gedanken bringen. Die Aufwiegelung wurde immer gefährlicher.“

„Davon habe ich nichts bemerkt,“ sagte der ehrliche Kammerrath.

„Ich erfahre leider zu viel,“ entgegnete mit sorgenvollem Ausdruck der Polizeidirector. „Die Feinde der Regierung verderben das Volk, wollen ihm Geschmach an der Revolte beibringen. Ich muß immer wachsammer werden.“

Dies war eine von den Redensarten des Polizeidirectors Wermuth, von welchen nur Einzelne glaubten, sie entsprächen seiner Ueberzeugung. Die Meisten erblickten darin ein trügerisches System. Niedrige Menschen konnten den König an seiner schwächsten Stelle: dem Welfenhochmuth, fassen. Er glaubte ihnen, wenn sie versicherten, daß seine Dynastie, die älteste aller herrschenden, über jede

andere erhabene, unantastbare, nur von den Aufwieglern und der rohen Masse des Volkes Gefahren, freilich großen, ausgesetzt sei.

Solche Gefahren existirten aber am wenigsten. Die loyalen, ruhigen Hannoveraner dachten nicht an Revolten.

Anderen Tages besuchte ich Frau Elisabeth, um mich nach Aurelius zu erkundigen. „Er hat eine Lungenentzündung, die gottlob gut verläuft,“ sagte sie.

Ich erzählte ihr, was der Polizeidirector gesagt hatte, und bemerkte, daß sie dies ungern hörte. In ihrer vorsichtigen Art, die Alles vermied, was bestehende Feindschaften vergrößern konnte, äußerte sie sich nicht weiter. Es war allgemein bekannt, daß Aurelius als einer der einflußreichsten Oppositionsmänner unserer Ständeversammlung vom Hofe gehaßt und gefürchtet wurde.

Die gefährliche Periode seiner Krankheit ging schnell vorüber, seine Genesung schritt fort.

Die Ansichten, welche in der oben erzählten Clubunterhaltung zu Tage traten, wurden im Laufe der folgenden Monate von den Ereignissen größtentheils bestätigt. Der deutsche Bund beschloß die Kriegsbereitschaft der Contingente. Wir Officiere waren glücklich, Alfred wurde viel lebhafter. „Es ist schnell anders geworden,“ sagte er fröhlich. „Nun können wir vielleicht etwas leisten.“

Der Baron schrieb an Wichard aus Berlin, dann aus Wien. In Berlin war er nur einige Wochen geblieben. Dort trat das Interesse an Schleswig-Holstein augenblicklich gegen den in Aussicht stehenden italienischen Krieg zurück. Aber auch in diesen wollte Preußen, so lange Oesterreich sich allein behaupten könnte, nicht eingreifen. Aus Wien schrieb der Baron: „Hier sieht man der nächsten Zukunft nicht mit dem festen Vertrauen entgegen, welches ich erwartet hatte. In Berlin war Alles klarer. Ich glaube, Preußen erneuert sich und Oesterreich bleibt immer das alte.“

Indessen erhielten jetzt mehrere Officiere der hannoverschen Armee einen „blauen Brief“, das heißt den Abschied. Man wollte die Schäden, welche die vorjährigen Manöver hatten erkennen lassen und die hauptsächlich in der Organisation des Armeecorps lagen, durch Personentwchsel verbessern. So ist in diesen Jahren mancher tüchtige Officier beseitigt und schmerzlich getränkt worden, ohne daß damit viel gewonnen wurde. Und dies verletzte um so mehr, als unbrauchbare Männer sich behaupteten, wenn sie hohe Gönner hatten.

Auch in Wichard's Regiment waren Beförderungen zu erwarten. Sein Compagnie-Chef mußte Major werden, die Stelle war im Regiment frei. Da kam Wichard eines Mittags in großer Aufregung zu uns. „Mein Capitän ist Major in der Provinz geworden! Das kann nur geschehen sein, um Frau von Leinau von hier zu entfernen,“ rief er empört aus. Wir waren überrascht und mußten seine Erklärung dieser ungewöhnlichen Versetzung für richtig halten; denn ein sachlicher Grund war auf keine Weise zu erkennen, vielmehr hatte Jeder es für selbstverständlich gehalten, daß der sehr tüchtige, in der Garnison beliebte Hauptmann von Leinau beim Garde-Regiment bleiben werde. Indeß freuten wir uns, daß Wichard von Felicia getrennt wurde. Seit dem Neujahrsabend hatte er sich uns wieder eng angeschlossen, mit uns gern und offen über die Gefühle seines Herzens gesprochen und daher wußten wir, daß er den rechten Weg

nicht verlassen wolle. Auch die Ueberzeugung hatten wir mehr und mehr gewonnen, daß Felicia nicht un wahr gegen ihren Mann sein könne. Ihre Entfernung mußte aber Wichard den täglichen inneren Kampf leichter machen.

Wir ergingen uns in Vermuthungen.

„Man will, daß in der Garde nicht allein die Officiere, sondern auch die Damen von adeligem Blut sind,“ schalt Wichard.

„Das wäre zu albern!“ meinte Alfred.

„Freilich. Aber was kann es sonst sein? Persönliche Feinde hat Frau von Leinau nicht.“

„Darin irrst Du vielleicht,“ entgegnete Alfred, ohne dies begründen zu können; denn er, wie ich, war mit den Vorgängen in der Hofgesellschaft, die Wichard zu kennen glaubte, nicht vertraut. Freilich war kaum anzunehmen, daß Felicia persönliche Feinde habe; denn wo wir in den letzten Monaten bei den großen Hoffesten mit ihr zusammen getroffen waren, hatten wir den Eindruck, daß sie ihren Platz voll und ganz erobert habe. Ihre Klugheit war ebenso groß, wie ihre Schönheit, sie zeigte an der rechten Stelle Selbstgefühl oder Bescheidenheit, sie verstand mit Zartheit und guter Laune übertriebene Huldigungen zurückzuweisen oder einen Mangel an der ihr schuldigen Achtung zu bestrafen und so bewegte sie sich mit vollständiger Sicherheit und Befriedigung in dem Kreise, der sie anfangs nicht aufnehmen wollte und jetzt als einen Schmutz zu betrachten schien.

Ein Argwohn erwachte in mir: daß Tante Balbina Wichard ausschließlich für sich oder Cordula haben wolle. Dieser Gedanke veranlaßte mich sogleich, nachdem Wichard uns verlassen hatte, zu ihr zu gehen. Ich fand sie allein.

„Du verfehlst Cordula. Sie ist in der Sitzung des Frauenvereins. Wie geht es Deinem Freunde?“

„Er ist betrübt, daß sein Compagnie-Chef als Major veretzt ist.“

„O! Er bleibt aber hier?“

„Nein, er geht in die Provinz.“

Ich sah, daß diese Nachricht Tante Balbina erfreute, aber auch daß sie von derselben überrascht wurde. Sie war unschuldig an der Sache.

Nun waren Alfred und ich bestrebt, Wichard die Lage bis zu Felicia's Abreise zu erleichtern und nicht wenig trug diese selbst hierzu bei. Ihr Mann ließ als guter Soldat die Veretzung ohne Murren über sich ergehen und sie sprach kein Wort der Klage aus. Wichard gab sie bis zuletzt Zeichen einer liebenwürdigen Freundschaft, aber keines einer größeren Neigung. Und wenn sie, wie ich glaube, die Wärme seiner Gesinnung ahnte, so vermied sie, daß diese sich äußerte. Ihr Mann schlug vor, daß sie noch in Hannover bleiben möge, weil die Kriegsaussichten darauf hinviesen, daß er selbst seine neue Garnison bald wieder verlasse. Sie wünschte dies nicht und reiste mit ihm ab.

So hatte denn Wichard diese Probe seines Charakters glücklich bestanden. Alfred war darüber fast noch zufriedener als ich. Als Schleswig-Holsteiner fühlte er sich ebenso für das tadellose Benehmen des Landsmannes, wie für das des Freundes verantwortlich. Die erhöhte militärische Thätigkeit, welche die

Zeitumstände von allen Officieren verlangten, half auch Wichard's Schwermuth zu zerstreuen.

Die ersten Kämpfe der Oesterreicher mit dem französisch-sardinischen Heere waren unglücklich verlaufen; das letztere, von dem französischen Kaiser geführt, drang in die Lombardei ein.

Die Mobilmachung unseres Bundes-Contingents war vollendet. Die hannoverschen Truppen standen gut ausgebildet und durchaus kriegsbrauchbar bereit, das Officiercorps von dem ritterlichsten Geiste besetzt, die Mannschaften von dem tüchtigsten Gehalt. Die einzelnen Kriegsinstrumente, welche Hannover hergab, waren vorzüglich. Es kam nur darauf an, daß sie richtig gebraucht wurden. Der König hatte, gemäß der hierüber getroffenen Vereinbarungen, das Commando über das zehnte Bundes-Armee-corps dem Herzog von Braunschweig übertragen, dieser Fürst zählte unter seinen Vorfahren ruhmgekrönte Namen. Er selbst hatte keine Gelegenheit gehabt, seine militärische Begabung darzuthun. Da ihm aber der im Armee-corps bekannte und geschätzte General Jacobi als Chef des Generalstabes zugetheilt wurde, so fehlte das Vertrauen zu der oberen Leitung nicht.

Der Aufmarsch der Bundes-Contingente an den Rhein sollte erfolgen, täglich erwarteten wir den Marschbefehl, Napoleon III. stand vor einem Kriege mit Deutschland. Da kam die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Solferino und gleich darauf die fast unglaubliche von dem Friedensschluß in Villafranca. Napoleon III. hatte in einer persönlichen Zusammenkunft den Kaiser Franz Joseph, der, noch unerfahren und in dem Vertrauen auf seine Heerführer getäuscht, die österreichische Niederlage für größer hielt, als sie war, zu dem übereilten Frieden beredet.

Von Deutschland war der Schrecken eines, diesmal kaum vermeidlich scheinenden, Krieges gewichen. Wir Officiere waren um eine Hoffnung ärmer. Die jetzt eintretende Abspannung bewirkte bei Wichard eine verstärkte Sehnsucht nach Felicia, bei Alfred eine große Verstimmung, die mir von Herzen leid that. Alfred hatte mir einmal gesagt: „Du bist zum Soldaten geboren.“ Er war es wohl mehr als ich. Er besaß bei großer Ruhe einen raschen Entschluß, viel praktischen Sinn, seltene körperliche Ausdauer und Gewandtheit, dazu eine unbedingte Autorität über seine Untergebenen, deren Vertrauen er schnell gewann. Die Unterofficiere bauten auf ihn; freilich sorgte auch kaum ein Anderer so wie er für sie. Schon mehreren, die ausgedient hatten, war durch seine klug benutzten Verbindungen und Beharrlichkeit eine gute Versorgung zu Theil geworden. Er war nicht ehrgeizig im geringen Sinne des Wortes; aber er wünschte ein weiteres Feld für seine Fähigkeiten.

„Nun bist Du des Soldatenstandes überdrüssig,“ sagte ich.

„Laß uns hiervon nicht sprechen. Ich will Dir nicht die Freude an Deinem Beruf nehmen.“

Der Trübsinn der Freunde quälte mich. Ich bestand darauf, daß wir uns eine Zerstreung bereiteten. Ein vierzehntägiger Urlaub wurde uns zu einer Wanderung durch den Harz bewilligt. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit genossen wir die Freuden einer schönen Bergreise. Wir warfen unsere Sorgen von uns und lehrten ermuntert zu unserer Friedensarbeit zurück.

Der italienische Krieg hatte in Deutschland das Vertrauen zu Oesterreich erschüttert, während die Gewalt und die Absichten Napoleons' gefährlicher wurden. So fühlte man in verstärktem Maße die politische und militärische Schwäche des deutschen Bundes, die nicht gebessert werden konnte, so lange in Frankfurt zwei deutsche Großmächte einander eifersüchtig bekämpften. Die Ansicht, daß nur Preußen, der kräftige, protestantische Staat, Deutschland aus seiner Ohnmacht erwecken könne, gewann mehr Anhänger, auch in dem hannoverschen Lande, trotzdem man hier das specifisch preussische Wesen nicht liebte.

Daß der König Georg das Balancier-System des deutschen Bundes als eine Stütze seiner Souveränität zu erhalten wünschte, verstand sich von selbst. Die Bestrebungen der österreichischen Diplomatie, ihrem Hofe die alte Stellung in Deutschland zu bewahren, konnten deshalb bei der hannoverschen Regierung auf Unterstützung rechnen und an dem Hofe Georg's V. war Alles willkommen, was die drohende Uebermacht Preußens zu beschränken vermochte.

„Die Katholiken setzen sich, wie es scheint, hier immer mehr fest,“ sagte eines Tages Wichard. „Heute traf ich bei Limon einen Herrn von etwa dreißig Jahren. Limon stellte ihn als den neuen Secretär seines Vaters vor. Er nennt sich Melet und kommt aus Oesterreich. Er hat das gespannte Gesicht der Katholiken und die Politur der Jesuiten.“

„Nimm Dich mit Limon in Acht,“ sprach Alfred.

„So warntest Du mich schon ein paar Mal,“ erwiderte Wichard ungeduldig. „Du thust ihm Unrecht, er ist ehrlich.“

„Das Gegentheil kann ich nicht behaupten,“ sagte ich jetzt; „aber klar bin ich über Limon auch nicht und da er dem Hofe so nahe steht, ist Behutsamkeit wohl am Platze.“

„Die Königin schätzt ihn; also ist er ein rechtlicher Mensch,“ entgegnete Wichard.

„In Deiner Festigkeit urtheilst Du falsch,“ sprach nun Alfred. „Menschenkenntniß besitzt die Königin nicht. Und weshalb bevorzugt er Dich so sehr?“

„Ich weiß es nicht und lohne es ihm nicht; denn ich gehe ihm keinen Schritt entgegen. Die kleinen Einladungen der Königin halten uns zusammen.“

„Wir kennen diese Circel nicht und können nicht ein Mal vermuthen, welche Pläne man mit Dir haben mag,“ warf ich scherzend hin. „Du sollst Flügeladjutant oder Kammerherr werden, oder eine Hofdame heirathen.“

Jetzt lachte er. „Ich danke für Deine gütigen Absichten. Nein, in den Hofdienst trete ich nicht. Und heirathen — Ihr wißt ja —“

„Ein Jeder verliebt sich ein Mal und kaum Einer heirathet seine erste Liebe,“ sagte Alfred.

„Ja, aber keiner von uns heirathet ohne Liebe,“ entgegnete Wichard.

Mehrere Wochen später wurde die Hochzeit Zettel's, der inzwischen Hauptmann geworden war, festgesetzt. Zu dieser Feier erhielt nicht allein Alfred, sondern auch ich eine Einladung, zu meiner Freude, denn ich schätzte den Bräutigam sehr. Alfred ließ sich herbei, einen lustigen Polsterabendscherz zu dichten, der dann auch recht munter vorgeführt wurde und am folgenden Tage fand die Trauung in der Marktkirche durch den Senior Bödecker statt.

Dieser, fast jedem Einwohner bekannte oberste Geistliche der größten Stadtgemeinde Hannovers war weniger ein Seelsorger, als ein Helfer in aller Noth. Der eigenthümliche Mann war den Orthodoxen ein Dorn im Auge und hatte, weil er ohne Ansehen der Person tadelte und mit Spott geißelte, viele Feinde; aber seine guten Werke hatten ihm die Volksgunst gewonnen und gaben ihm einen großen Halt. Er wich in seinem Benehmen nicht selten von der würdevollen Haltung des Geistlichen ab und seine Reden, sogar von der Kanzel, streiften mitunter die Grenzen des Schädlichen. Indes die Herzensgüte und Wahrheit klang aus ihnen und seine Predigten hatten immer zahlreiche andächtige Zuhörer. Unter den Anekdoten, welche man sich von ihm erzählte, betrafen viele die Art, wie er das Geld sammelte, womit er Bedrängten half und die segensreichen Einrichtungen schuf, welche die Stadt ihm verdankt.

Unter den Hochzeitsgästen befand sich zu unserer großen Freude auch Aurelius. Eine Sommercur hatte die letzten Spuren seiner Krankheit verwischt, er sah frisch und kräftig aus.

An der Hochzeitstafel erhob sich der Senior Bödecker, um die Gesundheit des jungen Ehepaars auszubringen. Er sprach etwa Folgendes:

„Ich muß Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, wobei ich etwas aus der Schule schwätzen werde. Als wir in diesem Frühjahr unsere tapfere Armee rüsteten, da hatte ich mir eines Tages in diesem Hause zwei Thaler zu einem Bette für einen armen Kranken geholt und wollte weiter gehen, als eine Thür sich aufthat und meine junge Freundin, die heute den Myrtenkranz trägt, mich leise in ihr Zimmer einlud. „Ach, Herr Senior,“ bat sie dann, „können Sie es nicht einrichten, daß ich mit meinem Verlobten unmittelbar vor dem Ausmarsch seines Regiments getraut werde? Dann könnte ich ihn doch pflegen, wenn er verwundet wird.“ — Ich sagte, ich wolle mir das überlegen, sie gab mir einen Thaler für eine arme Braut und ich ging sofort zu dem Bräutigam, um dessen Meinung zu hören. — „Mein höchster Wunsch ist die Heirath; aber vor dem Kriege heirathe ich nicht, damit meine Braut nicht etwa gleich einen Krüppel zum Mann hat! — Diesen Bescheid gab er mir; aber keinen Thaler. Um den mußte ich erst mahnen, dann gab er ihn her. Wohlthun nützt auf Erden und bereitet im Himmel eine gute Stätte. Ich träumte kürzlich, es gehe meiner Frau und mir, wie dem verehrten Ehepaar Aurelius. Ich war krank und da kamen viele Herren und Damen zu meiner Frau, die sich unsere Freunde nannten und ihr rathen, einen anderen Arzt zu nehmen, der mich nach dem Süden schicke.“

Hier lachte ein großer Theil der Gesellschaft und mir fiel das Clubgespräch ein.

„Leider folgte meine Frau den Rathschlägen und ich verließ meine Gemeinde. Da starb ich. Als ich nun an die Himmelspforte kam, stand Petrus da im Gespräch mit Wermuth, der ihm einen Paß zeigte und sich stolz in die Brust warf.“ —

Jetzt wurden mehrere Gesichter in der Gesellschaft sehr bedenklich.

„Petrus erblickte mich sofort, winkte und sprach: „Lieber Bödecker, Du kannst gleich ganz durchgehen hinten in den Freudensaal, da findest Du die Deinigen. Aber erst sage mir, weshalb hast Du zuletzt noch den dummen Streich

gemacht, Deine Gemeinde zu verlassen? Du hättest es wie Aurelius machen sollen, der bleibt noch lange auf der Erde.“ —

Übermals lachten viele.

„Ich trat in die Pforte ein und sah nun, daß der Himmel so eingerichtet ist, wie unsere neue Restauration am Theaterplatz, zuerst rechts und links Einzelcabinette und zuletzt der große Festsaal. Als ich vorwärts ging, hörte ich noch, daß Petrus zu Wermuth sagte: „In den Freudensaal? Auf keinen Fall! Sie müssen von unten anfangen. Ich muß nur noch überlegen, in welches Cabinet Sie gehören.“ — In einem dieser Cabinette sah ich ein paar von unseren Confistorialräthen, in einem anderen Windthorst und Melet. Ich weiß nicht, ob Sie Letzteren schon kennen.“

Die Nennung dieses Namens fiel mir sehr auf.

„Da kam ich in den herrlichen Freudensaal. Ach, und da fand ich viele liebe alte Bekannte. Als sie mich sahen, dachten sie natürlich, ich komme, um Geld von ihnen zu erhalten. Sie vergaßen ganz, daß sie im Himmel waren und griffen gleich nach ihren Geldbeuteln, die es dort oben bekanntlich nicht gibt. Darum, Ihr lieben jungen Eheleute, lebt schlicht und recht, damit Ihr, wenn es hier ein Mal vorbei ist, auch gleich in den Freudensaal kommt.“

Und nun brachte er das Lebehoch aus, in welches mit Jubel eingestimmt wurde.

Gegen das Ende des Diners redete der Senior noch ein Mal, viel kürzer, sehr gemüthvoll und in passender Weise eindringlich. Es galt dem Bruder der jungen Frau Zettel, Otto Wellmeier, der nächstens das elterliche Haus verlassen sollte, um als Avantageur in ein preußisches Regiment einzutreten.

Nach aufgehobener Tafel trat ich an Aurelius heran, um ihn zu seiner Genesung zu beglückwünschen. Er war sehr freundlich gegen mich, so daß ich mir die Bitte erlaubte, er möge mir den Scherz in des Seniors Tischrede erklären, der sich auf ihn bezog.

„Gern,“ antwortete er. „Ich bin der Regierung unbequem, sie schaffte mich gern fort. Als ich die Lungenentzündung hatte, war mein Arzt ganz sicher und die Krankheit verlief normal. Da stellten sich Leute bei meiner Frau ein, die früher uns eine solche Theilnahme nicht gezeigt hatten, machten sie sehr angst, sagten, ich hätte die Schwindsucht und versicherten, meine einzige Rettung sei südliches Klima für längere Zeit. Damals hat meine Frau dies nur meinem Arzt mitgetheilt. Erst nach meiner Genesung erzählte sie es mir und nun haben wir nach und nach herausgebracht, daß jene guten Freunde nicht aus eigenem Antriebe gekommen, sondern von Anderen geschickt sind und die Spuren der Letzteren führten alle zu dem Polizeidirector Wermuth.“

Ich machte eine unwillige Bewegung. Er sah mich mit seinen klaren Augen an. „Aber wer ist der Melet?“ fragte ich.

„Von dem weiß ich nichts Bestimmtes, der Senior scheint schon besser unterrichtet zu sein. Er gibt sich für den Secretär eines vornehmen Herrn aus, ist aber ohne Frage mehr.“

Nicht gar lange nach diesem Fest, im September, las ich Aurelius' Namen unter den Männern, die auf Rudolph von Bennigsen's Aufforderung sich in

Frankfurt a. M. versammelten und dort den Nationalverein gründeten, welcher ein kräftiges Deutschland ohne Oesterreich unter Preußens Führung erstreben wollte. Die hannoversche Regierung war über diese Anmaßung im höchsten Grade empört und suchte die Theilnahme an dem Nationalverein zu einem Hochverrath am Vaterlande zu stempeln. Indem sie gegen ihn die heftigsten Maßregeln ergriff, hatte sie nur den Erfolg, daß sie seine Bedeutung in den Augen vieler Hannoveraner hob, ihm mehr Mitglieder zuführte, Haß und gegenseitige Anklagen hervorrief. Wer als ein Anhänger des Königs gelten wollte, mußte sich von dem Nationalverein fern halten.

Eines Abends unterhielt ich mich mit dem Hoffattler, als sein Nachbar, der Buchbinder, an uns vorüber seinem Hause zuschritt. Er grüßte mich und ich ihn. Der Hoffattler und er nahmen von einander keine Notiz. Als er vorbei war, sagte jener: „Smitt seet en Aal up!“

„Was heißt das?“ fragte ich.

„Nu, he smitt seet up. Wird alle Tage wichtiger. Eben kommt er aus der nationalvereinslichen Versammlung.“ —

Dann brummte er „Verräther“ vor sich hin.

Richard, Alfred und ich waren jetzt an der Reihe, die Militär-Akademie zu besuchen. Dies war eine Lehranstalt in der Stadt Hannover, welche in jedem Winter-Semester Seconde-Lieutenants der Armee in den Fächern ihrer Waffe theoretisch weiter bildete. Der Unterricht fand in einem der beiden kleinen Gebäude am Calenberger Thor statt, worin schon zur Zeit, als Scharnhorst hier Militärlehrer war, die „Ecole“ sich befand, eine Bezeichnung, die gesprächsweise auch jetzt noch vorkam. Die Vorträge wurden in einer Form gehalten, welche dem Eifer des Zuhörers viel überließ und gerade hierdurch wurde im Allgemeinen Gutes erreicht. Wir drei Freunde fühlten uns in der Militär-Akademie unter den Kameraden, die aus dem ganzen Lande zusammen kamen, sehr wohl. Mich fesselten die militär-wissenschaftlichen Lehren in hohem Grade und ich widmete ihnen meinen häuslichen Fleiß mit Eifer. Alfred hatte mit seinem schnellen Erfassen die Sache immer bald abgethan, ging auch wohl nicht so tief in sie ein. Er erfüllte vollständig seine Pflicht, aber, wie ich mehr und mehr erkannte, ohne die Passion für unseren Stand, die mich antrieb. Während ich hinter militärischen Büchern saß, beschäftigte er sich mit seinem Lieblingsstudium, der Geographie. Nicht selten fand ich ihn noch bei solchen Arbeiten, wenn ich spät Nachts heimkehrte. Er ging nicht oft in Gesellschaften, besuchte dagegen die Clubs, seine Freunde und gern das Theater. Für letzteres hatte er lebhaftes Interesse, weniger für die Personen der Schauspieler, als für die gesammte Darstellung. Er ließ sich sogar unter der Führung eines früher von ihm unterstützten Beamten alle baulichen und maschinellen Einrichtungen des Schauspielhauses zeigen und unterhielt mich Abends oft von der Scenerie, die er gesehen hatte und meistens schön fand, aber doch stets anders zu haben wünschte.

Auch Richard war fleißig. Was ihm für die Militär-Akademie zu thun oblag, besprachen und bearbeiteten wir mit einander, so daß er noch mehr als früher mit uns lebte. Der Plan seiner Eltern, diesen Winter in einer Stadt zu verleben, ging nicht in Erfüllung. Die Baronin wollte in der Nähe von

Friedrich bleiben, der ihr Sorge machte. Körperlich war er anscheinend gesund, aber seine Stimmung noch immer gedrückt. Für das folgende Jahr war ein Aufenthalt der Baronin mit Adele in Hannover in bestimmte Aussicht genommen, und eine Woche vor Weihnachten kam Richard's Vater, um Erkundigungen einzuziehen. Er fand, daß unsere Residenz alle Mittel für die Vollendung von Adels Erziehung in geeignetster Weise bot. Er selbst wollte nicht in Hannover leben, weil er unseren politischen Zuständen um so mehr fern zu bleiben wünschte, als der Minister des Auswärtigen ihm früher befreundet gewesen und jetzt sein politischer Widersacher war. Der Graf Platen, dessen Familienbesitz in Holstein lag, gehörte zu denen, welche in den Gegnern des Londoner Vertrags Aufwiegler sahen.

Deshalb wollte der Baron, während seine Gemahlin mit Adele in Hannover wäre, mit Richard Italien und Frankreich bereisen. Dieser, unseren Freund auf das höchste erfreuende Plan wurde näher besprochen und für Richard's Beurlaubung eine vorläufige Zusage gewonnen.

Bei Beginn unserer Weihnachtsferien verließ der Baron mit uns Hannover. Richard fuhr mit ihm nach Haus, Alfred und ich nach Stade. Dort fanden wir in den uns nächsten Beziehungen keine Veränderung, Alfred war in der fröhlichsten Stimmung, meine Schwester liebenswürdig und gut wie immer. Im Weihnachtsfeste feierten wir ihren fünfzehnten Geburtstag auf die heiterste Weise. Auch Richard hatte zu Hause Alles erwünscht gefunden, nur mit seinem Bruder Friedrich war er nicht zufrieden. „Er hat denselben scharfen Verstand wie Adele,“ sagte er, „und hält auf dem Gymnasium mit dem älteren Bruder gleichen Schritt. In anderthalb Jahren werden wohl Beide das Maturitäts-Examen machen und Friedrich besteht es vielleicht gar besser. Aber er ist ein ungefelliger Mensch geworden, finster, trotz seiner Gutmüthigkeit.“

Als ich Tante Balbina die mir übertragenen Grüße bringen wollte, sagte der Bediente: „Excellenz haben Sitzung.“

„Was für eine Sitzung?“

„Ich weiß nicht!“

Sie schickte mir Cordula.

„Guten Tag, Ernst. Sei willkommen. Du weißt wohl noch nicht, daß die Königin Tante zu einer der Vorstandsdamen für das Henriettenstift gemacht hat?“

„Nein, ich weiß auch nichts vom Henriettenstift.“

„Das wird ja jetzt von der Königin gegründet, ein Krankenhaus, worin lutherische Diaconissinnen ausgebildet werden.“

„Wer ist denn bei Tante?“

„Die Melanie, der Oberhofmarschall von Malortie und ein Herr Müller.“

„Es gibt viele Müller.“

„Seinen Titel habe ich überhört. Er hat einen Schnurbart und ist eben so dick, wie Excellenz Malortie dünn ist.“

„Ich soll Dir Grüße aus Stade bringen.“

„Danke! Tante will mich, glaube ich, auch zur Diaconissin machen. Dazu

habe ich aber keine Lust, ich passe nicht dazu. Tante schilt jetzt schon, daß ich ihr nichts recht mache. Heute noch —“

„Was hattest Du verkehrt gemacht?“

„Ach, ich war in ihrem Kinderhospital. Es ist doch ein Mädchenhospital, und deshalb schickte ich Leute weg, die mit einem Knaben kamen, den sie verbinden lassen wollten.“

„Was fehlte dem Knaben?“

„Er hatte ein Loch im Kopf. — Eben flüsterte sie mir in's Ohr, Du möchtest heute Abend kommen und Deinen Freund mitbringen, natürlich.“

„Wie so natürlich?“

„Das weißt Du ja. Wir Beiden kommen nicht so sehr in Betracht.“

„Ich glaubte, Du möchtest Richard gern.“

„Früher mochte ich ihn gern, obgleich er zu jung für mich ist. Er kann noch nicht an Heirathen denken. Mich zu heirathen, fällt ihm auch nicht ein. Er ist zu verzogen.“

„Von wem?“

„Ach, Ernst, thu' doch nicht so. Von Tante Balbina.“

„Will die ihn heirathen?“

„Ha, ha, das ist zu komisch! Und von der Melanie.“

„Die verzieht ihn auch?“

„Das erfährst Du nicht, weil Du nicht in die kleinen Circle kommst. Und wenn es nur nicht noch wer wäre!“

„Noch wer? Wer?“

„Das sage ich nicht. Dein Freund muß stolz sein.“

„Cordula, was sprichst Du! Richard ist der bescheidenste Mensch. Ihr Damen denkt Euch da Etwas zusammen, was gar nicht ist.“

„Nein, Ernst. Die Königin hat ihn gern. Um Gotteswillen! Sage es nicht weiter, ich bitte Dich. Versprich es mir.“

„Was Du mir gesagt hast, will ich Richard nicht wieder erzählen.“

„Ach Gott, ich habe mich so erschrocken! Wie kam ich nur dazu, dies auszusprechen! Und die Königin ist so gnädig gegen mich.“

„Die Königin ist immer sehr gütig. So wird sie es auch gegen Richard sein. Das Andere bildest Du Dir ein, Cordula. Sei künftig vorsichtiger.“

„Ich will meinen Mund zuschließen. Gegen Dich plauderte ich nur so hin, weil ich Vertrauen zu Dir habe.“

Am Abend fand ich mich mit Richard ein. Tante Balbina war nicht bester Laune, die Melanie war auch da. Ich vermuthe, daß in ihrer Gegenwart Cordula nach der Sitzung berichtet hatte, wir würden kommen. Ich betrachtete nun die Melanie genauer. Bei den großen Hoffesten hatte ich sie wohl gesehen, aber nicht weiter beachtet. Es schien kaum glaublich, daß sie den Fünfzigen sich näherte, so jugendlich war ihr ganzes Wesen. Sie hatte eine schöne Gestalt, fast genau wie die Königin, hielt sich auch so, wie Ihre Majestät. Vielleicht war dies Nachahmung. Ihr Gesicht war dagegen viel lebhafter. Man sah es gleich, sie war keine Deutsche. Ihre Augen glühten und hing an dem schönen Richard. Er war unbefangen wie sonst.

Als der Melanie Wagen gemeldet war und sie sich zum Weggehen anschickte, kam es mir vor, als warte sie, daß Wichard ihr seine Begleitung anbiete. Dies that er aber nicht, folgte vielmehr einem Winke Tante Balbina's und blieb noch mit mir.

Nun schlug Letztere vor, wir möchten wöchentlich mindestens einen Abend bei ihr zubringen und mit ihr und Cordula etwas lesen. Wir nahmen dies dankend an. Bald und oft erfolgte dann auch eine Einladung. Zum Lesen kamen wir aber nie. Bücher lagen zwar in Menge auf Tante Balbina's Tisch, sie hatte jedoch immer zu viel zu sprechen. Auch fuhr, wenn wir da waren, die Melanie vor und ließ sich anmelden.

Als dies ein paar Mal geschehen war, sagte Tante Balbina mit gezwungenem Lachen zu Wichard: „Sie geben sich wohl mit der Melanie bei mir Rendezvous?“ Wichard versicherte mit seiner heiteren Aufrichtigkeit, daß ihm dies Zusammentreffen auch aufgefallen, daß er daran aber vollkommen unschuldig sei. „Es ist ein lustiger Zufall,“ sagte er.

„Lustig!“ rief Tante Balbina aus und wollte lachen. „Lustiger Zufall!“

Aber derselbe Zufall wiederholte sich zu oft.

Deshalb war es Tante Balbina ein willkommener Umstand, daß der Dragonermajor, den wir vor anderthalb Jahren in dem Kloster kennen lernten, jetzt seinen Wohnsitz in Hannover genommen hatte. Bald nach jenen Manövern hatte er seinen Abschied erbeten und erhalten, und darauf größere Reisen gemacht. Tante Balbina lud ihn zu den sogenannten Leseabenden ein und behandelte ihn mit großer Liebenswürdigkeit. Vielleicht sah sie ihn nunmehr als eine gute Reserve an; vielleicht wollte sie Wichard eifersüchtig machen oder den Major als Blißableiter gegen die Melanie benutzen. Sie fand ihn charmant, seine Erzählungen aus Frankreich und Algier hochinteressant und that, wenn er später als die Anderen erschien, das Möglichste, ihn zu rühmen.

Aber über diese ihre eigenen Gedanken bemerkte sie nicht, daß Cordula sich ebenfalls über die Besuche des Dragonermajors freute, und daß dieser, als er Tante Balbina genauer kennen gelernt hatte, weniger ihret- als meiner Cousine wegen kam.

Alfred hätte ich gern bei Tante Balbina, wo unser Freund in einer Zwickmühle saß, eingeführt. Er wies mein Anerbieten, wie früher, auch jetzt ab, hörte jedoch aufmerksam an, was ich von den eifersüchtigen Damen zu berichten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hamilton'sche Sammlung.

Die Erwerbung der Hamilton'schen Manuscripten-Sammlung durch den preussischen Staat wurde mit so zielbewusstem raschem Handeln in's Werk gesetzt, daß erst gleichzeitig mit dem Eintreffen der Schätze an ihrem Bestimmungsort die erste Kunde von diesem Ereigniß sich verbreitete. Ein Rückblick auf das letzte Jahrzehnt läßt klar zu Tage treten, daß es sich hier um das Glied einer Kette handelt, welche nach festem Plan geschmiedet wird. An die Ausgrabungen von Olympia, welche, wenn auch nicht dem Deutschen Reich, so doch der Welt den Hermes des Praxiteles schenkten, reihten sich die in Pergamon angestellten und von so glänzendem Erfolg gekrönten; der Erwerbung der Hulot'schen Dürersammlung, welche uns die Zeichnungen unseres größten Künstlers sicherte, folgte diejenige von Michelangelo's Giovannino; dann langten die Bildwerke des Palazzo Strozzi, die Ornamentstichsammlung Destailleur hier an; der am Beginn dieses Zeitraums erfolgte Ankauf der Suermondt'schen Sammlung erhob die Gemäldegalerie auf eine wesentlich höhere Stufe, und nun nimmt das Kupferstichcabinet, Dank der neuesten Erwerbung, für die Werke der Miniaturmalerei einen der ersten Plätze neben Paris, Wien und London ein. Wir mögen zurückblicken auf die glanzvollsten Zeiten der Vergangenheit, uns die Namen der berühmtesten Kunstmäcene in's Gedächtniß rufen, so finden wir in der christlichen Aera kein entsprechendes Beispiel für einen solchen Eifer in Vereinigung der erlesensten Erzeugnisse alter Kunst. Einem mächtigen Willen ist das zu verdanken, der in Bethätigung gleichsam des schönen Wahlspruchs: Plus croist plus luyt darauf bedacht ist, der Macht des kräftig erstandenen Staats auch den Glanz zu verleihen, welcher von einem Hort der Wissenschaft und Kunst ausstrahlt. Der hohe Protector unserer Museen, der Kronprinz, in seinen Bestrebungen wohlwollend von seinem erlauchten Vater unterstützt, hat sich bereits jetzt den Namen eines echten Mäcens für alle Zeiten gesichert. Nicht vergessen sei hierbei das leuchtende Vorbild, das er an seinem für alles Edle und Große begeisterten Schwiegervater, dem Prinz-Regenten, gehabt.

Die mit Malereien gezierten Handschriften werden aller Orten zu den größten Kostbarkeiten gezählt, welche uns die Vergangenheit hinterlassen hat. Vorläufig wird Berlin für eine Reihe von Wochen in Athem erhalten bleiben durch die Kunde von dem Purpur-Codex der Evangelien, von dem irischen Palterium, den byzantinischen Handschriften, den französischen Ritterromanen und Horarien, von den italienischen Classiker-Ausgaben; es wird Gelegenheit haben, die Bibel des Johannes von Ravenna, das Missale Papst Clemens' VII. und vor Allem Botticelli's Zeichnungen zu Dante's Göttlicher Komödie zu bewundern. Wenn sich dann aber im rastlosen Strudel der Ereignisse die erste Erregung gelegt haben wird, um sich vom ruhigen Studium ablösen zu lassen; wenn auch die fremden Nationen herbeikommen werden, um die hier ihnen zugänglich gemachten Schätze in Augenschein zu nehmen: dann erst wird die Tragweite dieser neuesten Erwerbung voll gewürdigt werden. Bilden doch die Miniaturmalereien der Pergament-Manuscripte für lange Perioden der Geschichte, namentlich

für das frühe Mittelalter, die vornehmsten Zeugen damaliger Kunstweise; denn wie Weniges von den Wandmalereien jener Zeiten hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Noch höher aber ist der Werth zu veranschlagen, den eine Handschriftenammlung von solcher Pracht und solcher Erhaltung wie die Hamilton'sche für die intime Kenntniß und lebhafteste Anschauung von Zeiten höchstentwickelter Cultur besitzt, wie Italien, Frankreich und Flandern solche während des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit durchlebten. Einen vollen Begriff von dem vornehmen Geschmack dieser Zeiten, von dem in ihnen herrschenden Bedürfniß nach höchster künstlerischer Verschönerung des Lebens vermögen nur ihre kostbarsten Juwelen zu geben: die Miniaturhandschriften. Nicht auf die Bilder allein kam es an: reiche Einfassungen, Randleisten, Initialen, gleichmäßig über das Ganze vertheilt, zugleich die Hauptabschnitte markirend, wirkten mit der schönen gleichmäßigen Schrift und der Eleganz des Pergaments zur Erzielung eines einheitlichen Gesamteindrucks von größtem Reichthum zusammen. Das Buch war damals nicht ein beliebiges Exemplar unter vielen gleichen, sondern ein Kunstwerk von individuellem, dem Sinn des Besitzers, dem Geist des Autors angepaßtem Gepräge; es wollte nicht bloß den Inhalt eines Wertes wiedergeben und bewahren, sondern gleichsam das Originalwerk selbst ersetzen. Erklärlich genug ist daher der Abscheu, welchen die Kunstliebhaber des XV. Jahrhunderts empfanden, als die plebejische Typographie sich zu verbreiten begann. Nur um so größer wurde die Pracht in der Ausstattung der Handschriften, ja steigerte sich stetig bis in die ersten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts hinein.

Von einem ganz anderen Standpunkt aus will das Hauptstück der Sammlung, der von Botticelli illustrierte Dante, betrachtet sein. Hier liegt nicht die Arbeit eines Miniators, eines Handwerkers in einem höheren uns heute ganz ungeläufig gewordenen Sinn vor, sondern das Werk eines Künstlers ersten Ranges, der zudem seine beste Kraft eingesetzt hat. Ein Blatt nur ist in Deckfarben ausgeführt; wie die von Ungeduld und Mangel an Uebung zeugende Behandlung zeigt, wahrscheinlich vom Meister selbst. Die übrigen dreiundachtzig mit den reichsten Compositionen erfüllten Pergamentblätter in Groß-Quersolio sind aber, wohl in Folge der unzureichenden Wirkung obigen Experiments, als Federzeichnungen belassen — eine geringe Anzahl derselben ist sogar im Stadium der Vorzeichnung mittels des Silberstifts verblieben — und haben daher ihre ursprüngliche Frische, den vollen Zauber unmittelbarer Inspiration bewahrt. Botticelli's scharf ausgeprägte Individualität, die einerseits mit Energie das Dramatische leidenschaftlich erregter Szenen zu erfassen vermag, wie sie andererseits das hold Anmuthige in bestrickender Weise darzustellen weiß, entwickelt sich hier auf breiter Basis. Mit steigendem Entzücken verfolgen wir, wie der Künstler, von der Schilderung der Höllestrafen zu den Szenen des Fegfeuers vorschreitend, und endlich zu den lichten Regionen des Paradieses gelangend, stetig an Kräften zunimmt, so daß die Bilder des letzten Theils, welche das Emporschweben Dante's an der Hand der Beatrice darstellen und diesen Gegenstand endlos und stets fesslend variiren, den Höhepunkt von Botticelli's Wirken bezeichnen. Als Denkmal innigster Verschlingung des künstlerischen und dichterischen Schaffens steht dieses Werk einzig da.

Was die kunstmäßigen Miniaturen dieser Blüthezeit in Italien zu leisten vermochten, bekundet eine Reihe der kostbarsten für weltliche und Kirchenfürsten gefertigten Handschriften. Gewöhnlich ist in ihnen die erste Seite mit einem verschwenderischen Reichthum ausgestattet, die Einfassung mit unübertrefflich gemalten Edelsteinen, Cameen, Perlen geziert, der Rest des Wertes aber in weiser Mäßigung nur mit wenigen Ornamenten versehen, deren Vertheilung von einem souveränen Geschmack zeugt. Durchgehend dagegen ist die Verzierung in dem großen Miffale angewendet, welches im Jahre 1520 für den Cardinal Giulio de' Medici, späteren Papst Clemens VII., geschrieben wurde und wohl das schönste je gefertigte Buch ist. Es enthält 32 figurliche Darstellungen, 28 je eine ganze Seite umschließende Bordüren, 38 Initialen mit Figuren und Wappen, 550 reich mit Blumen und Früchten ornamentirte Initialen, der 2550 in Gold und Farben ausgeführten Buchstaben ganz zu geschweigen.

In den französischen, burgundischen und flandrischen Handschriften des XIV. und XV. Jahrhunderts nehmen wiederum die Darstellungen vor Allem das Interesse in Anspruch. Hier kann das Erwachen jenes Sinns für die Realität verfolgt werden, welcher in den Werken der van Eycks seinen höchsten Triumph feierte, dessen äußerst wichtige Entwicklungsgeschichte jedoch nur in ganz unzureichender Weise durch einige wenige uns erhaltene Tafelbilder documentirt ist. Die zahlreichen Bildchen, berebte Zeugen der Schaulust der nordischen Völker, sind mit einer Feinheit und Vollendung ausgeführt, welche sie selbständigen Gemälden gleichstellen. Eine für jene Zeiten besonders charakteristische Art des Luxus, die Ausmalung der privaten Gebetbücher, der sogenannten Livres d'Heures, mit den herrlichsten Miniaturen, gibt Gelegenheit, den unendlich reichen Wandel der decorativen Formen von dem zierlichen Dornblattmuster und den kühnen Laubverschlingungen an bis zu den in täuschendster Naturwahrheit gemalten, auf mattgoldnem Grunde verstreuten Blumen, Vögeln, Insecten zu verfolgen.

Welche Ausbeute die Iconographie aus der Sammlung gewinnen wird, kann erst die Zukunft lehren. Daß dieselbe aber groß sein wird, dafür bürgt die reiche Anzahl von Bibeln, Evangeliarien, Psalterien aus den verschiedensten Zeiten und Gegenden. Die Silberhandschriften naturhistorischen und astronomischen Inhalts versprechen eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse vom Mittelalter. Dazu kommen die Wappenbücher, die Landkartenwerke; als eine besonders reiche Abtheilung die persischen, arabischen und indischen Malereien. Ein weites Feld der Wirksamkeit nach allen Seiten hin eröffnet sich somit für die Zukunft, wenn man allein den künstlerischen, freilich weitaus im Vordergrund stehenden Werth in's Auge faßt. Und auf dies allein wollten wir ja hier hinweisen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Alle seit Feststellung des Resultats der preussischen Landtagswahlen geführten politischen Debatten haben sich um die eine Frage gedreht, ob dieses Resultat als Sieg der Regierung oder als Sieg der Conservativen aufzufassen sei. Nach weitverbreiteter Annahme soll ja von der Beantwortung dieser Frage abhängen, ob Centrum und Rechte dem neuen Abgeordnetenhaufe die Signatur ausprägen, oder ob die gemäßigten Elemente der Rechten und Linken sich verständigen und die „Führung“ übernehmen werden. Wie die Rollen der Hoffenden und Fürchtenden bei dieser Discussion vertheilt sind, braucht nicht erst gesagt zu werden: hat sich doch nur die alte Erfahrung bestätigt, daß die Stellung, welche die verschiedenen Parteien zu dem „System des Parlamentarismus“ einnehmen, nicht sowohl durch feststehende Grundsätze, als durch das jeweilige Wahleresultat und durch die Aussicht auf die Behauptung der Mehrheit bestimmt wird. Die in der Minderheit gebliebenen Parteien pflegen solchen Falls mit ungewöhnlichem Nachdruck zu betonen, daß das parlamentarische System bei uns noch nicht gelte, und daß die Stimmen nicht nur gezählt, sondern auch gewogen werden müßten, während die Sieger ebenso regelmäßig die Neigung verrathen, aus ihrem Siege parlamentaristische Consequenzen zu ziehen. Davon auch dieses Mal Act zu nehmen, liegt um so näher, als die bezügliche Debatte bis auf Weiteres, d. h. bis zum Bekanntwerden der Regierungsvorlagen gegenstandslos erscheint. In's Blaue hinein Stellung zu nehmen, kann die Sache praktischer Politiker nicht sein — diese Stellung wird sich erst fixiren lassen, wenn man weiß, was es gilt und wozu Stellung genommen werden soll. Bis sich diese Möglichkeit dargeboten hat, nehmen die Erörterungen darüber, wie die künftige „führende“ Mehrheit beschaffen sein wird, ein wesentlich symptomatisches Interesse in Anspruch. Aber auch von diesem wird ein gewisser Abzug gemacht werden müssen, wo man sich sagen muß, daß die Neigung zu publicistischen Conjecturen über die Gestaltung der Zukunft mit der Ereignißlosigkeit der Gegenwart in ziemlich engem Zusammenhang steht.

An Erscheinungen, die die Aufmerksamkeit des auf den Zusammenhang der Dinge gerichteten Beobachters in Anspruch nehmen, hat es während der letzten vier Wochen nicht gefehlt. — Ereignisse, über die sich kurzer Hand aburtheilen ließe, sind dafür ausgeblieben. Nahezu allenthalben macht sich eine gewisse Abspannung geltend, die mit den heftigen Erregungen der letzten Jahre zusammenhängt und deren Symptome bereits in den Tagen der ägyptischen Ueberraschungen des diesjährigen Sommers und Herbstes deutlich zu Tage traten. Was allein in Rußland und Frankreich während der Jahre 1880 und 1881 zu Tage getreten war, hatte die Erwartung auf große geschichtliche Entscheidungen bis zur Spannung gesteigert. Diese Entscheidungen sind ausgeblieben, an die Stelle der Krisen, auf welche man sich eingerichtet hatte, chronische Krankheits- und Auflösungsprocesse getreten, deren Verständnis Anstrengungen erfordert, die nicht Jedermanns Ding sind. In beiden uns benachbarten

Staaten walten Verhältnisse ob, die jeder Vorausberechnung spotten, weil alle geschichtlichen Analogien versagen und völlig neue Aufgaben gelöst werden sollen. — Die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände Frankreichs wird von Denjenigen am rückhaltlosesten anerkannt, die an ihrer Erhaltung zumeist interessiert sind. Die Befürchtung, „abgewirthschaftet zu haben“, verräth sich in gewissen Organen der republikanischen Partei mit einer Deutlichkeit, die erschreckend genannt werden kann. Zur einen Hälfte hängen diese Befürchtungen mit dem Eindruck zusammen, den die in Lyon, Montceau les Mines, Chalons sur Marne, Roanne, Le Creuzot und Paris stattgehabten socialistischen Ausbrüche auf die besitzenden Classen geübt haben, zur andern Hälfte mit der Ueberzeugung, daß die als einziges Rettungsmittel gepriesene Verständigung der bisherigen Mehrheitsparteien noch unwahrscheinlicher geworden sei, als sie jemals gewesen. Dazu kommt die beschämende Empfindung, daß die republikanische Gesetzgebungsmaschine auf einzelnen Gebieten vollständig versagt, auf andern unbrauchbare Arbeit geliefert hat, und daß die allgemeine Auflösung sich allmählig auch der von den früheren Erschütterungen unbeschädigt gelassenen bürokratischen Verwaltungsmaschine Frankreichs mitzutheilen beginnt.

Die auf die beiden ersten Punkte bezüglichen Thatsachen sind bekannt. Unterstützt durch Anarchisten der benachbarten Schweiz haben die auf den Betrieb Gambetta's amnestirten Ueberlebenden der Commune sich der Führung eines erheblichen Theils der großstädtischen und der an den wichtigsten Industrie-Centren gesammelten Arbeiter zu bemächtigen und den deprimirenden Eindruck des ägyptischen Fiascos und der Krisis vom August d. J. in ihrem Sinn zu verwertzen gewußt. Auf die lärmenden Demonstrationen der Legitimisten des nordwestlichen Frankreichs sind socialistisch-revolutionäre Thaten gefolgt, die aller Welt für mehr als bloße Demonstrationen gelten. Die von den vorgeschrittenen Elementen der bürgerlichen Demokratie angestellten Versuche, die Massen durch Zugeständnisse auf politischem und kirchenpolitischem Gebiete zu ködern, haben keinen andern Effect, als den einer weitverbreiteten Verstimmung der conservativen Kreise gehabt, — an der Begehrlichkeit des vierten Standes und seiner Worthalter haben sie nicht das Geringste geändert. Höhnend wird den Clemenceau und Genossen zur Antwort gegeben, daß weder die conservative noch die demokratische Republik ein einziges socialreformatorisches Gesetz zu Tage zu fördern vermocht habe, daß seit dem Sturz des zweiten Kaiserreichs nichts, absolut gar nichts zu Gunsten des vierten Standes und seiner materiellen Interessen geschehen sei, und daß das „Volk“ sich mit der Chamäleonspeise abstracter Rechte nicht länger füttern lassen kann. Zu Zugeständnissen von Belang werde die herrschende Bourgeoisie sich nur unter dem Eindruck des Schreckens bestimmen — Dynamit, Petroleum und scharf geschliffenes Eisen seien die einzigen zum Ziele führenden Mittel. — Daß sie diese Mittel zu gebrauchen wissen, haben die französischen Terroristen schon jetzt bewiesen, wo sie erst am Eingang zu der öffentlichen Bühne stehen, auf welche sie sich gewaltsam drängen.

Bei diesem Schrecken ist es indessen nicht geblieben. Die Presse Gambetta's hat denselben zu verstärken, den Lärm der Versammlungen von St. Etienne und Roanne zu verdoppeln gesucht, um das Selbstvertrauen der Regierung und ihrer Freunde immer tiefer herabzudrücken und den Mann von Cahors als einzigen Retter in der Noth zu proclamiren.

Ob das gelingen wird, steht dahin, — um einen geringeren als diesen Preis wird eine Zusammenfassung und Wiederausöhnung der zerfahrenen republikanischen Mehrheitsparteien aber sicher nicht zu haben sein. Die anti-gambettistischen Gruppen der republikanischen Partei müssen sich dem vermeintlichen Retter unterwerfen, oder die Gefahr einer Fortdauer der inneren Kämpfe laufen, an denen sie seit Jahr und Tag ihre besten Kräfte verschwendet haben. Das ehrliche und freie Einverständnis aller Freunde der Republik, mit dem man immer wieder den Mund voll nimmt, ist zu einer Redensart geworden, an welche Niemand mehr glaubt, eine Hoffnung, zu der sich höchstens spießbürgerliche Kannegießer bekennen.

Und doch liegt die Sache so, daß es zweifelhaft erscheint, ob selbst im Falle einer Vereinigung der Gruppen der bisherigen Mehrheit noch geholfen und die Krisis abgewendet werden könnte. Den Kreisen der sog. „Republikaner aus Vernunft“, der Männer, die sich die „conservative und honnette“, von Nichtrepublikanern geleitete Republik gefallen lassen wollten, hat sich eine tiefe Verstimmlung gegen die seit den letzten Jahren getriebene Wirtschaft mitgetheilt. Von den bedenklichen Wirkungen der Ferry'schen Schulgesetzgebung und von der Stellung des Bürgerthums zu der religionslosen Volks- und Töchterchule ist in diesen Blättern wiederholt die Rede gewesen; aus ihrem Stel an derselben machen auch alte Voltairianer kein Fehl mehr, seit sie in Montceau gesehen zu haben glauben, wohin „diese Ideen“ führen und daß die immer weiter um sich greifende Gewohnheit der Maires, die kirchlichen Embleme aus den Schulgebäuden zu entfernen, die Thatenlust der „schwarzen Bande“ neu entfesselt gefunden hat. Dem aufgeklärten französischen Bürgerthum ist zu allen Zeiten ein realistisch-er „tic“ eigenthümlich gewesen, der von Experimenten, die die Sicherheit von Eigenthum und Leben gefährden könnten, ein für alle Male nichts wissen will, und dem mit Gründen idealer und ideologischer Natur schlechterdings nicht beizukommen ist. Jetzt, wo eine wirkliche Gefahr im Anzuge ist, macht diese wichtige Classe kein Fehl daraus, daß ihr die ausgetriebenen Congregationisten und Schulbrüder immer noch lieber gewesen seien, als die revolutionären Schulmeister neuester Schule und daß man Unrecht gehabt habe, in die kirchlichen Gewohnheiten des „Volks“ störend einzugreifen. Die vielbesprochene Reinigung des Richterstandes ist diesen Kreisen stets ein bedenkliches Ding — seit das Wort „Richterwahl durch das Volk“ gesprochen wurde, förmlich ein Greuel geworden. Die letzten Aeußerungen der „Revue des deux Mondes“ über diesen Punkt sind ebenso charakteristisch, wie die nahezu wegwerfenden Ausdrücke, in denen das republikanische „Journal des Débats“ des Justizministers Deves' Absicht bespricht, es noch einmal mit dem Vorschlage einer Verminderung der Zahl der Richter um 390, und einer der Verwaltung zu ertheilenden bedingten Vollmacht zu Richtervertretungen (von derselben soll dem einzelnen Richter gegenüber alle drei Jahre ein Mal Gebrauch gemacht werden dürfen) zu versuchen. Zu dem von dem betreffenden Parlamentsausschusse ausgearbeiteten Plan eines Richter-Wahlgesetzes suchten alle halbwege verständigen Leute die Achsel, ohne die 100 Paragraphen dieses merkwürdigen Entwurfs auch nur einer eingehenden Prüfung zu würdigen. Auch da, wo man dergleichen Versuchen noch vor einigen Jahren nicht abgeneigt war, steht man heute unter dem Eindruck, daß jede Antastung der herbeigebrachten bürokratischen Ordnung bedenklich sei und daß es nur noch der Auslieferung dieser Ordnung an die beutelustigen Parteien bedürfe, damit dem Faß der Boden ausgeschlagen werde.

Einigen Grund hat man zu diesen Befürchtungen. Von den im Lauf der letzten Jahre versuchten Neuerungen in der Structur der Verwaltungsmaschine hat sich keine auch nur soweit bewährt, daß sie hätte beibehalten werden können. Herr Gambetta hatte während seiner elswöchentlichen Ministerschaft die politische Abtheilung des auswärtigen Amtes aufgehoben und die Gesandtenposten nicht mit Männern der „Carrière“, sondern mit politischen Freunden zu besetzen begonnen, — Herr Duclerc ist genöthigt gewesen, beide Neuerungen wieder zu beseitigen und den Status quo ante wiederherzustellen. Unter den vier letzten Ministern für öffentliche Arbeiten (Sadi Carnot, Raynal, Varroy und P. Legrand) ist die Verwaltung der Eisenbahnangelegenheiten vier Mal umgestaltet worden, weil es halb einen General-Director zu beseitigen, bald eine Anzahl guter Freunde zu Sectionschefs zu machen, bald aus einer Oberverwaltung zwei zu machen galt. Noch schlimmer fuhr die Cultusverwaltung. Je nach dem Bedürfniß des Augenblicks ist dieser wichtige Verwaltungszweig im Lauf der letzten zwölf Jahre ein Mal dem Justizminister, zwei Mal dem Minister des Innern, drei Mal dem Unterrichtsminister zugetheilt worden: heute verlangt alle Welt, daß endlich ein Definitivum geschaffen werde. — Und wie haben sich erst die Verhältnisse der Disciplin und des niederen Beamtenthums gestaltet? Einer ganzen Anzahl von Maires und Maire-Adjuncts ist mit gutem Grunde nachgesagt worden, daß sie

sich nicht sowohl der gegenwärtigen als der künftigen Regierung empfehlen zu wollen schienen, daß ihnen an dem Beifall der Massen mehr gelegen sei, als an der Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten, und daß sie durch ihr Verhalten nicht zur Beruhigung, sondern zur Beunruhigung der Bevölkerung beitragen! Beispiele, wie dasjenige des bisherigen Präfecten von Paris, Floquet, der sich als Bewerber um ein vacant gewordenes Abgeordneten-Mandat für Abschaffung des Senats, Totalrevision der Verfassung, vollständige Trennung der Kirche vom Staat, kurz für ein gegen die Politik der Regierung gerichtetes Programm aussprach, können ihre Wirkung nicht verfehlen: sie fordern zur Nachahmung auf¹⁾.

Bedarf es da noch der Erklärung, wenn ernsthafte Männer der verschiedensten Richtungen und Parteien an der Möglichkeit verzweifeln, auf dem bisher beschrittenen Wege zur Wiederherstellung geordneter Zustände im Innern und zur Erneuerung von Frankreichs früherer internationaler Stellung zu gelangen? Wie das Ausland und zwar das befreundete Ausland Sir Charles Dilke's über die Leistungsfähigkeit des heutigen Frankreich denkt, hat Englands Verhalten in der ägyptischen Angelegenheit deutlich gezeigt. Begreiflicher Weise hat Lord Dufferin's Reise nach Alexandrien in Paris noch größeren Eindruck gemacht, als in Constantinopel. Während der türkische Oberlehnsherr des besiegten Landes mit einer Rücksicht behandelt wird, die er offenbar selbst nicht erwartet hat, thut Mr. Gladstone's Regierung sich der früheren ägyptischen Schutzmacht gegenüber so wenig Zwang an, daß selbst der französische Finanzcontroleur beseitigt, d. h. Frankreich von jedem formellen Rechte zum Dreinreden in ägyptische Dinge ausgeschlossen werden soll. Dafür will man in London großmüthig genug sein, der Republik in Tunis freie Hand zu lassen und den türkischen Protesten gegen eine einseitige Wiederbesetzung des durch den Tod des 79jährigen Mohamed el Sabol erledigten Fürstenthums keine Unterstützung zu Theil werden lassen! Demüthigungen so empfindlicher Art hat die Erbin Napoleon's III. und der entente cordiale nicht ein Mal unter den schwierigen ersten Zeiten der Thiers'schen Verwaltung hinzunehmen gehabt! — Mit gewohnter Nüchternheit beuten die Londoner Staatsmänner die Verlegenheiten des Herrn Duclerc aus, der dabei angelangt zu sein scheint, sich den anderswo nicht mehr vorhandenen guten Rath, bei den Diplomaten der ultramontanen Partei zu holen und den bisherigen Botschafter bei der Curie Herrn Desprez zum Spiritus rector der französischen auswärtigen Politik zu machen. Für die Erklärung, mit welcher der Ministerpräsident die am 9. d. M. wieder zusammengetretenen Kammern eröffnet hat, ist es bezeichnend, daß dieselbe der Nothwendigkeit socialpolitischer Reformen mit keiner Silbe gedenkt, sondern allen Nachdruck auf die ergriffenen Repressivmaßregeln legt. Mit begreiflicher Spannung sehen alle Parteien dem Urtheil entgegen, welches die Erwählten des Herbstes 1881 über die Regierung des Herbstes 1882 fällen werden.

Nächst den Vorgängen in Preußen und in Frankreich haben diejenigen von **R u s s l a n d s** während der letzten Wochen das meiste Interesse geboten. Was in England, Italien, Oesterreich, den Niederlanden u. s. w. vorgegangen ist, war mehr oder weniger calculabel. Daß eine britische Regierung, die einen großen auswärtigen Erfolg aufweisen konnte, auch in den inneren Fragen Recht behält und daß Mr. Gladstone in der Lage bleibt, seine irländische Experimental-Politik noch für eine Weile fortzusetzen, hat ebenso wenig erstaunen können, wie der Ausfall der italienischen Wahlen. Ein neues, den Wählern ungewohntes und der Einbürgerung bedürftiges Wahlsystem

¹⁾ Irrren wir nicht, so ist dieser Floquet derselbe, der sich zuerst in dem Proceß gegen Pierre Bonaparte bekannt machte, am 5. September 1870 zum Maire-Adjoint von Paris ernannt wurde, dieses Amt aber niederlegen mußte, weil er sich bei der Erneute vom 31. October 1870 compromittirt und später der Einsetzung der Commune zugestimmt hatte. Im Mai 1872 stand Floquet an der Spitze der Mitglieder des Generalraths des Seine-Departements, welche Thiers den Erlass einer Amnestie und die Aufhebung des Belagerungszustandes zumutheten.

legt einer Regierung, die sich leidlich auf ihren Vortheil versteht, regelmäßig Chancen in die Hand, wie sie der Opposition nicht zur Seite stehen, zumal wenn diese längere Zeit hindurch von den Geschäften ausgeschlossen ist. Die günstige Aufnahme der vielbesprochenen Rede von Stradella ließ ein Ergebnis im Sinne der herrschenden Partei voraussehen; überraschend ist eigentlich nur gewesen, daß die oppositionellen Elemente der Linken so gut wie vollständig durchgefallen sind und daß der Radicalismus sich mit bloßen neunundzwanzig Sitzen hat begnügen müssen. Italiens Verhältnisse zum Auslande werden durch die Befestigung des Systems Depretis-Mancini nicht berührt werden; man wird den Versuch machen, mit Frankreich allmählig auf freundlicheren Fuß zu kommen, aber nach wie vor auf gute Beziehungen zu Oesterreich und Deutschland und auf eine vorsichtige Benützung derselben angewiesen bleiben, was die Großmachtsstellung Italiens heißt. — Daß das Verhältnis zu Oesterreich Manches zu wünschen übrig läßt, haben u. A. die in Pest gepflogenen Verhandlungen der österreichisch-ungarischen Delegationen bestätigt — des Aufhebens, das ein Theil der Presse davon gemacht hat, sind die begüglichten Mittheilungen des Grafen Kalnoth allerdings nicht werth gewesen. Seit die habsburgische Monarchie an der Seite des deutschen Reichs feste Stellung genommen hat, liegt der Schwerpunkt der österreichisch-ungarischen Interessen in der Behauptung der neugewonnenen orientalischen Position des Kaiserstaats. Die günstige Aufnahme der Entwürfe zur Reorganisation Bosniens und der immer wieder von meuterischen Versuchen heunruhigten Herzegowina seitens der Delegationen und die Heeresreorganisation haben das österreichische Hauptinteresse des letzten Monats gebildet. Daß die Zusammenhänge zwischen den Socialdemokraten der verschiedenen Länder trotz der vor Jahr und Tag erfolgten Auflösung des internationalen Arbeiterbundes nicht ganz aufgehört haben, scheint durch die in der zweiten Novemberwoche zu Wien stattgehabten, durch die Schließung des Vereinshauses der Schuhmacher veranlaßten Tumulte neu bestätigt worden zu sein. Zur Signatur der Zeit gehört einmal, daß der Kampf für die materiellen Interessen des vierten Standes allenthalben in die Stelle der vom dritten Stande getragenen liberalen Bewegung zu treten beginnt und daß das jüngere Geschlecht den Idealen den Rücken wendet, um deren Verwirklichung es sich während der ersten zwei Dritttheile des Jahrhunderts wesentlich handelte. Auf dieses symptomatische Interesse beschränkt sich die Bedeutung der verschiedenen socialistischen Rundgebungen, deren Schauplatz Oesterreich während der letzten Jahre gewesen ist, — zu eigentlicher Gefährlichkeit haben die österreichischen Arbeitervergesellschaftungen es weder diesseit noch jenseit der Leitha gebracht. — Der Sorge um eine Lösung der mit dem benachbarten Serbien angetnüpften freundschaftlichen Verbindung wird man in der I. k. Hofburg wenigstens für eine Weile überhoben sein. Statt den Risticz und Genossen zu einer Wiederkehr an das Staatsruder zu verhelfen, hat das gegen den König Milan ausgeführte Attentat vom 28. October v. J. zur Befestigung des österreichisch gesinnten Ministeriums Piroščanez beigetragen und dem eigentlich niemals populär gewesenem jungen Könige wenigstens für den Augenblick die Herzen seiner Unterthanen zugewendet. Zu einer Aenderung seiner auswärtigen Politik hat Serbien zur Zeit weniger Veranlassung als jemals. Den Vorschlag in der Gunst der russischen Machthaber, welchen das Fürstenthum Bulgarien einmal gewonnen hat und von welchem russische und bulgarische Zeitungen gleich unverwerfliches Zeugniß ablegen, würden auch die Risticz und Genossen nicht einzuholen vermögen und bei der einmal notorischen und in den Verhältnissen begründeten Eifersucht zwischen beiden süblawischen Staaten ist Serbien an der Seite des benachbarten Oesterreich sicherer aufgehoben, als sonst irgend wo. Besser als die bulgarischen sind die serbischen Verhältnisse immer noch fundirt, denn Fürst Alexander I. vermag sich, trotz der ihm im vorigen Jahre ertheilten Bolls-machten, lediglich durch russische Unterstützung in seiner schwierigen Position zu behaupten. Das Hauptquartier der dem Fürsten feindlichen großbulgarischen Partei ist seit dem vorigen Jahre nach Ostrumelien verlegt worden, wo Alexko-Pascha es sich gern gefallen läßt, an den aus dem Fürstenthum geflüchteten „Patrioten“ einen Rück-

halt gegen die unruhigen und begehrliehen „Patrioten“ seines eignen Verwaltungsbezirks zu finden.

Rußland beharrt, den orientalischen und südslavischen Zuständen gegenüber, auf der Zurückhaltung, die ihm durch die Schwierigkeiten seiner inneren Lage aufgenöthigt worden ist und der es ein immerhin freundliches Verhältniß zu den beiden mitteleuropäischen Großmächten zu danken gehabt hat. Graf Kalnoy scheint auf friedliche Beziehungen zu Rußland besonderes Gewicht zu legen und Alles zu vermeiden, was zu einer auch nur zeitweiligen Trübung derselben führen könnte. Daß die Gerüchte von einer bevorstehenden Abberufung des Grafen Wolkenstein aus St. Petersburg und von einer Verstimmung wegen der angeblichen Betheiligung Pobedonoszew an den russischen Umtrieben in Galizien, rasch, wie sie gekommen, wieder gegangen sind, ist auf diese Dispositionen des leitenden Wiener Staatsmannes zurückzuführen, der freilich genau genug wissen mag, warum die „russische Gefahr“ sich im Lauf der letzten Jahre vermindert hat. Zeigen die inneren Zustände des ausgedehntesten Reiches der Erde doch unverändert die trostlose Physiognomie, die ihnen seit der (freilich nur durch Selbsttäuschung verschuldeten) Enttäuschung von 1878 eigentümlich geworden ist. Attentate und gewaltthame Ausbrüche der Volksunzufriedenheit sind seit Jahr und Tag nicht mehr vorgekommen, Sicherheit und Vertrauen aber wollen nicht wiederkehren und die Autorität der einzigen absolutistischen Regierung des christlichen Europa's ist in unaufhaltsamem Schwinden begriffen. Die Wiederkehr Kaiser Alexander's III. in seine seit anderthalb Jahren gemiedene Residenz läßt noch immer auf sich warten und die mit den höchsten Aemtern betrauten Würdenträger wirtschaften einer nach dem andern ab, bevor irgend welche positiven Resultate ihrer Wirksamkeit zu Tage getreten wären. Der erstberufene Vertrauensmann des Kaisers, der Hausminister Graf Woronzow-Daschkow, soll sich nur noch mühsam behaupten und das beste Theil der Gnade seines Herren eingebüßt haben; die beiden jüngsten Minister, Herr Deljanow (ein russificirter Armenier, der bereits vor fünfzehn Jahren als Adjunkt des Unterrichtsministers fungirte) und der erst im Mai d. J. mit dem Ministerium des Innern betraute ehemalige Unterrichtsminister Graf Tolstoy machen sich auf einen Abmarsch gefaßt, weil sie den auf sie gesetzten Erwartungen nicht zu entsprechen vermocht haben und von dem hochbetagten Finanzminister Bunge, der von jeher ein bloßer Lückenbüßer gewesen, weiß man längst, daß er sich zurückziehen werde, sobald ein Nachfolger für ihn gefunden worden. Deljanow ist an derselben Schwierigkeit gescheitert, an welcher sämtliche russische Unterrichtsminister der letzten fünf und zwanzig Jahre, der liberale Rowalewski, der hochconservative Graf Putjatin, der der Vaterhaft des Nihilismus bezüchtigte Staatssekretär Golownin, der reactionäre Graf Tolstoy, endlich Saburow und Baron Nikolai Schiffbruch gelitten haben: an der Unmöglichkeit, die meisterlose Jugend der Universtitäten und höheren Lehranstalten zu bändigen. Dieses Mal ist es die St. Petersburger Hochschule gewesen, die die Krisis herbeigeführt und durch einen Protest gegen die Entgegennahme eines ihr zugebachten, von dem russischen Stroußberg Poljatow begründeten Studien-Convicts dem Minister einen Stoß ertheilt hat, von dem er sich nicht wieder erholen wird. Graf Tolstoy hat es durch Schwerfälligkeit, störrischen Eigensinn und Unliebenswürdigkeit mit dem Monarchen, der ihn in einem Augenblick schwerer Verlegenheit reactivirte, ebenso verborben, wie früher mit der öffentlichen Meinung und der Gunst aller in Betracht kommenden Parteien. Was inmitten der allgemeinen Verwirrung und Planlosigkeit an conservativen Elementen übrig geblieben, kann es dem Grafen nicht verzeihen, daß er der Revolutionirung der Ostseeprovinzen thatenlos zusieht und einer verhältnißmäßig geringen Zahl professioneller Unruhestifter nur deshalb freie Hand läßt, weil die Spitze der von derselben inscenirten revolutionären Bewegung gegen Deutsche und Protestanten gerichtet ist; die Liberalen murren über das neue, seine sämtlichen Vorgänger an Härte übertreffende Preßgesetz, — innerhalb der nationalen Clique prävaliren aber bereits seit einiger Zeit die „Vorgeschrittenen“ der Askolow'schen Richtung, die der bürocratische Minister mit unverhöhlener Geringschätzung behandelt. Von der um Herrn Katlow versammelten

kleinen Schaar national-konservativer Doctrinäre und von gewissen Schichten der höheren Geistlichkeit abgesehen, zählt der Minister nirgend Freunde und Anhänger. Ueber immer weitere Kreise breiten sich Pessimismus und Verzweiflung an der Leistungsfähigkeit einer Regierung aus, die binnen achtzehn Monaten um keines Haares Breite vorwärts zu kommen vermocht hat. Die zu ungezählten Malen verheißenen Verwaltungsreformen bleiben aus, weil Tolstoy vor den für diese unentbehrlichen Landshafte-Verfassungen ein unüberwindliches Mißtrauen hegt, und weil sich mit den vorhandenen rein bürokratischen Mitteln überhaupt nicht reformiren läßt. Immer neue Thatfachen beweisen, daß Corruption und Unordnung in der Zunahme begriffen sind (beispielsweise sei des Zusammenbruchs der Skopin'schen Bank Erwähnung gethan, die allein das Kirchenvermögen um Millionen geschädigt hat) und daß ein eigentlicher Kampf gegen dieselben nicht mehr geführt wird. Eine Widerlegung der vernichtenden Kritik, welche die „Times“ neulich an dem russischen Finanzwesen geübt hat, ist nicht ein Mal versucht worden, weil der niedrige Stand des noch immer 33 Procent unter Pari stehenden Creditrubels die wahre Lage der Dinge zu unwidersprechlich bescheinigt, als daß Täuschungen über die Vergeblichkeit der kaiserlichen Ersparniß-Veruche noch möglich wären. Auf allen Gebieten des russischen Staatslebens vollzieht sich langsam aber stetig ein chronischer Auflösungsproceß, über dessen Unaufhaltsamkeit die Betheiligten selbst sich keine Illusionen mehr machen, an den sie sich aber gewöhnt haben und der zu Aeußerungen der Besorgniß nur noch Veranlassung giebt, wenn lärmende Zwischenfälle bezeugen, daß die Zerfetzung abermals ein neues Stadium erreicht hat.

Senfeit des Oceans haben sich in den letzten Wochen Veränderungen vollzogen, die den Abschluß eines längst vorbereiteten Proceßes ankündigen. Trügen die Anzeichen nicht, so sind die Tage der im Jahre 1860 eröffneten Ära der von der republikanischen Partei gelübten Herrschaft gezählt. Nach nahezu einem Vierteljahrhundert hat die demokratische Partei zum ersten Male wieder einen Sieg von Bedeutung erfochten. Vierzehn Jahre lang (von 1846 bis 1860) hatte diese Partei den Kampf um die Ausdehnung der Sklaverei auf die neu hinzutretenden Territorien siegreich geführt, — erst der Versuch, den Staat Kansas von Unionswegen zur Zulassung von Sklaven zu nöthigen, war ihr zum Verderben geworden. Infolge ihres Widerspruchs gegen die sog. Leecompton-Bill trennten die Demokraten des Nordens sich im Sommer 1860 von denjenigen des Südens, indem sie bei der Präsidentenwahl einen eigenen Candidaten aufstellten. Die Folge davon war, daß beide demokratische Bewerber, der Südländer Breckenridge und der Candidat des Nordens Douglas Schiffbruch litten und daß den Republikanern die Durchsetzung Abraham Lincoln's gelang. Seitdem haben die Republikaner die ihnen nach den schweren Kämpfen der Jahre 1861 bis 1865 zugefallene Beute mit eisernen Händen festgehalten und unter Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden, schließlich nicht mehr zweifelhafter Mittel zu fünf verschiedenen Malen (1864, 1868, 1872, 1876 und 1880) die Wahlschlacht gewonnen. Um eine Hauptschlacht, eine Präsidentenwahl hat es sich dieses Mal nicht gehandelt (eine solche steht erst für den November 1884 aus), wohl aber um eine Entscheidung, die der späteren präjudiciren kann, weil durch sie festgestellt ist, daß die Demokraten im Congreß und in den Repräsentantenhäusern der meisten Staaten die Mehrheit erhalten. Ausschlaggebend sind für diese Wendung Momente gewesen, die an die Krisis von 1860 lebhaft erinnern. Nicht nur daß die Sieger von damals mit ihrer Macht ebenso schmählichen Mißbrauch getrieben haben, wie ihre demokratischen Vorgänger und daß die von den Republikanern in ein förmliches System gebrachte Corruption des öffentlichen Dienstes zu einer ebenso gefährlichen Pestbeule geworden ist, wie es weiland die Sklaverei war — auch die Erscheinung hat sich wiederholt, daß die ehrlichen Männer der herrschenden Partei sich von ihren gewissenlosen Genossen getrennt und dadurch den Segnern den Sieg in die Hände gespielt haben. Bereits im November 1880 standen Reform-Republikaner und Staltwärts einander feindlich gegenüber; die Ersteren setzten die Wahl des Reformers Garfield nur durch, weil sie sich bereit erklärt hatten, den Freund Conklings, General Arthur zur Vice-Präsidentenschaft

zuzulassen. Nachdem Garfield von der Hand des Stalwartmanns Guiteau gefallen und nachdem durch die Einsetzung Arthur's die letzte Hoffnung auf eine Reform der Civilverwaltung vernichtet worden war, haben die Reformer sich von ihren ehemaligen Genossen getrennt und durch massenhafte Wahlenthaltungen den Demokraten zur Mehrheit verholfen. Die Probe auf das Exempel muß noch ein Mal gemacht werden und an Anstrengungen zur Behauptung ihrer Position wird es die republikanische Regierung während der noch zu ihrer Verfügung stehenden zwei Jahre nicht fehlen lassen. Die zum Durchbruch gekommene Bewegung noch ein Mal zurückzustauen, dürfte den heutigen Machthabern aber schwerlich gelingen und Fälschungen des Wahleresultats (wie sie im Jahre 1876, als Hayes und Tilden einander gegenüber standen, massenhaft geübt worden) sind unmöglich geworden, seit die Theilnahme der Demokraten an der Commission zur Zählung der Stimmen bei der nächsten Präsidentenwahl im Voraus gesichert ist.

Daß keine politische Partei die Fähigkeit besitzt, eine längere Periode der Macht und des Einflusses ohne Schädigung ihrer moralischen und intellectuellen Leistungsfähigkeit durchzumachen, gilt für Republiken in noch eminentem Sinne, als für monarchisch-constitutionelle Staaten. Die Wendung, welche durch die nordamerikanischen Wahlen am 7. November 1882 angekündigt worden ist, war — so zu sagen — eine Naturnothwendigkeit, das unvermeidliche Ergebnis eines Processes, der zweiundzwanzig Jahre gedauert und die verschiedensten Stadien durchgemacht hat. Auf die Wirkungen dieser Staatsveränderung wird Europa sich zwei volle Jahre und sechs Monate lang vorbereiten können, denn bis zum März 1885 wird Mr. Arthur der Herr des Weißen Hauses bleiben, von dem aus die neue Welt sich regieren läßt. — Siegreiche Oppositionsparteien theilen bekanntlich das Voos frondirender Thronerben, die nach der Katastrophe andere zu werden pflegen, als sie vorher gewesen waren. Auch im vorliegenden Falle wird abgewartet werden müssen, ob die dem Schatten der Opposition entrückten Demokraten Nordamerika's ihrem bekannten Programm: Beschränkung der Centralgewalt, Reform des Civildienstes und vor Allem der Eisenbahn-Verwaltung, Doppelwährung und Beseitigung der Schutzzölle — treu bleiben.

Wir beginnen unsre Uebersicht über die Weihnachtsliteratur diesmal mit einem vor kurzer Zeit ausgegebenen Stiche nach L. E. Böttcher's „Abend am Rhein“, von N. Bartelmeß in Dillfeldorf (Verlag von Charles Duvinage in Berlin). Das Gemälde selbst, vollendet 1860, hat bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregt. Damals war es nicht nur der Stoff, welcher fesselte, sondern auch die Art des malerischen Vortrags. Zwei und zwanzig Jahre sind seitdem vergangen, ein Zeitraum, in welchem ganz gewaltige Fortschritte der deutschen Technik fallen. Darum wirken heute die Farben zwar schwächlich und verblaßt, aber der Stoff selbst hat die alte Frische bewahrt. Die Scene entwickelt sich vor einem Wirtshause, welches eine Pfähe am Rhein beherrscht; den Hintergrund bildet ein Theil des Stroms und des jenseitigen Ufers. Es ist eine ziemlich illustre Gesellschaft, welche sich unter der weinlaubumranten Veranda zusammengesunden hat. Der Historienmaler Lessing; Hübner, der Urheber der „Schlesischen Weber“ etc. An der einen Treppentwange vereint ein Tisch eine zweite Gruppe; andre Gestalten beleben die Treppen zur Veranda und den Hohlweg, welcher vom Strom nach dem Gasthause hinaufführt. Stoff und Charakter des Bildes sind heimatisch durch und durch. Der Stiche gehört zu den besten Arbeiten der modernen deutschen Kunst. Bartelmeß ist selbst eine durchaus künstlerisch gebildete Natur, er ist ein Zeichner von feinsten Empfindung und gebiegenem Können, besitzt aber zugleich ein ungewöhnlich starkes Gefühl für die malerische Wirkung. Der Gesamteindruck des Blattes ist klar und festgeschlossen, die Behandlung der allgemeinen Stimmung, besonders des noch von den letzten Strahlen durchschimmerten dämmerigen Hintergrundes, ganz vortrefflich. Wir empfehlen das Blatt unsern Lesern dringend; es ist keine Mobearbeit, sondern eine Schöpfung, welche dem Künstler, wie dem Verleger zur Ehre gereicht.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Adolph Litz.

Daß sich auch in „Amor und Psyche“ die große Begabung des österreichischen Dichters nicht verleugnet, bedarf nicht besonderen Beweises. Das Ganze jedoch kann nicht zu den Werken gerechnet werden, denen der Dichter künftig seine Stellung in der Geschichte der Poesie zu danken haben wird. Im Allgemeinen hat sich Hamerling an die Fassung gehalten, wie sie der Sage von der Antile gegeben worden ist. Aber die Stimmung, mit welcher er Alles umgeben hat, entbehrt den Schein der Echtheit, welchen wir heute nicht mehr leicht entbehren; es ist romantisirte Antile. Was in der naiven Fassung der Alten anmuthet, erhält durch die ausführliche Behandlung des modernen Dichters einen Zug von ungemollter Komik; so in dem Theile, wo Venus der Psyche drei Aufgaben stellt. (5. Ges. S. 99 ff.). Aber noch störender wirkt etwas Andres. Daß Hamerling als echter und gedankenreicher Dichter den Stoff werde zu vertiefen versuchen, war vorauszusetzen. Es tritt das besonders in den ersten Gesängen in den Gesprächen zwischen Ceros und Psyche klar

hervor; hier wird Psyche zur symbolischen Gestalt und man empfindet auch voll den Gedanken, welcher ihr und der Verbindung mit Ceros, der himmlischen Liebe zu Grunde liegt. Aber diese symbolische Idee wird oft durch realistische Einzelheiten zu sehr verbunkelt, und unsre Phantasie schwankt, weil sie nicht weiß, wo die tiefere Bedeutung endet, und jener Realismus beginnt, welcher nur das ist, was er scheint. Die Illustrationen verrathen in jedem Stiche ihren Urheber. Es sind im Ganzen 9 Vollbilder, 24 Textillustrationen und je 6 Initialen und Schlußzeichnungen. Auf verschiedenen Blättern ist der Zauber jungfräulicher Keinheit und unbewußten Reizes ganz vorzüglich getroffen, so Vollbild 2, 4, 6, 7 und auch die Textillustration S. 13. Vielleicht hätte der Typus des Gesichts strenger festgehalten werden können. Auch die Auffassung des Ceros ist fein; jene der Venus besonders auf dem Vollbilde nach S. 94 gelungen, wenn auch ganz im Sinne moderner Empfindung. Man weiß, daß dem Künstler das Weiße, Liebenswürdige am besten gelingt, das ist auch hier der Fall. Am wenigsten befriedigt die Aufnahme Psyche's in den Olymp (Vollbild nach S. 138.) Die musterhafte Ausstattung versteht sich bei Litz von selbst.

A Hochzeit in die Berg. Dichtungen in oberbayerischer Mundart zu Hugo Kaufmann's Zeichnungen von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1882.

Ein kleines, aber köstliches Buch. Die Gedichte sind sehr nett und frisch, aber nicht in ihnen liegt der Hauptwerth dieser Gabe, sondern in den wahrhaft entzückenden Illustrationen. Es sind im Ganzen 25 Bildchen, welche theils Scenen einer Hochzeit, von der Werbung bis zum Schluß des Festes, theils Typen (Bräutigam, Brant, Musikanten etc.) darstellen. Wer je in den bayerischen Alpen gelebt hat, wird an diesen lebenssprühenden Bildern seine helle Freude haben; der Kunstkenner doppelt, denn die Arbeit ist in jeder Beziehung liebevoll und sorgsam. Besonders die Kniehüde der einzelnen Festtheilnehmer sind vorzüglich gezeichnet und voll feinen Humors. **Die Lieder des Vagen Cherubin.** Illustrirt von Fritz Wichgraf. Berlin, Alexander. 1883.

Der Urheber der Lieder, welcher über ein frisches Talent verfügt, aber nicht zur eigentlichen „Gilde“ zu gehören scheint, hat sich nicht genannt. Wichgraf, der Illustrator, ist ein noch junger Künstler; man merkt es an einzelnen Vorzeichnungen und Unsicherheiten. Aber daneben zeigt sich doch auch eine sehr frische Begabung in den hübschen Compositionen, denen es weder an innerer Amuth, noch an äußerem Reiz fehlt.

In zweiter Auflage beginnt zu erscheinen: **Chaltheare-Gallerie.** Sechs und dreißig Blätter in Stahlstich. Gezeichnet von Adamo, Hofmann, Marfat, Vecht, Schwörer, A. u. S. Spieß. Mit Text von Fr. Vecht. Erste Preis: Heinrich VIII. — Die lustigen Weiber von Windsor. — Der Kaufmann von Venedig. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Das Werk hat in der ersten Auflage einen so glänzenden Erfolg gehabt, daß zwei englische, eine schwedische und eine ungarische Ausgabe nothwendig geworden sind. Es genügt

daher, mitzutheilen, daß diese neue Auflage sowohl in größt Lieferungen, als auch vollständig bezogen werden kann.

Schatzkammer deutscher Illustratoren, enthaltend Original-Zeichnungen zu beliebigen Dichtungen. Lief. 1—3. München, Adolf Adermann.

Das Werk soll in Bänden zu je 20—25 Blättern zunächst eine Reihe besonders beliebter Dichtungen illustriren. Die vorliegenden drei Hefte bringen: Heft I u. II zehn in Lichtdrucken von Rümmler und Jonas wiedergegebenen Zeichnungen zu Wolff's „Rattensänger“ von Karl Karger — im Ganzen werden es 25 — und Heft 3: fünf Blätter in gleicher Technik von Karl Rickett zu Wolff's „Bildem Jäger“. Der kunstsinigste Verleger hat sich schon durch andre Werke auf diesem Gebiete Ruf erworben, so daß man den mit seinem Namen versehenen Verlagswerken mit günstigem Vorurtheil entgegentritt. Auch dieses Unternehmen erweckt gute Erwartungen.

Idylle aus der Vogelwelt. Achtehn Originalzeichnungen von S. Giacomelli. Mit Gedichten von Jul. Sturm und Randzeichnungen von David Franz. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Die Bilder stellen in sehr anmuthiger Weise den Lebenslauf eines Vogelpaars dar: Werbung, Nestbau, das Treiben der Kleinen u. bis zum Tod. Die Auffassung geht, trotzdem der Zug der Menschenähnlichkeit stärker betont ist, von der Naturbeobachtung aus und entfaltete in Einzelheiten reizende Laune. Die Gebilde sind sinnig, die Randzeichnungen fein, die Ansfattung splendib.

Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland von Dr. R. Grafen Stillfried-Alcantara und Prof. Dr. Bernh. Kugler. Illustr. von den ersten deutschen Künstlern. München, Friedr. Bruckmann.

Das Werk hat im reichsten Maße gehalten, was der Anfang versprochen hatte. Sener besonnene Freimuth, welchen wir schon hervor gehoben haben, zeigt sich auch in der Charakterisirung Friedrich Wilhelm's III. und in der Schilderung des Verhältnisses Fr. Wilhelm's IV. zur Bewegung von 1848. Die vorliegenden Hefte führen den Text bis zur Berufung des Grafen von Brandenburg und zur Auflösung des Parlaments. Der illustrative Schmuck ist musterhaft in jeder Beziehung; die Auswahl der Vorlagen beweist nicht nur gebiegenen Geschmack, sondern auch eine große Kenntniß des vorhandenen Materials. Ein Theil der Illustrationen ist freis unmittelbar der geschichtlichen Zeit entnommen, andre Bilder sind Copien von Gemälden bedeutender Künstler. Man empfängt überall den Eindruck der Gebiegenheit. Die Holzschnitte verdienen volles Lob. Die „Hohenzollern“ sind in Wahrheit ein Prachtwerk und ein Ehrentitel des deutschen Verlags.

Geschichte der Kunst im Alterthum. (Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom.) Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aegypten mit ungefähr 800 Abbildungen im Text. 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pitschmann. Mit

einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1882.

Der erste Band dieses bedeutsamen Wertes wird die ägyptische Kunst umfassen und in ungefähr 20 Lieferungen vollständig sein. Von diesen liegen bis jetzt fünf vor. Sie beweisen, daß eine Uebersetzung des Wertes gerechtfertigt war und freudig willkommen heißen werden darf. Geschichte, Untersuchung und ästhetische Kritik sind mit einander enge verknüpft, die Polemik bewegt sich in feinen Formen und abgemessenen Grenzen; was nicht direct zum Stoffe gehört, wird nur erwähnt, aber verführt nicht zu Abschweifungen; fest und klar treten die Hauptmächte hervor, welche den Volksgestalt gebildet haben, und jede derselben wird auf den Einfluß hin untersucht, welchen sie auf die Kunst ausgeübt hat. Perrot betrachtet die Geschichte der morgenländischen Kunst hauptsächlich als Einleitung zur Kunstgeschichte von Hellas, in welcher das Ganze, groß angelegte Werk gipfeln soll. — Es ist hier nicht möglich, einzelne kleine Einwürfe zu besprechen, noch weniger, das viele Schöne, Treffende und Neue hervorzuheben. Die Illustrationen bilden nicht nur einen Schmuck, sondern die notwendige zweite Hälfte des Buchs. Das Werk den Fachmännern zu empfehlen, ist überflüssig: aber man darf alle Künstler, Freunde der Kunst, und gebildete Laien darauf hinweisen, es wird ihnen in vielen Dingen ein Verständniß erschließen, welches sie an keines andren Führers Hand ähnlich erreichen können.

Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von Fischer, Forberg, Palm, Kraustopf, Kühn, Raab, Unger, Wörhle u. a. und mit zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Die „Kunstschätze Italiens“ versprechen eines der schönsten einseitlichsten Unternehmen zu werden, welche der deutsche Verlag in der Neuzeit hervorgebracht hat. Der Text beginnt mit Beneidig und schildert den Typus der Kunst, sichtlich, klar und verständlich. Die Holzschnitte sind nicht Clischeé, sondern durchweg Originale, die Radirungen gehören zu den besten deutscher Künstler. Das erste Heft bringt von Palma vecchio „die heilige Barbara“, radirt von Wörhle; Titian's „Madonna der Pesaro“, rad. v. Kühn und das wichtige Reiterstandbild des Colleoni, rad. v. Unger. Der coloristische Eindruck der Gemälde ist auf den zwei ersten Blättern ebenso vorzüglich wiedergegeben, wie die Kraft und Lebensenergie des plastischen Wertes auf dem dritten; die Abdrücke sind vorzüglich. Das Ganze wird in 25 Lief. mit 51 Radirungen vollständig und innerhalb eines Jahres beendet sein. Daß die übrige Ausstattung durchaus gebiegen ist, braucht man bei Werken aus diesem Verlag kaum mehr zu erwähnen. Ueber die ferneren Hefte werden wir seiner Zeit Bericht erstatten.

Von den Kostümwerken, welche wir 1880 und 1881 angezeigt haben, liegen vollendet vor: **Die Trachten der Völker**, vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrh. von Alb. Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach. 2. Aufl. Leipzig, J. G. Bach.

Das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt

bedeutet einen großen Fortschritt der ersten Auflage gegenüber. Wir weisen auf das an dieser Stelle bereits früher Besagte zurück und bemerken nur noch, daß sowohl die Behandlung des Textes wie der Bilder das Werk für Künstler, Theaterdirectoren, aber auch für Culturhistoriker zu einem sehr werthvollen Hilfsmittel macht. Daß es auch als schönes Geschenk von an richtiger Stelle verwendbar ist, erscheint selbstverständlich.

A. Racinet, Geschichte des Kostüms in 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farben-Druck. Mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, E. Wasmuth. Verf. 2—7.

Das französische Werk übertrifft an Kunstwerth das oben genannte bei Weitem; die Ausführung der einzelnen Blätter ist prachtvoll und gewiegen zugleich. Die größte Bedeutung erhält es dadurch, daß zu einer großen Zahl von Kostümen Bilder und andre Werke der Kunst aus verschiedenen Zeiten zum Muster gebient haben und so durch unmittelbare Wiedergabe zeitgenössischer Quellen die Echtheit erhärtet wird. Die Umarbeitung des Textes verdient ganz besonderes Lob. Das Werk setzt von Seiten des Verlegers so große Kosten voraus, daß man wünschen muß, es möge in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde weite Verbreitung finden. Wir machen unsre Leser auf diese Publication, welche bleibenden Werth besitzt, aufmerksam.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. Redigirt von Rudwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architecten in Stuttgart. 12 Hefte. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Das für den Aufschwung der deutschen Kunstindustrie so wichtige Unternehmen hat unter der neuen Redaction die alte Stellung behauptet. Wenn auch vornehmlich für Architecten und Kunsthandwerker bestimmt, enthält die „Gewerbehalle“ so viel Schönes, daß ihre Verbreitung in den Kreisen der Kunstfreunde zu wünschen wäre. Sie vertritt vor allem die gesunde Renaissance in ihren verschiedenen nationalen Erscheinungsweisen und macht der Coquetterie mit dem Hops, welche leider ziemlich viel bemerkbar wird, keine Zugeständnisse. Die Blätter, zum Theil farbig, sind tabellos ausgeführt.

Ueberreich ist der Weihnachtstisch mit Reise- werken versehen. Es wäre zu wünschen, daß der deutsche Verlag dieses Gebiet wieder verlasse. Nach den Prachtwerken „Italien“, „Schweiz“, „Spanien“ und „Aegypten“ ist strenge genommen keines erschienen, welches künstlerisch von Bedeutung wäre, die späteren Productionen zeigen bereits ein zum Theil handwerksmäßiges Gepräge.

Unter den neuen Erscheinungen ragen hervor: **Bilder aus der Altmark** von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius. Hamburg, J. F. Richter.

Es liegen 5 Lieferungen vor, im Ganzen sollen es 12 werden. Verfasser des Textes ist der bekannte Abgeordnete, ein seltlicher Kenner seiner Heimat; einige Abschnitte hat Oscar Schnebel geliefert. Der Berichtersteller ist von der lebendigen Schilderung auf das Angenehmste berührt worden; Vergangenheit und Gegenwart, Natur, Geschichte und Kultur finden gleicherweise Be-

rücksichtigung. Es entrollen sich die Schicksale der Städte, der Ortschaften und Geschlechter, welche in der Geschichte der Altmark eine Rolle spielen; interessante sitzengeschichtliche Ereignisse werden eingehend behandelt, das Geschick von Rüstern und Lehrlingen fesselnd ausgeführt. Sehr hübsch ist der Abschnitt über das Gymnasium von Salzwedel (S. 196 ff.). Die Bilder hat H. Dietrichs gezeichnet; sie wirken durch schlichte Wahrheit wohlthuend.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Verf. 16 bis Schluß Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Der Mangel an Einheitslichkeit, welchen wir anfangs empfunden haben, ist geschwunden; trotzdem die Individualitäten der Verfasser, Francis Broemel, Hans Hoffmann — den unsre Leser als feinebegabten Novellisten kennen gelernt haben — Adolf Rosenberg, Prof. A. Brennecke zc. sich scharf von einander unterscheiden, ist die Ausführung doch stets von verwandten Gesichtspunkten aus geschehen, so daß der innere Zusammenhang der einzelnen Auffassungen immer mehr hervortritt. Von besonderem Interesse ist der Theil, in welchem Prof. Brennecke die geschichtlich merkwürdigen Schloßbauten Altenglands, dann das Eton College und die Hochschulen von Oxford und Cambridge darstellt. Für uns fesselnd ist auch das Bild, welches gelegentlich der Schilderung von Windsor von der Jugendzeit unsrer Kronprinzessin gegeben wird; einzelne sehr liebenswürdige Züge sind privaten Mittheilungen entnommen. Als ein Besucher des Schlosses verirrt hatte und nicht mehr wußte, wo ein und aus, traf ihn Prinzessin „Bicky“ und sagte auf das Zimmer der Königin weisend: „Komm nur hinein! Es ist ja nur die Mama darinnen! die thut nichts!“ — **Rom in Wort und Bild** von Rudolf Kleinpaul. Verf. 9—26. Leipzig, S. Schmidt und C. Günther.

Es freut uns, daß wir die Empfehlung, welche wir dem Werk im vorigen Jahr mit auf den Weg gegeben haben, bestätigen können. Der Verfasser zeigt sich durchaus bewandert in der alten und neueren Geschichte Roms; er hat nicht nur Bilder, sondern die Stadt selbst studirt; Autopsie ist die Quelle, aus welcher er schöpft. Die Illustrationen rühren fast alle von ausländischen Zeichnern und Holzschneidern her; manche derselben sind uns schon in fremden Werken begegnet.

Nicht das gleiche Lob wie dem Werk über Rom können wir einer zweiten Publication desselben Verlags spenden:

Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreichs von A. von Schweizer-Lerkensfeld. Mit ca. 200 Illustr. Leipzig, Schmidt und Günther.

Man verlangt ja zwar nicht gerade viel von dem Texte derartiger Werke, welche leider! — als „Einrichtungsgegenstände“ des modernen Salons betrachtet werden. Man liest sie kaum dann, wenn als Autor irgend ein hervorragender Schriftsteller bekannt ist. Dennoch darf die ernstere Kritik verlangen, daß auch hier der Verfasser seinen Stoff nicht nur compilire, sondern denselben beherrsche und sich eines gebildeten

Stils befehle. Herr von Schweiger kommt keiner dieser Forderungen nach. Er compilirt, aber ohne jede Kritik, ohne Mithätigkeit des eigenen Wissens, und, wie es scheint, ohne das Land aus eigener Anschauung zu kennen. — Den schärfften Tadel verdient die oft unglaublich vernachlässigte Sprache. Einige Beispiele zum Beweis: (S. 75) „Die Stadt aber blieb verödet, denn die Bewohnerchaft war theils nach Sparta — übergesiedelt, theils erweiterten sie die in der Tiefe gelegenen Vorsätze zu einer respectablen Niederlassung, die sie auch heute noch ist“. (77): „Aber auch Wohnstätten gibt es hier, wie einzelne Felder darrtun“. (103): „Einer Hand öffnet sich die fessige — — Thalschlucht des Gortynios, die sich — — in den Alpheios ergießt“. (413): „Was die olympischen Spiele an sich anbelangt, so weiß man, daß ihre Gründung in uralte Mythen hinaufreicht und in Beziehung mit Heroen, wie Pelops und Herakles, gebracht werden“. Von derartigen schülerhaften Wendungen und Schnitzern wimmelt der Text. Die Illustrationen, an sich gut, wenn auch nicht eigens für diesen Text gemacht, stehen oft ganz für sich da, man sucht eine Erklärung entweder ganz umsonst, oder findet zu einem interessanten Bilde eine ganz dürftige Notiz. Man fühlt und sieht, daß dieses Prachtwerk nicht einheitlich durchgearbeitet ist; es kann nur als Bilderbuch bezeichnet werden, hätte aber sicherlich mehr sein können als das.

Palästina, herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. 7. — 20. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Der Text dieses Werkes ist musterhaft; hier gehen Gelehrsamkeit und schriftstellerische Bildung Hand in Hand; und vor allem: der Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart geht an keiner Stelle verloren. Mit steigender Theilnahme verfolgt man die Darstellung, welche gründlich, aber nie trocken das geschichtliche und kritische Element mit Schilderungen von Land und Leuten lebendig und belebend zu verbinden weiß. Es ist nicht möglich, irgend einen Theil der vorliegenden Fortsetzung besonders hervorzuhoben, denn Alles fesselt in gleichem Maße. Weniger befriedigend sind die Illustrationen. Wohl finden sich einzelne, denen man das Beiwort „vorzüglich“ nicht vorenthalten kann, deren Schnitt ebenso klar wie scharf ist; besonders ragen die Silber hervor, welche von Palmer, Meber und Saboureaux geschnitten sind; aber daneben finden sich doch sehr viele, deren Technik in ihrer Kleinlichkeit einen fast kindischen Eindruck macht. Dennoch wird das Werk seinen Werth behalten, der aber diesmal zum größeren Theil auf dem Texte beruht.

Marokko von Edm. de Amicis, deutsch von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 265 Original-Illustrationen. Wien, Pest, Leipzig. Hartleben. 1853.

Hier tritt der Gegensatz ein: Der Hauptwerth liegt in den vorzüglichen, lebensprägenden Illustrationen von Uffl und Bifeo. Diese beiden Maler und Amicis, einer der Modeschriftsteller

des gegenwärtigen Italiens, hatten die Gesandtschaft begleitet, welche von der italienischen Regierung nach Marokko geschickt worden war. Amicis verfaßte dann eine sehr ansprechende, im besten Italienisch verfaßte Schilderung der Fahrt. Herr von Schweiger hat das Original ziemlich stark umgearbeitet, aus anderen Quellen — auch aus Pietri's Beschreibung der deutschen Gesandtschaftsreise — Einschüßel gemacht und zwei Capitel angefügt „Süd-Marokko“ und „der Marokkanische Krieg 1860“. Eine gute schlichte Uebertragung des Originals wäre werthvoller gewesen. Die Illustrationen sind fast ausnahmslos vortrefflich. Der realistische Zug der modernen italienischen Kunst, nicht selten auf Gemälden störend, hat hier seine volle Berechtigung. Besonders unter den Einzelfiguren sind viele vorzüglich gezeichnet, so „Selam“ (101), „Mohammed Ducali“ (100), „Gouverneur Abballah“ (173), „der Naure Schellal“ (203) u.

Abgeschlossen liegt vor:

Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freih. von Hübner. 33. — 39. Bief. Leipzig, Schmidt und Günther.

Das von uns schon sehr warm empfohlene Werk ist sich bis zum Schluß in jeder Beziehung gleich geblieben. Der Text setzt die Darstellung von China fort und schildert zunächst die Christenmorde in Tientsin (1870). Von Hongkong aus ging die Tour über Se-non und Kanton nach Malao; das Ende des Buchs zeigt den Verfasser wieder auf europäischem Boden. Die Illustrationen sind ganz vortrefflich; als besonderer Schmuck ist dem Werke ein Bildniß von Hübner nach einem Gemälde von Carl Vlasz beigegeben.

Besonders für die erwachsene Jugend zu empfehlen sind:

Fremde Völker von Richard Oberländer. Bief. 1 — 16. Leipzig und Wien, J. Klinkhardt.

Der Verfasser hat sich durch verschiedene Popularisierungen von Reiseberichten und verwandten Schriften, wie durch selbständige Arbeit bekannt gemacht. Die Kenntniß der Quellen, zum Theil auch eigene Reisen — so in Australien — befähigten ihn zu einer volksthümlichen Schilderung des Lebens und Treibens fremder Völkerschaften. Die Darstellung ist recht gewandt; besondere Anerkennung verdient, daß der Autor, wo er es vermochte, bei Chinesen, bei Negerstämmen und Indianern, Stammesagen und religiös gefärbte Mythen mittheilt, die nicht selten sehr merkwürdig sind. Ebenso dankenswerth ist die Wiedergabe von Gefängen wider Völker. — Die Illustrationen — keine Originale — sind zum Theil recht gut, aber von allen Seiten entlehnt — mehrere kennen wir aus Hübner's Spaziergang, dort ist S. 417 eine Illustration als „der Tempel der fünfzehnter Götter in Kanton“ bezeichnet, bei Oberländer findet sich S. 4, daselbe Bild als „Pantheone einer Yagobe“, und was das Schlimmste ist: die Beschreibung, welche Oberländer von der Halle gibt — auf derselben Seite — hat mit der Illustration gar nichts zu thun. Dieses Beispiel mag genügen, um zu zeigen, daß die Illustration von Seite des Verlags nicht durchdacht ist.

5. **Leid und Lieb.** Von Friedrich Rückert. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1881.

Unter diesem Titel treten die 1872 aus dem Nachlaß des Dichters herausgegebenen „Kindertobtenlieder“ wieder vor das deutsche Volk. Das Buch gehört zu den intimsten Schöpfungen unserer Poesie. Der Dichter hat sie nach dem Verlust zweier lieber Kinder, seiner jüngsten, im Jahre 1834 für sich selbst geschrieben, ohne den Gedanken zu hegen, diese Zeugen seines Schmerzes und seiner Hoffnungen, seiner Leiden und der festen gläubigen Zuversicht zu veröffentlichen. Gerade dadurch aber erbalten sie eine höhere Weihe, eine tiefergreifende Innigkeit; es liegt etwas unendlich Tröstendes in dem allgemeinen Gedankengange dieser Lieder, welche sich vom individuellen Schmerzgefühl zu reinen Höhen aufschwüngen und in einem echten, tiefempfundnen Glauben Trost und Stärke geben. Das Buch verdient Hausfreund der deutschen Familie zu werden. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

5. **Neue Gedichte** von Ernst Scherenberg. Leipzig, Ernst Weil. 1882.

Das bescheidene, aber inhaltreiche Bändchen, welches wir den Lesern anzeigen, besteht aus fünf Abtheilungen: Stimmungen. In der Krankheit. Sprüche und Sinngebichte. Vermischte Gedichte. Zeitgedichte 1874—1882. Nicht ohne ein leises Gefühl von Behmmuth haben wir die ersten drei Theile gelesen; es zieht durch sie wie herbstliches Raufchen; in ergreifenden Tönen spricht zu dem Leser ein Dichter, welcher viel erkämpft, aber noch viel mehr gekämpft hat; besonders das schöne Gedicht „Um meiner Lieben willen“ (S. 19) läßt uns einen tiefen Einblick in das innere Leben und die Seele des Dichters thun. Als Gegensatz zu diesen durch ihre Schlichtheit fesselnden Liedern spricht sich mannhaftes, echtes Vaterlandsgefühl in den Zeitgedichten aus; man empfindet überall das Wahre und Echte dieser Liebe zu Deutschland heraus. Wir empfehlen diese „Neuen Gedichte“ unsern Lesern auf das Wärmste; sie werden ihnen den Dichter noch lieber machen, als er es schon so vielen ist.

5. **Hochzeitsalbum.** Wittenberg, H. Herrosé.

In sehr geschmackvoller Ausstattung liegt uns ein „Hochzeitsalbum“ vor, welches die Bestimmung hat, jungen Ehepaaren zur Erinnerung an „des Lebens schönste Feier“ zu dienen. Das erste Blatt enthält die Widmung, der sich eine kleine aber sinnig gewählte Auswahl von Gedichten und Sprüchen anschließt. Dann folgen in mehreren Abtheilungen leere Blätter, zu Einzeichnungen der Gäste, der Freunde und verschiedener Gedentage der Familie. Der Eindruck des sehr hübsch gebundenen Buches ist äußerst gefällig, der Zweck ein sinniger: wir dürfen es als Gelegenheitsgeschenk bestens empfehlen.

6. **Unser Jahrhundert.** Ein Gesamtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit von Otto v. Leizner. Mit Illustrationen. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Mit Ausgabe des fünften Buches (Ueberschau von 1864—1880) ist das treffliche Werk vollendet, von welchem wir, während seines Erscheinens, wiederholt mit verdienter Anerkennung

gesprochen haben. Was dasselbe von Anfang bis Ende charakterisirt, ist die Gewissenhaftigkeit des Verfassers; eines Mannes, der, im Ringen mit seinem ungeheuren Stoffe gekämpft und gewachsen, die Schranken alles menschlichen Wissens erkannt hat und nicht mehr zu bieten vorgibt, als er in der Wirklichkeit bietet. „Es glaube Niemand, aus meinem Buch eine volle Kenntniß irgend eines Wissenszweiges schöpfen zu können“, sagt er; „nur einzelne der wichtigen Hauptgedanken konnten in ihrer Entwicklung und ihrem Zusammenhange verfolgt werden.“ Das Ziel aber, welches der Verf. vor Allem angestrebt und, soweit unser Urtheil geht, erreicht hat, liegt auf einem anderen Gebiet: auf das sittliche Bewußtsein seiner Leser hat er wirken, ihnen in der Darstellung unserer modernen Entwicklung zeigen wollen, daß es nach der bewunderungswürdigen intellectuellen Arbeit unseres Jahrhunderts, und in der unerschütterlichen Festhaltung ihrer Resultate, nunmehr der moralischen Arbeit bedarf, um unser nationales Leben in das von allen Seiten vermiste Gleichgewicht zu bringen. Auf dieser Grundanschauung beruht das Werk und sie wenigstens ist consequent durchgeführt worden, wenn auch sonst Mängel hervortreten mögen, welche durch den Plan selber bedingt waren. Denn kein Einzelner wird sich einbilden, die ganze Fülle der Erscheinungen bemeistern zu können. Aber mit redlichem Bemühen hat der Verfasser sich bestrebt, seinem großen Gegenstande gerecht zu werden, und nicht nur wird man überall seine reinen Absichten erkennen: man wird ihm auch zugestehen müssen, daß er eine Schilderung des Jahrhunderts gegeben hat, in welcher kein wesentlicher Zug desselben fehlt und welche, von den gesundesten Principien ausgehend, nicht anders als bildend und veredelnd wirken kann. Und das ist gewiß das größte Lob, welches einem solchen Werke gespendet werden mag.

6. **Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens** mit technologischen und wissenschaftlichen Abbildungen und vielen Karten der Astronomie, Geographie, Geognosie, Statistik und Geschichte. Dritte Auflage. 1.—4. Lieferung. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1882.

Mit aufrichtigem Vergnügen zeigen wir das Erscheinen einer neuen, der dritten, Auflage dieses ausgezeichneten Werkes an, welchem an gedrängter Kürze, Vollständigkeit und zweckmäßiger Einrichtung für den Handgebrauch kein anderes gleichkommt. Ein Schatz zuverlässiger und für das nächste Bedürfniß ausreichender Informationen ist in diesen beiden Bänden enthalten; wer sich einmal an sie gewöhnt hat, würde sie nicht mehr vermissen mögen und wer sie noch nicht kennt, wird uns Dank wissen, daß wir ihn nachdrücklich darauf verwiesen haben. „Meyer's Hand-Lexikon“ ist eines von den Büchern, welches wirklich in keinem gebildeten Hause fehlen sollte; und es ist unnöthig hinzuzufügen, daß diese dritte Auflage mit der Zeit gleichen Schritt gehalten und Alles berücksichtigt hat, was seit Ausgabe der zweiten (1875) auf dem weiten (wissenschaftlichen) Gebiet der Wissenschaft, Technik, Kunst, Geschichte, Naturgeschichte, etc. vorgefallen ist. Die Ausstattung ist außerordentlich schön und die ganze

- Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:
- Keschloß.** — Keschloß Tragödien. Deutsche Nachdichtung von Oswald Warbach. Stuttgart, G. F. Schwab'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.
- Kra.** — Die Elvaden. Trauerspiel in fünf Acten von Gottfried Kga Halle, G. R. Veffler (H. Stricker). 1883.
- Kerg.** — Das Buch der Bücher. Aphorismen der Welt-Literatur. Gesammelt und geordnet von Egon Berg. I. Bd.: Herz und Natur. II. Bd.: Geist und Welt. Wien u. Leipzig, Carl Prochaska's Verlag.
- Kerliner A. B. C.** Alphabetisches Eisenbahn-Kursbuch nach amtlichen Quellen bearbeitet im Kurzbureau von Brauch & Rothenstein. Berlin, Verlag der Centralbuchhandlung.
- Killer.** — Ulli. Geschichte eines unerzogenen Mädchens von E. Killer. Leipzig, Carl Reißner. 1882.
- Koc.** — Dictionnaire de l'art, de la curiosité et du bibelot. Par Ernest Koc, Architecte. Paris, Librairie de Firmin-Didot et Comp. 1883.
- Kraib.** — Der Hypnotismus. Ausgew. Schriften von J. Kraib. Deutsch herausgegeben von W. Freyer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.
- Kunge.** — Deutsche Samdriterrichten. Frauenbilder von Rudolf Kunge. Mit acht Portraits. Leipzig, Carl Reißner. 1883.
- Kupfer.** — Geschichte der Russl. Sechs Vorträge über die fortschreitende Entwicklung der Russl in der Geschichte von Ludwig Kupfer. Berlin, Carl Habel. 1882.
- Kupfer.** — Partitur-Studium. Reublation der klassischen Reiter an zahlreichen Beispielen von Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Wagner u. A., erläutert von Ludwig Kupfer. Berlin, Carl Habel. 1882.
- Camallantion, Die, und die Kieselofen oder Die Schraube ohne Ende.** Eine Studie für Stadtverordnete von einem Berliner Steuerrahler. Berlin, R. Pohl's Verlag. 1882.
- Carlsson.** — Erzählungen von Egbert Carlsson. I. Bd.: Ein Stadtjuher von Braunsberg. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. II. Bd.: Legen und Palette. Roman aus Bayern's Vergangenheit. Halle a. S., Buchhandlung des Wallenhaus's. 1883.
- Clement.** — König Ludwig XI. von Frankreich. Trauerspiel in fünf Acten von Gotthard Clement. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.
- Dahn.** — Helictas. Historischer Roman aus der Völkerverwanderung von Felix Dahn. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1882.
- Deutsche Bühne, die, deren geistliche Entwicklung.** In Bild und Wort dargestellt von einem Wimeraner. Treiden, Verlag von Wilhelm Streit. 1882.
- Dies Irae.** Erinnerungen eines französischen Officiers an die Tage von Sedan. Stuttgart, Carl Krabbe. 1882.
- Disserturen, die.** Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der Rheinisch-ungarischen Monarchie. Zwölfter Jahrgang. Der Reinertrag ist dem Fonds zur Errichtung einer höheren Lehrerschule gewidmet. Wien. In Commission der F. F. Hof- u. Staatsdruckerei. 1883.
- Erasmus-Charitas.** — Ausgewählte Werke von Erasmus-Charitas. Kritische Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengefaßt von Ludwig Han. Sfg. 19-24. Stuttgart, Neigeyer'sche Verlagsbuchhandlung. 1882.
- Fahnenrath.** — Im Schöße des Lobs. Drama in 3 Acten nach dem Spanischen des Don Jose Echegaray von Dr. Johann Fahnenrath. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1882.
- Freiligrath-Krocker.** — Alice thro' the Looking-Glass. And other fairy plays for children. By Katho Freiligrath-Krocker. London, W. Swan Sonnenschein and Co.
- Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen.** Band I. Geschichte der französischen Literatur von Eduard Engel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.
- Glafer.** — Sabonarola. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Blüthezeit der Renaissance in Florenz und in der ewigen Stadt von Dr. Wolf Glafer. Leipzig, Otto Spamer.
- Goldammer.** — Das Buch vom Rinde. Tas Rind in den drei ersten Lebensjahren. Ein Buch für Rinder. Von Hermann Goldammer. Sfg. 1-2. Berlin, Carl Habel. 1882.
- Goldschmidt.** Ueber die Zukunft und Berechtigung des Judenthums. Von Dr. J. Goldschmidt. Neuwied, Neuler's Verlag. 1881.
- Goldschmidt.** — Ruffische Märchen von Wilhelm Goldschmidt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1881.
- Grotte.** — Gedichte von Julius Grotte. In neuer, durchgelebener und vermehrter Auswahl, mit einer Zufchrift von Paul Grotte. Berlin, G. Grote. 1882.
- Hartmann-Hörm.** — Herobias. Roman in 3 Bänden von Carl Hartmann-Hörm. Heide, Trud und Verlag von F. Paug. 1882.
- Hartner.** — Versuche und Erfolge. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Eva Hartner. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1882.
- Helmgraben.** — Eine Monatschrift, gegründet und geleitet von F. R. Kofeger. VII Jahrg. Heft 2. Graz, Lehmann-Josefthal.
- Hellwald.** — Naturgeschichte des Menschen. Von Friedrich von Hellwald. Sfg. 18-23. Stuttgart, W. Spemann. 1882.
- Hiltl.** — Der alte Derflinger und seine Dragoner. Lebensbilder aus den Tagen der Franzosenriege von Matheson, Hehrhelin und Steitin. Von Georg Hiltl. 3. Aufl. Leipzig, Otto Spamer. 1882.
- Hollfelder.** — Im Banne Fortuna's. Eine Erzählung von H. Hollfelder. Badapur, G. Grill. 1883.
- Huber.** — Im Sozialistenstaat. Schauspiel in drei Aufzügen von Adolf Huber. Achem, E. Bott'sche Buchdruckerei. 1882.
- Ilwolf.** — Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit. Von Franz Ilwolf. Graz, Leuschner und Lubensky. 1882.
- Jensen.** — Aus stiller Zeit. Romellen von Wilhelm Jensen. Zweiter Band. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.
- Jugend, Deutsche.** — Illustrierte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Köhnecker. 2. Band. Leipzig, Verlag von Alphon's Parr.
- Jungbans.** — In fernemeller Sommeracht. Märchen von Emil Jungbans. Frankfurt a. M., Heinrich Grobel. 1883.
- Junker.** — Schleier der Raja. Roman von E. Junker. 4 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.
- Kaden.** — Pompejanische Romellen und andere von Woldeemar Kaden. Stuttgart, Adolf Bong & Comp. 1882.
- Kaemmel.** — Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit. Von Prof. H. J. Kaemmel. Aus seinem Nachlasse herausg. von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882.
- Kauffmann-Stieler.** — In der Sommerfrisch. Federzeichnungen von Hugo Kauffmann, mit Zeichnungen in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. Stuttgart, Verlag von Adolf Bong & Comp. 1883.
- Keller.** — Ein Apostel der Wiederkehr. Von Emil Keller. Leipzig, S. Hirzel. 1882.
- Kern.** — Drei Charakterbilder aus Goethe's Faust. Faust, Gretchen, Wagner. Von Franz Kern. Oldenburg, Ferdinand Schmidt. 1882.
- Kang.** — Kulenischloß. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Paul Kang. Stuttgart, Adolf Bong & Comp. 1882.
- Keigner.** — Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen. Das Schriftthum der altorientalischen und altklassischen, sowie der neueren Völker. II. Band. Die Literatur der Spanier, Portugiesen, Rumänen, Engländer, Nordamerikaner, Stambinader, Niederländer, Slaven, Ungarn und Neu-Griechen. Mit 115 Text-Abstr. u. Leipzig, Otto Spamer. 1883.
- Keigner.** — Die beiden Marzen, und andere Romellen von Otto von Keigner. Berlin, Otto Jonte. 1882.
- Ketsang.** — Dem Manne ist Alles erlaubt. Schauspiel in vier Aufzügen von Anna Baronin Ketsang. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1882.
- Kist.** — Gesammelte Schriften von Franz Kist. Bd. V. Streifzüge. Kritische, polemische und zeitgeschichtliche Essays. Deutsch bearbeitet von V. Kamann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.
- Literaturdenkmale, Deutsche.** — Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudruck herausgegeben von Richard Seuffert. Band VII. Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772. Erste Hälfte. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.
- Päble.** — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Päble. Zweite, verb. u. verm. Auflage. 9. und 10. Sfg. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1872.
- Lätow.** — Die Kunstschatze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lätow. Mit Kadirungen und zahlreichen Textillustrationen. I. Lfg. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.
- Rainländer.** — Die Philosophie der Erfindung. Von Philipp Rainländer. Zweiter Band. I. Sfg. Frankfurt a. M., G. Kornitz. 1882.
- Rara.** — Musikalische Studententöpfe von La Rara. 3. Band: Die Frauen im Ienteben der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Marie. — Im Stillen. Sättlerungen dem heimischen Ged. Von Marie. Aus dem Norwegischen von D. Steff. Petersen, C. Bertelsmann. 1882.

Meinardus. — Mozart. Ein Künstlerleben dargestellt von Ludwig Meinardus. Mit zwei Porträts in Stahlgr. Berlin und Leipzig, Verlag von J. Suttentag. 1883.

Milow. — Gedichte von Stephan Milow. Neu durchgesehene und beträchtlich vermehrte Gesamtausgabe. Stuttgart, Adolf Bong & Comp. 1882.

Müller-Amorbach. — Der Dürnbacher Rossgelb. Ein Würzburger Weinmärchen von Wilhelm Müller-Amorbach. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 1882.

Musikalisches Künstler-Album. — Vierzehn Original-Compositionen von Kammerlander, Kessler, Kadner, Prestele, Rheinberger, Willner, und Zeichnungen von Freitag, Traub und Jehme. Augsburg, B. Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Muyden-Frauberger. — Die Erfindungen der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit Rücksicht auf Patentwesen und Kunst-Industrie. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des kaiserl. Patentamtes herausgegeben von Dr. G. van Muyden und Heinrich Frauberger. Reich illustriert. Leipzig, Otto Spamer. 1883.

Raumann. — Illustrierte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus den frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Raumann. Vg. 14—18. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Rorrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Rorrenberg. II. Bd. Vg. 5—6. Rünster, Adolf Ruffel's Verlag. 1882.

Ompfeda. — Der Anfänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart von Ludwig Freiherrn von Ompfeda. Leipzig, Georg Döhme. 1883.

Ompfeda. — Aus England. Neue Bilder aus dem Leben in England von Ludwig Freiherrn von Ompfeda. (Bd. 2 der VII. Serie des Allg. Vereins f. deutsche Literatur.) Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Peschier. — Gaius Tegner. Sein Leben und Dichten mit einem Blüthenkranz aus seinen lyrischen Gedichten. Festgabe zu dem hundertjährigen Jubiläum des Dichters der Frühjahrsloge von Eugene Peschier. Jahr. Moritz Schauenburg. 1882.

Petersen-Nielsen. — Hvad danske Industridivende forlange af Staten. En Oversigt af Aleksis Petersen-Nielsen. Kjøbenhavn, Nielsen & Lydiche. 1882.

Pierer. — Briefe aus Italien von Dr. W. Pierer. Darmober, Selbstverlag des Verfassers. 1882.

Pils. — Der Geist der Freimaurerei in Erzählungen, Biographien, Licht- und Schattenbildern, Abhandlungen, Reden u. Gedichten von Br. Carl Pils. Leipzig, Bruno Zschel. 1882.

Pohl. — Gedichte von Richard Pohl. Zweite Aufl. Baden-Baden, Emil Sommermeier. 1883.

Preyer. — Hunyadi Bahló. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Johann N. Preyer. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1882.

Proell. — Dolce far niente. Hochseilreisefriede von südwärts der Gotthardbahn. Von Johannes Proell. Stuttgart, Adolf Bong & Comp. 1882.

Redwig. — Ein deutsches Hausbuch. Von Oscar von Redwig. Stuttgart, J. C. Costa'sche Buchhandlung. 1883.

Rehmke. — Der Pessimismus und die Sittenlehre. Eine Untersuchung von Johannes Rehmke. Leipzig, Julius Klinckschardt. 1882.

Reichenberger. — Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Von Peter Reichenberger. Berlin, Julius Springer. 1882.

Riede. — Pythagoras. Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland. Der studierenden Jugend gewidmet von Dr. Adolf Riede. Mit 50 Text-Abbild. u. Leipzig, Otto Spamer. 1883.

Röder. — Marionetten. Eine Novelle von Friedrich Röder. Herlohn, Verlag von Biederer.

Rumpelt. — Bruchsteine zum Bau. Zusammengetragen zum Gebrauche für Zukünftige und Unzukünftige von G. H. F. Rumpelt, gen. Emil Walthert. Leipzig, Bruno Zschel. 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Volkmann. VII. Serie. Heft 400. Die neuesten Entdeckungen auf dem Planeten Mars. Von Dr. F.

Hoffman
Ein Bild
G. Heide
Schad. —
von Schö
gart, J.
Scheffel. —
vom Ober
hundert
Stuttgart
Schmid
zu Schön
Verlagsh
Schramme
und Geld
entwicklung
Schramme
1882.
Schwab. —
neuverme
leitung v
mann. 18
Schwarz. —
Des erste
theilung.
Schwebel. —
fängen bi
Schwebel.
1883.
Schwijger
Rundart
Solothurn
2. Heft.
Eutermei
1882.
Spamer's
ontel. G
Ernst von
malbes.
Hausfreun
schwunden
Adolf Gla
Herausgeg
Die Boere
u. Schilde
Leipzig, 2
Springer, —
gewerbe in
Kudolf Spr
1881.
Stieler. —
Stieler.
Stieler-Ka
Illustratione
Carl Stie
Comp. 18
Stord. —
Ausgabe.
handlung.
Suttner. —
Suttner.
1883.
Tangerman
ethischen
schaft und
(Granella.)
Taubert. —
Berlin, W
Tegner. — G
gegeben zu
und überse
Leipzig, O
Woh. — Vie
verlag von
Woh. — Po
von Richa
Wanief. —
die deutsc
Mit Benutz
Wanief. A
Weitbrecht.
Carl Weit
1882.
Weltpost. —
sation und
Lesser. II.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Bierer's
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unter

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 63063 2376



Marie. — Im Stillen. Schilderungen dem heimischen Herd. Von Marie. Aus dem Normegischen von O. G. Gieß. Gütersloh, G. Bertelsmann. 1882.

Reinardus. — Rogart. Ein Künstlerleben dargestellt von Ludwig Reinardus. Mit zwei Porträts in Stahlstich. Berlin und Leipzig, Verlag von J. Guttentag. 1883.

Milow. — Gedichte von Stephan Milow. Neu durchgesehen und beträchtlich vermehrte Gesamtausgabe. Stuttgart, Adolfs Bong & Comp. 1882.

Müller-Amorbad. — Der Dürbacher Mostgeist. Ein Würzburger Weinmärchen von Wilhelm Müller-Amorbad. Würzburg, Stabelfache Buchhandlung. 1882.

Musikalisches Künstler-Album. — Vierzehn Original-Compositionen von Kammerländer, Kleffel, Fagner, Prestele, Rheinberger, Willner, und Zeichnungen von Frehtag, Traub und Zehme. Augsburg, B. Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Rudens-Frauberger. — Die Erfindungen der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit Rücksicht auf Patentwesen und Kunst-Industrie. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des kaiserl. Patentamtes herausgegeben von Dr. G. van Ruden und Heinrich Frauberger. Reich illustriert. Leipzig, Otto Spamer. 1883.

Raumann. — Illustrierte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus den frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Raumann. Vg. 14—18. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. II. Bd. Vg. 5—6. Münster, Adolfs Kuffell's Verlag. 1882.

Ompfeda. — Der Anfänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart von Ludwig Freiherrn von Ompfeda. Leipzig, Georg Böhme. 1883.

Ompfeda. — Aus England. Neue Bilder aus dem Leben in England von Ludwig Freiherrn von Ompfeda. (Bd. 2 der VII. Serie des Allg. Vereins f. deutsche Literatur.) Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Peschier. — Claias Legner. Sein Leben und Dichten mit einem Blüthenkranz aus seinen lyrischen Gedichten. Festgabe zu dem hundertjährigen Jubiläum des Dichters der Freithofstage von Eugène Peschier. Jahr, Moritz Schauenburg. 1882.

Petersen-Studnitz. — Hvad danske Industridrivende forlange af Staten. En Oversigt af Aleksis Petersen-Studnitz. Kjøbenhavn, Nielsen & Lydiche. 1882.

Pieper. — Briefe aus Italien von Dr. W. Pieper. Hannover, Selbstverlag des Verfassers. 1882.

Pilz. — Der Geist der Freimaurei in Erzählungen, Biographien, Licht- und schattenbildern, Abhandlungen, Reden u. Gedichten von Br. Carl Pilz. Leipzig, Bruno Zschel. 1882.

Pohl. — Gedichte von Richard Pohl. Zweite Aufl. Baden-Baden, Emil Sommermer. 1883.

Preher. — Gunhady Vaglo. Trauerbittel in fünf Aufzügen von Johann R. Preher. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1882.

Proelß. — Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von sudwärts der Gotthardbahn. Von Johannes Proelß. Stuttgart, Adolfs Bong & Comp. 1882.

Redwig. — Ein deutsches Hausbuch. Von Oscar von Redwig. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Rehmke. — Der Pessimismus und die Sittenlehre. Eine Untersuchung von Johannes Rehmke. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1882.

Reichensperger. — Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Von Peter Reichensperger. Berlin, Julius Springer. 1882.

Riecke. — Pythagoras. Zeit- und Lebensbild aus dem alten Griechenland. Der studierenden Jugend gewidmet von Dr. Adolf Riecke. Mit 50 Text-Abbild. u. Leipzig, Otto Spamer. 1883.

Röber. — Marionetten. Eine Novelle von Friedrich Röber. Hierlohn, Verlag von Wädeler.

Rumpelt. — Bruchsteine zum Bau. Zusammengetragen zum Gebrauche für Junge und Unzunge von G. H. F. Rumpelt, gen. Emil Walther. Leipzig, Bruno Zschel. 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. herausg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtendorff. VII. Serie. Heft 400. Die neuesten Entdeckungen auf dem Planeten Mars. Von Dr. F.

Hoffmann. Heft 401. Viduus und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. Von Dr. E. Heidenreich. Berlin, Carl Habel.

Saad. — Gesammelte Werke des Grafen Adolfs Friedrich von Saad. In sechs Bänden. 1. B. 1. Vg. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. 1882.

Scheffel. — Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang von Oberlein von Joseph Victor von Scheffel. Ein-hundertste Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart, Adolfs Bong & Comp. 1882.

Schnaich-Carolath. — Dichtungen von Prinz Emil zu Schnaich-Carolath. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Schrammen. — Alldeutsches Land. Bilder aus der Sitten- und Helden-Sage, aus der Geschichte und Kultur-entwicklung des deutschen Volkes. Von Johannes Schrammen. Zweite Vg. Köln, G. Heintz. Mayer. 1882.

Schwab. — Gustav Schwab's Gedichte. Geschichte und neuberarbeitete Ausgabe mit einer biographischen Einleitung von Gotthold Klee. Gütersloh, G. Bertelsmann. 1882.

Schwarza. — Die Demokratie. Von Julius Schwarza. Des ersten Bandes zweite Hälfte. Erste bis vierte Abtheilung. Leipzig, Duncker & Humblot. 1878—82.

Schwebel. — Deutsches Bürgerthum. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1806, dargestellt von Oscar Schwebel. Berlin, Ahenheim'sche Verlagsbuchhandl. 1883.

Schweizer-Dütsch. — Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. Heft 11. Aus dem Ranton Solothurn. 1. Heft. Heft 12. Aus dem Ranton Bern. 2. Heft. Gesammelt und herausg. von Prof. O. Entenmeister. Bärlic, Verlag von Orell Bässli & Comp. 1882.

Spamer's Neue Volksbücher. Bd. 8. Der Erb-onkel. Charakterbilder aus einer kleinen Stadt. Von Ernst von Waldow. Bd. 16. Der Sohn des Schwarz-waldes. Johann Peter Hebel und der rheinische Hausfreund. Von Franz Otto. Bd. 20. Das ver-schwundene Document. Volksthümliche Erzählung von Adolfs Glaser. Bd. 30. Poetisches Vaterlandsbuch. Herausgegeben von Johannes Meyer. 2. Bd. Bd. 44. Die Woers und ihre Selbständigkeitskämpfe. Bilder u. Schilderungen aus Sibaria. Von A. O. Rohl. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Springer. — Statistisches Handbuch für Kunst und Kunst-gewerbe im deutschen Reich 1881. Herausgegeben von Rudolf Springer. Berlin, Waidmann'sche Buchhandlung. 1881.

Stieler. — Wanderzeit. Ein Liederbuch von Carl Stieler. Stuttgart, Adolfs Bong & Comp. 1882.

Stieler-Rassmann. — A Hodgett in die Berg. Illu-strationen von Hugo Rassmann, Dichtungen von Carl Stieler. Stuttgart, Verlag von A. Bong & Comp. 1882.

Stord. — Gedichte von Friedrich Stord. Erneuerte Ausgabe. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlags-handlung. 1883.

Sutner. — Inventarium einer Seele. Von B. von Sutner. (E. Dulot.) Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Tangermann. — Das liberale Princip in seiner ethischen Bedeutung für Staat und Kirche, Wissen-schaft und Leben. Von Dr. W. Tangermann. (Victor Granello.) Köln, G. H. Mayer. 1883.

Taubert. — König Rother. Von Emil Taubert. Berlin, Walther und Apolant. 1883.

Legner. — Claias Legner's Lyrische Gedichte. Heraus-gegeben zum 100jährigen Geburtsstag des Dichters und überfegt von Gottfried von Leibnig. 2 Theile. Leipzig, Oscar Reiner.

Vog. — Lieder von Max Vog. Berlin, Commissions-verlag von Eugen Grofer. 1883.

Vog. — Vater Modestus. Schauspiel in fünf Acten von Richard Vog. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Wanief. — Immanuel Byra und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Von Dr. Gustav Wanief. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Weitbrecht. — Verirrte Leute. Sechs Novellen von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolfs Bong & Comp. 1882.

Weltpost. — Blätter für deutsche Auswanderung, Koloni-sation und Weltverkehr. Herausgegeben von Richard Lesser. II. Jahrg. 15. Hft. Leipzig, Weltpost-Verlag.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pieper'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.